This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Lessings Leben

von

H. Düntzer.

Given to the
German Seminar Library, Taylor Institution,
in memory of
Henry Tresawna Gerrans
Curator of the Taylor Institution
1908 – 1921
By his Wife

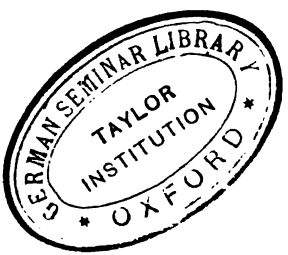
REF. G. 11, 406
~~E-I 696 A. 119~~

Given to the
German Seminar Library, Taylor Institution,
in memory of
Henry Tresawna Gerrans
Curator of the Taylor Institution
1908 - 1921
By his Wife

REP. G. 11, 406
~~E-T 696 A 119~~

G. 5. f. 4.

Lessings Leben.


GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

Leſſings Büſte von Krull (1781),
nach photographiſcher Aufnahme.

Leſſings Leben

von

Heinrich Düntzer.

Mit authentiſchen Illuſtrationen:

46 Holzſchnitte und 8 Facſimiles.

Ein Adler hebet ſich von ſelbſt der Sonne zu.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag
(Ernſt Hoppe).
1882.

Ein Deutſcher Schriftſteller ein Deutſcher Märtyrer.

Alle Rechte vorbehalten.

THEOLOGICAL SEMINARY LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

Leſſings Siegel nach dem Abdrucke auf deſſen Brief an den Kupferſtecher Meil vom 22. Januar 1768, mit Genehmigung des um das vorliegende Werk hochverdienten Herrn Landgerichtsdirektor Rudolf Leſſing in Berlin zum erſtenmal gegeben.

In ſittlicher und geiſtiger Kraft liegt des Menſchen Werth. Seine Perſönlichkeit zeigt ſich um ſo bedeutender, je gewaltiger die Schwierigkeiten, gegen die er anzukämpfen hat, je vollendeter er im Ringen mit dieſen ſich auslebt; den höchſten Gipfel erreicht ſie, wenn ihre Erfolge in die geiſtige Entwicklung des Volkes, ja der Welt fördernd eingreifen. In dieſem reinen Lichte der Menſchheit müſſen wir diejenigen ſchauen, zu denen wir als unvergänglichen Geiſtesgeſtalten emporblicken, die von ſelbſtbewußtem Streben einer immer höhern, im Jenſeits ſich fortſetzenden Entwicklung ſtetig entgegengetrieben wurden.

Unter den Deutſchen Geiſteshelden übertrifft keiner an Wahrheitsdrang, Klarheit, Mannhaftigkeit und Herzensreinheit den Dichter des „Nathan". Fern von der beſchränkten Eigenſucht, ſich zunächſt ein bequemes äußeres

Leben zu zimmern, wollte er trotz aller Hindernisse und Rücksichten frei seiner auf Erforschung der Wahrheit und vollendetste dichterische Gestaltung im Drama gerichteten Neigung folgen, in der Hoffnung, ihm werde, habe er gezeigt, was er vermöge, ein entsprechender äußerer Wirkungskreis nicht fehlen. Ausreichende Stellen im Joche eines seiner Seele fremden Dienstes boten sich ihm schon frühe dar, aber sein Genius widerstand den schmeichlerischen Lockungen des Behagens; da überraschte ihn das Glück mit einer reizenden Aussicht, er sollte in Begleitung eines geistig begabten frei stehenden Jünglings die Schätze der Wissenschaft und Kunst in den gebildeten Ländern schauen. Doch der Krieg störte die angetretene Reise, er mußte in Leipzig die traurigsten Zeiten erleben, die ihn zu jeder dauernden Arbeit unfähig machten. Aus Berlin, wohin es den in allen seinen Hoffnungen Getäuschten zurücktrieb, verscheuchte ihn der stürmische gegen seine Landsleute gerichtete Preußische Patriotismus, und da an eine baldige Beruhigung Deutschlands nicht zu denken war, schlug ihn das Bedürfniß der Herstellung seiner Gesundheit in die Fesseln eines Herrendienstes, in welchem er sich die Mittel zu längerer Freiheit und zur Unterstützung von Eltern und Geschwistern zu gewinnen hoffte. Aber wie hätte er bei seiner Redlichkeit und sorglosen Freigebigkeit Schätze zu sammeln vermocht! Der einzige Schatz, den er sich im leidigen Dienst erwarb, war eine Bücherſammlung. Zur Erholung von den lästigen Dienstgeschäften mußte er einen großen Theil seines kostbarsten Besitzthums, der Zeit, in leeren, ja unwürdigen Zerstreuungen vergeuden, wenn er sich auch so wenig der Wissenschaft und Forschung entzog, daß er während dieser Jahre in allen Fächern, in

denen er sich später auszeichnete, wesentlich fortschritt oder den ersten Grund legte. Die ihm winkende Aussicht, eine andere, freie Muße und reiches Auskommen bietende Stelle zu erhalten, versagte, und so sah er sich wieder auf das weite Meer verschlagen. Zwar durfte er der Hoffnung leben, durch ein begonnenes archäologisches Werk sich in seiner Sächsischen Heimat eine ihm zusagende Stelle zu erwerben, und auch ein Lustspiel, von dem er sich durchschlagenden Erfolg versprach, wartete nur noch auf die letzte Hand: aber selbst sein „Laokoon" blieb in Dresden ohne Wirkung, auch von keiner andern Seite regte sich ein rettender Götterarm, ja als Friedrich der Große die ohne sein Zuthun erfolgte Empfehlung zu einer Bibliothekarstelle barsch zurückwies, konnte er es nicht länger in der ihm verhaßt gewordenen, von Französischem Uebermuth beherrschten Preußischen Hauptstadt aushalten. Da schien sich der Zufall seiner anzunehmen, aber nur um sein Leben noch mehr zu verwirren. Die Hoffnung, als Dramaturg beim Hamburgischen Nationaltheater wenigstens auf einige Jahre ein ruhiges, wirksames Leben zu finden, verflüchtigte sich nur zu bald, und die gleichzeitig mit einem Freunde unternommene Buchdruckerei sollte, statt des erwarteten Gewinns, nur seine Schulden vermehren, so daß ihm auch nach dem Verkaufe seiner Bücherſammlung die Mittel abgingen, eine Reise ins Land der Antiken anzutreten, deren Anschauen für seine archäologischen Studien zur Nothwendigkeit geworden. Der durch Klopstock in ihm angeregte Glaube, der Kaiser werde ihn an ein in Wien zu errichtendes Nationaltheater berufen, endete mit bitterstem Aerger. War ihm in dieser Weise die mit warmer Begeisterung ersehnte Schaffung einer Deutschen Bühne gründ-

lich verleidet, so gelang es leicht dem Ehrgeize eines kleinen Fürsten, den von König und Kaiser abgelehnten Mann, der sich geistig diesen ebenbürtig halten durfte, seinem Lande und seiner hochberühmten Bibliothek zu gewinnen. Um so hoffnungsvoller trat Lessing diese Stelle an, als er sich mit der Aussicht trug, eine Frau heimzuführen, die allen seinen Anforderungen an häusliches Glück entsprach. Aber wie schrecklich sah er sich auch diesmal getäuscht! Der Hof, der wissen mußte, daß Lessing kein geschmeidiger Höfling werden konnte, behandelte ihn ungebührlich, seine Gesundheit litt bald in Folge der einsamen Zurückgezogenheit, der Lage des Ortes und der Sorgen, die ihm seine Schulden machten, und erfreute ihn auch die Zusage der geliebten Frau, daß sie nach Ordnung ihrer Angelegenheiten ihm angehören und sein Leben verschönern wolle, so verzog sich doch eben die Lösung ihrer verworrenen Geschäftsverhältnisse viele Jahre und machte dem so lange auseinander gehaltenen edlen Paare in Folge unglücklicher Zufälle arge Noth. Der endlich geschlossene glückliche Bund ward bald grausam zerrissen, die mit seinem Leben verwachsene Gattin Lessing gerade in dem Augenblick geraubt, wo er der Pflege, des Trostes und Rathes derselben mehr als je bedurfte. Es waren kummervolle Jahre, die am Körper und Geist des rastlos Sinnenden, heldenhaft für Aufklärung Kämpfenden und mit der Noth Ringenden nagten, der vergebens dem Deutschen Volke seine schönsten Gaben gespendet hatte.

Wollen wir auch seine Jugenddichtungen, obgleich sie zu den besten der Zeit gehörten, sie zum Theil übertrafen, nicht hoch anschlagen, im Lust- und Trauerspiel hat sein Kunstgeist fein ausgearbeitete Musterstücke geliefert, die

lebhaft auf die Zeit gewirkt haben und immerfort hohe Bewunderung erregen werden; die Blüte reinen Menſchenſinnes, die gemüthvolle und ergreifende Beſchämung der verfolgungsſüchtigen Glaubensunfehlbarkeit, ſein „Nathan", war zugleich, wenn auch unter Schmerzen und Noth gedichtet, die vollendetſte Frucht ſeines dramatiſchen Talents. Und ſeine Kritik, auf wie vielen Gebieten hat ſie neue Bahnen gebrochen! Frei hielt er ſich von den Tagesparteien, die mit ihrem Schlachtruf: „Hie Gottſched! Hie Bodmer!" Deutſchland aufregten, da er die Einſeitigkeit und Beſchränktheit beider durchſchaute. Sein heller Verſtand und ſein lebendiges Gefühl ſchieden ſcharf zwiſchen Dichtung und Philoſophie, begrenzten die Gebiete der Malerei und Dichtkunſt, leiteten, indem ſie den von ſeiner Stellung und einer gefügigen Rotte gehobenen kaiſerlichen Poeten, Profeſſor und Geheimerath mit unbarmherzigen Stößen in den Sand ſtreckten, zu einſichtigerer Behandlung der alten Kunſtgeſchichte, brachen die Zwangherrſchaft der franzöſiſchen drei Einheiten und des ſich als allein muſtergültig aufſpielenden ſogenannten klaſſiſchen Dramas, wieſen auf die wahre Bedeutung der Griechen, auf die Lehre des Ariſtoteles, auf Shakeſpeares Rieſengeſtalt, wie auch auf das, was der Deutſchen Bühne Noth thue, überzeugend hin, riefen eine von da an immer weiter getriebene Prüfung der heiligen Bücher des Chriſtenthums hervor, deuteten auf die urſprüngliche bis zum vierten Jahrhundert herrſchende chriſtliche Lehre, warfen auf die Geſchichte der Religionen und den Entwicklungsgang des Glaubens der Menſchheit ein hellſtrahlendes Licht, ja wagten ſogar der Freimaurerei den Spiegel ihres verzerrten Ideals vorzuhalten. Freilich ließ Leſſing vieles unvollendet, doch

müſſen wir es für ein Glück halten, daß er, ſtatt die begonnenen Werke zu Ende zu führen, gleiche Erfolge auf andern Gebieten errang. Für ſeine mannigfaltigen Talente wäre nach einer Bemerkung von Leiſewitz auch ein rein ausgelebtes Menſchenleben noch immer zu kurz geweſen, und ihm waren nur zweiundfünfzig, ſo viel bedrängte und gehemmte Jahre beſchieden.

Aber wie ſehr er auch unter der Ungunſt des Schickſals litt, die Natur hatte ihm außer ſeinem hohen Talente die ſchönſten Lebensgaben verliehen, um auch das Schlimmſte, mit Ausnahme der Kränkung ſeiner Ehre, gefaßt zu ertragen. Sie hatte ihn mit einer ſeltenen Anmuth des Umgangs und herzgewinnender Gemüthlichkeit ausgeſtattet, die ihm überall, wohin er kam, die Seelen öffnete, ſo daß die Freundſchaft der Beſten und das allgemeine Zutrauen ſich ihm zuwandte und ihm edelſten Troſt bereitete. Wie wenigen Menſchen iſt ein Glück zu Theil geworden, wie es Leſſing in der Freundſchaft eines Mendelsſohn, eines Kleiſt, einer Eliſe Reimarus fand! Aber welch ein inniger Freund war auch der liebevollſte der Männer, wie viele hat er mit uneigennütziger Aufopferung aufs ſchönſte gefördert! Auch hatte die Natur ſeine Seele mit dem freudigen Vertrauen geſegnet, daß jedes Leid, das ihn traf, bald vorübergehe, und mit der Kraft, ſich über alles Schlimme tapfer hinwegzuſetzen. Und ſein Schickſal zeigte ſich ihm, wie höhniſch es ihm auch ſonſt begegnete, wenigſtens darin freundlich, daß er ſtets in ſolche Verhältniſſe kam, die ihm, wenn keine volle Befriedigung, doch reichliche Gelegenheit zur Ausbildung ſeines Geiſtes boten.

Freilich war Leſſing nicht von allen kleinen Schwächen frei, durch die er ſeine Noth zum Theil mit verſchuldete:

aber dieſe hingen eben mit den Vorzügen ſeines Weſens innig zuſammen, und er hat ſie hart gebüßt. Hätte er ein guter Wirth ſein, ängſtlich ſparen, den Vornehmen und Einflußreichen ſchmeicheln, ſich jedem Dienſte fügen, ſich des in lebhafte Spannung ihn verſetzenden Glücksſpiels enthalten können, er würde es dann wohl in der Welt weiter gebracht, aber ſeine hohe Sendung darüber verfehlt haben, er wäre nicht Leſſing geweſen, deſſen redliche, helle, heitere, friſche, volle Seele, deſſen eindringender, alles mit dem Zauber ſeiner Darſtellung belebender Geiſt noch heute wie der gegenwärtige Tag uns in ſeinen Werken anſprechen.

Die vorliegende Darſtellung dieſes außerordentlichen Lebens iſt das Werk der Kritik, nicht blos der ſcheidenden, klärenden, ſondern auch der bildenden, geſtaltenden. Noch bis heute war nicht alle Spreu falſcher Berichte aus Leſſings Leben herausgeſchwungen, überall das reine Korn der Wahrheit gewonnen, noch bis heute nicht der ganze neuerdings wieder ſehr bereicherte Stoff ausreichend verwandt, noch fehlte es an einer anſchaulichen Darſtellung aller mannigfachen Verhältniſſe, durch die Leſſing ſich durcharbeitete, bildete und hob, noch an einer eingehenden Schilderung ſeiner Beziehungen zu den verſchiedenſten Perſönlichkeiten, in denen ſich eben ſein Charakter ſpiegelt, noch an einer ſchrittweiſen, die Zeiten nicht vermengenden Verfolgung ſeines Lebensweges, ſeiner Freuden und Leiden, der Förderung und Hemmung ſeiner Entwicklung. Neben dem reichen allgemein zugänglichen Stoffe konnten wir auch manche unbekannte Mittheilungen benutzen. Unſere in ſich zuſammenſchließenden, ſtrenge Wahrheit und lebendige Anſchaulichkeit erſtrebenden Bilder der einzelnen Zeit-

abſchnitte greifen, nehmen ſie auch eine gewiſſe Selbſtändigkeit für ſich in Anſpruch, doch als Ringe einer großen Kette ineinander. Auch dieſes Denkmal, das wir als drittes neben dem Leben Goethes und Schillers aufſtellen, widmen wir nur den wohlwollend Aufmerkenden, die ſich nicht durch leichtes Hinleſen unterhalten, ſondern den Herzſchlag einer von reinem Antheil eingegebenen, allen falſchen Flitter meidenden, auf lebendigem Einleben und ſorgſamer Forſchung ruhenden Darſtellung durchfühlen, die ſich ein ſo reiches und denkwürdiges Leben in Geiſt und Herz prägen, in daſſelbe wie in ein weit ſich verzweigendes Thal von der Höhe herabſchauen wollen. Möge die Zahl ſolcher mit Sinn und Herz Theilnehmenden groß ſein! „Tretet ein! Auch hier ſind Götter.“ Haben auch die düſtern Nebel der Gegenwart das Große und Folgenreiche, das wir Leſſing verdanken, zur Zeit vielfach getrübt, ja zum Theil in ſein Gegentheil verkehrt, er und ſein Wirken werden ſeine beſchränkten Widerſacher ſiegreich überleben, die Sonne ſeines hellen, heitern, großen, die ganze Menſchheit warm umfaſſenden Geiſtes immer höher und glänzender zum Segen der Welt ſich erheben.

TAYLOR INSTITUTION OXFORD

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erſtes Buch.

Haus und Schule.

1. (Jan. 1729 bis Juni 1741) 1
2. (Juni 1741 bis Sept. 1746) 24

Zweites Buch.

Die Studentenjahre.

1. (Sept. 1746 bis Juli 1748) 60
2. (Juli 1748 bis Dec. 1751) 84
3. (Dec. 1751 bis Dec. 1752) 114

Drittes Buch.

Schriftſtelleriſche Erfolge.

1. (Dec. 1752 bis März 1754) 121
2. (März 1754 bis Jan. 1755) 143
3. (Jan. bis Okt. 1755) . 167

Viertes Buch.

Störung durch den Krieg.

1. (Okt. 1755 bis Sept. 1756) 187
2. (Sept. 1756 bis Mai 1758) 201

Seite

Fünftes Buch.

Literariſcher Feldzug.

1. (Mai 1758 bis Juni 1759) 231
2. (Juli 1759 bis Nov. 1760) 253

Sechſtes Buch.

Tauentziens Sekretär.

1. (Nov. 1760 bis Febr. 1763) 281
2. (März 1763 bis Mai 1765) 297

Siebentes Buch.

Friedrichs Ablehnung.

1. (Mai 1765 bis April 1766) 317
2. (April 1766 bis April 1767) 333

Achtes Buch.

Dramaturg und Archäolog.

1. (April 1767 bis April 1768) 363
2. (Mai 1768 bis Aug. 1769) 399
3. (Aug. 1769 bis April 1770) 436

Seite

Neuntes Buch.

Wolfenbütteler Leidensjahre.

1. (April 1770 bis April 1772) 461
2. (April 1772 bis Febr. 1775) 503
3. (Febr. 1775 bis Okt. 1776) 525

Seite

Zehntes Buch.

Letzter Kampf.

1. (Okt. 1776 bis Jan. 1778) 555
2. (Jan. 1778 bis Juli 1779) 577
3. (Juli 1779 bis Febr. 1781) 606

GERMAN SEMINAR LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

Verzeichniß

der

Holzschnitte und Beilagen.

			Seite
Lessings Büste (Titelbild).			
Lessings Siegel von 1768			V
Abb.	1.	Lessings väterlicher Großvater	3
„	2.	Lessings Geburtshaus	9
Facs.	1.	Taufeintrag Lessings	11
Abb.	3.	Lessing und sein Bruder Theophilus	17
„	4.	St. Afra	27
Facs.	2.	Brief Lessings an seine Schwester	42
Abb.	5.	Lessings erstes Wohnhaus in Leipzig	62
„	6.	Friederike Karoline Neuber	66
„	7.	Abraham Gotthelf Kästner	69
„	8.	Lessings zweites Wohnhaus in Berlin	122
„	9.	François Marie Arouet de Voltaire	123
„	10.	Moses Mendelssohn	151
„	11.	Johann Wilhelm Ludwig Gleim	165
„	12.	Christof Friedrich Nicolai	169
„	13.	Karl Wilhelm Ramler	173
„	14.	Gottlob Samuel Lessing	177
„	15.	Justizamtmann Theophilus Lessing	194
„	16.	Rahel Christiane Lessing	195
„	17.	Konrad Eckhof	197
„	18.	Friedrich Gottlieb Klopstock	198
„	19.	Ewald Christian von Kleist	206
„	20.	Friedrich der Große	218

		Seite
Abb. 21.	Johann Chriſtof Gottſched	219
„ 22.	Gotthold Ephraim Leſſing von Tiſchbein	232
„ 23.	Bogislav Friedrich von Tauentzien	282
Facſ. 3.	Brief von Leſſings Vater	286
Abb. 24.	Chriſtian Felix Weiße	315
„ 25.	Gotthold Ephraim Leſſing von May	318
Facſ. 4.	Die erſte Seite der Handſchrift des „Laokoon“	323
Abb. 26.	Karl Gotthelf Leſſing	334
„ 27.	Chriſtian Adolf Klotz	337
„ 28.	Johann Joachim Chriſtof Bode	354
„ 29.	Johann Albert Heinrich Reimarus	381
„ 30.	Johann Arnold Ebert	387
Facſ. 5.	Brief Leſſings an Meil	392
Abb. 31.	Johann Joachim Eſchenburg	412
„ 32.	Matthias Claudius	416
„ 33.	Johann Melchior Goeze	421
„ 34.	Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig	439
„ 35.	Johann Gottfried Herder	454
„ 36.	Hermann Samuel Reimarus	457
„ 37.	Die Wolfenbütteler Bibliothek	463
„ 38.	Eva Katharina König	467
Facſ. 6.	Brief von Leſſings Mutter	475
Abb. 39.	Gotthold Ephraim Leſſing von Graff	487
„ 40.	Joh. Anton Leiſewitz	546
„ 41.	Leſſings Wohnhaus in Wolfenbüttel	574
Facſ. 7.	Brief Leſſings an Eſchenburg	576
Abb. 42.	Silhouette von Margareta Eliſabeth Reimarus	589
Facſ. 8.	Brief Leſſings an Eliſe Reimarus	592
Abb. 43.	Friedrich Heinrich Jacobi	621
„ 44.	Leſſings Todtenmaske	644

Erſtes Buch.

Haus und Schule.

1.

Faſt mitten zwiſchen den beiden dichteriſchen Gegenfüßlern Klopſtock und Wieland, zur Zeit, wo der freiſinnige, von franzöſiſcher Bildung hingeriſſene Kronprinz von Preußen, deſſen Ruhm bald die Welt erfüllen ſollte, unter dem ſchweren Drucke ſeines Vaters litt, wurde Deutſchland und der Menſchheit der Mann geboren, deſſen lichter Geiſt und unerſchütterlicher Wahrheitsſinn eben ſo ſchwere und folgenreiche Siege auf dem Gebiete der Kunſt, Wiſſenſchaft und Bildung erfocht, wie auf ſo vielen blutigen Schlachtfeldern zu Preußens und Deutſchlands Heil Friedrich der Große, der jenen unbeachtet zur Seite ſchob und die Armſeligkeit der Deutſchen Dichtung noch beklagte, als derſelbe mächtige Geiſt, der das Joch des Franzöſiſchen Klaſſicismus und die Geiſtesknechtſchaft ſtarren Glaubens gebrochen, eine „Minna“, eine „Emilia“, einen „Nathan“ geſchaffen hatte — der Pfarrersſohn Gotthold Ephraim Leſſing aus der ärmſten der Oberlauſitziſchen Sechsſtädte.

1647 Der Name Lessing, eigentlich Leßing (früher Leßigk, Leßingk), wie er noch auf dem Titel der ältern Schriften steht, ist, wie der von Leibniz, Wendischen Ursprungs; er bedeutet, wie das entsprechende Littauische Wort, Förster. Aber die Familie war seit mehrern Jahrhunderten Deutsch. Freilich darf man den im Kamenzer Stadtbuche 1409 vorkommenden von Lißnig nicht hierher ziehen, aber der Vorfahre der Kamenzer Lessinge war unzweifelhaft jener Clemens Lessing, welcher als Pfarrer im Sächsischen Erzgebirge 1580 die von Kursachsen zur Beilegung der theologischen Streitigkeiten mit großem Eifer durchgesetzte Eintrachtsformel unterschrieb. Ein Sohn desselben, Mathias Lessing, starb 1624 als Diakonus in dem zum Kursächsischen Stifte Merseburg gehörenden Städtchen Schkeuditz bei Leipzig. Sein Enkel wurde dort Bürgermeister. Mit dem im letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges, am 12. April 1647, geborenen Sohne desselben, Theophilus, kamen die Lessinge nach Kamenz. Eben sollte Theophilus die Hochschule beziehen, als Schkeuditz abbrannte, wodurch die Eltern so verarmten, daß der Vater dem Scheidenden außer seinem Segen nur zwei Thaler mitgeben konnte. Theophilus war von seinem Merseburger Rektor Möbius an den Leipziger Bürgermeister Wagner empfohlen, der ihn als Hofmeister annahm und für sein Auskommen sorgte. Am 24. März 1669 vertheidigte er unter dem Vorsitze des Dekans der philosophischen Fakultät, Valentin Friderici, nicht um die Magisterwürde zu erlangen, sondern um, wie es Studirende pflegten, seine Kenntniß und Gewandtheit im Disputiren zu zeigen, eine „politische" Abhandlung de religionum tolerantia, welche den Satz ausführte, die Obrigkeit dürfe des öffentlichen Friedens wegen abweichende Religionsansichten ihrer Unterthanen

1669

Abb. 1. Leſſings väterlicher Großvater.
Nach einem alten Gemälde in Kamenz.

1669 dulden, um größere Nachtheile zu verhüten. Die den Standpunkt der rechtgläubigen christlichen Kirche innehaltende Abhandlung wurde in diesem Jahre durch Pastor Dr. Meusel in Großhennersdorf bei Herrnhut wieder aufgefunden. Lessing, der sich „Beflissener der Wissenschaften" nennt, bezeichnet sich auf dem Titel ausdrücklich als Verfasser; dennoch hat man die Abhandlung Friderici zugeschrieben. Nach Vollendung seiner juristischen Studien ging Theophilus als Aktuarius nach dem Kursächsischen Städtchen Stolpen. 1681 kam er als Rathsherr nach der Stadt Kamenz, wo er sich bald mit Anna Maria Abicht verheiratete. Zwei Jahre später beschenkte ihn seine Gattin mit einem Sohne, der nach dem Großvater Christian Gottlob genannt wurde. Nach ihrem Tode vermählte er sich im Jahre 1690 mit Anna Dorothea, der Tochter von Gottfried Hillmann, einem der drei in Kamenz abwechselnd regierenden Bürgermeister. Von zwei Töchtern blieb nur die 1692 geborene Johanna Sophia am Leben. Das dritte Kind der Ehe war Lessings Vater; er ward am 24. November 1693 geboren und nach seinem mütterlichen Großvater Joh. Gottfried genannt. Ihm folgten noch drei Söhne, Friedr. Gottlieb (1695), Theophilus (1697) und Joh. Traugott (1704), und eine Tochter, Christiane Dorothea (1701). Bemerkenswerth ist, daß hier, wie auch bei den Kindern von Lessings Vater und dessen Halbbruder, immer ein Name, meist der Rufname, Theophilus (Gottlieb) oder mit Gott zusammengesetzt ist, wie wir ganz ähnlich bei den Kindern des Pfarrers Mylius immer mit Christ beginnende Namen finden werden. Unser Theophilus Lessing wurde schon 1692 Stadtschreiber, 1702 Stadtrichter, 1712 nach dem Tode seines Schwiegervaters Bürgermeister, welche Würde der tüchtige, wohlwollende und streng-

gläubige Mann ehrenvoll bis zu seinem am 4. November 1735 erfolgenden Tode bekleidete. 1693

Mit nicht geringerm Stolze wie auf seinen Großvater durfte Lessing auf seinen Vater schauen, von dem er einmal an den berühmten Orientalisten Michaelis schrieb:

„Welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre!"

Joh. Gottfried verrieth schon als Knabe gute Begabung; ein starkes Gedächtniß und lebhafte Neigung zur Geschichte zeichneten ihn besonders aus. Im Lateinischen blieb er anfangs zurück; als aber der Vater statt des todten, ohne Verständniß auswendig zu lernenden Lateinischen Regelkrams ihm ein Deutsch geschriebenes Lehrbuch in die Hand gab und beim Lesen Lateinischer Stücke ihn auf die Regeln hinwies, machte er auch hierin die gewünschten Fortschritte, ja das Erlernen fremder Sprachen ward ihm in der Folge sehr leicht. Von Kamenz kam er auf die Lateinschule zu Görlitz, von dort, da er sich, wie seine frühern Vorfahren, der Theologie widmen wollte, nach der echt Lutherischen Hochschule Wittenberg. Eifrig versenkte er sich hier in die Geschichte der Reformation, die ihm eine der segensreichsten Weltereignisse schien, auf der er auch nicht den geringsten Makel sitzen lassen, von deren Errungenschaften er dem die christliche Lehre fälschenden Papstthum gegenüber kein Pünktchen aufgeben wollte. Auch mit Französischer und Englischer Sprache beschäftigte er sich viel, besonders um die in diesen geschriebenen Werke bedeutender Theologen in der Ursprache zu lesen. Schon 1712 erhielt er nach Vertheidigung einer von Prof. Planer aufgestellten Ansicht über die Leidenschaften den Magistergrad, doch seine Neigung ließ ihn die reiche Bildungsstätte Lutherischer Theologie nicht so bald ver-

1717 lassen; er liebte es, sich in öffentlichen Disputationen über das alte und neue Testament zu üben, da er selbst als Lehrer desselben in Wittenberg aufzutreten gedachte. Unter dem Vorsitze von Prof. Chladen verfocht er 1717 auf dem Katheder 26 Thesen zur Vertheidigung der Lutherischen Reformation gegen die Neuerer. Er klagte hier, wie wenig die gelehrtesten Staatsmänner nach der Religion fragten, und drang darauf, daß man vor allem die in der Reformation waltende göttliche Fügung erkennen müsse, ohne welche alle menschliche Klugheit und Gelehrsamkeit nichts zu Stande gebracht haben würde. Wie sehr er auch die Förderung der Gelehrsamkeit und der Staatskunst durch die Reformation schätzte, so stand ihm doch die von dem verehrenden Glauben an Gott durchdrungene Gesinnung höher als die Wissenschaft. Schon am Ende desselben Jahres wurde er von seiner Vaterstadt zu der neu geschaffenen Stelle eines ersten Katecheten und Mittwochspredigers an der Stadtkirche berufen. Der fromme Mann erkannte darin die Stimme Gottes, der er, wie sehr sein wissenschaftlicher Trieb auch nach einer akademischen Stellung verlangte, ohne Bedenken folgen müsse. Mit voller Seele widmete er sich seinem heiligen Berufe, ein wahrhaft religiöses Leben, welches die Frucht der christlichen Lehre sein müsse, durch Wort und That in seiner geliebten Vaterstadt zu fördern. Bei der 1719 eintretenden Theuerung gab er eine besondere Hausandacht heraus, die aus einem Gebete und vier Liedern bestand; war er selbst auch nichts weniger als ein aus der Tiefe des Herzens schöpfender Dichter, wie seine ins Kamenzer Gesangbuch übergegangenen sehr nüchternen Lieder zeigen, so legte er doch auf die geistlichen Lieder einen bedeutenden Werth. So erklärte er sich

einige Jahre später öffentlich über einen in Bautzen ausgebrochenen Liederstreit. Die von Thomasius angeregte, eben lebhaft verhandelte freiere Ansicht über den Hexenglauben regte ihn so auf, daß er 1720 in einem Zeitblatte „Allgemeine Anmerkungen bei Beurtheilung der Besessenen, Gespenster, Zauberei und Hexerei" veröffentlichte, die natürlich nur dem strengen Lutherischen Glauben entsprachen. Sein nächster Beruf veranlaßte ihn, sich schon 1724 über die Mängel der meisten katechetischen Bücher in der besondern Schrift „Die rechte Gestalt vom Anfange des christlichen Glaubens und Lebens" auszusprechen. In demselben Jahre ward er zum Archidiakonus befördert, und schon im folgenden führte er eine Tochter des Pastor primarius, des Magister Gottfried Feller, Justine Salome, als Hausfrau in das Archidiakonat. Den ersten, auf den Namen des Vaters getauften Sohn verlor er bald wieder. Im Februar 1727 wurde die Ehe mit einer Tochter gesegnet, welche Dorothea von Lessings Mutter und Salome nach dem Namen der Gattin genannt wurde. Neben der gewissenhaften Wahrung seines heiligen Amtes suchte der Archidiakonus auch in weitern Kreisen für ein strenges christliches Leben und wahre Erbauung zu wirken. So handelte er in eigenen Schriften von der „Zurückweisung unwürdiger Sünder vom Gebrauche des heiligen Nachtmahls", von den Mängeln der gewöhnlichen Kommunionbücher, von der Wiedergeburt und dem göttlichen Gericht der Verstockung, erklärte sich für das „unbenommene Recht der Kinderzucht", übersetzte Supervilles „Geistliche Betrachtungen von dem würdigen Gebrauche des heiligen Abendmahls" und des Englischen Erzbischofs Tillotson „Predigten über die vornehmsten Wahrheiten zur Erkennt- 1720

1727 niß und Ausbreitung des thätigen Christenthums". Aber auch der Reformationsgeschichte ward er nicht untreu. Ostern 1727 feierte er das Gedächtniß des Tages, wo die erste evangelische Predigt zu Kamenz gehalten worden war; dazu lieferte er eine kurze Reformationsgeschichte und den Entwurf einer früher von ihm beabsichtigten ausführlichen Geschichte seiner Vaterstadt. Letzterer zeugt von seiner Anspruchslosigkeit nicht weniger wie von seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit; denn wie viele ganz falsche Angaben seiner Vorgänger er auch berichtigte, er that dies mit aller Gelassenheit und bildete sich darauf so wenig ein, daß er bemerkte, freilich hänge daran nicht die Wohlfahrt der Kirche, da aber die historische Wahrheit einem Auge gleiche, das nicht das geringste Stäublein leide, sei es wohl nicht unrecht, sondern vielmehr der Wahrheit zuträglich, wenn man mit der allergrößten Bescheidenheit die Geschichte seiner Vaterstadt von Verfälschung zu retten suche, wogegen die, welche auf solche Berichtigungen großen Werth legten, ihm wie Zwerge vorkämen, die auf Riesen stehen. Man fühlt sich hier wie von einem Hauche seines großen Sohnes umweht. Auch begrüßte er 1730 das Jubelfest der Augsburgischen Konfession durch ein „Historisches Religionsgespräch" von der merkwürdigen Geschichte der Uebergabe derselben und sprach darauf in einer besondern Schrift den Wunsch einer jährlichen Feier dieses Tages aus. Des freisinnigen, auf die älteste Kirchenlehre, die regula fidei, sich stützenden Tillotson Bekämpfung des Papstthums, seiner Dogmen und Gebräuche zog ihn lebhaft an; er übersetzte dessen sich streng an die Sache haltende Streitschriften, was ihm der Sohn selbst später mit Recht hoch anrechnete. Dabei sprach er den Grundsatz aus, daß man beim Streite

nur wesentliche Punkte ins Auge fasse und nicht in Per- 1729
sönlichkeiten und Ungezogenheiten verfalle, wie so viele Deutschen; die Früchte des Geistes seien ja Liebe, Freude, Geduld. Sonderbar fällt der Titel seiner „Abhandlung von

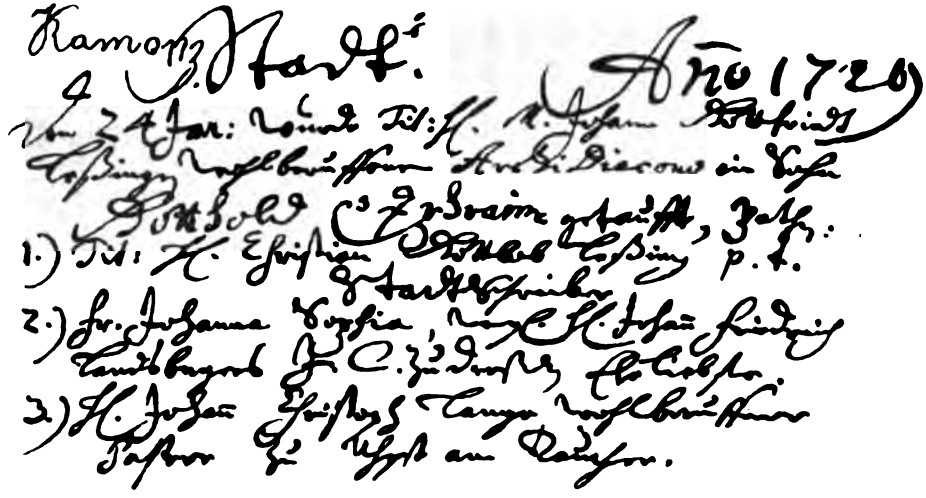
Abb. 2. Lessings Geburtshaus.
Nach einer ältern Zeichnung.

den bittern und grimmigen Männern als subtilen Weibermördern“ auf.

Doch wir sind hiermit schon über die Zeit hinausgeschritten, wo ihm im Kamenzer Archidiakonate der Sohn geboren wurde, der den Namen seines Geschlechtes unsterblich machen sollte. Heute ist das Haus, worin dieser am 22. Januar 1729 das Licht der Welt erblickte, nur in

1729 einer Abbildung erhalten; die Stätte desselben ist bezeichnet und abgesperrt. Als man hundert Jahre später das Archidiakonat mit einer Gedenktafel an Lessings Geburt schmücken wollte, widersetzte sich der geistliche Inhaber; dreizehn Jahre später wurden bei dem großen Brande alle geistlichen Wohnungen von den Flammen verzehrt, wogegen das zum Andenken an Lessing 1826 gegründete Barmherzigkeitsstift erhalten blieb. Den Erstgeborenen, den er auf seinen Namen getauft, hatte Gott dem Archidiakonus wieder genommen; dem zweiten Sohne gab er bei der am 24. vollzogenen Taufe den Glück erflehenden Namen Gotthold Ephraim, etwa mit Beziehung auf den Segensspruch Jakobs, der dem jüngern Sohne Josephs Glück und reiche Nachkommenschaft verhieß. Den Namen Ephraim hatte auch sein Schwiegervater einem seiner Söhne gegeben. Pathen unseres Gotthold Ephraim waren des Vaters Halbbruder, seine ältere Schwester, welche an einen Advokaten Landsberger in Dresden verheiratet war, und Pastor Joh. Christof Lange im Deutsch-Wendischen Pfarrkirchdorfe Uhyst am Taucher, der sich schon frühe durch fromme theologische Schriften bekannt gemacht hatte.

Lessings Vater war ein herzguter, gegen Arme äußerst mildthätiger Mann, der das Glück in seinem heiligen Berufe, seiner Wissenschaft und dem Kreise seiner Familie fand, eine durchaus ehrenhafte, in sich vollendete Persönlichkeit, die freilich in ihrem ganzen Wirken den entschiedensten Gegensatz zu seinem großen Sohne bildete. Der einzige Fehler, gegen den er vergeblich ankämpfte, war seine Reizbarkeit. Wo er den Glauben, das christliche Leben, die Wahrheit, das Recht oder auch seine Würde verletzt sah, gerieth er in heftigste Bewegung, wobei er



Facſimile 1.
Taufeintrag Leſſings von der Hand des mütterlichen Großvaters. Nach dem Kamenzer Kirchenbuche.

1729

1729 sich leidenschaftlich in die Unterlippe zu beißen pflegte. Mehrere Jahre nach seinem Tode schrieb der Sohn in rührender Vergegenwärtigung seines Bildes:

„Du warst so ein guter Mann und zugleich ein so hitziger Mann. Wie oft hast du mir es selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne in dem Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitztest, so leicht in der Hitze dich übereiltest. Wie oft sagtest du zu mir: „„Gotthold, ich bitte dich, nimm ein Exempel an mir, sei auf deiner Hut. Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigstens in dir gern gebessert haben.““

Aber nicht diese „Irascibilität" war es, die dem Sohne so sehr im Leben schadete, sondern sein unerschütterlicher Freimuth, das rücksichtslose Verfolgen der vom Geiste ihm angewiesenen Bahn und — das ihn verfolgende Mißgeschick. Leider sollte des Vaters heiliger Zorneseifer seine Ruhe und seine amtliche Wirksamkeit außerordentlich trüben und auch auf das Leben seines Sohnes düstere Schatten werfen. Eine Abbildung von ihm hat sich nicht erhalten. Die Reihe der Bilder der Pfarrer in der Kamenzer Kirche schließt mit Lessings Vorgänger.

Weniger klar als der Vater erscheint das Bild der Mutter. Nach einer gelegentlichen Bemerkung von Lessing selbst war sie herzlich gut und rechtschaffen gegen ihren Gatten. Als Hausfrau eines mit Kindern bald überreich gesegneten Oberpfarrers zeichnete sie sich durch stete Achtsamkeit, Umsicht, Rastlosigkeit und aufopfernde Liebe aus. Daneben fehlte es ihr nicht an äußerer Würde, die durch das Bewußtsein, Tochter und Ehegemahl des ersten Geistlichen der Stadt und Schwiegertochter eines Bürgermeisters zu sein, gehoben wurde. Der Vater, der 1704 als Archidiakonus nach Kamenz gekommen, erst im Jahre 1724 Oberpfarrer geworden war, hatte ihren gesunden Sinn nicht verzogen. Besaß sie auch

nur eine beschränkte Bildung, so war ihr doch ein klarer 1729
Blick in die Verhältnisse des Lebens gegeben. Von ihrem Gatten, den sie beherrschte, suchte sie alles Unangenehme möglichst abzuwenden, was aber nicht hinderte, daß sie da, wo sie dessen Ansehen oder ihr eigenes verletzt oder ihre Absichten durchkreuzt sah, ihn aufzureizen und zum Handeln zu treiben suchte. Ob der Sohn ihr den Keim zu seiner scharfen Beobachtung und seinen treffenden Witz, den nur sein Bruder Karl Gotthelf mit ihm theilte, zu verdanken habe, läßt sich nicht bestimmen, da der älteste von ihr erhaltene Brief in die Zeit ihrer äußersten Bedrängniß fällt; Lessings frühere Briefe an sie und den Vater schließen diese Annahme nicht aus. Auch von ihr hat sich keine Abbildung erhalten. Das Bild ihres Vaters zeigt große Aehnlichkeit mit ihrem Sohne Gotthold Ephraim.

Ausdauernden Ernst, unermüdete Thätigkeit, reges Streben nach geistiger und sittlicher Ausbildung, reines Wohlwollen, milde Freigebigkeit, aber auch leidenschaftliche Hitze hatte Gotthold vom Vater geerbt; damit verbanden sich bei ihm offener Sinn, frische Lebhaftigkeit, heller Blick, scharfer Witz, bewegte Einbildungskraft, feiner Sinn, aus allen Verhältnissen das Gemäße sich anzueignen, besonnene Selbstbeherrschung, rastloser Forschungstrieb und Wirkungsdrang, aber auch Lust am Leben und heitern Genusse, dessen er zur Auffrischung seines in steter Anspannung sich erschöpfenden Geistes bedurfte, und freundlich theilnehmende, muntere Geselligkeit. So konnte er trotz, ja unter dem Einflusse der seinem persönlichen Glücke feindlichen äußern Verhältnisse der freie, die Welt nach den verschiedensten Seiten, auch über die höchsten Güter des Menschengeistes

1734 aufklärende Forscher werden von unbestechlicher Redlichkeit, fester Treue und ungebrochener Kraft.

Im elterlichen Hause herrschte ein gemüthliches, patriarchalisches, in der ersten Zeit noch nicht durch äußere Sorgen getrübtes und beschränktes Leben; dazu mußte das Ansehen des Vaters und Großvaters auf Gotthold wohlthuend wirken, wie denn das Gefühl gerechten Stolzes auf seine Abkunft diesen auch da noch nicht verließ, als die Lage der Eltern äußerst bedrängt war. Sobald Gotthold zu sprechen vermochte, wurde er zum Beten angeleitet; Morgens und Abends hielt der Vater eine besondere Hausandacht, wobei es an Liedern nicht fehlte. Dieser war auch sein erster Lehrer; in dem Katechismus und der Bibel lernte er lesen. Schon im fünften Jahre war er in den Hauptlehren des Lutherthums wohl bewandert, da der Vater als leidenschaftlicher Katechet nicht frühe genug den Glaubensgrund legen zu können meinte. Wenig Einfluß hatte auf ihn die ältere, etwas trockene und nüchterne Schwester; näher fühlte er sich zu dem am 12. November 1732 geborenen Bruder Joh. Theophilus gezogen. Der erste Verlust, der ihn traf, war der in seinem fünften Lebensjahre erfolgende Tod des sechzigjährigen Großvaters Feller. Der Vater erhielt seine Stelle, und so siedelte man in die Pfarrei über, deren Aussicht, wie die des Archidiakonats, auf den Kirchhof der Hauptkirche ging. Von hier hat man einen herrlichen Blick auf das Herrenthal und auf das südliche und östliche Gebirge. Die Kirche steht auf dem höchsten Punkte eines Grauwackfelsens an der Elster, auf dem die von ihm benannte am äußersten Ausläufer des Lausitzischen Gebirges liegende Stadt Kamenz (Steinstadt) gebaut ist. Im Norden schließen sich Gärten und Felder an die Stadt, aber der Boden ist

sandig. Westlich, etwa zwanzig Minuten vom Markte, 1734
liegt der breite Hutberg, auf dem früher ein Huthaus für die auf die große Heerstraße Acht habenden Wächter stand, seit 1864 der zu Lessings Ehren gebaute Thurm prangt. Hier ist auch der Trippelsborn, aus dem der Sage nach die kleinen Kinder kommen. Bis weit hinauf ist der Berg mit Gärten und Feldern bedeckt, oben Wald; Theile der Vorstadt lehnen sich an ihn. Südlich liegt am Herrenthal der Schloßberg mit schöner Aussicht. Das Schloß ließ der Kamenzer Rath aus Furcht vor den Hussiten zerstören; zu Lessings Zeit war er längst Schülern und Lehrern zur Erholung bestimmt, die hier zu gewissen Zeiten sich erlustigten und „Zeche machten". Eine kleine halbe Stunde östlich trifft man an der alten Heerstraße auf das anmuthige Wäldchen, der „Forst" genannt, wo in der Bartholomäuswoche das Forstfest gehalten wurde. Schüler und Lehrer begaben sich in feierlichem Zuge mit Musik dorthin, wo die Klosterförster auf einer Wiese zwei Zelte für diese errichtet hatten, in denen beide abgesondert Bierzeche hielten. Hinter dem Forste beginnt die fette „Klostergegend" mit dem im dreizehnten Jahrhundert gegründeten Kloster Marienstern. Hier wohnten die katholischen Wenden, wogegen die im Norden angesessenen meistentheils evangelisch waren. Zehn Wendische Dörfer sind nach Kamenz eingepfarrt, wo sie die Klosterkirche mit benutzen, in welcher auch Wendisch gepredigt wird. Auch in den Vorstädten wohnten Wenden. Außer den genannten Kirchen hat Kamenz noch heute die Kirche St. Just von 1377 am Hutberge und die ältere Jesus- oder Katechismuskirche vor der Stadtmauer. In den schauerlich düstern Räumen des an die Kirche stoßenden alten Klosters war die Schule. Einen düstern Ein-

1734 druck machte das alte, von der Bürgerwache besetzte Pulsnitzer Doppelthor mit dem Thurme, in welchem der Diakonus Kaspar Dulichus 1655 gesessen, der wegen Hexerei mit dem Schwerte hingerichtet wurde, was Lessing von seinem in der Stadtgeschichte wohl bewanderten Vater mit Grausen gehört haben wird. Aber je gräulicher Thurm und Thor waren, um so lustiger ging es hier den Berg hinab, besonders im Winter mit dem Schlitten. Die noch nicht dreitausend Einwohner zählende Stadt, deren Bürgern es nicht an lebendigem Gemeinsinn fehlte, wurde durch die 1733 hierher verlegte Garnison belebt, besonders da diese viele adlige Familien nach sich zog. Zunächst kamen Grenadiere nach Kamenz. Das muntere Soldatenleben brachte auch in die Pfarrei mehr Leben und mußte auf den alles leicht auffassenden, lebhaften Knaben wirken, wenn es ihm auch den geistlichen Stand des bei allen hochangesehenen Vaters nicht verleiden konnte.

In seinem sechsten Jahre wurde Gotthold mit seinem drei Jahre jüngern Bruder Theophilus von einem Kamenzer Landsmanne, dem 1701 geborenen Maler Christian Gottlieb Haberkorn, gemalt. Ernstlich wehrte er sich dagegen, daß man ihn darstellen wollte, wie er einen Käfig mit einem Vogel hielt: mochte man immer den kleinen Theophilus malen, wie er ein an ihn sich schmiegendes Lämmchen füttert, was sollte ihm dieses kindische Spielwerk? Er wollte einen Haufen großer Bücher um sich haben, in denen er zu blättern liebte. Und so erschien er denn auf dem Bilde nach Art eines Gelehrten: die Linke ruht auf einem über den Knieen aufgeschlagenen Buche, die Rechte will nach einem der rechts von ihm aufgethürmten Folianten greifen. Auch die Tracht ist bezeichnend; während der jüngere

1734

Abb. 3. Leſſing und ſein Bruder Theophilus. Nach dem Gemälde Haberkorns (S. 16).

1735 Bruder ſchwarz gekleidet iſt, ſind Gotthelds Rock und Hoſe von rothem Tuche, wohl der Modefarbe für das Feſttagskleid. Er konnte ſich damals nur als Gelehrter denken; das Beiſpiel des Vaters, welcher die meiſte Zeit, die ihm Amt und Familie frei ließen, an ſeinem Schreibpulte unter den Büchern ſaß, auf die er mehr als billig verwandte, war für den nach Edlem und Würdigem ſich ſehnenden Knaben gar zu reizend. Die hohe und weite Stirn, die ernſt und feſt blickenden hellen Augen, die breite, vordringende Naſe, den großen, entſchiedenes Wollen verrathenden Mund finden wir ſchon auf unſerm Bilde.

Im Jahre 1735 waren die Naſſauiſchen Küraſſire, das ſchönſte Sächſiſche Regiment, nach Kamenz gekommen, wo ſie mit geringen Unterbrechungen bis 1750 blieben. Mit den höhern und niedern Offizieren wurde die Familie des Paſtors genau bekannt. Eine leibliche Schweſter deſſelben heiratete den Regimentschirurgen Hortleder aus Wettin. Im November hatte Gotthold den Tod ſeines väterlichen Großvaters, des Bürgermeiſters, zu betrauern. An deſſen Stelle trat des Vaters Halbbruder, der damals zweiundfünfzig Jahre alte, ſeiner Leutſeligkeit wegen allgemein beliebte Stadtſchreiber Chriſtian Gottlob. Von deſſen fünf Söhnen war einer bereits geſtorben, einer wurde Advokat, zwei andere widmeten ſich dem geiſtlichen Stande und der Schule, der jüngſte, zwei Jahre älter als Gotthold, dem Kaufmannsſtande. Der älteſte Bruder des Vaters war Buchbinder und Buchhändler; ſein Sohn Theophilus, vier Jahre älter als Gotthold, ſollte Theologie ſtudiren. Ein jüngerer Oheim, Theophilus Leſſing, war Advokat, deſſen älteſter, gleichnamiger Sohn 1728 geboren. Der jüngſte, 1704 geborene Bruder von Leſſings Vater, Jo-

hann Traugott, war gleichfalls Advokat, später auch Accise- 1735
inspektor; er blieb unverheiratet und unterstützte den mit Kindern gesegneten Pastor. Die als Pathin Gottholds schon genannte ältere Schwester des Vaters vermählte sich 1734 in zweiter Ehe mit dem Wendischen Diakonus Schmieder in Kamenz. Ihre ältere, schon 1716 gestorbene Schwester war an den Diakonus Mylius in Elstra vermählt gewesen; sie hatte drei Söhne hinterlassen: Christlieb, Christfried und Christhelf. Aus seiner zweiten Ehe hatte der unterdessen nach Reichenbach bei Kamenz versetzte Mylius zwei Söhne, Christhold und Christlob, die in den Jahren 1718 und 1722 geboren waren; letztere besuchten zu Gottholds Zeit die Kamenzer Schule, standen aber dem Pfarrhause ferner, wogegen die leiblichen Vettern mit diesem bei ihrer Anwesenheit in Kamenz näher verkehrten. Eine Schwester von Lessings Mutter hatte im Jahre 1728 den Pastor in Putzkau bei Bischofswerda, Joh. Gotthelf Lindner, geheiratet, der mit dem verschwägerten Kamenzer Pfarrhause in naher Verbindung stand. Ein Bruder des Großvaters, der Kaufmann Christian Lessing, der 1690 nach Kamenz gekommen, starb bereits 1734, aber sein sehr angesehenes Geschäft am Markte war auf dessen Sohn Joh. Christian übergegangen. So war der Kreis der Würden, Ansehen und Vermögen besitzenden Verwandten sehr ausgedehnt, wonach es Gotthold nicht an Spielgenossen aus seiner Verwandtschaft fehlen konnte; denn der muntere Knabe vergnügte sich gern mit diesen, wenn auch die Lust am Lernen damit oft in Widerstreit gerieth. Der Bürgermeister besaß an dem Hutberge den großen, später Bleylschen Garten, worin sich Gotthold mit seinen Kameraden häufig herumtummelte.

hann Traugott, war gleichfalls Advokat, später auch Acciſe- 1735
inſpektor; er blieb unverheiratet und unterſtützte den mit
Kindern geſegneten Paſtor. Die als Pathin Gotthelds ſchon
genannte ältere Schweſter des Vaters vermählte ſich 1734 in
zweiter Ehe mit dem Wendiſchen Diakonus Schmieder in
Kamenz. Ihre ältere, ſchon 1716 geſtorbene Schweſter war
an den Diakonus Mylius in Elſtra vermählt geweſen; ſie
hatte drei Söhne hinterlaſſen: Chriſtlieb, Chriſtfried und
Chriſthelf. Aus ſeiner zweiten Ehe hatte der unterdeſſen
nach Reichenbach bei Kamenz verſetzte Mylius zwei Söhne,
Chriſthold und Chriſtlob, die in den Jahren 1718 und
1722 geboren waren; letztere beſuchten zu Gotthelds Zeit
die Kamenzer Schule, ſtanden aber dem Pfarrhauſe ferner,
wogegen die leiblichen Vettern mit dieſem bei ihrer An-
weſenheit in Kamenz näher verkehrten. Eine Schweſter
von Leſſings Mutter hatte im Jahre 1728 den Paſtor in
Putzkau bei Biſchofswerda, Joh. Gotthelf Lindner, ge-
heiratet, der mit dem verſchwägerten Kamenzer Pfarrhauſe
in naher Verbindung ſtand. Ein Bruder des Großvaters,
der Kaufmann Chriſtian Leſſing, der 1690 nach Kamenz
gekommen, ſtarb bereits 1734, aber ſein ſehr angeſehenes
Geſchäft am Markte war auf deſſen Sohn Joh. Chriſtian
übergegangen. So war der Kreis der Würden, Anſehen und
Vermögen beſitzenden Verwandten ſehr ausgedehnt, wonach
es Gotthold nicht an Spielgenoſſen aus ſeiner Verwandt-
ſchaft fehlen konnte; denn der muntere Knabe vergnügte ſich
gern mit dieſen, wenn auch die Luſt am Lernen damit oft
in Widerſtreit gerieth. Der Bürgermeiſter beſaß an dem
Hutberge den großen, ſpäter Blerſchen Garten, worin ſich
Gotthold mit ſeinen Kameraden häufig herumtummelte.

1736 Die Lust am Forstfeste und an den Schulzechen lag im Kamenzer Blute.

Da der Vater dem heranwachsenden Knaben keinen regelmäßigen Unterricht ertheilen konnte, so ward er einem Kandidaten übergeben. Solche hielten in Kamenz für die Jüngern Privatschulen, ja wir finden selbst ältere Schüler, wie den genannten Christlob Mylius, als „Schulhalter". Ein Kandidat August Martini aus Zwickau soll Gotthold unterrichtet haben. Lessings Bruder nennt statt dessen den leiblichen Vetter Christlieb Mylius, der über zwanzig Jahre älter als Gotthold war. Der Vater gab selbst den Religionsunterricht und er überwachte mit lebhaftem Antheil die Fortschritte des frisch heranwachsenden Knaben. Der Maler Haberkorn unterwies ihn im Zeichnen. Lessing selbst rühmt diesem nach, daß er ihm frühe Geschmack an den bildenden Künsten beigebracht; auch sei er kein ganz schlechter Künstler gewesen, habe sogar etwas Kunstgelehrsamkeit besessen (er starb bereits 1760). Die musikalische Ausbildung wurde vom Vater ganz vernachlässigt, ebenso wenig für Leibesübungen gesorgt. Gotthold mußte (es schien dies ganz selbstverständlich) Lutherischer Geistlicher, womöglich des Vaters Nachfolger im geliebten Kamenz werden, wenn nicht etwa dessen eigener Wunsch, als akademischer Lehrer in Wittenberg der Kirche zu dienen, am Sohne in Erfüllung gehen sollte. Der Knabe selbst widerstrebte nicht, da er in dem Vater ein so edles, allgemein verehrtes Musterbild vor sich sah. Immer mehr wurde dieser von seinem Amte und von Familiensorgen in Anspruch genommen. Freilich blieb seine Studirstube noch immer sein liebster Aufenthalt; auch unterließ er nicht, Beurtheilungen und Aufsätze zu liefern, aber seine eigentliche schriftstellerische

Thätigkeit hörte auf. Nach 1737 schrieb er auch nicht 1737
mehr in Zeitschriften, doch setzte er seine Studien für sich emsig fort. In freundlichem Briefwechsel blieb er mit dem als Kanzelredner und Kirchengeschichtschreiber ausgezeichneten Mosheim, der auch eine vollständige Uebersetzung von Tillotsons Werken lieferte, ebenso mit Marperger und andern bedeutenden Theologen.

Der Vater wünschte, daß sein ältester Sohn, wie sein Halbbruder, der Bürgermeister Christian Gottlob Lessing, und sein Schwager, der Pfarrer Lindner, in der berühmten Fürstenschule St. Afra zu Meißen eine gründliche Ausbildung erhalte, und er hoffte vorläufig auf eine freie Koststelle, bei welcher er nur vierteljährlich etwas mehr als 5 Thaler zu zahlen hatte. Da aber solche Stellen viel begehrt waren, so mußte man früh auf die Liste der Expektanten zu kommen suchen. Deshalb wandte sich Lessings Vater schon am 30. April 1737 an den Kurfürsten als „ein ehemals auf Dero Universität Wittenberg gewesener Stipendiate" mit der allerunterthänigsten Bitte, seine hohe landesväterliche Gnade auf seinen ältesten Sohn kommen zu lassen, „daß derselbe nach vorhergegangener Prüfung in Deroselben florirenden kurfürstlichen Landschule Meißen als ein Alumnus mit einer freien Koststelle allergnädigst möge versorget werden". Schon am 6. Mai erfolgte die Entscheidung, welche den Rektor und den Verwalter anwies, dem Gotthold Ephraim Lessing, „daferne er, Alters und Geschicklichkeit halber, tüchtig und die ältern Expektanten untergebracht, eine Kost-, wie auch künftig, jedoch ebenfalls der Ordnung nach, eine Gnadenstelle einräumen und ihn mit Kost und Lehre, dem Herkommen gemäß, versorgen zu wollen". Spätestens um diese Zeit kam Lessing, um sich

1737 zeitig die in Meißen geforderten Kenntnisse zu erwerben, auf die Kamenzer Lateinschule, die eben in diesem Jahre in Joh. Gottfr. Heinitz aus Lauban einen frischen, rüstigen, nach lebendiger Entwicklung der Jugend strebenden Rektor erhielt. Auf die Berufung des fünfundzwanzigjährigen Wittenberger Magisters, der gleich in Cottbus eine Anstellung gefunden hatte, war der Stadtpfarrer nicht ohne Einfluß geblieben; aber Heinitz entsprach nicht seiner Erwartung, da er eine freiere Richtung einschlug. Davon zeugen schon die Gegenstände seiner Schulprogramme. Im ersten handelte Heinitz vom Pedantismus und Galantismus, in den folgenden sprach er sich über die Leichtgläubigkeit als Gegnerin wahrer Bildung, über die Nothwendigkeit, nach gewissen Zwecken zu handeln, über den Einfluß der Eltern auf Schicksal und Sitten der Kinder und über die Schranken der Erkenntniß aus; ja 1740 stellte er in einer Deutschen Abhandlung die Schaubühne als eine Schule der Beredtsamkeit dar, während der Lutherische Pfarrer mit so manchen Geistlichen darin eine Gefährdung der Sittlichkeit sah. Heinitz ließ auch am letzten Tage des Forstfestes von den Schülern Schauspiele aufführen. Doch kam es erst lange, nachdem Lessing die Schule verlassen hatte, zu einem offenen Zerwürfnisse zwischen Rektor und Pastor. Ein so äußerst begabter, auf lebendige Ausbildung dringender Mann wie Heinitz mußte höchst förderlich auf Lessings hellen Geist wirken, wenn dieser auch nur in den untersten Klassen seines Unterrichtes genoß, und die allmählich sich steigernde Unzufriedenheit des Pastors mit dem Rektor nicht ohne nachtheiligen Einfluß blieb, besonders da der erstere seinen leidenschaftlichen Ingrimm über die Verführung der Jugend nicht zu beherrschen vermochte.

Einen traurigen sittlichen Eindruck machte auf den 1739
Knaben auch der Streit zwischen der Bürgerschaft und der städtischen Verwaltung, welcher im Jahre 1739 die Sendung einer kurfürstlichen Kommission zur Folge hatte. Manche Unterschleife wurden entdeckt und bestraft, aber der Bürgermeister Lessing, der gleichfalls verklagt war, ging siegreich aus den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen hervor. In demselben Jahre erhielt Oheim Theophilus die Stelle eines Justizamtmanns im nahen Hoyerswerda. Das dortige Amtshaus, das noch heute sich fast ganz in dem alten Zustand erhalten hat, ward von Gotthold, seinen Geschwistern und Vettern, unter ihnen auch von dem lustigen und aufgeweckten Christlob Mylius, der damals schon „Schulhalter" war, häufig besucht und war Zeuge ihrer jugendlichen Lust. Auch fehlte es sonst nicht an zahlreichen Familienfeiern, bei denen schon der Pegasus getummelt wurde. Der Kamenzer Schulfeste haben wir oben gedacht.

Schon im Juni 1740 bot der Rektor von St. Afra, Magister Grabner, dem Vater eine freie Koststelle für Gotthold an, welche dieser aber ablehnen mußte, weil sein Sohn noch nicht sein zwölftes Lebensjahr erreicht habe, wobei er sich ausdrücklich das Recht zu einer Stelle nach Jahresfrist vorbehielt. Bald darauf, am 10. Julius, wurde das Pfarrhaus wieder durch die Geburt eines Sohnes erfreut, der den Namen Karl Gotthelf erhielt. Außer ihm und Gotthold waren jetzt, da drei Söhne frühe gestorben waren, noch drei am Leben, Theophilus, Gottfried Benjamin und Gottlob Samuel, von denen der letzte erst 1739 geboren war. Die stattlich herangewachsene Schwester hatte schon den Unterricht verlassen und stand der Mutter in häuslichen Arbeiten zur Seite.

1741 Gottholds Konfirmation muß nach der Vollendung des zwölften Lebensjahres erfolgt sein, da er schon im Juni nach St. Afra kommen sollte. Gleich darauf übergab ihn der Vater seinem Schwager Pfarrer Lindner in Putzkau, der mit den bei der Aufnahmeprüfung gestellten Forderungen näher bekannt war. Dieser nahm sich des Knaben freundlich an und unterwies ihn in allem Nöthigen. Auch führte er ihn bei seinen nahen Amtsgenossen ein; so war er mehrfach mit ihm bei dem Superintendenten Klotz in Bischofswerda, wo Gotthold auch dessen damals drittehalbjährigen Sohn, seinen spätern Gegner, sah. Anfangs Juni erfolgte die Berufung nach Meißen.

2.

Frohen Muthes eilte Gotthold in Begleitung des Vaters dem schönen Meißener Lande und der Mutter St. Afra zu, von der ihm Lindner so viel erzählt hatte. Den Knaben drängte es nach einem weitern, lebensvollen Kreise, in welchem sein frischer Jugendsinn sich lebhaft ergehen, sein Geist reiche Nahrung finden und selbständig sich entwickeln könne, ja auch die halbklösterliche Beschränkung schreckte ihn nicht; hatte ja das Zusammenleben mit mehr als hundert aus verschiedenen Gegenden kommenden „Alumnen" und die eigenthümliche, auf bewährten Grundsätzen beruhende Einrichtung der Fürstenschule für ihn einen gewissen Reiz und die äußern Verhältnisse durfte er mit möglichster Freiheit sich anzupassen hoffen. So zog er am 21. Juni Morgens um 8 Uhr durch das gewölbte Thor des auf der Höhe an der Stadtmauer gelegenen Afraneums, über welchem ihn ein Lateinischer Versspruch erinnerte, daß die Herzoge Moritz und August die Anstalt

Christus und den Studien geweiht hatten, in die vor fast 1741
zweihundert Jahren aus der alten Sing- und Klosterschule umgestaltete Fürstenschule, die zu dem Dienste der Kirche und des Staates vorbereiten sollte.

Die Aufnahmeprüfung begann beim Rektor mit der schriftlichen Uebersetzung eines diktirten Deutschen Stückes in das Lateinische; zwei Stunden später folgte in der im Erdgeschosse gelegenen Censurstube in Gegenwart des Vaters zunächst die Beurtheilung der Uebersetzung durch den Rektor, sodann gab der Konrektor einen Satz zur Anfertigung eines Lateinischen Distichons; der Lehrer der dritten Klasse benutzte eine Stelle des neuen Testamentes, um sich der Kenntnisse in der Griechischen Formenlehre zu versichern; der nächste prüfte in der Lutherischen Lehre und zuletzt ließ der Mathematikus einige Rechenbeispiele lösen. Die Prüfung fiel so vortheilhaft aus, daß Gotthold der vorletzten, der elften Dekurie, zugewiesen wurde. Die Schule hatte vier Klassen, von denen die beiden höchsten die Ober-, die andern die Unterlektion bildeten; jede Klasse zerfiel in drei Dekurien, denen ein Schüler als Dekurio vorstand; sie wurden fortlaufend durch die ganze Schule von oben nach unten gezählt. Die Aufnahme erfolgte, nachdem Gotthold sich durch Handschlag zur Befolgung der Gesetze der Anstalt verpflichtet hatte, die Gottesfurcht, Gehorsam gegen die Lehrer, Meiden böser Gesellschaften, Fleiß, Reinlichkeit und gute Ordnung, Dankbarkeit gegen Gott, den Vater des Vaterlandes, die Lehrer und die Schule forderten. In den ersten Wochen wurde dem neuen Alumnus größere Freiheit gestattet. Schon am 3. Juli erfreute ihn das jährlich gefeierte Stiftungsfest.

In die Hausordnung lebte er sich bald ein. Die

TAYLOR INST. OXFORD

1741 Schüler durften ihre eigenen Kleider tragen, wenn sie nur reinlich und nicht zu auffallend waren; auch war das gangbare Tragen von Perücken gestattet, das auch von Lessing berichtet wird. Aber als besondere Schultracht, die man auch draußen nicht ablegen durfte, war ein kurzer, schwarzer Mantel, die Schalaune (scholana), vorgeschrieben. Die beiden nichts weniger als bequem und freundlich eingerichteten „Schlafhäuser" befanden sich an der Südseite des alten Kreuzganges, an der Nordseite die Wirthschaftsgebäude und die Kirche. Das alte Gebäude lag dem Kreuzgange und der Stadtmauer zunächst; vor diesem, nach der Stadt zu, das ganz schmucklos angelegte, für die Unterlektion bestimmte, wovon es den Namen „Knabenhaus" führt. Die Eingänge beider waren einander zugekehrt. Auf dem ersten und zweiten Stockwerke beider fanden sich sechsundzwanzig Studir- und ihnen gegenüber, durch einen breiten Gang getrennt, ebenso viele Schlafzimmer, je eines für vier Alumnen bestimmt, einen Primaner und einen Sekundaner als Ober- und Untergesellen, einen Tertianer und einen Quartaner als Unterlektionen, so daß alle Schulklassen in nächste Verbindung miteinander gesetzt waren. In der Thüre eines jeden Zimmers war eine Oeffnung, damit die Inspektoren und Lehrer von außen hineinsehen konnten. Die einzelnen Zimmer waren nach der Folge der ersten Buchstaben des Alphabets bezeichnet. Auf jedem Gange hing eine Lampe, welche die Kammern nothdürftig erleuchtete. Die Möbel mußte sich jeder selbst beschaffen, wonach diese äußerst bunt zusammengestellt waren. An jeder bequemen Einrichtung fehlte es; auch war für Heizung nicht gesorgt. Im Winter diente der große, mit zwei Kathedern versehene und mit den Bildnissen beider Stifter von Lukas Kranach geschmückte

1741

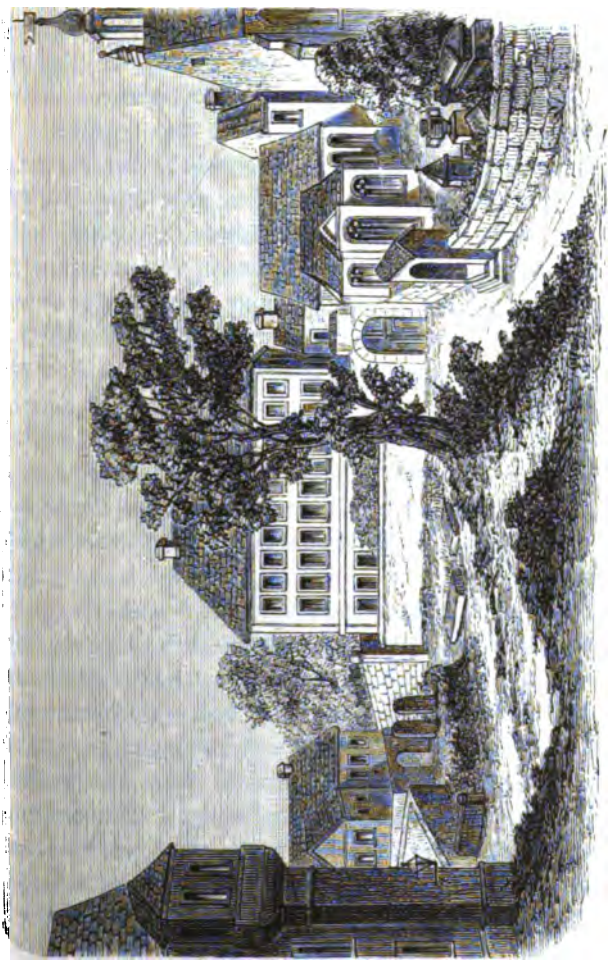


Abb. 4. St. Afra. Nach dem Titelbilde der „Beschreibung der Churfürstl. Sächß. Landschule St. Afra“ (1783).

1741 Hörsal, der frühere Betsal der Mönche, im Erdgeschosse des alten Gebäudes, als gemeinsames Studirzimmer, wo der in der Mitte an einer Säule stehende Wöchner (Hebdomadarius), einer der Lehrer, die wöchentlich im Dienste wechselten, nebst dem Primus der Schule die Aufsicht führte. Die Schulzimmer befanden sich im Erdgeschosse der beiden Gebäude und eines dritten, der rechts vom alten Hause an der Stadtmauer gelegenen „Patientenburg", die unten die Badestube und das Schulzimmer für die Quarta, oben zwei Krankenstuben, die Bibliothek und den Tanzsal enthielt. Der Speisesal, eine gewölbte Kapelle der heiligen Barbara, lag neben den rechts vom Eingangsthore und der Wohnung des Thorwärters sich hinziehenden Wirthschaftsgebäuden. Die auf der vorigen Seite gegebene Abbildung vom Jahre 1783 zeigt in der Mitte das neue Gebäude, rechts davon das Thor, den Speisesal und die Kirche, links den Schulgarten, die Rektorwohnung, die Pfarrei und den Weg zur Stadt.

Im Sommer stand man um halb 5 auf (eine Stunde später im Winter); Fleißige benutzten auch schon die frühen Morgenstunden von 3 Uhr an. Eine halbe Stunde war zum Ankleiden, Waschen, was auf dem Hofe am Brunnentroge geschehen mußte, Frisiren und Schuheputzen und zum Zusammenlegen der Betten bestimmt. Auch hierbei hatten die Aeltern die Jüngern zu beaufsichtigen. Sodann führte sie der Inspektor, ein Primaner, in den Speisesal; dort wurde der Tag durch Gesang und ein Lateinisches Morgengebet eingeleitet, woran sich viermal wöchentlich die Erklärung einer Bibelstelle schloß. Darauf konnte man in der Verkaufsstube des Thorwärters auf eigene Kosten sich ein Frühstück holen. Die Stunden von 6 bis 11 waren abwechselnd

dem Unterrichte und dem Privatstudium bestimmt. Das 1741
Mittagsessen mit den Tischgebeten und dem Vorlesen eines Primaners aus einem geschichtlichen Buche des alten Testamentes nahm die Zeit von 11 bis 12 in Anspruch; dann war Freistunde, die aber manche zum Unterricht im Singen, Schreiben oder Tanzen benutzten. Lessing nahm an diesen Uebungen keinen Theil. Die nächsten fünf Stunden waren wieder zwischen Unterricht und Privatstudium getheilt; um 6 Uhr folgte das Abendessen mit den Gebeten und dem Vorlesen aus einem Lateinischen Geschichtsbuche. Von 7 bis 8 war frei, darauf hielten die Obern in den Studirzimmern eine Stunde lang Wiederholung mit den Untern ab. Das allgemeine Gebet von 9 bis halb 10 schloß die Tagesordnung, da man sich darauf auf die Schlafstuben verfügen mußte. Sonntags brachte man Morgens von 7 bis 11 und Nachmittags von 1 bis 4 in der Kirche zu, zu welcher man paarweise unter Anführung des Vorsängers, eines Primaners, schritt; mit diesen sieben Stunden und den täglichen Morgen- und Abendgebeten war es aber noch nicht genug, auch die Zeit Mittwochs von 7 bis 9 und Dinstags und Freitags von 2 bis gegen 3 war zum Beten in der Klosterkirche bestimmt, in deren Kuppel eine Glocke das Signal zu den Lehr-, Eß- und Betstunden gab. Das Rauchen, Karten- und Würfelspiel waren unter der Strafe der Entlassung verboten. Lessing hat das erstere auch später nie versucht. Nur Schach, Ball- und Kegelspiel waren gestattet.

Ein großer Vorzug der Fürstenschule bestand neben dem Wiederholen der Obern mit den Untern in der Anregung des Privatstudiums. Waren auch nur 25 Wochenstunden für dieses gegen 32 für den Unterricht bestimmt,

1741 ſo fiel doch außer den Sonntagen noch an 60 Tagen im Jahre der Unterricht ganz aus, ſo daß dieſe größtentheils dem Privatfleiße gewidmet werden konnten, was um ſo wichtiger war, als hier meiſt eine Reihe freier Tage aufeinander folgte, beſonders zu Weihnachten, Oſtern und Pfingſten, neben denen noch das Stiftungsfeſt, Faſtnacht und Kirmes gefeiert wurden. Ferien gab es nicht; nur alle zwei Jahre war den Zöglingen, meiſt zu Pfingſten, ein kurzer Beſuch bei den Ihrigen geſtattet.

Für ausreichendes und zweckmäßig abwechſelndes Mittag- und Abendeſſen war durch die kurfürſtliche Speiſeordnung geſorgt. An den gewöhnlichen Tagen wurden Mittags drei Gerichte gegeben, an den ſogenannten Bratentagen, Sonntags, Dinſtags und Mittwochs, eines mehr. Auf jeden der neun Tiſche, an welchen je dreizehn, unter ihnen ein Primaner als Tiſchaufſeher, ſpeiſten, kamen ein in dreizehn Theile geſchnittenes Brod, 3 Pfund Rindfleiſch, 5 Pfund Braten. Die Feiertage waren durch beſondere Gerichte und Backwerk ausgezeichnet. Bier wurde Mittags gegeben, ſo viel man verlangte, doch war das Zutrinken verboten. Abends wurde den Alumnen ein „Schlaftrunk“ gegeben, auf jeden Tiſch ein Maß von vier Kannen. Wein kam nur an beſtimmten Tagen Mittags zum Tunken auf den Tiſch, zum Trinken blos an den Hauptfeiertagen. Freilich gab der Schulverwalter, der für die Verpflegung zu ſorgen hatte, häufig, ſowohl in Bezug auf die Güte der Speiſen, als auf die Reinlichkeit der zinnernen Geſchirre, Teller und Becher, gegründeten Anlaß zu Klagen; noch ſchlimmer war es, daß er die Schüler, welche zu Tiſchaufſehern beſtimmt waren, durch gute Biſſen und ſonſt zu beſtechen ſuchte.

Für die Freistunden, auch für das „Freihaben", wozu 1741
Montags und Donnerstags die Nachmittage bestimmt waren, wurde der von den Schulgebäuden eingeschlossene, nicht sehr geräumige, zum Theil gepflasterte Schulhof, der ursprüngliche Klostergarten, geöffnet. Die einzelnen Klassen hatten hier ihre besondern Spaziergänge, die Oberlektion ihre Kegelbahnen. Auch fanden sich einige Linden und Kastanienbäume. Im Sommer legten sich die Primaner ein Gärtchen an; auch war es diesen gestattet, in dem durchbrochenen Gange zwischen den einander gegenüberstehenden Thoren des alten und neuen Schlafhauses an den Sommerabenden zu verweilen und sich zu unterhalten. Im Sommer führten die Lehrer sämmtliche Alumnen fünfzehnmal auf einen der Schule gehörigen, etwas weiter als eine Viertelstunde von Meißen entfernten, mit Bäumen und Sträuchern bewachsenen Bergplatz, der eine angenehme Aussicht bot. Dort sang man das sehr zahme Lied:

Quid monent nos fistulae
Dulciores?
Sunt habendae feriae
Post labores.
Sobriae, non prodigae,
Dant honores
Mitigantque mores.

Dann durfte man spazieren gehen, spielen und auf jede Weise sich unterhalten, nur nicht an die Elbe sich wagen. Der Thorwärter hielt Bier, Milch, Butter, Brod, Braten und Gebackenes feil. Nach 6 Uhr traf man sich wieder zusammen und sang ein Lied; darauf fand die Verlesung statt, nach welcher man paarweise nach St. Afra zurückkehrte. An solche Ausflüge war Lessing schon von

1741 Kamenz aus gewöhnt, und sie mochten ihm als eine Erholung erwünscht sein, wenn auch die heiße Tageszeit dazu nicht am besten geeignet war. An manchen Schulfesten fehlte es nicht, ja zur Kirmes- und Fastnachtszeit spielten die Stadtmusiker in den geweihten Räumen von St. Afra zum Tanze auf, von dem Lessing aber kein Freund war, wie gern er sich auch heiterer Lust hingab.

Wenden wir uns von diesem Versuche, das Leben Lessings in St. Afra zu vergegenwärtigen, zum Unterrichte. Dieser war für die beiden Klassen in der Ober- und Unterlektion gemeinsam, für erstere im großen, für die andere in dem im Knabenhause befindlichen kleinen Hörsale, nur in der Mathematik und in den Stunden zur Verbesserung der Lateinischen und Griechischen Arbeiten, der sogenannten Emendation, fand eine Trennung der Klassen statt, woher die seltsame Bezeichnung der Klassen als Emendationen stammt. In der Unterlektion war von den 32 wöchentlichen Unterrichtsstunden fast die Hälfte, 15, für das Lateinische bestimmt, und zwar 3 für die Emendation, 2 für die Syntax, ebenso viel für Ciceros Briefe, die Lebensbeschreibungen des Nepos und die Fabeln des Phädrus, je eine für Prosodie, Eutrop, Ovids „Tristia" und „Briefe aus dem Pontus". 5 Stunden kamen im Sommer, im Winter nur eine auf den Religionsunterricht, bei welchem die „Fragen aus der Kirchengeschichte" von Heinsius, ein Lateinisches Handbuch von Hutter und Dressers Lateinische Ausgabe des kleinen Lutherischen Katechismus zu Grunde gelegt wurden. Die 4 Griechischen Stunden waren auf die Hallische Grammatik und das neue Testament vertheilt. In je 2 Stunden wurden das Französische, Arithmetik und Geschichte nebst Erdbeschreibung gelehrt. Zur Uebung in

dem als Nebensache geltenden Deutschen Ausdruck sollten 1741
vorzüglich die Uebersetzungen aus dem Lateinischen dienen, bei welchen die „Reinigkeit" der Sprache besonders zu beachten sei, doch waren in der Unterlektion auch Uebungen in Deutschen Briefen nach dem gangbaren Kanzleistil vorgesehen und in den obern Klassen wurden Reden aufgegeben.

Lessings Lehrer in der Unterlektion waren der bejahrte, aber am Anfange noch muntere Magister Kauderbach, im Griechischen und in Ciceros Briefen trat Magister Weiße ein. Aber auch der noch nicht vierzigjährige Konrektor Magister Höre gab in der Lateinischen Syntax und der Prosodie Unterricht und legte schon hier den Grund zum Lateinischen Stil und zur Lateinischen Verskunst. Zum Aufenthalt auf der Fürstenschule waren sechs Jahre bestimmt, nur ausnahmsweise wurde eine frühere Entlassung gestattet. Lessing ließ es an Fleiß nicht fehlen, um einer solchen Auszeichnung theilhaft zu werden, und seine rasche Auffassung machte ihm das Fortkommen sehr leicht. Bei der Prüfung im Herbst wurde er, obgleich er nur drei Monate der elften Dekurie angehört hatte, als Neunter in die nächst höhere versetzt. Erhalten sind uns die kurzen halbjährlichen Lateinischen Censuren, welche der Rektor dem Oberkonsistorium einsandte, worauf dieses in einem Deutschen Censurbefehle demselben Mahnungen an diejenigen Schüler auftrug, die Veranlassung zum Tadel gegeben hatten. Schon in der ersten tritt uns der lebhaft sich und die Schwäche des Lehrers fühlende, doch sich bald fügende Knabe entgegen; denn wir hören hier, er sei ermahnt worden, den guten Eindruck seines schmucken Aeußern nicht durch dreistes und muthwilliges Betragen zu trüben, und es scheine, daß er

1742 darauf geachtet habe. Das Oberkonsistorium ließ ihn denn erinnern, er solle sich der angenommenen Leichtsinnigkeit enthalten. Bei der nächsten Prüfung rückte er in die neunte Dekurie, wo er den achten Platz erhielt. Damals äußerte Weiße, der seine Begabung besser würdigte, Lessing sei von nicht geringem Talente, müsse aber geleitet und gelenkt werden, um gut und eifrig den gesetzlichen Forderungen zu genügen. Seine Selbständigkeit und der Trieb, sich mit anderm, das ihn anzog, zu beschäftigen, ließen sich schwer zurückhalten. Das Oberkonsistorium befahl, Lessing und vier Mitschüler der Klasse zu einem wohlgesitteten Wandel, zu williger Annahme guter Zucht und zu allem schuldigen Gehorsam ernstlich anzumahnen. Als er im Herbst 1742 in die achte Dekurie stieg, in welcher er der Sechste wurde, hob Weiße wieder seine vorzügliche Begabung hervor; auch betrage er sich ruhig, nur sei er von Unachtsamkeit nicht immer frei. Gleich darauf ertheilte ihm der Oberstlieutenant Karl Leonhard von Carlowitz die von seiner Familie gegründete Freistelle auf vier Jahre, so daß der Vater jetzt von jeder Zahlung an die Schule frei war. Die Familie Carlowitz besaß bei Kamenz das Gut Liebenau, wo Lessings Großvater einige Zeit Gerichtshalter gewesen war. Bisher hatte ein Verwandter die Stelle inne gehabt, der aber wegen Krankheit das Studiren aufgegeben hatte.

Aus diesem Winter ist uns eine merkwürdige Probe von Gottholds Deutschem Stile, seiner Darstellung und Auffassung in einer Glückwunschrede an den Vater erhalten, die er, auf Veranlassung des Jahreswechsels, in den Weihnachtsferien 1742 ausarbeitete. Es sollte hier der Beweis, daß ein Jahr dem andern gleich sei, die Welt und die Menschen nicht schlechter werden, aus der gesunden Ver-

nunft, dem göttlichen Zeugniß der heiligen Schrift und der 1742
Erfahrung geliefert werden. Nur „einfältige, schwermüthige, mißvergnügte und undankbare Leute", bemerkt Gotthold, könnten sich in solchen „kindischen Klagen der Schwachheit" ergehen, die er bemitleide. Er wollte in dieser Rede dem Vater einen Beweis von seiner steigenden Befähigung geben. Man erkennt den Einfluß, den der Ton der vielen Predigten, auch wohl der Festreden, auf ihn geübt. Bezeichnend ist es, wie der seiner christlichen Erleuchtung bewußte Tertianer über die Sagen der alten Dichter und Weltweisen von den vier Weltaltern aburtheilt; sie sind ihm ein bloßes Hirngespinnst, auf das die blinden Heiden vielleicht dadurch gekommen, daß sie etwas vom Stande der Unschuld im Paradiese gehört, ja sie könnten selbst einmal die heilige Schrift gelesen haben. Bei aller Jugendlichkeit und Unzulänglichkeit des Urtheils im einzelnen und bei aller Steifheit der Wendungen zeugt die Rede von großer geistiger Gewandtheit, von Fülle und Folgerichtigkeit der Gedanken und von beredter, besonders durch Reinheit ausgezeichneter Sprache, wobei freilich die Frage, ob sie nicht vorher von Weiße verbessert worden. Sie ist von Anfang bis zu Ende an den Vater gerichtet, nur einmal werden im richtigen Predigertone die Brüder angeredet, die jetzt durch Gottes Gnade ein neues Jahr zu leben anfangen. Am Schlusse dankt er zunächst in tiefster Ehrfurcht der allerhöchsten Majestät, preist dann, wie er sagt, mit vergnügtem und zufriedenem Herzen nebst dem Vater die weise und mächtige Liebe des höchsten Regenten, die gegen sie neu sei und niemals alt werde, ergeht sich in frommen christlichen Wünschen, daß sie sich Gottes Willen immer gefallen lassen mögen, worin

1743 man den Einfluß der väterlichen Lehren empfindet, und schließt endlich mit den Worten:

„Mir wünsche ich von Ihnen in diesem Jahre gleiche Liebe, gleiches Gebet, gleiche Vorsorge, gleiche Treue und gleichen Beistand. Ich verspreche Ihnen dafür gleiche Dankbeflissenheit, gleiche Ehrerbietung, gleichen Gehorsam, gleiche Begierde, Ihnen gefällig zu werden, gleichen Eifer, Gott für Dero Wohlsein anzuflehen. So werden wir in der That erfahren, daß wir in der goldenen Zeit leben, daß ein Jahr dem andern gleich ist."

Im folgenden Februar wurde Lessing einmal wegen der Nachlässigkeit in seinem Schreibbuche vor die Konferenz geladen, aber „noch ziemlich befunden". Außerordentlich günstig war das Zeugniß, welches er bei der Frühjahrsprüfung erhielt, wo er als Fünfter in die siebente Dekurie stieg. „Seinen bedeutenden Anlagen entspricht ein sorgfältiger Fleiß, seinem Fleiße erfreuliche Fortschritte", urtheilte Weiße. Damals besuchte er die Heimat, wo er zum erstenmal seinen im Oktober 1741 geborenen Bruder Erdmann Salomo Traugott sah. Hier hatte unterdessen Vetter Christlob Mylius große Aufregung hervorgerufen. Das Zerwürfniß zwischen dem Rektor Heinitz und Lessings Vater, der gegen diesen gepredigt, war zum Ausbruch gekommen. Als Heinitz im April Kamenz verließ, um das Rektorat in Löbau anzutreten, widmete ihm sein von ihm begeisterter Schüler Mylius, seit dem Herbste Leipziger Student, ein Deutsches Scheidegedicht in Alexandrinern, in welchem er des „tollen" Kamenz mit demselben Uebermuthe gedachte, mit welchem der vor zwanzig Jahren im Elend gestorbene begabte Dichter Günther sich beim Abgange der Stadt Schweidnitz empfohlen hatte. Bürgermeister und Rath kamen gar schlecht weg. Bürgermeister Schubert wurde als ein stolzer, aufgeblasener Mann verspottet, Bürgermeister

Leſſing ſehr fromm, der Stadtſchreiber Förſtel überklug ge- 1743
nannt; von den Skabinen Haugk und Püſchel, welcher letztere früher ſelbſt Lehrer geweſen war, aber ſich untauglich gezeigt hatte, hieß es, der eine habe die Augen auf-, der andere niedergeſchlagen. Am grellſten wird die Predigt des Paſtors Leſſing geſchildert:

Ein ſchwarz und weißer Mann ſtund da erhöht und ſchrie,
Er preßte Wort auf Wort mit ungemeiner Müh',
Mit laut und klarem Ton aus angeſtrengter Lunge;
„Der rohen Jugend Herz", ſchrie er, „iſt laſtervoll!
Sie hört nicht Gottes Wort! weil, der ſie lehren ſoll,
Sie durch ſein Leben (Lehren?) ſelbſt in aller Bosheit ſtärket.
Ach! meine Lieben! ach! das werde ſehr vermerket!"

Das Gedicht war in die Hände eines Kamenzer Schülers gekommen, der zum Unglück ſelbſt Kamenz hieß. Da Mylius ſich in den Ferien zu Kamenz ſehen ließ, wurde er am 25. April verhaftet und die Akten an den Schöppenſtuhl zu Wittenberg geſandt. Der ſelbſt angegriffene Bürgermeiſter Leſſing war edel genug, für ſeinen Verwandten Bürgſchaft zu leiſten, falls er verurtheilt werden ſollte. Da hatte man ein Beiſpiel von den traurigen Folgen der Schöngeiſterei, das Gotthold zur Warnung vorgehalten wurde.

Mit den beſten Vorſätzen kehrte dieſer zur Fürſtenſchule zurück, die nächſtens ihr zweihundertjähriges Stiftungsfeſt feiern ſollte. Leider ſollte dieſes unter der politiſchen Lage ſehr zu leiden haben. Der „Vater des Vaterlandes", der zugleich König von Polen war, Preußens Bundesgenoſſe, hatte den Verfechter des Proteſtantismus verlaſſen und ſich Oeſtreich zugewandt. Die Finanzen waren durch die großen Summen, die Hof und Heer verſchlangen, völlig zerrüttet.

1743 Während das Land von Oestreichern durchzogen wurde, ordnete der Rektor das Jubelfest auf den 3. bis 5. Juli an. Das Oberkonsistorium forderte die Einsicht des Festprogramms vor dem Druck. Grabner hatte in einer Deutschen Abhandlung die Gründung des Klosters, die Legende der heiligen Afra und die Errichtung der Schule in Folge der Reformation behandelt. In Dresden aber wurde verordnet, daß man „die uralten Kirchen-Antiquitäten und Reliquien" unberührt lasse und an ihrer Stelle etwa „die zu allen Zeiten bewiesene propensio des Durchlauchtigsten Hauses Sachsen zur Stiftung hoher und anderer Schulen" darstelle. Da unterblieb denn jede Festschrift. Ein Beitrag zu den Kosten der Festfeier ward nicht bewilligt, man möge „allenthalben, weil der dazu erforderliche Aufwand aus denen Einkünften der Landesschule genommen werde, mit möglichster menage zu Werke gehen". Demnach mußte auf einen Aufruf zur Betheiligung an die ältern Afraner verzichtet werden, der freilich wenig gefruchtet haben würde, da Truppendurchzüge, Einquartierung und Druck aller Art keine Festfreude aufkommen ließen. Es wurde eine Sammlung unter den Alumnen veranstaltet, die etwas mehr als 33 Thaler einbrachte; die Gesammtausgabe für das Fest mit dem den Alumnen und Behörden gegebenen Mahle betrug über 138 Thaler, das Fehlende mußte der Rektor hergeben. Am 3. wurde das Fest mit einer Feier in der Kirche begonnen, zu welcher man in stattlichem Festzuge schritt. Der Schulaktus wurde mit Pauken und Trompeten angekündigt. Die Festrede hielt der Rektor. Auf dem Rathhause fand das Festmahl der Behörden statt. Abends um 9 Uhr war auf einem Gerüste vor der Schule Musik und es „sang der chorus musicus mit Beistimmung aller

Alumnen aus den Fenstern"; auf einen Pistolenschuß begann 1743
die Beleuchtung der Schule. Am zweiten und dritten Tage hielten Höre und Weiße Reden und zwölf Schüler, unter denen sich Lessing nicht befand, Vorträge in Deutscher, Lateinischer, Griechischer, Hebräischer und Französischer Sprache. Auch an einer Lateinischen Disputation der Schüler fehlte es nicht. Der dritte Tag wurde mit Musik und Gesang, wie der erste, beschlossen. An allen drei Tagen wurden die Alumnen festlich gespeist; am ersten erhielten sie einen Festwildbraten und feinern Wein.

Ein eigenthümliches Gegenstück zu dieser Festfreude erlebte St. Afra am 22. September. An diesem Tage wurde von den Tertianern und Sekundanern ein förmlicher Tumult gegen den Schulverwalter ins Werk gesetzt, an welchem sich auch Lessing stark betheiligte. Die Empörung über die Art, wie jener sich durch ungenügende Verpflegung der Alumnen bereicherte, kam zum Ausbruche, als er bei der Richtung seines neuen Hauses den Bauleuten ein Essen mit Tanz gab. Man brachte ihm eine Katzenmusik, sang ein Schimpflied auf den „ohnmächtigen Erhalter, adiekten Schulverwalter", dem der — holen solle, was er ihnen abgestohlen, stimmte ein Pereat an, warf die Fenster ein, und was sonst jugendlicher Muthwille sich gestattete. Bei dem langen peinlichen Verhöre, zu welchem Lessing mehrfach vorgefordert wurde, wußten sich alle geschickt herauszureden; auch als ein ängstlich gewissenhafter Alumnus den Angeber machte, boten sich keine sichern Anhaltspunkte gegen einzelne. Natürlich wurde beiden Klassen dieser Tumult ernstlich verwiesen; auch das Oberkonsistorium äußerte sein höchstes Mißfallen. Diese Geschichte hatte vielleicht auch Einfluß auf die Michaelcensur, worin es hieß, in der Wissenschaft

1743 mache Lessings reger und thätiger Geist offenbare Fortschritte, aber in seiner sittlichen Ausbildung handle er zu versteckt, als daß er von aller Verstellung freizusprechen wäre. Doch mochte es auch aufgefallen sein, daß er sich oft sichtlich bezwang und nur gute Miene zum bösen Spiel machte. Immer mächtiger wuchs sein frisches Selbstbewußtsein, das die Schwächen anderer so leicht herausfühlte und traf, immer lästiger wurde ihm der Zwang, aber auch die Kraft der Zurückhaltung gewann an Stärke. Von seinen Mitzöglingen mochte freilich mancher sich vor ihm fürchten, aber seine herzliche Gutmüthigkeit versöhnte die Getroffenen meist leicht. Sehr nahe scheint er keinem Alumnen getreten zu sein, was außer dem Zufall, der auch bei solchen Verbindungen sein Spiel treibt, die große Selbständigkeit des immer angespannten, in sich arbeitenden Knaben verschuldet haben mag.

Als Gotthold im Herbst in die sechste Dekurie und somit in die Oberlektion stieg (er erhielt den neunzehnten Platz in der Sekunda), überwog der Drang nach lebendiger Erkenntniß des Alterthums die fromme, christliche Gesinnung, die er aus dem väterlichen Hause mitgebracht und bisher ungeschwächt erhalten hatte. Schon daß er jetzt als Untergeselle den Lehrer und halben Gebieter eines Jüngern machte, gab ihm einen stärkern Halt; auch waren die Gegenstände des Unterrichts bedeutender und mannigfaltiger, so daß sie ihm reichere Nahrung boten; vor allem war sein eigener Geist erstarkt. Für das Lateinische waren auch in der Oberlektion 15 Stunden bestimmt, von denen nur im Winter 4 wegfielen, um auf Logik nach einem Lateinischen Lehrbuche von Grosser und auf Rhetorik nach Hübners „Oratorischen Fragen" verwandt zu werden. Auf Ciceros Werke

de officiis und de oratore kamen 4, auf Livius 2, auf 1743
Virgil und Horaz je eine Stunde. 3 galten der Emendation, dem Vortrage auswendig gelernter Stücke und Disputirübungen, im Sommer 2 der Etymologie, je eine der Syntax, nach der von Erasmus Schmidt verbesserten Grammatik Melanchthons, und der Prosodie. Das Griechische blieb bei seinen 4 Stunden, von denen 2 den für die Schule passenden Stücken des Isokrates und einer Schrift des Plutarch, eine dem Sophokles gewidmet war, eine — der Griechischen Uebersetzung der Augsburger Konfession. 3 Stunden nahm das erst jetzt eintretende Hebräische, 2 das Französische in Anspruch. Als Vorbereitung zu den theologischen Vorlesungen der Hochschule wurde in einer Stunde Schrebers Lateinisches Handbuch der Glaubenslehre durchgenommen; auch las man im Sommer zweimal im Griechischen neuen Testament und ebenso oft in Rechenbergs Lateinischer Uebersicht der Kirchengeschichte. 2 Stunden waren in Sekunda für Geometrie nach dem Auszuge des Philosophen Wolff, in Prima für Astronomie, mathematische und physikalische Erdbeschreibung und Chronologie bestimmt; für die politische Erdbeschreibung waren beide Klassen zu einer Stunde vereinigt. Die Völker- und Sittengeschichte mußten sich mit blos 2 Stunden begnügen. Konrektor Höre war damals mit einer Sammlung von Bildnissen der Römischen Kaiser aus Münzen beschäftigt, die 1744 erschien. So konnte Lessing bereits damals manches von Römischen Münzen hören. Im Sommer wurde neben der schon erwähnten Logik in einer besondern Stunde Sittenlehre nach einem Lateinischen Handbuche von Rechenberg gelehrt. Zur Uebung im Deutschen mußten die Uebersetzungen aus dem Lateinischen genügen; denn aus dem

1743 Griechischen wurde Lateinisch übersetzt und in dieser Sprache auch die philosophischen und andern Stunden gehalten. Ein gewandter Lateinischer Stil und die Kunst, fließende Lateinische Verse zu machen, bildeten neben der Kenntniß der Religion, insonderheit der Lutherischen Lehre, das Hauptziel der Bildung von St. Afra. Indessen waren Deutsche Arbeiten und Gedichte nicht ganz verboten, wenn man auch den unter den Alumnen gegründeten „Pflanzorden" zur Pflege Deutscher Dichtung im vorigen Jahrhundert unterdrückt hatte; solche Versuche mußten dem Rektor oder den Lehrern zur Durchsicht vorgelegt werden. Vor mehr als zehn Jahren hatten Gärtner, Gellert und Rabener auf St. Afra in Deutschen Arbeiten miteinander gewetteifert. Auch wurden Deutsche Reden, ja auch Deutsche Gedichte zu öffentlichen Schulfeiern aufgegeben und vorgetragen. Von der Gewandtheit, die Gotthold sich am Ende des Jahres 1743 im Deutschen Ausdruck erworben hatte, gibt der hier im Facsimile gegebene launige Neujahrswunsch an die Schwester eine anziehende Probe. In pedantisch witziger Weise macht er dieser Vorwürfe, daß sie ihm auf den seit seiner Rückkehr nach Meißen geschriebenen Brief nicht geantwortet. Glücklicher sind der Uebergang zum Neujahrswunsche, den er doch nicht unterlassen will, und die schalkhafte Wendung, womit er Salome wegen ihrer übergroßen Lust an ihrer Sparbüchse neckt. Entschieden prägt sich der entgegengesetzte Charakter der Geschwister aus in Bezug auf den Lerntrieb und die Schätzung des Geldes, das für den zum Jüngling sich entwickelnden Knaben nur Werth hatte, insofern er es brauchte, was er nicht erst aus seinem Horaz gelernt hatte.

Unter den Lehrern der Oberlektion hatte die meisten

Stunden und die Leitung der dritten Klasse Konrektor Höre, 1743
ein gründlich gelehrter Philolog, der bei der Erklärung der Alten besonders auf die klassische Urbanität hinwies, die er hoch über die Galanterie und Höflichkeit der neuern Zeit erhob. Er selbst hatte eine Auswahl aus Horaz und auch eigene Lateinische Schulgedichte herausgegeben. Doch war er so wenig ein Verächter der Deutschen Dichtkunst, daß er schon 1740 die „erste Probe" einer Blumenlese unter dem Titel: „Edle Früchte Deutscher Poeten nach gesundem Geschmack berühmter Kenner für die lehrbegierige Jugend ausgesucht", herausgegeben hatte, die Opitz und von Besser umfaßte. Aber den guten Lateinischen Ausdruck, in ungebundener wie in gebundener Rede, schätzte er über alles. Daneben hielt er als ein frommer Mann außerordentlich viel auf das Lesen der Bibel. Als er in späterer Zeit, wo Lessings Bruder Theophilus in Meißen ein Alumnus nach seinem Herzen war, einen bedauernden Rückblick auf Gotthold dem Vater gegenüber nicht unterlassen konnte, erwiederte dieser ärgerlich, Höres geringste Sorge sei es, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackere Fürstenschüler aus ihnen mache, Leute, die ihren Lehrern blindlings folgten, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten seien, und obgleich er alle Hochachtung für Höre habe, so reue es ihn gar nicht, daß er ihm nicht in allem gefolgt sei. Anderswo äußert er, schon in Meißen habe er gewußt, man müsse dort vieles lernen, um es später zu vergessen. Nach der Schilderung von Lessings Bruder Karl, der mit Höre noch weniger fertig wurde als Gotthold, sprach dessen Unwille sich meist in derben klassischen Schimpfworten aus, die er mit einer heftigen Bewegung der Hände dem Schuldigen an den Kopf

1743 warf; wurde er im Ernst böse, so spottete und höhnte er. Alle seine Deutschen Erklärungen der Bibel schloß er mit einem oft lächerlichen Denkreime. Daß man nebenbei Deutsche Verse machte, konnte er wohl leiden, aber Gotthold schien ihm über diesen und andern Dingen sein geliebtes Latein zu vernachlässigen. Wenn dieser später äußerte, was er an Gelehrsamkeit und Gründlichkeit besitze, verdanke er Meißen, so kommt davon in philologischer Beziehung ein guter Theil auch auf Höre, ein anderer freilich auf seine Privatstudien.

Rektor Grabner, der besonders im Lateinischen und in der Philosophie unterrichtete, war ein geist- und einsichtsvoller Mann, der Gottholds bedeutende Begabung und seinen Drang nach möglichst allgemeiner Ausbildung zu würdigen wußte. Ein ausgezeichneter Zögling der Schulpforte, war er bereits 1717, in seinem dreiundzwanzigsten Jahre, als dritter Lehrer nach Meißen gekommen, wo er 1735 Rektor wurde. Der Deutschen Dichtung war er so wenig feind, daß er sich selbst darin versuchte. Weißenborns „Einleitung zur Lateinischen und Teutschen Rede- und Dichtkunst" gab er 1742 vermehrt und verbessert heraus. Befaßte er sich auch viel mit der Kirchengeschichte, so hatte er sich doch besonders nach der philosophischen Seite ausgebildet. An die vorgeschriebenen philosophischen Handbücher hielt er sich nicht, sondern trug frei nach seiner eigenen Anschauung mit Geist und Gemüth vor, so daß alle ihn als einen so ausgezeichneten wie wohlwollenden Lehrer verehrten. Er durfte sich rühmen, daß ihm noch kein Schüler Gehorsam und Ehrfurcht versagt habe.

Blieb auch Grabners philosophischer Geist auf Gotthold nicht ohne Einfluß, so wirkte doch noch bedeutender

der vertraute Umgang mit dem Mathematiker Klimm, 1744
einem geborenen Thüringer, der 1729 in seinem dreißigsten Jahre nach Meißen gekommen. Er war in seinem Fache, besonders auch in der Astronomie, ausgezeichnet. Keplers Werke hatte er mit herausgegeben, einen wiederholten Ruf an die Petersburger Akademie abgelehnt. Neben seiner Fachkenntniß besaß er eine reiche allgemeine Bildung. Gotthelds Verstand fühlte sich zur Mathematik hingezogen, und fehlte es auch Klimm an fesselndem Vortrage, an Geschick zum Unterrichte und energischer Strenge, so zog er doch die Begabtern lebhaft an, die sich denn auch vertraulich an ihn schlossen, gern bei ihm Privatstunden nahmen und in den Wochen, wo er die Inspektion hatte, oft bis Mitternacht gegen die Hausordnung auf seiner Inspektionsstube im Erdgeschosse des alten Gebäudes blieben. Unter ihnen war Gotthold einer der Treuesten und Begabtesten. Klimm, der außer den klassischen Sprachen Französisch, Englisch und Italienisch las, auch zum Theil sprach, wies seine Vertrauten ernstlich darauf hin, daß die Sprachen nur Werkzeug zur Gelehrsamkeit seien, ein Gelehrter ohne Mathematik und Philosophie nicht viel bedeute. Was hätte Gotthold wirksamer anregen können, seinem Triebe nach allgemeiner geistiger Ausbildung trotz Höres beschränktem und beschränkendem Pedantismus zu folgen! So gab er sich denn einem so anhaltenden Fleiße hin, daß dieser ihm, wie er selbst später in einem Gedichte schrieb, „Zeit zum Uebelthun versagte". Von jetzt an gab sein Betragen auch nicht mehr die geringste Veranlassung zur Klage.

Bei der Frühlingsprüfung 1744 mußte ihm Höre bezeugen, daß er einen scharfen Verstand und ein ausgezeichnetes Gedächtniß besitze und sich einer guten sitt-

1745 lichen Haltung befleißige. Je ernster es ihm um seine Entwicklung zu thun war, um so eifriger suchte er den Anforderungen der Schule zu genügen und seinen Widerwillen zu unterdrücken; blieb ihm ja für seine Privatstudien noch viel Zeit. Er erhielt damals den elften, im Herbste den ersten Platz in der Sekunda. Höre gab ihm das Zeugniß, daß er das Lob seiner vorzüglichen Begabung durch viele Studien, sogar in der Mathematik, und durch tadellose Aufführung steigere. Mit eisernem Fleiße widmete er sich besonders der Mathematik und den alten Klassikern. Schon in diese Zeit wird seine Uebersetzung des Euklid fallen, von welcher sich das zweite bis vierte Buch im Nachlasse vorgefunden. Mit dieser Uebersetzung des Griechischen Mathematikers konnte auch Höre zufrieden sein. Für Lessing ist es bezeichnend, daß er die Mathematik aus der ersten Quelle schöpfen wollte. Von Griechischen Klassikern dürfte er sich wohl zunächst mit Homer beschäftigt haben, den man auf St. Afra, der abweichenden Formen wegen, meist dem Privatfleiße überließ, wenn wir ihn auch unter den von Höre gelesenen Schriftstellern neben Sophokles genannt finden. Indeß scheint Homer ihn nicht lange gefesselt zu haben, da ihn das Privatleben der Alten mehr als das Urgriechische Heldenthum anzog. Wahrscheinlich fiel er schon jetzt auf die lustigen, von Wein und Liebe duftenden Anakreontischen Gedichte, die Charakterschilderungen des Theophrast und die Komödien des Plautus und Terenz. Von den drei letztern sagt er selbst, sie seien seine Welt gewesen, die er in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirt habe. Gerade der Gegensatz dieser Darstellungen aus dem Leben zu dem pe-

dantiſchen Schulzwange und der ſich regende dramatiſche 1745
Trieb feſſelten ihn an dieſe.

Kurz vor der Frühlingsprüfung 1745, am 27. März, wurde Leſſing vorgefordert, weil er ſeit drei Monaten keine Rede oder ſonſt etwas eingegeben habe, wogegen er bemerkte, daß er blos Zeit habe ſparen wollen, da der Herr Konrektor vorher alles andere öffentlich verbeſſert habe. Dies konnte ihm aber einen ernſtlichen Verweis nicht erſparen, daß er ſich beſſern möge, da er früher fleißig genug geweſen ſei. Die Oſtercenſur geſteht, daß er mit raſchem Geiſte die Mathematik und andere Unterrichtsgegenſtände lerne, mahnt ihn aber, die (Lateiniſchen) Stilübungen nicht zu vernachläſſigen. Selbſt Grabner hielt von der Mathematik nicht viel. In Prima wurde er der Achtzehnte, der Zweite der dritten Dekurie. Wahrſcheinlich beſuchte er zu Pfingſten die Heimat, wo er den Vater dringend bat, für das nächſte Frühjahr die Entlaſſung von der Schule zu beantragen; denn auf dem Afraneum wurde es ihm zu eng, das Lateinſchreiben und das Drechſeln Lateiniſcher Verſe, das pedantiſche Treiben Höres, das übermäßige Kirchengehen und die ſonſtigen Beſchränkungen waren ihm ſo zuwider, daß dem nach freier Bewegung in ſeinen Studien ſich Sehnenden ſelbſt Grabner und Klimm nicht mehr genügten und er ſelbſt die Annehmlichkeiten des Primanerlebens in St. Afra nicht in Anſchlag brachte. Nach der Rückkehr wandte er ſich mit beſonderm Eifer ſeinen Römiſchen Komikern und eigenen dichteriſchen Verſuchen zu. Im Laufe dieſes Jahres ahmte er in der Weiſe Gleims, Langes und Pyras, deren Verſuche eben damals erſchienen waren, die Anakreontiſchen Gedichte nach; daß er dieſes ſchon in Meißen begonnen, verräth er vier Jahre

1745 später dem Vater. Auch wissen wir, daß der erste Entwurf seines jungen Gelehrten in die Meißener Zeit fällt; gerade auf St. Afra war das Bild eines pedantischen jungen Gelehrten, der auf alberne Weise seine Gelehrsamkeit in die gewöhnlichsten Verhältnisse trägt, ihm als eine echt komische Figur gleichsam aus seinem Widerwillen gegen alle todte Gelehrsamkeit emporgestiegen, und es trieb ihn, dieses ins Spiel zu setzen, was ihm aber beim Mangel einer passenden Handlung nicht nach Wunsch gelang. Weiter kam er mit einer aus der Liebe zur Astronomie hervorgegangenen Dichtung in Alexandrinern. Hierbei diente ihm Haller, der große Dichter und Gelehrte, zum Muster, dessen schon in drei Auflagen verbreiteter „Versuch Schweizerischer Gedichte" ihm in Meißen, wahrscheinlich durch Klimm, in die Hände gekommen war. Er selbst berichtet später, Whistons „Theorie der Erde" (1696), die er wohl in einer Uebersetzung las, und der „Kosmotheoros" von Huygens (1698) hätten damals seine Einbildungskraft so mit Begriffen und Bildern erfüllt, daß er sich gedrungen gefühlt, seine Gedanken über die Mehrheit der Welten in ein dichterisches Gewand zu kleiden. So habe er diese denn nach einer ziemlich mathematischen Methode zu reimen begonnen, wobei er nur zuweilen ein Gleichniß angebracht oder eine kleine Ausschweifung sich gestattet. Im ersten Gesange handelte er vom Betruge der Sinne, im zweiten kam er gelegentlich auf die Geschichte der Astronomie, im dritten wollte er die Lächerlichkeit des Ptolemäischen Systems beschreiben. Der Anfang lautete:

Ihr niedern Töne, schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sei ich zu'n Sternen itzt mir und der Welt entrücket.

Ein dichtungswürdgrer Stoff als Liebe, Scherz und Wein 1745
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Inhalt sein.
Beherzter als Columb tret' ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Vollendet wurde das weitläufige Gedicht nicht; es fehlte dazu die Zeit, und als Lessing später die von Fontenelle in jüngern Jahren geschriebenen Entretiens sur la pluralité des mondes (1686) in die Hände kamen, ließ er es beschämt ganz liegen.

Aber bei allen dichterischen Versuchen, welche sämmtlich aus seiner Beschäftigung mit den Alten und seinen wissenschaftlichen Bestrebungen hervorgingen, suchte er auch seine Kenntnisse immer weiter auszudehnen und zu befestigen. Den Alumnen der höhern Klassen war das Lesen einiger Zeitschriften gegen geringe Zahlung gestattet. Grabner machte sich auch eine Freude daraus, fleißige Zöglinge auf die große Bibliothek in der Patientenburg zu führen, eine kleinere befand sich unten im Knabenhause, und auch Klimm half mit Büchern aus. Als am 22. September der abgehende Primaner Friedrich Traugott Wehse mit einer Lateinischen Rede über die Gründe des langen Lebens der Menschen der ersten Zeit Abschied nahm, erwiederte Lessing in einer gereimten Deutschen Rede über das Glück eines kurzen Lebens. Es war Sitte, daß die Freunde des Scheidenden in einer Rede antworteten, und zwar meist in einer andern Sprache und Redeform, wobei gerade ein entgegengesetzter Gegenstand besonders beliebt war, doch mußte der Stoff natürlich vom Rektor gebilligt werden.

1745 Zu Michael stieg Gotthold in die zweite Dekurie, wo er wieder die zweite Stelle einnahm. Grabner bemerkte damals, es gebe kein Gebiet des Wissens, auf welches sein lebhafter Geist sich nicht werfe, das er sich nicht aneigne, nur müsse man ihn bisweilen innehalten, daß er seine Kräfte nicht übermäßig zersplittere. Freilich würde Lessing, hätte er sich ganz den Schulfächern gewidmet, besonders im Lateinischen Stil und in lateinischen Gedichten, Außerordentliches geleistet haben, aber sein Geist trieb ihn nicht zum Lernen für die Schule, sondern zu seiner eigenen, möglichst allgemeinen Ausbildung. Da die dreizehn ersten Primaner das Ehrenamt von Inspektoren versahen, von denen neun die Tischaufsicht, zwei andere auf den Hof und die übrigen auf die Gänge zu achten hatten, so war Gotthold jetzt unter dieser Elite. Sie mußten jeden Sonnabend Morgens um elf Uhr in der Censurstube im Erdgeschosse des Knabenhauses erscheinen, um ihren Wochenbericht zu geben.

Doch bald sollten die Wogen des Krieges auch in die geheiligten Räume von St. Afra dringen. Die den Oestreichern vom Landesvater geschickte Hülfsarmee wurde am 4. Juni 1745 bei Hohenfriedberg geschlagen. Da der Plan des Prinzen Karl, in Verbindung mit den Sachsen Berlin zu bedrohen, Friedrich verrathen wurde, galt es diesem zunächst, die Bundesgenossen zu treffen. Er selbst überfiel die Sachsen in der Lausitz und befahl dem Fürsten von Dessau, ihr befestigtes Lager bei Kesselsdorf, südwestlich von Dresden, anzugreifen. Aber schon früher war die Sorge in St. Afra groß gewesen, wo man gegen die Feinde des Vaterlandes, die „Blauen", wie man die Preußen nannte, sehr erbittert war. Schon am 1. December hatte der Schulverwalter die Unmöglichkeit erklärt, bei der Stockung aller Geld- und

Naturaleinkünfte für die Pflege sämmtlicher Alumnen zu 1745
sorgen, und alle diejenigen zu entlassen beantragt, die nach Hause zu gehen verlangten; etwa ein Drittel verließ St. Afra. In der großen Noth mußte man sich entschließen, die schon vorbereitete Feier der Krönung des Kaisers aufzuschieben. Als am 9. General Lehwald Meißen vom Rathsweinberge beschoß, ließ man die Alumnen sich im gewölbten Speisesale versammeln, doch die Schulgebäude blieben unbeschädigt. Dem vier Tage später in Meißen einziehenden Fürsten von Dessau gingen Rektor und Lehrer entgegen und baten um Schonung der Schule, die ihnen auch versprochen ward. Da aber dennoch Soldaten in die Wohnungen der Lehrer, besonders des armen Konrektor Höre, eindrangen und raubten, wurde die Bitte am folgenden Tage wiederholt. Grabner selbst bat persönlich König Friedrich, der während der Kesselsdorfer Schlacht nach Meißen kam, um Schutz, und er wurde mit den gnädigsten Versicherungen entlassen. Während man den Donner der Kanonen von Kesselsdorf her hörte, Meißen vom Getümmel der Preußischen Soldaten erdröhnte, herrschte in der Schule die größte Aufregung; alle wünschten, daß Gott des Feindes Macht zu Schanden gehen lasse, doch, wie auch das Loos falle, für die Schule fürchtete man nichts. Kesselsdorf und das Lager der Sachsen wurden genommen; 3000 Todte und Verwundete, 6700 Gefangene und der Verlust von 48 Kanonen waren das Ergebniß des Tages. Es waren traurige, sorgenvolle Tage, die dem Verluste folgten; an regelmäßigen Unterricht war nicht zu denken, noch weniger an die für die Weihnachtstage vorbereitete Festfeier, bei der auch Lessing reden sollte. Dieser benutzte die Zeit möglichst zu seinen Studien und schrieb,

1745 als am Weihnachtstage zu Dresden der Friede zu Stande gekommen, wohl auf Antrieb des Vaters, ein Deutsches Dankgedicht an den Oberstlieutenant von Carlowitz, in welchem er seine und der Alumnen Aufregung während des Schlachttages schilderte. Noch trauriger ward der Zustand der Schule nach dem Abschlusse des Friedens, da das Preußische Lazareth nach Meißen verlegt und die Schule selbst mit Kranken und Verwundeten überfüllt wurde. Dennoch wurde die verschobene Weihnachtsfeier am 16. Januar nachgeholt, wobei Gotthold eine Lateinische Rede über Christus als verborgenen Gott hielt. Sein Gedicht an Carlowitz hatte er dem Vater gesandt, der es lobte, aber wünschte, er möge den Gegenstand noch einmal in einem kürzern Gedichte behandeln, was er denn auch versprach.

„Zwar Ihnen es frei zu gestehen," schrieb er am 1. Februar 1746, „wenn ich die Zeit, die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so muß ich mir selbst den Vorwurf machen, daß ich sie auf eine unnütze Weise versplittert. Der beste Trost dabei ist, daß es auf Dero Befehl geschehen."

Kriege und Schlachten lagen ihm fern, selbst bei Homer und Virgil zogen sie ihn weniger an; nur was er ganz zu ergreifen vermochte, wie die den jugendlichen Geist anmuthenden Tändeleien der Anakreontischen Gedichte, die launig das gewöhnliche Leben darstellenden Römischen Komödien, die sprechenden Charakterschilderungen Theophrasts und so manche Gedichte des Horaz, trafen seine Seele.

„Sie betauern mit Recht das arme Meißen, welches jetzo mehr einer Todtengrube als der vorigen Stadt ähnlich siehet", schrieb er. „Alles ist voller Gestank und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne von ihr so weit entfernt, als er nur kann. Es liegen in denen meisten Häusern immer noch 30 bis 40 Verwundete,

zu denen sich niemand sehre nahen darf, weil alle, welche nur etwas 1746
gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon grassiren würde. Und wer weiß, was noch geschiehet. Jedoch wollen wir zu Gott das Beste hoffen. Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus als unsere Schule. Sonst lebte alles in ihr; jetzo scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was Rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sahe; jetzo sieht man einen Haufen Verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Cönacul ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleinen Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreiset, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen, ebenso wenig Lust zurückzukehren als der Schulverwalter die drei eingezogenen Tische wieder herzustellen."

Daß der Vater sich wieder gegen das frühere Verlassen der Schule erklärt hatte, ersehen wir aus der weitern, klug berechneten Aeußerung:

„Was mich anbelanget, so ist es mir um so viel verdrießlicher hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen [daß er keinen Raum für ihn habe?], könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich schon so ofte gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschläglichen Antwort beharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren."

Er wußte sich vor der Hand zu fügen, in der Hoffnung, den Vater doch noch später zu bestimmen. Um so eifriger hielt er sich an seine Studien, woneben es ihm leicht fiel, den Anforderungen der Schule zu genügen.

1746 Am 14. März trat Gotthold bei einer Schulfeier als Redner auf. Fünf Tage vorher, wo ein Alumnus seine Abschiedsrede hielt, hatten zwei andere den politischen und den kirchlichen Zustand des Jahres 1635 in Lateinischen Versen und in einer Lateinischen Rede erörtert; jetzt handelte Lessing in Deutscher Sprache über das, was in Deutschland in Bezug auf die Kirche im Jahre 1645 geschehen war, nachdem ein anderer Alumnus Lateinisch über die politischen Ereignisse desselben Jahres gesprochen hatte. Diese vier sich entsprechenden Reden hatten bereits bei der beabsichtigten Festfeier im Anfange des Decembers gehalten werden sollen. Den 15. vollendete Lessing die Abschrift des neu bearbeiteten und verkürzten Sendschreibens an den Oberstlieutenant von Carlowitz, die sich noch im Carlowitzischen Archiv erhalten hat; es sind noch immer 128 Alexandriner. Wahrscheinlich war ursprünglich die Kesselsdorfer Schlacht eingehend beschrieben. Das Gedicht ist nicht nur eine Schülerarbeit, sondern wir glauben noch den Zwang zu fühlen, den sich der arme Primaner auf Befehl des Vaters auflegen mußte. Wir lesen dort Verse, wie:

Ja als Irenens Huld die Palmen wieder wieß,
Und sich die Einigkeit von Sachsen küßen ließ. —
Das Dancken faßt das Lob und ein inbrünstig Bitten
(So ist das Klee-Blat voll!) in die beliebte Mitten!

Der Schluß, in welchem man deutlich die Stimme des Vaters zu hören glaubt, lautet:

Genug und allzuviel hast Du mich schon beglückt,
Doch blieb mir Deine Huld auch künfftig unverrückt,
Und würde bald nach mir (o darf ich es wohl wagen,
Dir den verwegnen Wunsch so dreuste vorzutragen!)

Mein Bruder auch durch Dich in Afrens Schoß gelegt 1746
(Die Dein Geschlecht verehrt und es in Herzen trägt),
So soll (was sag ich wohl? wie soll ich mich erklären?)
Der Dank dem Tode selbst der Wohlthat Tilgung wehren!

Nach der Osterprüfung kam Gotthold in die erste Dekurie, aber nicht an erster, sondern an sechster Stelle, da andere, die ihre ganze Kraft auf die Schule wandten, es ihm im Lateinischen Stile und in Lateinischen Versen zuvor thaten. Grabners Zeugniß lautete damals, Gotthold schule seinen Geist, der für jedes Gebiet der Wissenschaften Neigung und Befähigung zeige, durch großen Fleiß, schmücke ihn durch erfreuliche Fortschritte und eine nichts weniger als verkehrte, wenn auch zu feurige Gemüthsart. Doch der Aufenthalt in Meißen ward ihm immer widerwärtiger; er sehnte sich nach der Zeit, wo er ganz seiner geistigen Ausbildung leben könne, nicht mehr das zu lernen brauche, was die Schule vorschreibe, und so ging er wiederholt den Vater mit der Bitte an, doch seine frühere Entlassung zu bewirken. Vielleicht war sein Mißmuth dadurch gesteigert worden, daß er das Mißgeschick gehabt hatte, sich Höres Groll in seiner Inspektorrolle zuzuziehen. Als der Rektor einmal die versammelten Inspektoren fragte, weshalb die Alumnen diese Woche so spät ins Gebet gekommen, schwiegen alle, nur der lebhafte Lessing konnte sich nicht enthalten, seinem Nachbar zuzuflüstern, er wisse es. Grabner, der es bemerkt hatte, forderte ihn auf, laut zu sagen, was er wisse. Seine Erwiederung: „Herr Konrektor Höre kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an", strafte der Betroffene mit dem ironischen Ausrufe: „Admirabler Lessing!", der ihm denn bei seinen Genossen diesen mehr des Konrektors als des

1746 Alumnus spottenden Beinamen verschaffte. Freilich hatte er auch sonst zuweilen durch eine vorlaute Bemerkung sich bemerklich gemacht. Einer der beiden adligen Schulinspektoren, die bei allen bedeutenden Entscheidungen zugezogen wurden, schrieb im Schülerverzeichnisse neben seinen Namen: „Ein guter Knabe, aber etwas moquant."

Da Gotthold auf seiner Bitte, nächstens die Schule zu verlassen, bestand, erkundigte sich der Vater beim Rektor nach ihm. Dieser gab das bezeichnende Urtheil ab:

„Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm federleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen."

Auf das günstige Zeugniß seiner Lehrer gestützt, wandte sich denn der Pastor am 28. April an den Kurfürsten mit der Bitte, seinem Sohne ein Jahr an der vorschriftsmäßigen Zeit zu erlassen, da

„auch zu seinem bessern Fortkommen auf Universitäten sich einige vortheilhafte Umstände vorjetzo hervorthun, welche mir bei dem Verfluß dieses Jahres entgehen möchten".

Das Oberkonsistorium lehnte am 2. Mai in einem an den Rektor gerichteten Bescheide „annoch" das Gesuch ohne weiteres ab. Aber Gotthold drängte. Und so erneuerte denn der Vater schon am 25. seine Bitte mit der Begründung, daß er, da er noch fünf jüngere Söhne habe, nicht im Stande sei, seinen ältesten auf der Universität ohne Unterstützung zu unterhalten, und ihm auf Johannis ein Stipendium versprochen sei, wenn er um diese Zeit schon Student sei; auch sei seinem andern Sohne die Carlowitzische Freistelle, die Gotthold jetzt genieße, zugesagt, dieser aber würde, wenn er noch ein Jahr auf dessen Abgang warten müsse, zu alt sein. Da ließ sich denn die Behörde endlich am 8. Juni bestimmen, ihre Genehmigung zu ertheilen.

Am 30. Juni hielt Leſſing ſeine vorſchriftsmäßige Dank- 1746
und Abſchiedsrede; er ſprach Lateiniſch über die Mathematik der Barbaren, unter denen er die nichtklaſſiſchen Völker verſtand. Seine Sammlungen über die Geſchichte der Mathematik boten ihm dazu den Stoff. Dem Scheidenden erwiederte im Namen der Bleibenden der mit ihm befreundete Primaner Chriſtian Ernſt Birckholtz in Deutſchen Verſen über die mathematiſche Kenntniß gewiſſer Thierchen. Zu einer ſolchen feierlichen Verabſchiedung wurden die Honoratioren des Domſtifts und der Stadt vom Rektor eingeladen. Die Feier wurde mit Pauken und Trompeten eingeleitet. Der Vater war meiſt zugegen, der die beſondern Freunde des Sohnes mit zu einem in der Stadt von ihm beſtellten Mittagseſſen nahm; dann kam der Scheidende mit ihnen noch einmal zum letzten Gruße nach der Schule zurück, wo ihm ein von ſeinen beſondern Freunden geweihtes Deutſches Gedicht oder ein ſonſtiger Glückwunſch, auch wohl eine Lateiniſche Feſtſchrift, überreicht wurde und ein lautes Vivat! ihn bis vor das Schulthor begleitete. Von einem Leſſing gewidmeten Scheidegruße hat ſich freilich keine Spur erhalten.

Die Fürſtenſchule hatte dieſem eine gründliche Kenntniß des Lateiniſchen verliehen, ihn mit manchen Römiſchen Klaſſikern, beſonders den Komikern und Horaz, befreundet, ihn zum leichtern Leſen des Griechiſchen vorbereitet, ihm manche Blicke in das klaſſiſche Alterthum eröffnet, ihn zu philologiſcher Kritik angeleitet, auch in das Franzöſiſche und Hebräiſche und andere Lehrgegenſtände eingeführt, beſonders aber hatten die mathematiſchen und philoſophiſchen Studien und die akademiſchen Disputirübungen, bei denen einer der Alumnen als Vertheidiger auf dem untern Katheder ſaß,

1746 während der Rektor auf dem obern präsidirte, seine Gegner auf Stühlen vor dem Katheder saßen, seinen Geist wirksam geschult. Auch zur dichterischen Schöpfung war er durch die ihm lieb gewordenen Schriftsteller angeregt worden, und wenn er auch nicht, wie Klopstock, der vor Dreiviertel-jahren, vier Jahre älter als Lessing, Pforta verlassen hatte, eine große dichterische Lebensaufgabe von der Schule mitnahm, so war doch der sein Leben beherrschende Drang zur dramatischen Dichtung in ihm zum Durchbruche gekommen, seine Seele hatte sich entschieden nach möglichst umfassender Ausbildung hingewandt und zu der ihm eigenen Methode der Forschung, zu diesem lebendigen Dringen auf den Kern und dieser dramatisch prägnanten Entwicklung der Gedanken, war schon hier der Grund gelegt worden.

Blos drittehalb Monat weilte der so glücklich entwickelte, nur, wie die meisten Fürstenschüler, im Umgange etwas schüchterne und ungewandte Jüngling im elterlichen Hause, von den Eltern und den sechs Geschwistern freundlich begrüßt. Zunächst galt es, Gotthold eines der vielen Universitätsstipendien für Leipzig zu sichern; auch ließ es Kamenz an einem solchen für den Sohn seines Pastors nicht fehlen. Daß Gotthold in Leipzig sich der Theologie widme, war selbstverständlich, obgleich er selbst sich nicht bestimmt dafür erklärt hatte. Der Vater benutzte den Aufenthalt seines Sohnes, ihn auf seine Weise dazu vorzubereiten. Diesen aber trieb es, an der Quelle der Wissenschaften seinen Durst zu stillen, sich an der Fülle der Erkenntniß selbständig heranzubilden, wobei er zunächst die Alten im Sinne hatte, die er frei in sich aufzunehmen, sich von ihnen zu eigenen Schöpfungen zu befähigen gedachte; denn er glaubte fest an die so oft vernommene Lehre,

daß man, um etwas Tüchtiges zu leiſten, auf den Spuren 1746
der Alten wandeln müſſe. Daß er weder Geiſtlicher noch Gelehrter im gewöhnlichen Sinne des Wortes werden könne, war ihm ſelbſt noch nicht klar; er wollte nur zunächſt ſeinen eigenen Weg gehen, ſich auf der berühmten Hochſchule das aneignen, was ſeinem Geiſt entſpreche. Der Vater entließ ihn mit den beſten Wünſchen, in froher Ueberzeugung von ſeiner hohen Befähigung, ſeinen reichen Kenntniſſen, ſeinem guten Willen und ſeinem chriſtlichen Sinne.

Zweites Buch.

Die Studentenjahre.

1.

1746 Sechs Jahre vergingen, ehe Leſſing ſeine Univerſitätsſtudien vollendete, aber im Laufe derſelben trat er ſchon als Dramatiker, Lyriker und Kritiker auf, verlebte ein Jahr in Berlin und bereitete ſich zu ſeinem erſten Auftreten als Schriftſteller vor; denn obgleich er, um dem Wunſche des Vaters einigermaßen zu genügen und nicht als bloßer Studioſus oder Kandidat durch die Welt zu laufen, ſich den Magiſtergrad erworben, war er feſt entſchloſſen, kein Lehramt anzunehmen, das ihn zu einer ihm widerwärtigen Beſchränkung ſeiner Studien zwinge; nur zu einer freien Stellung, die ihm volle Muße gewähre, den Forderungen ſeines Geiſtes zu folgen, ſich ſelbſt auszubilden, um für die Hebung der vaterländiſchen Literatur zu wirken, nur zu einer ſolchen fühlte er ſich berufen, und er dachte ſie in der Stadt des freiſinnigen Königs, der Hoffnung des proteſtantiſchen Deutſchlands, zu finden, der

nach siegreichem Kampfe sich der Pflege des allgemeinen 1746
Wohlstandes, der Wissenschaft und Kunst zugewandt hatte, wenn er auch freilich noch immer leidenschaftlich der Französischen Bildung anhing.

Gotthold beeilte seine Abreise. Schon am 20. September, einen Monat vor dem Beginne der Wintervorlesungen, ward er zu Leipzig vom Rektor Kapp immatrikulirt.

„Man lernt dort nichts so zeitig", äußert er selbst, „als ein Schriftsteller zu werden."

War ja die Universitätsstadt der Hauptsitz des Deutschen Buchhandels; alle literarischen Erzeugnisse flossen hier zusammen, waren hier am bequemsten zu finden, ja sie drängten sich fast von selbst auf und erregten die allgemeinste Aufmerksamkeit. Deshalb war in Leipzig auch die Betriebsamkeit des Buchhandels ungemein groß, und der Reiz, selbst schriftstellerisch aufzutreten, lag so nahe, als er leicht zu befriedigen war. Aber augenblicklich dachte Gotthold an nichts weniger als an Schriftstellerei, und bald sollte ihn eine ganz andere Neigung ergreifen. Der scheue Fürstenschüler versenkte sich trotz des Getümmels der Messe, das er bald erlebte, ganz in seine Studien, die nicht der Theologie, der er sich widmen sollte, sondern dem klassischen Alterthume, der Mathematik und Philosophie galten. Höchstwahrscheinlich wohnte er in der Grimmaischen Straße, im Hause 30 auf dem dritten Stocke, in dem sogenannten Studentenzimmer; sein Stubenbursch soll ein älterer, kenntnißreicher und fleißiger Mitschüler von St. Afra gewesen sein. Noch vier volle Wochen bis zum Anfange der Vorlesungen konnte er ganz dem von St. Afra her gewohnten Privatfleiße weihen. Vielleicht begann er schon jetzt sein

1746 eifriges Studium des damals die Univerſitäten beherrſchenden Philoſophen Wolff, deſſen ſtreng mathematiſche Methode ihn bereits auf der Schule angezogen.

Unter den Profeſſoren übten zwei eine bedeutende Wirkung auf den nach lebendiger Bildung ſtrebenden

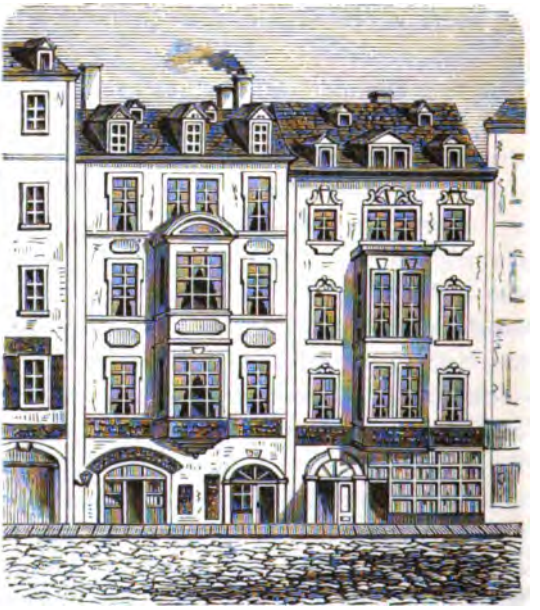


Abb. 5. Leſſings erſtes Wohnhaus in Leipzig.

Jüngling. Die erſte Stelle gebührt dem damals vierundvierzigjährigen Koburger Joh. Friedr. Chriſt, einem Manne von freier und feiner, in vornehmen Kreiſen und auf größern Reiſen erworbenen Bildung, der in alter und neuer Literatur und Kunſt vielſeitig erfahren, ſelbſt im Zeich-

nen und Kupferstechen geübt, auch Besitzer einer schönen 1746
Kunstsammlung war. Seine Vorlesungen über „Literatur", unter welchem Namen er alle Arten Aufzeichnungen in Formen, Farben, körperlichen Dingen und Schrift, demnach auch die ganze Kunst, zusammenfaßte, regten Lessing lebhaft an. Christ las auch über Ovids „Fasten" mit vorzüglicher Berücksichtigung der Sagen und Alterthümer, wobei er vorab über die zweckmäßige Leitung der Studien der Kunst und Wissenschaft in der akademischen Unterhaltung handelte. Aus seinen Werken, den „Akademischen Nächten" (Noctes academicae) und den kleinen Gelegenheitsschriften, wehte Lessing ein verwandter Geist an; denn selbst sein Ausgehen von scheinbar nebensächlichen Punkten, seine feine Einkleidung, sein witziger, bis zu schonungsloser Zermalmung sich steigernder Ton finden sich in Christs anmuthig wie Blumen hingestreuten geistreichen Abhandlungen. In durchaus anderer Art wirkte der auf strenge Form und gründlichen Ernst dringende neununddreißigjährige Thüringer Joh. Aug. Ernesti, der seit vier Jahren eine außerordentliche Professur der alten Literatur bekleidete. Lessing hörte seine Vorlesungen über Griechische Dichter, Römische Alterthümer und allgemeine Geschichte. Seine „Anfangsgründe gründlicher Kenntniß" (Initia doctrinae solidioris), die einen Ueberblick über die allgemeinen Wissenschaften gaben, waren ihm ein willkommener Wegweiser.

Am allerwenigsten konnte ihn der pedantische Beherrscher des Deutschen Parnasses, der riesenhafte, dem Preußischen Militärdienste vor vierundzwanzig Jahren entflohene Joh. Christof Gottsched anziehen, dessen Vorlesungen über „Poetik nach der Regel einer gesunden Kritik" ihm nur dessen Mangel an aller schöpferischen Dichtkraft ver-

1747 riethen. Mochte er auch den „öffentlichen Lehrer der Weltweisheit und Dichtkunst" ein paarmal auf dem Katheder über Dichtkunst hören, sein geistloser Vortrag stieß ihn ab, und was hätte er ihm sagen können, was er nicht aus seinem „Versuch einer kritischen Dichtkunst" längst kannte! Zudem zogen ihn damals das Alterthum und die Philosophie mehr an als die Dichtung.

Aber auch bei Christ und Erneſti war er nicht lange ständiger Zuhörer, da die in regelmäßig wiederkehrenden Stunden gegebenen kleinen Dosen der Wissenschaft, wie sie der gewöhnlichen Fassungskraft entsprachen, ihm nicht zusagten; er zog es vor, aus den Werken der Lehrer und womöglich aus den Quellen selbst sich zu unterrichten, ohne durch den Lauf der Stunden beschränkt zu sein. Auch was sonst das Hören von Vorlesungen anziehend macht, die Verbindung mit gleichstrebenden Genossen, fehlte dem stillen Fürstenschüler, der alle Bekanntschaften mied.

Je angestrengter und zurückgezogener er sich in der großen Stadt, wo man, wie er sagte, die Welt im Kleinen sehen konnte, an seine Studien hielt, um so rascher mußte der entschiedene Rückschlag erfolgen, da seine Natur eine Auffrischung der übermäßig aufgewandten Kraft forderte, wie wir dies auch später immer in Lessings Leben finden, und das gezwungene Zurückhalten, das außer seinem ihn verschlingenden Fleiße das Gefühl seines Mangels an äußerer Bildung veranlaßte, brachte ihn mit seinem Drange nach belebender Geselligkeit in Zwiespalt. Wir besitzen hierüber ein merkwürdiges, freilich durch die bestimmte Absicht eigenthümlich gewendetes Bekenntniß, das er zwei Jahre später seiner Mutter ablegte.

„Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen

nicht gelebt hatte", schreibt er. „Stets bei den Büchern, nur mit mir 1747
selbst beschäftigt, dachte ich ebenso selten an die übrigen Menschen als vielleicht an Gott .... Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter Meinesgleichen. Guter Gott, was vor eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr! Eine bäuersche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte [düstere] Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner eigenen Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierinne zu bessern, es koste, was es wolle ... Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren .... Ich kam in diesen Dingen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir in voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten .... Ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeit lang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind."

Es galt ihm, der Mutter zu zeigen, wie er ein Komödienschreiber geworden, und dabei den Nutzen zu betonen, den die Komödien ihm gebracht. Seines Besuches des Theaters gedenkt er hier nicht, der gleichfalls eine Folge seines gefaßten Eintretens in das gesellschaftliche Leben war.

Eine der besten Wandertruppen spielte damals in Leipzig, wo die Theaterunternehmerin Friderike Karoline Neuber nach manchem Glückswechsel vor zwei Jahren sich wieder eingestellt hatte. Die am 29. März 1797 zu Reichenbach geborene Neuber war nach Lessings späterm Ausspruche eine Schauspielerin, wie sie Deutschland seit ihr nicht mehr gehabt, eine Frau von männlichen Einsichten, die nur darin ihr Geschlecht verrathen, daß sie auch auf der Bühne das Tändeln, Putz, Verkleidungen und Festivitäten, das Wunderbare und Schimmernde geliebt. Sie wird uns als eine

1747 Blondine von regelmäßigen Zügen, lebhaftem Ausdrucke und außerordentlicher Gewandtheit geſchildert, bereit, für die Hebung des Deutſchen Schauſpiels alles zu wagen, entſchloſſen, ihre Abſichten, was es auch koſte, ſelbſt mit

Abb. 6. Friderike Karoline Neuber.
Nach einem gleichzeitigen Stahlſtich mit Genehmigung der Baumgärtnerſchen Buchhandlung in Leipzig.

Gewalt durchzuſetzen. Auf ihren Ruf hatten ſich ihre beſten Schauſpieler wieder bei ihr eingeſtellt. Die Hauptzierde der Geſellſchaft war außer ihr ſelbſt, „der größten Meiſterin im Luſt- und Trauerſpiele“, der Tragiker Koch, den ſie vor ſechzehn Jahren als vierundzwanzigjährigen Studenten für

ihre Bühne gewonnen hatte. Leſſing gedachte noch ſpäter 1747
mit großer Anerkennung auch der Schauſpielerinnen Kleefelder und Lorenz, des als Liebhaber ausgezeichneten ehemaligen Jenenſer Studenten Heydrich und des trefflichen Komikers Bruck. Und auch an andern tüchtigen Kräften fehlte es nicht. Für die äußere Ausſtattung geſchah alles unter den Verhältniſſen Mögliche. Die Bühne befand ſich in der Nikolaiſtraße im Seitengebäude von Quandts Hofe. Von der höchſten Enthaltſamkeit und Zurückgezogenheit Leſſings zeugt es, daß er trotz ſeines dramatiſchen Triebes ſich den Anlockungen der ſo bedeutenden Bühne entzog. Um ſo mächtiger mußte es ihn ergreifen, als er zur Zeit, wo er ſich ins Leben wagte, wirklich das von ſo vielen Geiſtlichen, ſelbſt in den Staaten des freiſinnigen Preußenkönigs, verdammte Schauſpielhaus betrat. Wie mußte er ſich getroffen fühlen, als er, der bisher das Theater nur ſchwarz auf weiß in Griechiſchen und Lateiniſchen Büchern geleſen, die tragiſchen und komiſchen Geſtalten ſo anſchaulich verkörpert ſah! Voll leidenſchaftlicher Luſt gab er ſich dieſem unvergleichlichen Genuſſe hin.

Einen warmen Theilnehmer fand er in dem drei Jahre ältern Chriſtian Felix Weiße, der, auf dem Gymnaſium zu Altenburg weniger gründlich als Leſſing gebildet, bereits im vorigen Jahre zum Studium der klaſſiſchen Sprachen nach Leipzig gekommen war. Er hatte bei einem Schulfreunde freie Wohnung; ſeine Stipendien waren äußerſt dürftig. Hatte Leſſing ſchon früher den ſchwachen, zarten, gleich ihm ungelenken und ſcheuen Studenten in den Vorleſungen geſehen, jetzt erſt lernte er ihn durch einen ein paar Jahre ältern, bereits drei Semeſter in Leipzig ſtudirenden Meißener Schulgenoſſen und Schüler von Klimm

1747 Joh. Heinr. Schlegel kennen, dem er eben näher getreten war. Weiße hatte als Gymnasiast die Neuberſche Geſellſchaft in Altenburg geſehen; dadurch war ſein dramatiſcher Drang genährt worden, und ſo hatte er ſchon auf der Schule ein Luſtſpiel, „Die Matrone von Epheſus", nach der Erzählung des Lateiniſchen Schriftſtellers Petronius geſchrieben. Doch ſprach er davon mit Leſſing ebenſo wenig, wie dieſer ihm etwas von ſeinem „Jungen Gelehrten" verrieth. Bald leidenſchaftliche Beſucher des Theaters, laſen ſie eifrig Franzöſiſche und Engliſche Stücke. Die Anfangsgründe des Engliſchen muß Leſſing, wenn nicht ſchon in Meißen, zu Kamenz ſich angeeignet haben; er war es, der Weiße zum Lernen dieſer Sprache ermunterte. Auch die Holbergiſchen Komödien, die alle in Ueberſetzungen vorlagen, und einige ſahen ſie auf der Bühne, zogen ſie an. Je mehr Leſſings jetzt lockeres, der ſtrengen Mutter Afra unwürdiges Leben ihm ſcharfe Vorwürfe von Seiten ſeines Stubengenoſſen zuzog, die er mit Spott über deſſen mechaniſches, geiſttödtendes Studiren erwiederte, um ſo näher ſchloß er ſich an den gutmüthigen, lebhaften, biegſamen, ſeine höhere Begabung anerkennenden Weiße, deſſen faſt unzertrennlicher Begleiter er wurde.

Ebenſo bedeutend, ja noch folgenreicher, wurde die nähere Verbindung, in die er, ſei es in Folge ſeines fleißigen Theaterbeſuchs, ſei es durch das philoſophiſche Disputatorium bei dem damals im achtundzwanzigſten Jahre ſtehenden Käſtner, mit dem als Freigeiſt verſchrieenen Mylius kam, der als frecher Beleidiger im elterlichen Hauſe nur mit Abſcheu genannt wurde. Wir wiſſen nicht, ob Leſſing ſchon vor oder nach Oſtern ſich bei Käſtner einſtellte. Dieſer, der äußerſt begabte, frühreife Sohn eines Leipziger

Professors der Rechte, hatte, nachdem er im achtzehnten 1747
Jahre die Prüfung als Rechtsbeflissener glänzend bestanden, mit solchem Eifer sich der Mathematik, Naturlehre und Philosophie gewidmet, daß er zwei Jahre später auch über diese Fächer Vorlesungen an der Universität halten konnte. Gerade in dem Jahre, das Lessing nach Leipzig brachte,

Abb. 7. Abraham Gotthelf Kästner.
Nach Kästners „Vermischten Schriften".

erhielt er eine außerordentliche Professur der Mathematik. Kästner hatte auch Gottsched mit großem Eifer gehört, ja sich an dessen Zeitschrift „Neue Beiträge", wie auch an seines Anhängers Schwabe „Belustigungen des Verstandes und Witzes" betheiligt, aber in durchaus selbständiger Haltung. Die Verbindung so vieler Kenntnisse in einem durch scharfen Verstand und Witz ausgezeichneten Manne

1747 befähigte Käſtner zum Leiter ſolcher Disputationen und mußte ihn Leſſing ganz beſonders anziehend machen. In Käſtners Geſellſchaft fand er außer ſeinem Freunde Schlegel, deſſen älterm Bruder Joh. Adolf, dem Dichter Zachariä u. a. jenen Mylius, der ſeit einer Reihe von Jahren Medizin ſtudirte, aber beſonders Mathematik, Aſtronomie, Naturlehre und Naturgeſchichte mit Geſchick und großem Fleiße trieb, daneben unter Gottſcheds Banner ſich des längſt geübten Muſendienſtes erfreute und zu ſeinem Unterhalte als Zeitungsſchreiber auftrat. Schon 1743 hatte er die Zeitſchrift „Der Freigeiſt“ begonnen, deren Titel auf freiſinnige, ſelbſt die Bibel in ihren Kreis ziehende Erforſchung der Natur deutete, aber auch vieles Erbauliche, ſelbſt Gebete, in Gedichten wie in Proſa, enthielt; ſeine Bekannten gaben ihm ſcherzhaft den Namen ſeiner Zeitſchrift, den aber andere, die ſich an ſeine Freiſinnigkeit und ſein lockeres Leben ſtießen, ihm im ſchlimmſten Sinne beilegten. Seit dem Herbſte 1747 gab er „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüthes“ heraus. Der jüngere Leſſing, der in Käſtners Disputationen die reichſte Nahrung ſeiner lebendige Entwicklung der Gedanken fordernden Natur fand, ſchloß ſich auf das engſte an den kenntnißreichen, Geiſt und Leben ſprudelnden Mylius an, der die Liebe zum Theater, für das er ſchon zwei Stücke der Frau Neuber geliefert hatte, mit ihm theilte, ihn durch reiche Naturkenntniß und ſeinen Forſchungstrieb, dabei durch den entſchiedenſten Gegenſatz gegen jede pedantiſche Gelehrſamkeit ſo ſehr anzog, daß er darüber die Vernachläſſigung ſeines Aeußern und ſeine lockern Sitten überſah. Daß Mylius wirklich, wie man ihm ſpäter nachſagte, in dem feinen Leipzig mit zerriſſenen Kleidern, durchlöcherten Strümpfen und niedergetretenen

Schuhen umherging, darf man billig bezweifeln; mag er 1747
auch keine große Sorgfalt auf sein Aeußeres gewandt haben, jedenfalls folgte ihm Lessing darin nicht, der, wie er ein schmucker Knabe war, auch als Jüngling große Sorge auf sein Aeußereswandte. Von gedrungener, kräftiger, mehr als mittelgroßer Gestalt und regelmäßigem Gliederbau, hatte Gotthold jetzt durch mannigfache Leibesübungen eine edle, natürliche Haltung gewonnen. Das gerade und frei auf dem kräftigen Halse sich erhebende Haupt war von vollem, langem, lichtbraunem Haare umwallt; aus dem offenen, hellen, weitreichenden, tief dunkelblauen Auge leuchtete ein lichter Geist; das wohlgerundete, frische Antlitz zeugte, wie sein ganzes Wesen, von quellendem Leben.

Doch kehren wir zu seinem ältern Freunde Mylius zurück, der, wenn auch von fester Gesundheit, doch kein solches Bild frischer Jugendfülle bot. Dieser war es, der ihn in die Schriftstellerwelt einführte. Lessing nahm schon im Frühlinge an seinen „Ermunterungen", von der Mitte August bis Ende September an seinem „Naturforscher" Theil. Seine Beiträge zu den erstern sind kleine Scherzgedichte und launige Erzählungen, aber auch ein kleines Lustspiel, „Damon oder die wahre Freundschaft", findet sich darunter. Es sind Versuche in der Weise von Hagedorn, Gleim und Rost (einmal übersetzte er eine Erzählung Lafontaines), und durch Leichtigkeit, Glätte und Witz des jugendlichen Lessing würdig, den es zur Uebung seiner Kraft auf dieser bereits in Meißen betretenen Bahn trieb. Im „Naturforscher" parodirte er heiter eine Reihe naturwissenschaftlicher Aufsätze von Mylius im Tone der Anakreontischen Lieder. Mylius vertheidigte ihn einmal gegen einen Ausfall eines in die Zeitschrift aufgenommenen er-

1747 dichteten Schreibens, wobei er äußerte, er werde seinen Anakreontischen Freund täglich aufmuntern, daß er seinen Vorsatz ausführe, die ganze Naturlehre in Anakreontischen Oden herauszugeben. Lessings Beiträge sind mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnet, nur der letzte Beitrag zum „Naturforscher" trägt seinen vollen Namen G. E. Lessing. Sie fanden großen Beifall, ein paar wurden von Uhlich in die Hamburger „Poetischen Zeitungen" aufgenommen, und als Lessing später einige davon wieder abdrucken ließ, wurden sie von einem Gelehrten wie Michaelis in Göttingen ausgezeichnet. An dem kleinen Lustspiele sind freilich nur der fließende Dialog und ein paar gute Einfälle zu rühmen; besonders an dramatischer Lenkung der Handlung gebricht es dem durch Holbergs „Glücklichen Schiffbruch" beeinflußten Stücke.

Noch ein paar andere Freunde von Mylius betheiligten sich an dem „Naturforscher". Auch mit diesen kam Lessing in Verbindung. Wir nennen zunächst den sehr kleinen, außerordentlich beweglichen Bautzener Christian Nicol. Naumann, der zehn Jahre älter als Lessing war, eine gute Haut, aber ein so fader und urtheilsloser wie unermüdlicher Dichter, der mit geringer Begabung sich durch die Welt zu schriftstellern suchte und, nachdem er mit „Scherzhaften Liedern" und einem Schäferspiele „Die Martinsgans" die Welt beglückt, gleich Mylius ein paar Zeitschriften herausgab, an denen aber Lessing sich nicht betheiligte. Auch hütete dieser sich, selbst eine solche herauszugeben, da es ihm schon damals widerstand, derartige Blätter „zu einer Art von Rente zu machen", wie er später äußerte. Gefährlich hätte ihm die Bekanntschaft eines andern Mitarbeiters, des vier Jahre ältern Dresdeners Heinr. Aug. Ossenfelder, werden können,

der länger als vier Jahre (vom 18. Juli 1741 bis zum 1747
21. Januar 1746) mit ihm Alumnus auf St. Afra gewesen war. Mylius nennt diesen einen „Helden in Venus' Reich". Lessings fester, sittlicher Sinn hielt ihn von solchen wüsten Ausschweifungen zurück, wie sehr er es auch liebte, von Zeit zu Zeit mit seinen guten Freunden zu zechen, worin er sich aber auch zu mäßigen wußte, wie Mylius bezeugt. Letzterer redet in einem an Lessing und Ossenfelder gerichteten Gedichte diese als seines treuen Herzens Meister, „bei Wein und Liebe große Geister" an; frisch, wie sein Lessing, heißt es weiter, wolle er zechen. Ossenfelder selbst schrieb dem nach Kamenz zurückgerufenen Freunde:

Wir waren so vergnügt! Du wareſt mir so lieb!
Ich folgte dir, du mir, und wir dem schönſten Triebe!
Wie angenehm war uns der wahren Freundschaft Liebe!

Auch Ossenfelder war ein leidenschaftlicher Freund des Theaters, des „Orts der reinsten Lust, wo Scherz die Wahrheit lehret, wo Laster Laster straft, wo Tugend Tugend lohnt"; er versuchte sich in Uebersetzungen und eigenen Lustspielen. Lessings höhere Begabung erkannte er an; werde dieser unser Molière, so wolle er schon mit der Stelle eines Baron zufrieden sein.

Mylius stand auch mit einem andern, höher strebenden Kreise in Beziehung. Zu der in Bremen erscheinenden Zeitschrift „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" hatten sich der Hofmeister Gärtner, der Steuerrevisor Rabener, die schon ältern Studenten Andr. Cramer, Ad. Schlegel, Zachariä, Ebert, Mylius u. a. verbunden, deren Streben auf genaueste Richtigkeit des Ausdrucks ging; alle aufzunehmenden Beiträge sollten von der Stimmen-

1747 mehrheit des an bestimmten Tagen sich versammelnden Bundes genehmigt werden. Auch Magister Gellert, der schon Vorlesungen an der Universität hielt und eben mit seinen „Fabeln" aufgetreten war, hatte sich angeschlossen. Mylius schied bald aus, da er sich der strengen Ordnung und dem gespannten Ernste nicht fügen wollte. Ein höherer Schwung ergriff die Gesellschaft, als anfangs 1747 der ein halbes Jahr vor Lessing nach Leipzig gekommene Klopstock eintrat, der gerade den ersten Gesang des „Messias" vollendet hatte, auch schon mit dem Gedanken höherer Oden in strengerer Nachahmung der Horazischen Versmaße sich trug. Weiße berichtet, er sei von diesem Kreise fern geblieben, weil er einen zu großen Glanz um sich geworfen, was nur von der Zeit gelten kann, wo Klopstock alle zu dem schwärmerischen Glauben hingerissen, von ihnen müsse die große Wiedergeburt der Deutschen Dichtung ausgehen. Was der eben die ersten Schritte in das Leipziger Leben wagende Lessing von diesem Kreise hörte, konnte ihn nicht anziehen; er mochte sich nicht einem anspruchsvollen, noch keine fünf Jahre ältern Meister unterwerfen, der als berufener Sänger des Messias auftrat, in seraphischem Schwunge für Liebe und Freundschaft schwärmte, sich als Vollender der Deutschen Dichtung in Vers und Sprache darstellte und die andern Ehrenrollen unter seinen Getreuen austheilte; ihm galt es, frisch ins frische Leben zu treten, sich selbst zu bilden und dem Triebe seiner Natur zu folgen, die ihn zunächst auf das leichte Anakreontische Lied und das Lustspiel hinwies.

Wenn er mit Mylius und den Seinen sich jugendfroh vergnügte und dem Theater sich leidenschaftlich hingab, mit Weiße in der dramatischen Literatur sich erging, so

fehlte es doch auch nicht ganz an ernſtern Studien in der 1747
Mathematik, der Naturwiſſenſchaft, der Philoſophie und der alten Literatur. Eines Tages erklärte er Weiße, er ſei entſchloſſen, Medizin zu ſtudiren; die Vorleſungen des Mediziners Dr. Hundertmark über Botanik und Chemie hatten ihn eben beſonders angeſprochen. Derſelbe Freund berichtet, Leſſing habe allenthalben Bücher zuſammengetragen und viel geleſen, beſonders in Wolffs Deutſchen Schriften. Käſtners philoſophiſchen Disputationen, welche dieſem ſelbſt zur großen Freude gereichten, wohnte er bis zum September regelmäßig bei; war ja der die Gedanken entwickelnde Widerſtreit Leſſings Luſt. Käſtner iſt der einzige der Profeſſoren, mit dem er auch ſpäter fortwährend in Verbindung blieb. Gottſcheds Pedantismus ekelte ihn an. An den naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſeines nie ruhenden Freundes Mylius nahm er regen Antheil. Vom Auguſt an folgte er mit geſpannter Theilnahme deſſen „Naturforſcher".

Aber immer mächtiger zog ihn das Theater an, und ſo kam er auch mit den Schauſpielern und Schauſpielerinnen in nähere Verbindung. Mag ihn auch die reizende Tochter der Lorenz angezogen haben, von deren Auftreten Oſſenfelder ſagt, ſie ſinge, vermehre des Luſtſpiels Reiz, tanze und ſpringe künſtlich; eine leidenſchaftliche Liebe faßte er nur zur Kunſt, worin dieſe, trotz ihrer anmuthigen Erſcheinung, ſich weniger auszeichnete. Es galt ihm, ſich von der Schauſpielkunſt eine lebhafte Anſchauung zu verſchaffen; ja es könnte ihm, wie man wiſſen wollte, vorübergehend der Gedanke gekommen ſein, ſelbſt die Bühne zu betreten, da ja auch der von ihm hochgehaltene Koch und andere der Schauſpieler, mit denen er umging, früher Studenten

1747 gewesen. Gemeinschaftlich mit Weiße übersetzte er die einzige, freilich sehr lebloſe Tragödie des beliebten Komödienschreibers Marivaux, um freien Zutritt zum Theater zu erhalten. Auf den Gedanken, selbst ein bühnenfähiges Stück zu liefern (denn „Damon" war ohne jede Rücksicht auf die Bühne geschrieben), soll ihn ein Zufall gebracht haben. Als eines Abends ein Lustspiel der Gottschedischen Schule großen Beifall gefunden, äußerte er in einer Gesellschaft, es komme ihm kahl und mager vor. Den ihm entgegengehaltenen gangbaren Spruch, Tadeln sei leichter als Bessermachen, ließ er nicht auf sich sitzen und erbot sich mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, ein besseres Stück zu liefern. Seinen in Meißen entworfenen „Jungen Gelehrten" glaubte er jetzt, wo er so viele Leipziger Magisterlein kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, leibhafter ausführen zu können. Es hatte sich ihm ganz ungesucht vor kurzem ein bisher ihm fehlender Kernpunkt der Handlung in einer zu Leipzig vorgekommenen Geschichte ergeben, von deren Darstellung auf der Bühne er sich den größten Beifall versprechen durfte, da solche Beziehungen in Leipzig beliebt waren. Die Berliner Akademie der Wissenschaften hatte für das Jahr 1747 eine Preisaufgabe über die Monadenlehre gestellt; es sollte diese auf unwidersprechliche Weise widerlegt oder als wahr erwiesen und eine leicht verständliche Erklärung der Haupterscheinungen des Weltalls und besonders der Entstehung und der Bewegung der Körper daraus hergeleitet werden. In der Mitte des Jahres wurde der Preis einem Advokaten Justi in Sangerhausen zuerkannt, dagegen die Arbeit eines jungen Leipziger Gelehrten, der gegen seine Freunde zuversichtlich geäußert, der Preis könne ihm nicht entgehen, als völlig ungenügend

beseitigt. Lessing, der sich sein Stück wohl schon vorher 1747
ausgedacht hatte, ging unverzüglich an die Ausarbeitung, die er rasch zu Stande brachte. Er zeigte dasselbe Kästner. Dieser machte einige Bemerkungen darüber, die Lessing zum Theil benutzte. Als er an Frau Neuber die Frage stellte, ob sie das Stück wohl für aufführbar halte, erwiederte sie mit dem Ausdrucke vollster Bewunderung und begrüßte ihn mit der ganzen Wärme ihrer Natur als Nationaldichter, als die neu sich erhebende Sonne der Bühne. Die Handlung war so lebendig und wirksam, die Charaktere so komisch ausgeprägt und die Sprache so fließend und treffend, daß das Stück als ein entschiedener Fortschritt gelten mußte. Es war mit der lebendigen Kenntniß der Bühnenforderungen gedichtet, hatte auch Lessing die Bande des französischen Lustspiels noch nicht abgestreift, sich in der äußern Form so sehr an dieses gehalten, daß er nicht einmal Deutsche Namen den Personen zu geben gewagt hatte. Weiße wurde dadurch veranlaßt, sein einaktiges Lustspiel „Die Matrone von Ephesus" neu zu bearbeiten. Lessing, dem er es vorlegte, entwarf einen andern Plan zur Behandlung desselben Stoffes und führte einiges davon aus.

Doch während er erwartungsvoll der Aufführung entgegensah, zog ein schweres Gewitter von Kamenz herüber. Hatte sein freieres Leben und der Umgang mit Mylius schon bisher den Vater, der in Leipzig Erkundigungen über ihn eingezogen, mit bitterm Unwillen erfüllt, so stieg dieser aufs höchste, als er von Gottholds vertrautem Umgange mit Mylius, Schauspielern und Schauspielerinnen vernahm. In einem heftigen Briefe hielt er ihm vor, daß er seiner Absicht gewissenlos entgegenhandle, statt mit seinen Studien, durch die er einst seiner Familie Ehre mache und eine sichere

1747 Versorgung erhalte, sich mit Schauspielern und Freigeistern abgebe, die ihm zeitliches und ewiges Verderben brächten, und forderte ihn, mit Hindeutung auf die vorauszusehende Entziehung seiner Stipendien, zur Umkehr auf. Lessing kam wüthend mit dem Briefe zu Weiße gelaufen, warf das Blatt auf den Tisch und drohte, sich mit seinem vollen Namen als Verfasser seines Stückes auf den Zettel setzen zu lassen und diesen dem Vater zu übersenden; doch auf des Freundes Zuspruch beruhigte er sich, nachdem er seinen Aerger ausgesprudelt, und statt der ersten Hitze zu folgen, ließ er eine gelassene, sein Benehmen im besten Lichte zeigende Vertheidigung nach Kamenz abgehen.

Aber noch schlimmere Kunde brachte den Eltern ein Kamenzer Kaufmann, der die Leipziger Neujahrsmesse besucht und Gotthold gerade getroffen hatte, wie er den von Hause ihm geschickten Weihnachtsstollen bei einer Flasche Wein mit einigen Schauspielern verzehrte. Welch ein Jammern und Wehklagen war da im Hause des Pastor primarius, während Gotthold sich eben des außerordentlichen Beifalls erfreute, den sein „Junger Gelehrter" auf der Leipziger Bühne gefunden. Dazu trug freilich auch die schadenfrohe Beziehung auf eine stadtkundige Geschichte und die ausgezeichnete Darstellung des sonst nicht besonders hervorragenden Schauspielers Wolfram bei, der, selbst wissenschaftlich gebildet, den Helden mit allem Pedantismus und der besondern Beziehung auf Leipzig gab. Offenfelder schrieb Lessing noch ein paar Monate später nach Kamenz, Wolfram erhalte durch den „Jungen Gelehrten" das Lob seiner Kunst, ergetze der Hörer Ohr und gefalle den Kennern. Die Vorausfagung der Neuber konnte nicht glänzender

in Erfüllung gehen; Leſſing ſelbſt war jetzt von ſeinem dra- 1748
matiſchen Berufe vollauf überzeugt.

Da traf von Kamenz der Gotthold Herz niederſchlagende Befehl ein: „Setze dich nach Empfang dieſes ſogleich auf die Poſt und komme zu uns. Deine Mutter iſt todkrank und wünſcht dich vor ihrem Ende noch zu ſprechen.“ Wie hätte er hinter dieſer Aufforderung des ehrwürdigen Vaters einen frommen Betrug wittern können! Aber die Mutter, die kein anderes Mittel ſah, ihren Gotthold dem ihr verhaßten Mylius und den ſündigen Schauſpielern zu entreißen, hatte nicht geruht, bis dieſer ſich beſtimmen ließ, durch eine Lüge den Sohn vom ſonſt unvermeidlichen Verderben zu retten. Die Mutter ſelbſt ſollte am empfindlichſten von dieſer leidenſchaftlich durchgeſetzten Liſt zu leiden haben. Gerade in der Zeit, wo Gotthold ſich zur Fahrt rüſten mußte, fiel die ſtrengſte Januarkälte ein, welche ſie in arge Noth verſetzte. Bitter bereut ſie ihren Rath, wünſcht, Gotthold möge nicht gehorcht haben, tröſtet ſich damit, daß man in böſer Geſellſchaft Ungehorſam lerne, der diesmal den verlorenen Sohn vor dem Erfrieren auf dem Poſtwagen retten werde. Unerträglich langſam fließen ihr die Stunden bis zur Zeit der Ankunft des Wagens. Als der Leipziger Sünder nun wirklich das Pfarrhaus betritt, da befällt ſie die Angſt, die Reiſe habe ſeiner Geſundheit geſchadet, und ſo kann ſie ſich des Vorwurfs nicht enthalten: „Warum biſt du aber auch bei dieſer Kälte gekommen?“ Harmlos erwiedert der vor Kälte Klappernde: „Liebſte Mutter, Sie wollten es ja! Aber wie freue ich mich, daß meine Ahnung eingetroffen, daß Sie ganz geſund ſind!“ Dem zugedachten Verweiſe war damit die Spitze abgebrochen. Beide Eltern mußten ſich der

1748 leidigen Unwahrheit schämen, die so böse Folgen hätte haben können, und sich der glücklichen Rettung nicht weniger wie des Gehorsams ihres Sohnes freuen. Daß Gotthold noch unverdorben sei und sich leiblich und geistig die Zeit über vortrefflich entwickelt habe, daß er ein ganz anderer Mensch geworden, wenn er auch keinen Schritt zum Pfarrer gethan, mußten die Eltern gestehen. Auch hörte der Vater aus seinen Aeußerungen, wie sehr er an Kenntniß und Urtheil zugenommen. Mußte die Mutter auch auf das Vergnügen, den Freund von Schauspielern auf der Kamenzer Kanzel zu sehen, Verzicht leisten, so bewies ihr doch Gotthold, daß er eine Predigt schreiben könne, die sich hören lasse. Auch Geschwister und Verwandte nahmen den Leipziger Gast freundlich auf. Freilich war sein Bruder Theophilus schon nach St. Afra gewandert, wo man mit ihm sehr zufrieden war; aber er fand vier andere Brüder, zwischen dem zwölften und sechsten Jahre, und die zwanzigjährige Schwester, die es freilich nicht verschmerzen konnte, daß ihr an Gotthold ein würdiger Bruder Pfarrer verloren gehe. Ueber eben hingeworfene Anakreontische Lieder, die sie in seinem Zimmer fand, ward sie so erbittert, daß sie diese zum Feuertode im Ofen verdammte. Auf sein Befragen erfuhr er von den Brüdern dieses schwesterliche Attentat. Aergerlich nahm er eine Hand voll Schnee und warf ihr diesen zur Kühlung ihres frommen Eifers in den Busen. Freilich kam es mit dem Vater zu ernsten Gesprächen über die Zukunft, aber Gotthold hatte Muth genug, sich von der Theologie loszusagen; wollte die Mutter sich auch schwer darein schicken, daß er, was in der Familie unerhört, Mediziner werde, so ließ sie es sich doch endlich gefallen, als er versprach, daneben das Schulfach nicht zu vernach-

läſſigen, um, wie es ſich füge, als Arzt oder Schulmann 1748
ſich fortzuhelfen. Daß er Schulden gemacht, konnte er nicht leugnen; für die Zahlung derſelben wurde mit Hülfe des unverheirateten Oheims, des damaligen Acciſeinſpektors Joh. Traugott Leſſing, vielleicht auch des Paſtors Lindner, geſorgt. Ein Verſprechen, das Theater nicht weiter zu beſuchen und keine Komödie mehr zu ſchreiben, wurde von ihm nicht verlangt; daß ſein Stück in dem großen Leipzig ſo ſehr gefallen, ſchmeichelte doch auch der Mutter. Freilich ward er vor näherm Umgange mit den Schauſpielern ernſtlich gewarnt und auch der böſe Mylius mußte viel leiden, aber der Zumuthung, ihren Umgang aufzugeben, widerſtand er. Doch unterblieb einſtweilen jede Verbindung mit den Leipziger Freunden; was ſollte und konnte er dieſen auch ſagen! Erſt mit dem April, einige Zeit vor Oſtern, das damals auf den 14. fiel, ward er mit den beſten Hoffnungen auf ſein mediziniſches Studium entlaſſen. Auch ein neuer Anzug ward ihm verſprochen. Kurz vorher, am 3. April, hatte er eine Sammlung ſeiner Fabeln und Erzählungen anzulegen begonnen.

Nach der Rückkehr ließ er ſich als Studiosus medicinae einſchreiben; er hörte auch wohl mediziniſche Vorleſungen, und kaum darf die Wahrheit ſeiner eigenen Behauptung bezweifelt werden, daß er ſein mediziniſches Studium mit der Geburtshülfe angefangen. War auch der Ruf nach Hauſe für Leſſing noch zur rechten Zeit gekommen, um ihn vom völligen Verſinken in das Schauſpielerleben, ja von dem Entſchluſſe, ſelbſt die Bühne zu betreten, abzubringen, ſeine Liebe zum Theater hatte der Kamenzer Aufenthalt ſo wenig abgekühlt, daß er jetzt, wo er das ſo lange entbehrte Glück wiederfand, ſich um ſo leidenſchaft-

1748 licher der Kunst, die er für seinen Lebensberuf erkannte, und seinen Bühnenfreunden hingab, ja die ganze Wirkung der elterlichen Mahnungen wäre wohl verloren gewesen, wenn nicht ein Umstand eingetreten, der ihn doch ernüchtern mußte. Morgens war er bei den Proben und Abends bei den Vorstellungen auf dem Theater, die Schauspielkunst sein eifrigstes Studium; sollte ja seine weitere dramatische Thätigkeit sich auf die genaueste Kenntniß der Theaterbedürfnisse stützen. Mit Weiße wetteiferte er in der Dichtung dramatischer Stücke, beide hoben und befeuerten sich gegenseitig; aber wenn jener trotz seines leidenschaftlichen Besuches des Schauspiels auf die theatralischen Anforderungen wenig gab, ja sich von den Schauspielern zurückhielt und Lessings nähere Verbindung mit ihnen mißbilligte, so fand dieser sich zu immer genauerm Verständnisse der Schauspielkunst gedrungen und erfreute sich des innigsten, für beide Theile höchst förderlichen Zusammenlebens.

Schon am 17. April begann er ein Trauerspiel, „Giangir oder der verschmähte Thron", in reimlosen Alexandrinern, im Wettstreite mit Weiße, der ihn auf diesen Stoff gebracht hatte; doch nur drei Auftritte kamen zu Stande. Es ist dies wohl dasselbe, was Lessing für den Schauspieler Koch geschrieben und fast vollendet, aber vernichtet haben soll, als er vernahm, dieser werde Leipzig verlassen; denn wir wissen, daß Lessing, wie Racine, seine Stücke schon fertig zu nennen pflegte, wenn er den Entwurf dazu vollendet hatte. Kaum kann es einen stärkern Beweis geben, daß er sich ganz dem Drama widmen wollte, als dieser Versuch in einer selbständigen Tragödie, welchem manche Entwürfe zu Lustspielen vorhergingen. Als ihm Weiße das auf seinen Antrieb entstandene fünfaktige Lust-

spiel „Der Leichtgläubige" vorlegte, machte er davon eine 1748
schriftliche Beurtheilung, ja, da Weißes Plan einer die einzelnen Situationen belebenden Handlung entbehrte, versuchte er einen neuen mit Herübernahme eines Charakters aus einem Englischen Stücke und einer Französischen Bedientenintrigue. Auch ein paar andere Lustspielpläne fielen wohl in diese Zeit. Neben Weiße wetteiferte Ossenfelder mit Lessings dramatischer Muse. Mit ihm, Mylius und den Schauspielern wurde das lustige Leben wieder erneuert, und was schlimmer, er war gutmüthig und unvorsichtig genug, sich für einen oder mehrere Schauspieler zu verbürgen; denn er gerieth in große Noth, als diese das in seinen Finanzen erschütterte Unternehmen der Frau Neuber verließen. Sie folgten einem Rufe nach Wien, wo sie ihrer Schuld vergaßen. So traf der Lessing schwer zu Herzen gehende Verfall der Neuberschen Bühne mit seiner äußerst bedrängten Lage zusammen. Von den Zeitschriften seines treuen Mylius hatte er sich schon früher zurückgezogen; sie brachten nur ein von Ossenfelder während des Kamenzer Aufenthaltes an ihn gerichtetes gereimtes Sendschreiben, sogar mit Nennung seines Namens. Seine selbst nicht glänzend stehenden Freunde konnten ihm nicht helfen, an seine Eltern, deren Hoffnungen er vereitelt, durfte er sich nicht wenden, und bei allem noch der Verlust der Bühne und der vortrefflichen Schauspieler, an denen, besonders an Koch, er sich zu bilden gedacht. Es war ein verzweifelter Zustand, in welchem ihn nur sein jugendlicher Muth und sein froher Leichtsinn aufrecht, nur die Liebe zu den Seinigen und besonnene Erwägung von dem tollkühnen Schritte fern halten konnte, selbst auf der Bühne sein Glück zu versuchen. Sein bester Freund war in diesen trüben Verhältnissen der

1748 bei aller Lockerheit und Rücksichtslosigkeit gutmüthige Mylius. Nun aber sollte er auch diesen verlieren; Mylius wurde nämlich, da er sich besonders durch eine von der Berliner Akademie rühmlich anerkannte naturwissenschaftliche Preisschrift einen guten Namen erworben, zur Beobachtung der ringförmigen Sonnenfinsterniß des 25. Juli nach Berlin berufen, wo er sich bleibend niederzulassen gedachte. Lessing wollte ihm dahin folgen, ein Entschluß, den er später den Eltern gegenüber durch den Wunsch begründete, ihnen keine neue Ungelegenheit zu machen, da er gesehen, daß er bei seinen Leipziger Bekanntschaften nie mit dem ihm bestimmten Gelde auskommen werde. Da sein Vetter Theophilus Gottlob, der in Wittenberg Theologie studirte, gerade durch Leipzig kam, begleitete er diesen nach Wittenberg, um sich dort auf der Reise nach Berlin einige Tage umzusehen. Keinem seiner Leipziger Freunde sagte er ein Wort von dem rasch ausgeführten Entschlusse. Erst sieben Jahre später sollte er nach der Stadt an der Pleiße zurückkehren, wo ihm sein dramatischer Beruf aufgegangen war.

2.

Es war eine eigene Fügung, daß der so kerngesunde Lessing in Wittenberg ernstlich erkrankte.

„Ich bin mir niemals selbst zu einer unerträglichern Last gewesen als damals", schrieb er seiner Mutter. „Doch ich hielt es einigermaßen vor eine göttliche Schickung, wenn es nicht etwas Unanständiges ist, daß man auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie berufen will."

Die Sonnenfinsterniß wurde dadurch versäumt. Mylius selbst beschloß, da er die Berliner Verhältnisse für seine Zwecke ungünstig fand, nach Leipzig zurückzukehren.

Daſſelbe zu thun hinderten Leſſing nicht allein ſeine Schulden, 1748
noch mehr hielt ihn davon wohl die während ſeiner Krankheit erwachte Sorge für ſeine Zukunft ab; mußte er ja fürchten, er werde in Leipzig in das alte Leben zurückfallen, wogegen er in Wittenberg ungeſtört ernſten Studien obliegen und ſeine verworrenen Verhältniſſe in Ordnung bringen könne. So erbat er ſich denn vom Vater Erlaubniß, den Winter in Wittenberg bleiben zu dürfen. Am 13. Auguſt. wurde er von dem Rektor Boſe als Studiosus medicinae, der von Leipzig komme, immatrikulirt. Doch ließ er das mediziniſche Studium ganz liegen; auch die in Wittenberg herrſchende, von ſeinem Vetter ſtudirte Theologie und die Geſchichte der Reformation konnten ihn nur gelegentlich anziehen; mehr reizten ihn die Studien des Alterthums und die Wolffiſche Philoſophie. Als der Vater ihm ſpäter vorwarf, er habe in Wittenberg nur Komödien gekauft, erwiederte er, höchſtens zwei befänden ſich unter ſeinen dortigen Büchern.

„Der größte Theil beſteht aus ſtatiſtiſchen Schriften, die Ihnen ganz natürlicher Weiſe hätten können ſchließen laſſen, daß ich künftig geſonnen wäre, ebenſo viel in der Welt und in dem Umgange mit den Menſchen zu ſtudiren als in Büchern.“

Die öffentlichen Zuſtände und die Staatsverhältniſſe hatten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen, da er ſich nach einer Stellung umſah, die ihm Muße zu freier ſchöpferiſcher Thätigkeit gewähre. Vor allem ſetzte er ſich ſeiner dramatiſchen Wirkſamkeit wegen mit den Theatern in Verbindung, beſonders mit dem Theaterdirektor von Sellier in Wien, der, um „ſtudirte Stücke“ auf die Bühne zu bringen, Leſſings beſte Freunde an ſich gezogen hatte. Manches Dramatiſche wurde in Wittenberg begonnen oder fortgeſetzt.

1748 Die Bruchstücke des Griechischen Komödiendichters Menander, des Vorbildes des Terenz, führten ihn auf das Lustspiel „Der Misogyn", das er 1748, wohl erst zu Wittenberg, begann. Auch die frei nach Plautus gedichteten Lustspiele „Weiber sind Weiber" und „Justin" legte er schon hier an. Eine Sammlung seiner kleinen Gedichte stellte er für den Druck unter dem Titel „Kleinigkeiten" zusammen, wenn dies nicht schon in Leipzig geschehen war; den Verlag übernahm der Stuttgarter Buchhändler Metzler, doch hielten die in den Text zu druckenden Kupfer das Erscheinen drei Jahre lang auf. Ein besonderer Witz des seinen Namen verschweigenden Dichters bestand darin, daß Zuschrift und Vorrede durch die bloße Ueberschrift vertreten waren, das „Register und die wichtigsten Sachen" nur die vierundzwanzig Buchstaben des Alphabets enthielten und im „Bericht an den Buchbinder" bemerkt war: „Die Kupfer geben sich von selbst."

Daß er in Wittenberg zu keiner ihm genügenden Thätigkeit gelangen konnte, verleidete ihm den Aufenthalt immer ärger. Der Mutter schrieb er später, der alte Vorsatz, nach Berlin zu gehen, sei wieder erwacht, als er bald gewahr geworden, daß das, was durch die Krankheit und andere Umstände aufgegangen, die er verschweigen wolle (seine Schulden oder besondere Ausgaben, etwa an Bücher?), mehr als ein Quartal Stipendien ausgemacht, so daß seine Hoffnung, das in Leipzig Zugesetzte in Wittenberg zu ersparen, vereitelt worden. Aber was konnte er in Berlin erwarten? Freund Mylius, vom Verleger Rüdiger zur Redaktion der „Berlinischen privilegirten Staats- und gelehrten Zeitung" berufen, hatte schon am 6. November seine Thätigkeit begonnen. Lessing floh zu ihm, wie er ging

und ſtand, mit Hinterlaſſung ſeiner Sachen und Bücher, die 1749
der Vater auslöſen mußte. Der mit dem Ende des Jahres ſchließende „Naturforſcher" brachte nach langer Pauſe vom 11. November bis zum 23. December wieder Gedichte von Leſſing, worunter ein großes, an Mylius gerichtetes, in gereimten Alexandrinern, von dem aber der Leipziger Cenſor nicht blos den auf manche phyſikaliſche Kindereien ſpottenden Schluß weggeſtrichen, ſondern auch vieles ſo arg beſchnitten hatte, daß der Dichter beim Wiederabdruck erklärte, er verſtehe manches jetzt ſelbſt nicht mehr. Dieſes Sendſchreiben, worin er den Alten in der Dichtkunſt, den Neuern in der Naturwiſſenſchaft den Preis zuerkennt, war wohl in Wittenberg gedichtet. Eine in demſelben Versmaße geſchriebene Entgegnung, die ſich der neuern Dichter annahm, verſah Leſſing mit ſpottenden Anmerkungen. Die bittere, durch die Erwähnung des goldenen Zeitalters veranlaßte Bemerkung:

Die alte hieß nur das, was unſre neure iſt,
Wo man Verdienſt und Kunſt aus reichen Kleidern ſchließt,

floß ihm aus der Seele; denn er befand ſich damals in äußerſter Noth.

Nahm ſich auch Mylius ſeiner nach Kräften an, trotz ſeiner Anſtellung war er ſelbſt nicht in den beſten Verhältniſſen und nicht im Stande, ihm einen neuen Anzug zu verſchaffen, deſſen er dringend bedurfte. Zunächſt verſchaffte er ihm Verdienſt bei ſeinem Verleger, dem ſchon in hohem Alter ſtehenden Joh. Andr. Rüdiger, der ihm die Ordnung ſeiner großen Bibliothek auftrug. Solchen reichen Bücherſchatz hatte Leſſing noch nicht unter Händen gehabt, er war ihm ein rechtes Labſal; nicht allein ſtellte er die Bücher

TAYLOR INST. OXFORD

1749 in bestimmten Abtheilungen geordnet auf, was bei Lessings Gründlichkeit die nähere Bekanntschaft mit manchen derselben bedingte, deren Titel den Inhalt nicht deutlich aussprach, viele zogen ihn so lebhaft an, daß er sich einen mehr als flüchtigen Einblick gestattete, und man denkt leicht, welche Bücher den jungen Dramatiker und Schriftsteller am meisten reizten. So ward er in Berlin in die lebendige Bücherkenntniß und die Geschichte der Gelehrsamkeit eingeführt; er that den ersten Schritt zum Bibliothekar. Von den neuern Erscheinungen der Literatur erhielt er in Rüdigers Buchladen und bei Mylius, dem als Zeitungsredakteur diese reichlich zu Gebote standen, die erwünschteste Kenntniß. Er selbst lieferte einige Bücheranzeigen in die Zeitung. Dagegen betheiligte er sich nicht an der von Mylius an Stelle des „Naturforschers" unternommenen Wochenschrift „Der Wahrsager", worin dieser seiner Laune so ganz den Zügel schießen ließ, daß das Blatt bald die Skandalchronik der Stadt war und, da er es selbst für das freisinnige Berlin zu toll trieb, schon vor dem Ablaufe des ersten Vierteljahres unterdrückt wurde. Freilich entging Lessing selbst nicht der Versuchung, eine lüsterne Geschichte in Lafontaines Weise herauszugeben, aber die Darstellung war auch ganz vortrefflich. Seine in kleinen Reimversen gedichtete Erzählung „Der Eremite" erschien Ende Sommer in Berlin, welches auf dem Titel spöttisch als Kerapolis bezeichnet ist, mit einem Horazischen Worte, das sie als ein Spiel einer müßigen Stunde bezeichnet, in Quart gedruckt. Sie überragt weit alles, was bisher in Lafontaines Tone in Deutschland gedichtet war. Die Bemerkung, sie habe einige Zeit vor dem Drucke im Pulte gelegen, dürfte auf Wahrheit beruhen, so daß sie eine Frucht der bedrängtesten Zeit des Dichters

wäre. Auch die Ausführung des dreiaktigen Lustspiels „Die 1749
alte Jungfer" gehört in diese Zeit. Nach der Aussage des Bruders Karl schwebten ihm bei einigen Charakteren dieser Schnurre Personen vor, die er in Kamenz beobachtet, wonach die erste Anlage des Stückes sehr frühe fallen würde. Das Lustspiel zeigt schon mehr dramatisches Leben und schärfere Charakteristik der freilich aus dem gewöhnlichen Leben aufgegriffenen Personen; auch fehlt es nicht an glücklich angelegten, mit etwas derbem Pinsel ausgemalten Auftritten. Lessings Geist ist auch hier nicht zu verkennen, doch folgte er mehr dem gewohnten Geleise, da er das Stück in seiner äußersten Bedrängniß für die Bühne schrieb.

Durch den Verdienst, den er nebst freiem Tische bei Rüdiger hatte, gelang es ihm, sich bald einen neuen Anzug zu verschaffen. Seine Wohnung nahm er Spandauerstraße 68, wo früher Ramler, dann Mylius, wohl zum Theil mit Lessing, gewohnt; später bezog Nicolai das Haus, zuletzt kaufte es Mendelssohn. Länger in Berlin zu bleiben dachte er nicht; seine Versuche, bei einem Theater eine Stellung zu gewinnen, setzte er fort. Schon bald nach seiner Flucht hatte er sich an die Eltern gewandt und die Mutter um einen neuen Anzug gebeten, dessen er so sehr bedürfe. Aber diese, die vorab, da der Vater zu erzürnt war, allein an ihn schrieb, hatte es ihm abgeschlagen, weil sie ihn aus dem freigeistischen Berlin und von der Seite des jetzt als Verführer ihres Gotthold noch ärger verabscheuten Mylius bringen, ihn zur Rückkehr zu den verlassenen Studien und einem geordneten Leben zwingen wollte; zunächst sollte er nach Kamenz zurück. Lessing schwieg lange, da es ihm unmöglich war, nach seiner Vaterstadt, wo man mit Fingern auf den verlorenen Sohn deuten würde, reuevoll zurück-

1749 zukehren. Erſt am 20. Januar konnte er ſich nicht mehr enthalten, dem Verdachte „allzu geringer Liebe und Hochachtung“ und dem Vorwurfe von „Ungehorſam und Bosheit“ entgegenzutreten. Damit die Mutter ſeinen Entſchluß, nicht nach Kamenz zu kommen, „gütiger“ beurtheilen möge, entwarf er ihr ein Bild ſeines bisherigen Univerſitätslebens. Auf die Klage, daß ſie ſeine Schulden bezahlen müßten, erwiederte er, ſeine Stipendien genügten dazu, da dieſe wenigſtens noch bis Oſtern dauern würden. In welchen Umſtänden er in Berlin ſei, wiſſe die Mutter ſelbſt am beſten. Längſt hätte er unterkommen können, wäre er beſſer gekleidet; denn ein guter Anzug ſei in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meiſt nach dem Augenſcheine urtheile.

„Aber ich ſehe wohl“, fährt er fort, „daß die nachtheilig gefaßte Meinung von einem Menſchen [den Namen Mylius wagt er gar nicht zu nennen], der, wenn er mir auch ſonſt nie Gefälligkeiten erzeigt hätte, mir ſie doch gewiß jetzo erzeigt, da ſie mir juſt am nöthigſten ſind, daß, ſage ich, dieſe nachtheilig gefaßte Meinung die vornehmſte Urſache iſt, warum Sie mir in meinen Unternehmungen ſo ſehr zuwider ſind. Es ſcheint ja, als wenn Sie ihn vor einen Abſcheu aller Welt hielten. Geht dieſer Haß nicht zu weit? Mein Troſt iſt, daß ich in Berlin eine Menge rechtſchaffener und vornehmer Leute finde, die ebenſo viel aus ihm machen als ich. Doch Sie ſollen ſehn, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worinne Sie mir ebendas ſagen, was ich aus dem letzten Brief habe ſchließen müſſen [daß ſie ihm den Aufenthalt in Berlin verbiete], will ich mich ungeſäumt von Berlin wegbegeben. Nach Hauſe komme ich nicht. Auf Univerſitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht könnten bezahlt werden und ich Ihnen dieſen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover [um an einem Theater anzukommen]. Doch können Sie verſichert ſein, daß ich, ich mag ſein, wo ich will, allezeit ſchreiben und niemals die Wohlthaten vergeſſen werde, die ich von Ihnen ſo lange genoſſen.

Ich finde an allen drei Oertern sehr gute Bekannte und Freunde von mir [von Leipzig her]. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich doch mich in die Welt schicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen wie mich. Darf ich noch was bitten, so ist es dieses, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Eltern allezeit so sehr wie mich geliebt habe." 1749

Die Mutter hatte ihn aufgefordert, auch an seinen Oheim, den Accisein spektor (der Amtsaktuarius war inzwischen gestorben) und den Pastor Lindner zu schreiben. Aber Lessings edler Sinn sträubte sich dagegen, so lange sein Schreiben als ein Bettelbrief erscheinen könne, der neue Wohlthaten beanspruche, da doch die frühern so übel angebracht scheinen könnten.

Jetzt trat auch der Vater wieder mit ihm in Verbindung, aber er bestand auf seinem Befehle. Vergebens wies der Sohn auf verschiedene Aussichten hin, die er in Berlin habe. Der Pastor erkundigte sich nach ihm bei einem Bekannten in der Königsstadt, ja er schrieb selbst an Rüdiger, doch wurde der Brief von dessen Schwiegersohn Voß eröffnet, der ihn wegen der darin enthaltenen Ausfälle gegen den ihm befreundeten Mylius unterdrückte und die Anfrage wegen des Sohnes in einer dem Vater nichts weniger als genügenden Weise beantworten ließ. Der Bekannte des Vaters berichtete ihm von Mylius, von dem Gotthold ganz abhänge, das allerschlimmste, da dessen unterdrückter „Wahrsager", mit dem man auch wohl Lessings Namen in Verbindung gesetzt, Berlin gegen ihn aufgeregt hatte. Gottholds Verhältnisse hatten sich indessen so weit gebessert, daß er einmal Frankfurt, wohl des Theaters wegen, besuchen konnte. Aber der Vater sandte ihm neun Thaler zur Heimreise, die er dringend verlangte; er glaubte

1749 ihm zu Göttingen durch den ihm befreundeten Professor Mosheim in dem von dem berühmten Joh. Matth. Gesner geleiteten philologischen Seminar eine Stelle zu verschaffen. Lessing empfing den während seiner Frankfurter Reise angekommenen Brief etwas später. Er antwortete sofort am 10. April. Entschieden weigerte er sich, ohne ganz gewisse Aussicht nach Hause zu kommen. Zunächst suchte er dem Vater die Gründe auszureden, welche ihn zu seinem Befehle bestimmt.

„Sie fürchten, ich möchte in der Absicht nach Wien gehen, daselbst ein Komödienschreiber zu werden. Sie wollen vor gewiß wissen, ich müsse hier Herrn M[ylius] zur Frohne arbeiten und darbei Hunger und Kummer ausstehen. Sie schreiben mir sogar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterschiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geschrieben hätte."

Die Falschheit dieses ihm so schmerzlichen Verdachtes müsse dem Vater, wenn er ihn nur ein wenig kenne, in die Augen fallen. Darauf wendet er sich zu dem „wieder aufgewärmten" Vorwurfe wegen der Komödien. Der Vater sei viel zu vernünftig, als daß er von ihm das Versprechen verlange, keine Komödien mehr zu machen oder zu lesen, und er selbst habe sich nie dazu verpflichtet. Seinen Briefwechsel mit Komödianten stelle er sich ganz anders vor, als er wirklich sei. Die Bekanntschaft mit Sellier in Wien mache ihm keine Schande und könne ihm noch Nutzen bringen.

„Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche oder wenigstens sehr geschickte Leute [die Theaterprinzipale Diedrich und Schönemann] geschrieben, und ich glaube, es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch an mehrern Orten als in Kamenz kennt. Werfen Sie mir nicht dargegen ein, es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, so müssen mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen sehn."

Habe er, wie der Vater aus seinen von Wittenberg er- 1749
haltenen Papieren gesehen hatte, viel angefangen, aber wenig vollendet, so habe ihm die dazu nöthige Ruhe gefehlt, und doch sei, abgesehen von seinen Schauspielen, manches von ihm hier und da veröffentlicht, das etwas ausmache; nur werde er sich hüten, dem Vater davon das Geringste zu nennen, da es diesem vielleicht noch weniger als seine Komödien anstehen möchte, die ihm in Wien und Hannover sehr wohl bezahlt worden. Bei diesen Stücken kann man nur an den „Jungen Gelehrten", „Damon" und „Die alte Jungfer" denken. Was endlich die Stelle am philologischen Seminar angehe, so würde er, fiele ihm diese zu, sofort nach Hause kommen oder gleich von Berlin nach Göttingen gehen. Doch so lange der Vater nichts Gewisses für ihn habe, sei es besser, er bleibe an dem Orte, wo er sein Glück machen könne, wenn er auch noch warten müsse. Deshalb habe er die gesandten neun Thaler mit auf einen neuen Anzug verwandt, dessen er bedurft habe, um diejenigen, deren Dienste er suche, selbst angehen zu können. Da er also zunächst in Berlin bleiben müsse, bitte er um seine Wäsche und die näher bezeichneten Bücher. Sollte er zu Johannis noch nicht untergekommen sein, so werde er alles thun, was der Vater verlange. Er unterläßt aber nicht, darauf hinzudeuten, daß die Mutter ihn aufgereizt, und verweist ihn auf die sehr vernünftige Aeußerung bei Plautus, ein Vater, der von seinem Sohne nur das, was ihm gefalle, gegen dessen eigene Neigung verlange, handle thöricht. Zuletzt verwahrt er sich gegen den Verdacht, er würde, wenn er nach Wien gegangen wäre, seine Religion verändert haben. Obgleich der Vater die in Göttingen gewünschte Stelle in Aussicht behielt (Gotthold versprach am 28. April,

1749 in acht Tagen an Gesner und den Universitätskurator von Münchhausen deshalb zu schreiben), sandte er ihm doch den gewünschten Koffer mit Wäsche und Büchern, aber nicht ohne in schärfster Weise sein entschiedenes Mißtrauen auszudrücken, ihm Mangel an Liebe gegen die Eltern und an Ehrfurcht gegen Gott vorzuwerfen, sein unsittliches Leben zu bedauern und den schärfsten Tadel auszusprechen, daß er von einem Menschen wie Mylius nicht lassen wolle. Da der Vater allen seinen Aeußerungen mißtraute und es ihm unsittlich schien, Gott zum Zeugen der Wahrheit anzurufen und seine Verleumder zu beschimpfen, konnte der in seiner Ehre Verletzte nur die Zeit zum Zeugen nehmen. Damit die Mutter es nicht verstehe, bediente er sich der Lateinischen Sprache zur Aeußerung seiner Ueberzeugung, daß aus des Vaters scharfen Worten über Mylius der bittere Haß seiner Mutter spreche, die sonst so fromm und gut sei, aber hier gegen den Geist christlicher Liebe sündige; der Vater möge als gerechter und billiger Mann sich nicht von dieser hinreißen lassen. Seine Freundschaft mit Mylius sei nur Studiengemeinschaft; auf sein sittliches Verhalten habe dieser keinen Einfluß. Gotthold stand damals im Begriffe, eine Stelle bei einem uns unbekannten Herrn von Röder anzunehmen; in acht Tagen, schreibt er am 30. Mai, wolle er zu diesem reisen; dazu möge der Vater ihm zehn bis fünfzehn Thaler schicken, da er sonst diesen Herrn selbst um Vorschuß von einem oder zwei Vierteljahren angehen müßte. Wodurch der Antritt dieser Stelle gehindert wurde, wissen wir nicht; Lessing blieb zu seinem Glücke in Berlin, der Hofmeisterdienst ward ihm erspart.

Sobald er nur einigermaßen äußerlich beruhigt war, mußte er sich vom Theater angezogen fühlen, das er in

Wittenberg schmerzlich vermißt hatte. Leider war die Lage 1749
der Schönemannschen Gesellschaft, die zur Zeit in einer Bretterbude auf dem Rathhause spielte, durch die im neuerbauten königlichen Hause glänzend auftretende Italienische Oper, das Schoßkind des sonst knapp haushälterischen Königs, so gedrückt, daß sie in kurzem Berlin verließ. Schönemann, mit dem sich Lessing von Wittenberg aus in Verbindung gesetzt, hatte auch seinen „Jungen Gelehrten" aufgeführt; aber ganz Berlin schwärmte damals für die Oper, und so ging das Stück ohne durchschlagenden Erfolg vorüber, des Dichters ward kaum gedacht. Nach Potsdam hatte der König Italienische Intermezzisten gezogen, auch unterstützte er die meist im Schloßtheater spielenden Französischen Schauspieler; das Deutsche Theater mochte sich so gut helfen, als es konnte. Grauns „Iphigenie" machte damals großes Aufsehen. Auch Lessing, obgleich nicht musikalisch gebildet, freute sich einer zum Herzen sprechenden Musik, und so nahm auch er von der in Berlin blühenden Tonkunst seinen Antheil, ja er wurde mit zwei bedeutenden Musikkennern vertraut, dem damals dreißigjährigen, vor kurzem aus Paris gekommenen Altmärker Friedr. Wilh. Marpurg, dem Herausgeber des „Kritischen Musikus an der Spree", und dem zwei Jahre jüngern Altenburger Joh. Friedr. Agricola, der um diese Zeit unter einem angenommenen Namen zwei Sendschreiben dem „Kritischen Musikus an der Spree" widmete, welche Marpurg auf launige Weise beantwortete. Auch Lessing richtete an Marpurg den 28. Juni ein Sendschreiben, worin er in gereimten Alexandrinern seine Ansicht über „die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen, besonders der Poesie und Tonkunst" aussprach. Dieser nahm es mit der Namensunterschrift

1749 „G. E. L." in seinen „Kritischen Musikus" auf. Lessing erklärte sich hier gegen die „knechtischen" Regeln, die nicht im Stande seien, einen Tonkünstler und Dichter zu machen, aber die Ohnmacht mißbrauche sie, um sich über vortreffliche Leistungen dünkelhaft zu erheben.

Der Schwätzer hat den Ruhm, dem Meister bleibt die Müh':
Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl' ich sie ....
Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß.

Er schließt mit der Mahnung, sich auch der Werke schwächerer Geister zu erfreuen, wenn aus ihnen wahre Begabung, nicht blos die Regel spreche, die jetzt leider manche Dichtung mache. Auch verspottete er den Unfug der neuern Operntexte, wie sie Leopoldo di Villati für Friedrichs Bühne schneiderte, in dem Entwurfe einer „Possenoper im neuesten Italienischen Geiste oder Geschmacke" unter dem Titel „Tarantula".

Obgleich ihm keine Bühne zur Seite stand als eine Französische, ruhte sein dramatischer Trieb nicht. Damals nahm er an dem „grausamen" Crébillon, dem Nebenbuhler Voltaires, noch solchen Antheil, daß er im April dessen „Catilina" zu übersetzen begann, ja er wollte sich mit dem Dichter in Verbindung setzen, wahrscheinlich um ihn zu veranlassen, sich über die Briefe zu erklären, in welchen der Preußische König sein Stück beurtheilt hatte. Anfangs Mai erschien von Lessing in Berlin, ohne Angabe des Verlegers, das dreiaktige Lustspiel „Die alte Jungfer" unter den Anfangsbuchstaben seines Namens. Die Rüdigersche Zeitung rühmte den 10. Mai das Stück als „sehr scherzhaft und doch fein, sehr lebhaft und doch nicht übertrieben, sehr beißend

und doch nicht anzüglich". Lessing selbst verwarf es später. 1749
Dramatisch bedeutender und gehaltreicher waren die jetzt ausgeführten, aber noch nicht veröffentlichten Stücke „Der Freigeist" und „Die Juden", welche eine sittliche Wirkung ausüben sollten. Schon am 28. April hatte Gotthold dem Vater geschrieben, daß er mit Absicht zu seinen Jugendarbeiten etwas gewählt habe, worin noch sehr wenige Deutsche ihre Kräfte versucht, und es wäre thöricht, wollte er aufhören, ehe er darin Meisterstücke geliefert.

„Den Beweis, warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollen? Halten Sie mein Versprechen vor unmöglich? Wie, wenn ich eine auf die Freigeister und die Verächter Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, Sie würden vieles von Ihrer Schärfe fahren lassen."

Im „Freigeist", zu welchem er den Grundzug der Handlung aus einem Lustspiele von de l'Isle schöpfte, sind die verschiedenen Arten der Freigeister und der würdige Geistliche, bei welchem ihm das Bild seines Vaters vorschwebte, sein Eigenthum, doch wurde das anfangs einaktige Lustspiel erst später in dieser Weise ausgeführt. Als er seine Wittenberger Papiere erhielt, machte er sich auch an die Bearbeitung der dort entworfenen Stücke. Freund Naumann, der in Jena Magister geworden und in der „Jenaischen gelehrten Zeitung" die Fächer der Geschichte, Philosophie und schönen Wissenschaften vertrat, berichtete schon am 18. Oktober unter Berlin:

„Man erwartet hier eine Sammlung lesenswürdiger Lustspiele, welche ehestens die Presse verlassen und den sinnreichen Herrn Lessing

1749 aus Kamenz in der Oberlausitz zum Verfasser haben. Man wird darin folgende Stücke, deren Aufschriften die Neugierde anreizen, antreffen: 1) den „Jungen Gelehrten", 2) „Die alte Jungfer", 3) „Die Stärke der Einbildung", 4) „Weiber sind Weiber" in fünf Aufzügen, 5) „Der Jude" in einem Aufzuge, 6) „Der Freigeist" in fünf Aufzügen in Versen."

Aber Lessing kam mit der Ausarbeitung nicht zu Ende, da andere Arbeiten ihn abzogen. Er lieferte die ihm vom Verleger Rüdiger aufgetragene Uebersetzung des vierten Bandes von Rollins „Römischer Geschichte" und begann mit Hülfe von Mylius eine in Stuttgart vom Verleger seiner „Kleinigkeiten" übernommene, namenlos auftretende Vierteljahrschrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", welche außer den Alten besonders das Englische und Spanische Theater berücksichtigen, von den Italienern und Holländern nur die wenigen ihnen eigenthümlichen regelmäßigen Stücke bringen sollte. Dazu suchte Lessing sich rasch mit der Spanischen und Italienischen Sprache bekannt zu machen. Die von ihm geschriebene Ankündigung, die auch Gottscheds Verdienste um das Deutsche Theater hervorhebt, ist vom Oktober; das erste Stück sollte am Anfange des folgenden Jahres erscheinen. Lessing selbst lieferte zu diesem außer der hier wieder abgedruckten Ankündigung eine nach dem gangbaren Schema solcher Arbeiten entworfene Abhandlung von dem Leben und den Werken des Plautus, die sich durch gründliche Erörterung aller betreffenden Fragen und leichte Darstellung auszeichnete. Aber auch zum Drama und zwar zu einer ganz neuen Art der Tragödie fühlte er sich am Ende des Jahres getrieben; denn in dieses fällt der kühne Gedanke, gegen die Grundsätze der Französischen Bühne einen Stoff der Gegenwart,

die unglückliche Erhebung des Berner Freiheitshelden Henzi, 1749
dramatisch zu gestalten. Mit regem Antheile hatten ihn die Zeitungsberichte und auch mündliche Erzählungen über die Großthat jenes Schweizer Patrioten erfüllt. „Henzi" wurde noch in gereimten Alexandrinern begonnen. Auch sonst fügte Lessing sich hier den Beschränkungen der Französischen Bühne, doch verräth sich im einzelnen schon der Einfluß von Shakespeares „Julius Cäsar", von dem eben eine Deutsche Uebersetzung erschienen war.

Nur kurz gedenken wir der Beiträge Lessings zu der Rüdigerschen Zeitung vom Januar bis zum December. Manche der dort ohne Namensangabe erschienenen Anzeigen geben sich durch ihren scharfen Witz als Lessings Eigenthum zu erkennen, andere weist der Inhalt ihm zu. Gottscheds dichterisches Unvermögen wird hier scharf getroffen; ganz lustig wird es Lessing immer zu Muthe, wenn er auf den berühmten Professor stößt, dessen „poetische Stunde noch nicht gekommen ist". Ebenso unbarmherzig geht er mit den überspannten Bewunderern von Klopstocks „Messias" ins Gericht, von dem bis dahin nur die drei ersten Gesänge erschienen waren. Freilich zeuge dieses Heldengedicht von einem poetischen Geiste, die schöne, poetische und erhabene Schreibart wie die lebhaften Bilder seien zu rühmen, aber der Hexameter klinge „etwas gar zu Horazianisch, wo nicht gar Lucilisch"; am wenigsten dürfe man es in den Himmel erheben, ehe es vollendet vorliege und man sehen könne, wie der Dichter die „unzähligen scheinbaren Labyrinthe nebst ihren Zugängen und Verbindungen" zu einem ordentlichen Ganzen verbinde. Neben dem Aesthetiker Prof. Georg Friedr. Meier in Halle bespottet er unter Klopstocks „unverschämten Anbetern" einen Joh. Nathan.

1749 Reichel, den er zu Leipzig als „beider Rechte Beflissenen" kennen gelernt hatte. Mit größter Anerkennung wird Christs gedacht.

„Man weiß, daß Herr Professor Christ zu denen gehört, die mit einer ausnehmenden Gelehrsamkeit den feinsten Geschmack verbinden, und nur solche Männer können uns die Alten nach Würden rühmen und solche große Muster ohne Verwegenheit nachahmen; anders gewisse mittelmäßige Gelehrte, die, wenn man ihnen glauben muß, ihren Landsleuten die Alten zuerst bekannt gemacht haben, ob sie gleich immer Probe ablegen, daß sie selbst die Alten sehr schlecht kennen."

Der Aerger über den guten Konrektor Höre, der seinen Groll gegen ihn zu äußern nicht unterlassen konnte, klingt hier durch, doch zieht er nicht persönlich gegen ihn zu Felde, wie es später ein anderer Schüler, Klotz, that.

Im folgenden Jahre beschäftigten Lessing die drei nächsten Stücke der „Beiträge" und die Uebersetzung des fünften Bandes von Rollin; aber auch eine Englische Schrift wollte er übertragen, und er dachte schon an eine Uebersetzung der „Musternovellen" des Cervantes aus dem Spanischen, auf welche in Deutschland noch weniger bekannte Sprache er viel Fleiß auch deshalb verwandte, weil sie ihm später bei irgend einer sich darbietenden Gelegenheit nützlich werden könne. Daneben bereitete er die Herausgabe seiner theatralischen Schriften vor. Für die „Beiträge" schrieb er die nach richtigen Grundsätzen sorgfältig und mit innerm Verständnisse geschickt gearbeitete Uebersetzung der „Gefangenen" des Plautus nebst einer eingehenden, die Vorzüge des Dichters betonenden, aber auch seine Schwächen nicht verschweigenden Kritik derselben mit geschickter Benutzung der Ansicht von Menage, daß die Einheit der Zeit zur Erreichung wesentlicherer Schönheiten verletzt werden dürfe. So ward er schon hier auf dasjenige aufmerksam,

was er ſpäter „nothwendige Fehler“ nannte. Vortrefflich 1750
und echt Leſſingiſch iſt die Art, wie er einem Gottſchedianer heimleuchtet, den er erſt in einem langen, Gottſchediſch ſtiliſirten Briefe die Fehler der Plautiniſchen Komödie darlegen läßt. Zum vierten Stücke der „Beiträge“ gab er eine Ueberſetzung der Franzöſiſchen Abhandlung des jüngern Riccoboni über die Schauſpielkunſt, während er im dritten die neue Uebertragung einer Lateiniſchen Rede von Werenfels zur Vertheidigung des Schauſpiels in ihrer Jämmerlichkeit bloß ſtellte, mit der ein eitler junger Kamenzer Landsmann aus Gottſcheds Schule, der Magiſter geworden, ſich breit machen wollte. Auch „Theatraliſche Neuigkeiten aus Paris“ von Franz Melch. Grimm, einem Bekannten von Mylius, und Nachrichten vom Zuſtande der Theater in Berlin, Dresden (von Oſſenfelder?) und Stuttgart erſchienen in den „Beiträgen“. Das Meiſte lieferte außer ihm ſelbſt Mylius, doch war Leſſing mit einzelnen ſeiner Aeußerungen ſo unzufrieden, daß er von der ihm wohl ſelbſt ſchon läſtig gewordenen Fortſetzung abſtand.

Seine äußere Stellung genügte ihm einſtweilen, da er beſcheidene Anſprüche machte und den Werth zu ſchätzen wußte, den das großſtädtiſche Berlin für ſeine Ausbildung hatte. War er auch von Rüdiger nach der Anordnung ſeiner Bibliothek entlaſſen und hatte damit den bisher genoſſenen freien Tiſch verloren, ſo gab es dafür andere Einnahmen von den Buchhändlern und ſonſt, und der Tiſch kümmerte ihn am wenigſten, da er für 1 ½ Groſchen „eine ſtarke Mahlzeit thun“ konnte. Ja den Antrag des mit Mylius zerfallenen Rüdiger, die Zeitungsredaktion zu übernehmen, lehnte er ab, weil er keine Luſt hatte, ſeine Zeit „mit ſolchen politiſchen Kleinigkeiten zu verderben“. Der

GERMANIC LIBRARY
TAYLOR
INSTITUTION
OXFORD

1750 Kreis seiner Bekannten hatte sich bedeutend erweitert. Wir nannten als solche bereits die Musiker Agricola und Marpurg; auch der damals sechsunddreißigjährige Tübinger Johann Kies, Professor der Mathematik und königlicher Astronom, ein Bekannter von Mylius, gehörte zu diesen; er war einer der bedeutendsten Schüler des berühmten Philosophen Wolff. An dem sehr lebhaften, scharfsinnigen, witzigen und lebenslustigen Manne fand Lessing noch mehr Gefallen als früher an Klimm und Kästner. Bei seinem natürlichen Verlangen, sich im Französischen Berlin mit der Französischen Sprache und Weise näher bekannt zu machen, kam er auch mit Franzosen viel in Berührung; besonders angenehm war ihm die Verbindung mit dem eiteln, halbgelehrten Französischen Sprachlehrer Richier de Louvain, der in diesem Jahre Sekretär bei Voltaire ward. Lessing wagte sich selbst an ein freilich nur bis zum dritten Auftritt gediehenes einaktiges Lustspiel in Französischer Prosa; es sollte einen Lobpreiser der vergangenen Zeit in der Weise, wie Horaz das Lobpreisen als Charakterzug des Greises bezeichnet, zur Darstellung bringen. Sonderbar hatte er seinem Helden den Griechischen Namen Palaion (die alte Zeit) gegeben, wie ein auftretender Advokat den Lateinischen, auf die Römischen Rechtsbücher deutenden Namen Codex führen solle. Im August dachte er Calderons „Leben ein Traum" zu übersetzen, wozu er aber so wenig wie zur Uebertragung der Novellen des Cervantes gelangte.

Als der junge Rüdiger die Stelle eines Auktionskommissars, die an 400 Thaler eintrug, niederlegen wollte, bot er sie Lessing an; aber dieser, der sich das Kostbarste, was er habe, die Zeit, durch eine solche fremde Beschäftigung nicht rauben lassen wollte, lehnte ab, worauf sein Vetter

Christhelf Mylius die Stelle erhielt. Ihn trieb es zu 1750
lebendigerer Wirksamkeit und voller Entfaltung seiner Kraft, mochte er auch noch länger mit äußerer Noth zu kämpfen haben und seine Hoffnungen auf eine seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Anstellung noch oft, wie bisher, getäuscht werden. Im Sommer ward er mit einem in Polen begüterten Baron von der Goltz bekannt, der zur Betreibung eines Rechtsstreites nach Berlin gekommen war. Diese Bekanntschaft nutzte ihm, wie er dem Vater schrieb, nicht wenig, ihn auf einen sicherern Weg zu bringen;

„denn außer daß ich etliche 30 Thaler dabei gewonnen habe, hat er mir bei unterschiedenen von seinen Freunden Zutritt verschafft, welche mir wenigstens ein Haufen Versprechungen machen. Auch diese sind nicht zu verwerfen, wenn sie nur nicht immer Versprechungen bleiben. Ich mache keine Rechnung drauf und habe meine Sachen so eingerichtet, daß ich auch ohne sie diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe."

Da er seinen unbestimmten Aufenthalt in Berlin zu eigener Ausbildung verwerthen wollte, ging er auch nicht auf einen Antrag des mit Mylius befreundeten Barons von Dobreslaw ein; diesem, dem Besitzer einer großen Bibliothek, sollte er eine handschriftliche Lateinische Uebersetzung von Herbelots „Bibliothèque Orientale" zum Drucke besorgen, wofür er ihm neben freier Wohnung und Holz 200 Thaler anbot.

In dieser Zeit besuchte der achtunddreißigjährige Samuel König, seit einem Jahre Professor der Philosophie und des Naturrechts im Haag, die Preußische Königsstadt. Er war ein scharfsinniger Anhänger der Wolffischen Philosophie und ein bedeutender Mathematiker. Seiner Frei-

1750 sinnigkeit wegen war er von Bern als Aufrührer verbannt worden, hatte aber in Holland die ehrenvollste Aufnahme gefunden, wo er sich der höchsten Gunst des Erbstatthalters erfreute. Lessing schloß sich dem einflußreichen Manne eifrig an, dem sein offenes, lebendiges und geistreiches Wesen gefiel. Mit Maupertuis, dem Präsidenten der Akademie, gerieth König damals in Streit, da er ein von diesem als neu aufgestelltes Gesetz der Bewegung und Ruhe als eine Entdeckung von Leibniz aus einem Briefe desselben nachwies. Maupertuis, ein geschworener Feind alles Deutschen Ruhmes, erklärte den Brief für eine Fälschung Königs, worüber sich denn ein hitziger literarischer Kampf erhob, in welchem die Akademie, die sich einmischte, keine Lorbern errang. Lessing setzte brieflich die Verbindung mit König fort.

Durch Richier kam er auch mit Voltaire in Verbindung. Diesen hatten gemeine Gewinnsucht, arge, selbst vor einem Meineide nicht zurückschreckende Gewissenlosigkeit und gewaltsame Mißhandlung in einen häßlichen Handel mit dem Juden Abraham Hirsch verwickelt. Er selbst setzte die schlau abgefaßte Vertheidigung auf; da er dieselbe in mustergültiger Uebersetzung dem Gerichte übergeben wollte, schlug ihm Richier Lessing zur Abfassung derselben vor. Voltaire lud den lebhaften Deutschen mehrfach zu Tische und besprach mit ihm die heikle Angelegenheit. Lessing, der sich seines Auftrags in bester Weise entledigte, that dabei einen tiefen Blick in Voltaires perfide Natur. Dies hielt ihn freilich ebenso wenig ab, eine Sammlung der „Kleinen historischen Schriften" des berühmten Mannes nach einem handschriftlich von diesem selbst verbesserten Exemplare seiner Werke zu übersetzen, als Friedrich, obgleich ihn diese tiefe Gemeinheit anekelte, dem großen Dichter, der in den Thurm-

zimmern des königlichen Schlosses mit unendlichem Uebermuthe residirte, deshalb den Reisepaß gab. Lessing vertraute seine Verachtung des geldgierigen Französischen Dichters und Weltweisen einigen Sinngedichten an. 1750

Noch immer wollte der Vater, daß Gotthold nach Göttingen gehe, wo er für ihn freien Tisch und 50 Thaler jährlich zu erhalten gedachte. Dieser widersetzte sich nicht, wie schwer ihm auch der Gedanke ankommen mochte, aber er verlangte, daß die in Aussicht gestellten Vortheile sicher wären, ehe er seinen Aufenthalt verändere, da er zu oft angeführt worden; auch dann würde er sich in Göttingen nur halb so gut stehen, ehe er sich solche Gönner erworben; die unsäglichen Schwierigkeiten, womit dieses verbunden sei, hätten ihn zu Berlin oft fast zur Verzweiflung gebracht.

Als der alte Rüdiger am Anfange des Jahres 1751 starb, forderte dessen Schwiegersohn Voß ihn zur Uebernahme der Redaktion des „gelehrten" Theiles der Zeitung auf, da er wußte, daß er unter keiner Bedingung sich mit der Politik abgeben wolle. Lessing ging auf diesen, seinem kritischen Drange entsprechenden Antrag gern ein, nur wollte er dem Unternehmen seinen eigenen Stempel aufdrücken und es auf seine Weise heben; er verlangte die Zugabe einer monatlichen Beilage, welche unter dem Titel „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" zur literarischen Unterhaltung diene. Gottscheds Zeitschrift „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" hatte mit dem Anfange des Jahres begonnen. Lessings erster Beitrag zur Zeitung ist vom 18. Februar; denn erst von diesem Tage ab bringt der Jahrgang 1751 etwas „von gelehrten Sachen". Als einen Monat später die Zeitung mit einer neuen Vignette die Nachricht von der Uebertragung des Privilegiums auf den Buch-

1751 händler Voß brachte, versprach sie das Erscheinen der von Lessing verlangten monatlichen, einen Bogen umfassenden Beilage vom nächsten Monat an. Diese solle denjenigen gelehrten Neuigkeiten gewidmet sein, an denen die Neugier der meisten, auch unzähliger Nichtstudirten, Antheil nehme. Als „Reich des Witzes" bezeichnete das erste Stück die schönen Wissenschaften und freien Künste. Die Einrichtung des Beiblattes war ganz neu, da es zusammenhängende Darstellungen nach einem bestimmten Plane geben sollte, wobei auch die ausländische schöne Literatur berücksichtigt, besonders die Unsittlichkeit der Französischen scharf getroffen wurde. Aber das Blatt brachte außer literarischen Uebersichten zur Abwechslung auch Erzählungen, den ersten Gesang eines großen Gedichtes über die Religion, im letzten Stücke unter anderm treffliche Uebersetzungen eines moralischen Märchens und einer Fabel, auch Anekdoten vom Pariser Theater mit einer kurzen Uebersicht seiner frühern Geschichte. Seit dem Juli finden wir zur Ausfüllung des Raumes Stachelverse, zum Theil unter dem Einflusse Martials, aber auch neuerer Epigrammatiker, wie Lessing solche auch gelegentlich in der Zeitung selbst zum Besten gab, scherzhafte Sinngedichte, Fabeln und Erzählungen. Einzelne Beiträge zum „Neuesten" lieferte auch Kästner, der an Lessings Sinngedichten besondere Freude hatte. Außer diesem Beiblatte schrieb Lessing im gelehrten Theile der Zeitung die meisten schönwissenschaftlichen Anzeigen, aber auch manche Werke über Gelehrtengeschichte, Philosophie und Theologie wurden von ihm besprochen. Diese Thätigkeit gab ihm Veranlassung, sich mit der in- und ausländischen Literatur noch genauer als bisher bekannt zu machen. Dabei behielt er bei seiner rastlosen und raschen Thätigkeit noch Zeit zu eigenen

Studien, die sich besonders auf die Geschichte des Theaters, 1751
aber auch auf das weite Gebiet der Gesammtliteratur bezogen, wobei ihm Bayles historisches und kritisches Wörterbuch ein so kundiger wie anmuthiger Führer war, wogegen ihn Jöchers „Gelehrtenlexikon" wegen seiner rohen Zusammenstellung und seiner massenhaften argen Fehler anwiderte; denn er selbst hatte sich, zunächst bei der Anordnung der Rüdigerschen Bibliothek, manche Kenntnisse in der Gelehrtengeschichte erworben, die er eifrig zu erweitern suchte. Davon zeugen auch ein paar Anzeigen, die er in die bei Haude und Spener erscheinenden „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", die Sulzer im Verein mit Ramler im vorigen Jahre gegründet hatte, schon vom März an lieferte.

Die in Aussicht genommene Herausgabe seiner „Theatralischen Schriften" mußte unterbleiben, da ihm die zur Vollendung und weitern Ausführung seiner Dramen nöthige Zeit und Ruhe fehlte; die Kritik nahm ihn fast ganz in Anspruch, nur Sinngedichte und andere kleinere Poesien waren die Frucht günstiger Augenblicke. Seine in diesem Jahre ohne seinen Namen erscheinenden „Kleinigkeiten" hatte er schon vor drei Jahren zusammengestellt; er selbst war so wenig davon eingenommen, daß er bei einer Anzeige derselben im Namen des Dichters bat, acht derselben zu überschlagen und einige andere mit schonenden Augen anzusehen, dagegen bezeichnete er drei derselben als gut.

Schon in den Kritiken des Jahres 1751 erkennen wir neben scharfem, oft schneidendem Witze Lessings hellen, auf den Grund schauenden Blick und unerschütterlichen Wahrheitssinn. Freilich kommt der gutmüthige Freund Naumann mit seinen „Satyrischen Gedichten" und seiner Ausgabe der

1751 „Moralischen Gedichte" von Loens so gut weg, daß er dem in Jena Vorlesungen haltenden Magister sogar Einsicht in das Innere der Poesie zuschreibt, aber im „Neuesten" wurde sein Heldengedicht „Nimrod" in vierundzwanzig Gesängen als patriarchalisch Bodmerische Mißgeburt, zugleich mit dem von Gottsched gepriesenen „Hermann" des Freiherrn von Schönaich nach Verdienst verhöhnt, freilich in einem als eingesandt bezeichneten Briefe nach einer von Lessing aus Addisons „Spectator" angenommenen Weise. Noch schonungsloser finden wir zwei von seinem Dresdener Freunde Ossenfelder namenlos herausgegebene Lustspiele als erbärmliche Machwerke verurtheilt. Ja Lessing ließ sich in der Hitze nicht allein zu der Bemerkung hinreißen, er würde, hätte das Urtheil ein klein wenig vortheilhafter ausfallen können, sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, einen gewissen Herrn O. in D. als Verfasser dieser schönen Stücke zu nennen, er deutete sogar im Eingange der hinzugefügten derben Spottverse:

Ein elend jämmerliches Spiel,
Schrieb Knochenackers stumpfer Kiel

auf seinen Namen Ossenfelder (mit Beziehung auf das Lateinische ossa, Knochen), was er sich später wohl selbst nicht verzeihen konnte.

Im „Neuesten" hatte er auch den Muth, in dem von anmaßenden Franzosen überschwemmten Berlin die freche Unsittlichkeit der Französischen Literatur und insonderheit die schamlose „Art de jouir" von de la Mettrie, dem Liebling des Königs, zu brandmarken; jeder witzige Kopf Frankreichs, bemerkte er, habe etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen müsse. Dagegen zollte er Rousseaus edlem Tugendeifer höchste Anerkennung, wenn er auch dessen

Eifer gegen die Künste ungerecht fand. Das in doppelter 1751
Deutscher Uebersetzung erschienene Werk von Batteux über die Einschränkung der schönen Künste und Diderots Schreiben über die Tauben und Stummen, ja selbst Bernards „L'art d'aimer" wurden ehrenvoll anerkannt. Entschieden trat Lessing für Klopstock auf, von dessen „Messias" jetzt die ersten fünf Gesänge vorlagen. In ihm begrüßte er nicht allein einen wahren Dichter, sondern auch einen Vertheidiger unserer Religion, der ihr mehr nütze als alle Versuche, die Untrüglichkeit der Offenbarung zu beweisen. Auch das Weihegedicht an den König von Dänemark ward als eine „wahre" Ode begeistert gepriesen.

„Jeder Satz ist eine Schilderung und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andere hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige, anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahrt."

Bei dem gewählten Horazischen Versmaße spricht er seine Bewunderung aus, wie überall der Werth der Silben und der Abschnitte genau beobachtet sei, da bisher die Deutsche Sprache der Römischen Fesseln ungewohnt gewesen. In Bezug auf Klopstocks Bemerkung, der König der Dänen habe dem Verfasser des „Messias", der ein Deutscher sei, die zu dessen Vollendung nöthige Muße gegeben, wagt er in der „Berliner privilegirten Zeitung" zu äußern:

„Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satire darinne sehen als wir."

Aengstliche Vorsicht war nie Lessings Sache. Bei Klopstocks ohne dessen Wissen gedruckter Ode „An Gott" konnte er sich doch nicht der Bemerkung enthalten:

„Man will übrigens einige leise Gedankenspiele, verschiedene Tautologien und gemeine Gedanken, die sehr prächtig eingekleidet sind, darinne bemerken",

und nach Anführung dreier Strophen rief er aus:

1751 „Was für eine Verwegenheit, so ernstlich [Gott] um eine Frau zu bitten!"

Gottsched und seine Anhänger, die Schönaichs geistlosen „Hermann" auf den Schild hoben und in erbärmlichster Weise den „Messias" verspotteten, wurden mit ätzendem Witze abgefertigt; aber auch der Nachahmer und unverständigen Vergötterer des als Meteor aufgegangenen Dichters schonte er nicht, ja er selbst machte einige Ausstellungen am Gedichte, da man gegen einen großen Dichter unerbittlich sein müsse, und er verhehlte auch jetzt nicht, daß man einstweilen nur über die Schönheit der Theile, nicht über das Gedicht als ein Ganzes urtheilen könne. Im Kampfe zwischen den Schweizern und Gottsched hielt er es mit keiner Partei; die Schwächen beider wurden scharf getroffen, wenn auch Bodmer über Gottsched gesetzt und sein „Noah" anerkannt ward. Der eben erst ins einundzwanzigste Jahr getretene Kritiker zeigte eine Reife und Klarheit des Urtheils, die, wenn man ihn mit seinen Zeitgenossen vergleicht, sich als ein Phänomen darstellt.

Der durch Gleims Empfehlung als Gymnasialprofessor in Berlin angestellte einunddreißigjährige Sulzer aus Winterthur, jetzt auch Mitglied der Akademie, schrieb an Bodmer, dessen „Jakob und Joseph" Lessing hart mitgenommen hatte:

„Es ist hier ein neuer Kritikus aufgestanden, von dessen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den „Messias" werden urtheilen können. Er scheint nur ein wenig zu jung."

Bei seinen mancherlei zerstreuenden Bekanntschaften vermißte Lessing einen festen Mittelpunkt, den ihm Mylius um so weniger zu bieten vermochte, als die Verbindung mit diesem sich zu lockern begann. Da kam ihm denn die

Aufforderung des Vaters, nach Wittenberg zu gehen, nicht 1751
ungelegen; dort sollte sein Bruder Theophilus, der den 2. Oktober von der Fürstenschule entlassen worden war, Theologie studiren, er selbst Magister werden, was ihm erwünscht war, da der ihm anklebende Studiosus medicinae ihm zur Last zu werden angefangen. Seine bisherige Stellung gab er gern auf, da es ihm galt, sich in Wittenberg zu sammeln, ernste Studien zu treiben und sein erstes Auftreten als selbständiger Schriftsteller vorzubereiten; denn wohl dachte er schon damals, als solcher in Berlin aufzutreten, wo er Aussicht hatte, in seine Stellung zurückzukehren. Doch ehe er im December von Berlin schied, ließ er sich leider eine Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen, die für ihn dauernde Folgen haben, seinen Namen in übles Gerede bringen, ihm beim Könige selbst schaden sollte.

Voltaire war im December mit Richier von Potsdam zurückgekehrt; er hatte dort seit dem Frühling den ersten Band seines „Siècle de Louis XIV." geschrieben und den Druck besorgt. Freund Richier vertraute Lessing ein Ausschußexemplar des Bandes an, welches dieser in drei Tagen zurückzubringen versprach. Aber die Bitten eines Landsmannes, eines Hofmeisters des Grafen Schulenburg, verleiteten ihn, diesem das Buch auf einige Tage zu leihen. Zu Lessings Unglück sah es im gräflichen Hause eine vertraute Freundin Voltaires; dieser hatte ihr sein Werk bisher vorenthalten, weil er es nicht aus der Hand geben dürfe, ehe das königliche Haus im Besitze der ihm bestimmten Exemplare sei. Tief verletzt, daß ein Hofmeister früher als sie des Freundes Werk zu Gesicht bekommen, machte sie Voltaire bittere Vorwürfe. Richier wird vorgefordert, er gesteht seine Schuld. Sofort soll er von Lessing

1751 das Buch zurückholen, aber dieser ist bereits nach Wittenberg abgereist und hat, da er noch die vier letzten Bogen lesen wollte, den Band mitgenommen. Voltaire diktirt seinem unglücklichen Sekretär einen Brief, den er sofort an Lessing senden muß. Dieser erstaunt über den verletzenden Ton des Briefes, welcher ihn wie einen Verräther und Dieb behandelt, der hinter dem Rücken des Verfassers eine Uebersetzung habe machen wollen, da doch eine solche schon von einem andern Buchhändler als im Druck begriffen angezeigt war. In der das Buch begleitenden Französischen Antwort bittet Lessing um Entschuldigung, daß seine Neugierde, den Band zu Ende zu lesen, stärker als seine Gewissenhaftigkeit, Wort zu halten, gewesen. Er schließt:

„Sie sagen in Ihrem Briefe, Herr von Voltaire wird nicht verfehlen, für diese Gefälligkeit, die er von Ihrer Rechtlichkeit erwartet, sich erkenntlich zu zeigen. Tolles Zeug! Diese Gefälligkeit ist so gering und ich werde mich ihrer so wenig rühmen, daß Herr von Voltaire sich erkenntlich genug zeigt, wenn er die Güte hat, sie zu vergessen. Er hat Ihnen viele Vorwürfe gemacht, die Sie nicht verdienen. Ich bin darüber in Verzweiflung; sagen Sie ihm doch, daß wir Freunde sind und nur ein Uebermaß der Freundschaft Sie zu der Schuld verleitet hat, wenn es anders eine Schuld von Ihrer Seite war. Das wird genug sein, die Verzeihung eines Philosophen zu erlangen."

Lessing mußte ahnen, daß Voltaire jenen Brief seinem Sekretär abgenöthigt hatte; er schrieb ihn Französisch, daß dieser ihn lesen möge. Aber dem Französischen Philosophen säumt die Deutsche Post zu lange; seine Unruhe treibt ihn, noch ehe die Antwort anlangen konnte, sich selbst in einem Französischen Briefe an den „Candidat en Médecine" in Wittenberg zu wenden, wobei er die Vorsicht gebraucht, auf der Adresse zu bemerken, man möge, sollte der Adressat sich nicht am Orte befinden, den Brief

nach Leipzig zurückschicken, damit er in die Hände seines 1751
Vaters komme, der zwei Meilen von Leipzig (schöne Ortsbezeichnung!) Pfarrer sei.

„Ich weiß", schrieb er, „daß das Exemplar niemand anvertraut werden konnte, der weniger im Stande, es zu mißbrauchen, und mehr im Stande, es gut zu übersetzen. Aber da ich schon mehr als vierzig Cartons habe einfügen lassen, würde es ein großes Unrecht gegen mich sein, wollten Sie es, wie es jetzt ist, übersetzen. Noch viel größern Schaden würde ich haben, ließen Sie es französisch drucken. Sie würden dadurch den Verleger, Herrn Francheville, einen sehr ehrlichen Mann, zu Grunde richten. Er würde beim Publikum und bei den Sächsischen Behörden seine Klagen vorbringen müssen; nichts würde Ihnen mehr schaden und den Weg des Glückes versperren können."

Man habe ihn bestohlen; Lessing sei zu ehrlich, als daß er ihm nicht den erlittenen Schaden ersetzen sollte. Sehr lieb werde es ihm sein, wenn er das Buch nicht allein ins Deutsche, sondern auch ins Italienische übersetzte, wie er den Kindern des Grafen Schulenburg gesagt habe. Gern würde er alles thun, um den Dieb (Richier) nicht zu Grunde zu richten, ihm verzeihen, wenn Lessing das Buch zurückschicke.

Wie viele Unwahrheiten in diesem Briefe enthalten waren, konnte Lessing schon aus der Vergleichung mit dem von Richier erhaltenen entnehmen. Er kannte seinen Mann, der kein noch so niedriges Mittel scheute, um zu seinem Zwecke zu gelangen, wozu auch das vorgegebene Mitleid mit Richier gehörte, den er, als er das Buch erhielt, sofort schimpflich entließ. Dem nichtswürdigen Verdachte des beim Könige noch immer vielvermögenden, auch durch seine Feder gefährlichen Französischen Dichters mußte er mit aller Schärfe entgegentreten, und er konnte es im Gefühle seiner Unschuld und der in Berlin allbekannten Gewissenlosigkeit

1751 Voltaires. Er schrieb ihm einen klassischen Brief in Lateinischer Sprache, den dieser, wie er meinte, nicht ans Fenster gesteckt haben werde — aber wohl ins Feuer; denn er ist spurlos verschwunden. In Berlin machte die Sache großes Aufsehen. Mylius schrieb Lessing, nach seiner Abreise sei er bekannter geworden, als er es bei seinem Dasein gewesen. Leider kam auch dem Könige die Geschichte zu Ohren, die Voltaire in seiner perfiden Weise erzählt haben wird. So wurde Lessings Name Friedrich dem Großen zuerst nicht zu seinem Vortheile bekannt.

3.

In den letzten Tagen des Jahres siedelte Lessing nach Wittenberg über; das Neujahrsgedicht für die Vossische Zeitung ließ er noch in Berlin zurück. In der durch die Reformation berühmten Universitätsstadt, wo sein Vater sich zum Professor vorbereitet hatte, studirte er fleißig mit seinem Bruder, mit dem er zusammen wohnte; besonders wurden die Römischen Dichter, zu denen dieser große Neigung hatte, gelesen, Martial, den Lessing liebte, Virgil, dessen „Landbau" ihn anzog, u. a. Da Theophilus in Meißen eine große Fertigkeit in Lateinischen Hexametern sich erworben, wagte Lessing mit ihm auch die ersten hundert Verse von Klopstocks „Messias" in Virgils Sprache wiederzugeben. Mit dem Bruder, auf dessen Fähigkeiten er große Hoffnungen setzte, lebte er in herzlicher Vertraulichkeit unter den beschränktesten äußern Verhältnissen, deren Druck ihr frischer, jugendlicher Muth nicht empfand oder glücklich wegscherzte. Die Universitätsbibliothek benutzte Lessing so fleißig, daß er später behaupten durfte, es sei wohl kein

Buch auf derſelben, das er nicht in der Hand gehabt. Mit 1752
dem Cuſtos derſelben, Friedr. Jmm. Schwarz, war er ſchon von Meißen aus bekannt. Beſonders in der Geſchichte der Reformation und der Gelehrſamkeit war die Bibliothek ſtark vertreten: Grund genug für Leſſing, ſich gerade mit dieſen zu beſchäftigen. Die theologiſchen Händel zogen ihn ſo an, daß er ſich ſelbſt eine Sammlung der Holländiſchen Streitſchriften über des Amſterdamer Predigers Balthaſar Bekker „Bezauberte Welt" anlegte, wozu er vielleicht des Prof. König Vermittlung in Anſpruch nahm. Das Studium Martials hatte ihn zu einem ſo fertigen Epigrammendichter gemacht, daß er ſelbſt eine größere Anzahl Lateiniſcher Epigramme ſchrieb und Deutſche Sinngedichte ihm, wie Käſtner, unwillkürlich bei jeder Gelegenheit aus dem Munde floſſen. Auch neuere Lateiniſche Epigrammendichter, die er fleißig las, liebte er ſehr.

Leſſings umfaſſendes und gründliches Wiſſen, ſein ſcharfer Verſtand und ſeine lebhafte Friſche zogen alle an, denen er näher trat. Als im März der vierundzwanzigjährige Berliner Gottlob Samuel Nicolai, der zu Halle, wo er ſchon ſeit zwei Jahren gelehrt, eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie erhalten hatte, auf der Durchreiſe Leſſing beſuchte, ſchloß er mit dem Studiosus medicinae innige Freundſchaft, wovon die empfindſame Ode zeugt, die Leſſing dem Scheidenden widmete. Nicolai bewirkte Leſſings Aufnahme in die von ihm geleitete Halliſche Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften.

Schon bald nach Oſtern, am 29. April, wurde Leſſing, nachdem er, wir wiſſen nicht worüber, öffentlich disputirt hatte, als Magiſter der freien Künſte ausgerufen, was er in Wirklichkeit längſt geweſen und in höherm Sinne werden

1752 sollte als einer seiner unzähligen Ehrenbrüder. Wir wissen nicht, ob er schon Magister war, als er einmal eine Leichenrede für einen ihm fremden ehemaligen Fürstenschüler hielt. Freund Schwarz war durch plötzliches Unwohlsein gehindert worden, den zugesagten Freundesdienst zu leisten. Da niemand für ihn eintreten wollte, erbarmte sich Lessing; aber statt die fremde Rede abzulesen, sprach er aus dem Kopfe eine eigene, mit der die Zuhörer zufriedener als er selbst waren; um so mehr freute er sich des ihm auf seine sonderbare Stellung als Leichenredner gelungenen Sinngedichtes.

Statt nach dem Wunsche des Vaters als Universitätslehrer aufzutreten, widmete er sich eifriger als je seinen Studien und der Schriftstellerei. Schon damals bereitete er die Ausgabe seiner „Schriften" vor, deren ersten Theil Gedichte, den zweiten kritische Briefe bilden sollten, zu denen er manches früher Geschriebene zu benutzen gedachte. Im Mai erschien endlich die schon vor drei Jahren angekündigte, als ein Werk „neunjähriger saurer Arbeit" bezeichnete Uebersetzung der Oden des Horaz von dem als Nachahmer des Venusischen Dichters früher von Lessing selbst geschätzten Pastor Lange zu Laublingen, der auch Mitglied der Berliner Akademie war. Lessing stieß hier gleich auf einen so schülerhaften Schnitzer, daß er mit seinem Bruder sich vornahm, die Uebersetzung genau mit dem Texte zu vergleichen, wo sich denn mehr als zweihundert solcher „kindischen Vergehungen" ergaben. Im ersten Eifer warf Lessing eine scharfe Beurtheilung hin, die er gleich drucken lassen wollte. Er meldete dies Nicolai mit der Bitte, Langes Fehler dessen Freunde und Berather Prof. Meier in Halle zu zeigen. Auch möge Nicolai ihm sagen, ob er in seiner Kritik des „Messias" die Stelle, wo er Meiers etwas zwei-

deutig gedacht habe, ändern oder sie ganz weglassen solle. 1752
Dieser, der mit Lange gut stand, rieth Lessing, die Fehler unter der Hand dem unglücklichen Uebersetzer anzuzeigen, der ihm für die Unterdrückung seiner Anzeige ein Honorar geben müsse.

„Oeffentlich wollte ich es niemand rathen", bemerkte er, „Herr Langen anzugreifen, der etwa noch Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hofe durch gewisse Mittel ausrichten."

Lessing versprach, sich darnach zu richten und dem Pastor nächstens „zum Anbisse mit aller Höflichkeit nur hundert Donatschnitzer zu schicken". Da er aber dies später seiner Wahrheitsliebe unwürdig fand, entschloß er sich trotz aller Bedenken, in seine „Briefe" auch einen scharfen Verweis der Langeschen Schnitzer aufzunehmen.

Die Beschäftigung mit der Reformationsgeschichte führte ihn auf den Streit Luthers mit Simon Lemnius, in welchem dieser sich durch blinde Hitze zu rachsüchtigem Zorn hatte hinreißen lassen. Luthers Heftigkeit, auf die schon Bayle hingewiesen hatte, in diesem besondern Falle zu verfolgen, schien ihm keine Verkleinerung des großen und heiligen Mannes, vielmehr ein Verdienst; die Spuren der Menschlichkeit Luthers hielt er für so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten, weil die Gefahr seiner Vergötterung so nahe liege. Selbst hier scheute er sich nicht, der Wahrheit die Ehre zu geben, mochte er dadurch auch Luthers blinde Bewunderer gegen sich aufregen und sich den Vorwurf zuziehen, daß er gern Skandalgeschichten behandle — es galt ihm, zu zeigen, wie unbillig man dem armen Lemnius vieles aufgebürdet, den zuletzt die Verzweiflung zu einer freilich leidenschaftlichen, aber so sehr

1752 verzeihlichen Rache getrieben. Es war Leſſings erſte Rettung, der ſo manche andere zu Berichtigung gangbarer Vorurtheile folgen ſollte.

Auch ſeine von weitverbreiteter Kenntniß zeugenden Verbeſſerungen des im vorigen Jahre vollendeten „Allgemeinen Gelehrtenlexikons" des Leipziger Profeſſors und Univerſitätsbibliothekars Jöcher waren aus der Liebe zur Wahrheit hervorgegangen; aber leider ſollte die Art, wie er ſie an den Mann zu bringen ſuchte, ihn zum zweitenmal in übeln Ruf bringen. Als die erſten drei Bogen derſelben im September gedruckt waren, ſandte er ſie dem Leipziger Verleger des Werkes, der einen Supplementband dazu angekündigt hatte; in dem Begleitſchreiben drang er auf Uebernahme ſeiner Arbeit, widrigenfalls werde er ſeine Verbeſſerungen auf eigene Koſten zum Schaden des Werkes abdrucken laſſen. Da der Verleger darin eine leere, auf Gelderpreſſung gerichtete Drohung des jungen Magiſters ſah, ließ er den Brief unbeantwortet, theilte ihn nicht einmal dem Verfaſſer mit. Als Jöcher das Gerücht von dem gegen ſein Lexikon in Druck gegebenen Werke eines Wittenberger Magiſters vernahm, wandte er ſich ſofort an den Rektor, der Leſſing zu ſich beſchied und ihn veranlaßte, ſich bei Jöcher zu verantworten. Dieſer mußte ſich wundern, daß Jöcher ſeines Briefes nicht gedacht hatte Aergerlich über die Hereinziehung des Rektors, verſicherte er, daß er nicht zurücktreten könne. Unterdeſſen hatte der Verleger Leſſings Brief und die Druckbogen Jöcher vorgelegt, worauf dieſer ihm denn ſein Bedauern ausſprach, daß ihm die Sendung nicht eher zugekommen; vor ſeiner „ſchönen Wiſſenſchaft" habe er Hochachtung, nur wünſchte er, daß er ſich manchmal „weniger heftig, beißend und anzüglich aus-

gedrückt" hätte. Gern würde er ihm die Druckkosten ver- 1752
güten und für die handschriftliche Fortsetzung Honorar geben, hätte Lessing nicht erklärt, daß er nicht mehr zurück könne. Seinem eigenen Ermessen müsse er es überlassen, ob er für gut finde, „auf diese oder eine anständigere Weise in der gelehrten Welt hervorzutreten", ob er dabei Vortheil zu erwarten oder Nachtheil zu befürchten habe. Gern würde er die Gelegenheit ergreifen, ihm zur Anwendung seines schönen Talentes und seiner rühmlichen Gelehrsamkeit förderlich zu sein. Jetzt bat Lessing in aller Höflichkeit, Jöcher möge ihm anzeigen, an welchen Stellen er Anstoß genommen; die übrigen Bogen wolle er ihm vor dem Drucke zur Einsicht einschicken. Doch Jöcher verzichtete darauf, da eine Höflichkeit der andern werth sei; Lessing aber stand ganz von seinem Unternehmen ab, worauf denn Jöcher am 29. Oktober sich zur Erstattung der Druckkosten bereit erklärte, auch den Wunsch äußerte, weitere Anmerkungen zu seinem Lexikon von Lessing zu erhalten, was er gehörigen Ortes rühmen, auch die gehabte Mühe nach seinem „eigenen Verlangen und Vorschrift" vergüten wolle. Ob Lessing die Zahlung angenommen, wissen wir nicht; aber schlimmer als der Verlust der Druckkosten war das in Leipzig und von da weiter verbreitete Gerücht, er habe Jöcher gedroht, sein Lexikon lächerlich zu machen, wenn er ihm nicht eine bestimmte Summe, 50 bis 60 Thaler, zahle.

Neben seinen aus innerer Neigung unternommenen Studien und Arbeiten beschäftigten den Dichter in Wittenberg zwei Uebersetzungen, die des sechsten Bandes von Rollins „Römischer Geschichte" und die des merkwürdigen Werkes des Spaniers Huarte über die Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, auf das ihn Bayle geführt zu haben

1752 ſcheint. Ueber Huartes Leben wollte er eine lateiniſche Abhandlung ſchreiben, deren Kapiteleintheilungen und einzelne Andeutungen ſich im Nachlaß erhalten haben. Uebernahm er auch dieſe Ueberſetzungen zunächſt nur des Geldverdienſtes wegen, ſo ſind ſie doch mit großer Sorgfalt gearbeitet und überragen weit die gleichzeitigen Verſuche gewöhnlicher Lohnſchreiber oder ſolcher, die erſt durch Ueberſetzen ihren Stil ausbilden wollten.

Die einſame Ruhe der freilich durch eine Garniſon belebten Feſtungsſtadt war Leſſings Studien ſehr fördernd geweſen, aber das pedantiſche Treiben und die düſtere theologiſche Unduldſamkeit, von der er ſo viele ſeinen Spott hervorrufende Proben vernahm, wurden ihm nachgerade immer mehr zuwider; er ſehnte ſich nach einem freiern, bewegtern Leben und einer feſten Stellung, wie ſie ihm zunächſt wieder die Voſſiſche Zeitung bot. So begab er ſich denn, wie ſehr auch die Eltern und der ſich neben der Theologie eifrig den klaſſiſchen und den morgenländiſchen Sprachen hingebende Bruder ihn in Wittenberg zurückzuhalten ſuchten, in der erſten Hälfte des Decembers nach Berlin zurück. Seine Studentenjahre waren beendet; es drängte ihn, als Deutſcher Schriftſteller, als Aufklärer ſeines Volkes, als freier Forſcher die Augen der Welt auf ſich zu ziehen.

Drittes Buch.

Schriftstellerische Erfolge.

1.

Dar Lessing auch schon in Zeitschriften, freilich nur einmal mit seinem vollen Namen, bei seiner „Alten Jungfer" mit dessen Anfangsbuchstaben aufgetreten, als selbständiger Schriftsteller hatte er sich noch nicht genannt; erst zur Uebersetzung Huartes bekannte er sich auf dem Titel. Mit dem entschiedenen Willen, sich einen schriftstellerischen Namen zu erwerben, kam er nach Berlin zurück. Er wohnte hier ganz in der Nähe des Vossischen Geschäfts, auf dem zweiten der übergebauten Stockwerke des hohen, schmalen Hauses Nikolaikirchhof 10, jetzt Hintergebäude des Hauses Molkenmarkt 9. 10; das kleine Zimmer, das er hier nebst einer Kammer fast drei Jahre inne hatte, sollte Zeuge der angeregtesten geistigen Unterhaltung mit seinen gern bei ihm sich versammelnden Freunden, die Stätte freiesten Gedankenfluges werden. Nach Berlin war er, wie er einmal äußerte, nur deshalb zurückgekehrt, weil er an keinem 1752

1752 andern großen Orte leben konnte, wenn auch der Gedanke nahe lag, daß er hier eine Beförderung finden könne, ja

Abb. 8. Leſſings zweites Wohnhaus in Berlin.
Nach einer Zeichnung von Dr. Jul. Friedländer.

müſſe, und ſeine Kenntniß der Stadt und die dort ſchon gemachten Bekanntſchaften ihm zu Gute kamen, auch die

Ahnung ihn belebte, daß die Aufklärung des Deutschen 1752
Geistes, der er sein Leben widmen wollte, von der Hauptstadt des freisinnigen, siegreichen Königs ausgehen müsse.

Noch traf er hier Freund Mylius, welcher auf den Vorschlag des berühmten Haller in Göttingen eine überseeische Reise übernehmen sollte, zu welcher eine Gesellschaft von Liebhabern der Naturwissenschaft, unter denen auch der Beschützer Klopstocks, der König von Dänemark, war, die Kosten zusammenschießen wollte; er war beauftragt, in Surinam und auf den Dänischen Antillen bestimmte Beobachtungen und Versuche anzustellen, Nachrichten zum Vortheile des Handels, der Wissenschaft und Kunst einzuziehen, auch Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zu sammeln. Manche riethen Mylius von einer so gefährlichen Reise ab, deren Anstrengungen er unterliegen werde: Lessing dagegen, der ihn als kerngesund kannte, spottete einer solchen Angst; er hoffte, daß er glücklich zurückkehren und des Erfolges seiner Reise in Göttingen, wo ihm eine Professur versprochen war, sich lange freuen werde, da er ihm seine eigene sittliche Kraft zutraute. Lessings sonstige Berliner Bekannte nahmen den so lange entbehrten, feurigen, frischen und geistvollen, auch etwas gesetzter gewordenen jungen Magister freundlich auf. Und auch an neuen bedeutenden Freunden fehlte es nicht. Unter ihnen war der liebenswürdige sechsunddreißigjährige Franzose André Pierre le Guay de Prémontval, ein scharfsinniger Mathematiker und Philosoph, der vor acht Jahren in Paris, wo er außerordentlich besuchte Vorlesungen öffentlich gehalten, seinen Verfolgern, unter denen die Jesuiten eine Hauptrolle spielten, hatte das Feld räumen müssen. Nachdem er in Basel zur reformirten Kirche sich bekannt, war er nach Holland ge-

1752 gangen, während Leſſings Abweſenheit nach Berlin gekommen, wo er ordentliches Mitglied der Akademie wurde. Prémontvals Hinneigung zu Deutſcher Anſchauung, ſein Scharfſinn und ſeine herzliche Gemüthlichkeit zogen Leſſing zu dem Manne, den ſein wiſſenſchaftlicher Trieb ſeinem Vater verfeindet, den ſeine nichtswürdigen Gegner aus ſeiner Vaterſtadt vertrieben hatten, der überall ſeine freie Ueberzeugung mannhaft vertrat, auch ſich nicht bereden ließ, als Verbreiter der Leibniziſchen und Wolffiſchen Philoſophie aufzutreten, da er in manchen Punkten eine andere Ueberzeugung hatte, der immer auf eigenen Füßen ſtand, in der Forſchung, wie Leſſing, ſein höchſtes Glück fand. Eine andere werthvolle Bekanntſchaft machte er an Dr. Aaron Salomon Gumperz, einem der erſten Berliner Juden, die unter ihren dortigen Glaubensgenoſſen Liebe zu den Wiſſenſchaften zu verbreiten ſuchten. Er war ein reicher Mann, der, obgleich er Medizin ſtudirt hatte, nicht als Arzt wirkte, ſondern ſich zu ſeiner eigenen Ausbildung mit Mathematik und Philoſophie beſchäftigte; die Liebe zur Entwicklung der Gedanken in frei ſich ergehendem Geſpräche theilte er mit Leſſing, der ſich gern mit ihm und Prémontval ſtritt.

Seit Mitte December wehte in den gelehrten Spalten der Berliner privilegirten Zeitung wieder Leſſings friſcher, heller und ſcharfer Geiſt, und war auch das „Reich des Witzes“ nicht mehr mit einem beſondern monatlichen Blatte bedacht, ſo fanden doch außer manchen neuen Erſcheinungen der Theologie, Philoſophie, Geſchichte und Gelehrſamkeit beſonders die meiſten Werke der ſchönen Wiſſenſchaften in der Zeitung ſelbſt ihre treffende Beſprechung, die, wo es galt, falſchen und nichtigen Beſtrebungen entgegenzutreten, zum ätzenden Höllenſteine, zum Meſſer oder zur Peitſche

griff, wogegen weniger Bedeutendes, wenn es keine hohen 1753
Ansprüche machte, eine milde, aufmunternde Beurtheilung fand. Voltaire wird trotz Lessings sittlicher Verachtung noch als großer Dramatiker gerühmt, der auch in seinem Alter sich das Feuer der Jugend erhalten habe, wogegen der „blutige Kothurn des grausamen Crébillon" dem Spotte verfällt. Auch eine Erklärung Voltaires, welcher mehrere von ihm herrührende, seinem Charakter nicht zur Ehre gereichende Streitschriften rundweg ableugnete, wurde mit den Worten aufgenommen: „Herr von Voltaire achtet sich verbunden, dies anzuzeigen." Dieser hatte sich eben in den leidenschaftlich entbrannten Streit zwischen Maupertuis und König in hinterlistiger Weise eingemischt und diesmal aus bitterstem Hasse gegen seinen früher als zweiten Archimedes gepriesenen Landsmann für den Deutschen Philosophen und dessen glänzenden Vertheidiger Partei genommen, auf dessen Seite auch Lessing stand, dem die herrische Anmaßung des im gesellschaftlichen Verkehr ungemein höflichen, schlau berechnenden und zungenfertigen Maupertuis zuwider war. Wenden wir uns zur Deutschen Dichtung, so wurden die namenlos erschienenen „Erzählungen" von Wieland und „Der Sieg des Liebesgottes" von Uz als vortrefflich bezeichnet. Die drei ohne Klopstocks Namen erschienenen, diesem aber mit Recht zugeschriebenen „Gebete eines Freigeistes, eines Christen und eines guten Königs" wurden in gutem Glauben als ungereimte Nachahmungen des Dichters des „Messias" abgethan; ihr Verfasser habe wohl nicht gewußt, was beten heiße. Den Heldendichter des „Hermann" forderte Lessing in einem bittern Sinngedichte auf, sich nun auch an ein Trauerspiel zu machen, wozu er ihm das Unglück Phaethons vorschlug;

1753 denſelben trafen drei von Käſtner eingeſandte ſcharfe Epigramme. Die „Oden und Lieder" von Freund Oſſenfelder, der unterdeſſen, wie Leſſing, Mitglied der Deutſchen Geſellſchaft in Jena geworden, kamen leidlicher weg; dem Verfaſſer fehle es nicht ſowohl an Genie als an Fleiß und Ausbeſſerung, wie ſo manchem ſonſt ſchönen Geiſte. Bei zwei namenlos erſchienenen luſtigen Geſchichten deſſelben überließ Leſſing es klüglich dem Urtheil des Leſers, ob der Verfaſſer es an lebhaften Einfällen und feiner Satire dem hier nachgeahmten Cervantes gleich gethan. Auch an dem heftigen Streite, welchen das von Freund Weiße als Operette auf die Leipziger Bühne gebrachte Engliſche Luſtſpiel Coffeys „Der Teufel iſt los" erregt hatte, betheiligte ſich Leſſing bei Beurtheilung einer der Streitſchriften. Hier heißt es von Gottſched ſpöttiſch, dieſer, dem die Deutſche Bühne ſo viel zu danken und immer ſo ſchlecht gedankt habe, ſei auch der erſte geweſen, der die Zuſchauer vor dieſer Aftergeburt des Engliſchen Witzes gewarnt, die nur den Geſchmack der Leipziger verderben könne. Gegen die von einem Gottſchedianer verſuchte ernſtliche Beurtheilung des Stückes nach den ſtrengen (Franzöſiſchen) Regeln bemerkte Leſſing, kein Engliſches Drama könne eine ſolche aushalten, auch dürfe man nicht von jedem komiſchen Stücke eine allgemeine Moral verlangen; Coffey zeige bei allen Fehlern ein großes komiſches Genie. Vielleicht ſei es nicht allzu wohl gethan, unſere Bühne auf das Einfache der Franzöſiſchen einzuſchränken. Erſt allmählich ſollte Leſſing zu dem entſcheidenden Schritte geführt werden.

Zu ſeinem Unterhalte mußte er ſich neben dem gelehrten Theile der Zeitung mit Ueberſetzen abgeben, wobei er freilich nur ihm Zuſagendes wählte. Aergerlich war es

ihm, daß ihm die Uebersetzung der Musternovellen des 1753
Cervantes aus dem Spanischen durch einen andern abgeschnitten worden, der die Französische Uebertragung wiedergegeben hatte. Da hatte er sich denn an des Franzosen Bannier großes Werk über die alte Mythologie und die Erklärung der Fabeln aus der Geschichte gemacht, dessen Uebersetzung er längst in Aussicht genommen, als ihn höchst unangenehm die Ankündigung überraschte, der ihm bekannte Ad. Schlegel, damals Diakonus und außerordentlicher Kollege an der Schulpforte, werde eine Uebertragung des Werkes mit Anmerkungen in Leipzig herausgeben. Sofort bat er diesen, weil von seiner eigenen Arbeit bereits mehrere Bogen gedruckt seien, statt der „Mythologie" Banniers Erklärung der „Verwandlungen" des Ovid zur Uebersetzung zu wählen, da die auf den Druck verwandten Kosten seinen Verleger zur Fortsetzung des Unternehmens zwängen; dazu habe dieser den Vortheil, seine Uebertragung früher und, da er keine Anmerkungen hinzufüge, billiger zu liefern. Untröstlich würde er sein, wenn seine wohlfeile und schlechtere Uebersetzung den Abgang einer theurern und bessern hindern sollte. Schlegels Vermittlung könne eine Einigung der Verleger zu Stande bringen, so daß weder sie noch er selbst zu Schaden käme.

„Von mir will ich nicht reden; ich kann nicht viel dabei verlieren als die gefährliche Gelegenheit, mich gedruckt zu sehen."

Man merkt, wie unangenehm es ihm wäre, sollte er die begonnene Arbeit aufgeben müssen; darum der höfliche Ton und das Hervorsuchen aller Gründe, die Schlegel zu dieser Gefälligkeit bestimmen könnten, unter denen auch der war, daß sein Verleger wegen eines ziemlich weit aussehenden Unternehmens, an dem er selbst nicht betheiligt

1753 sein werde, sich ganz gewiß außer andern auswärtigen Gelehrten auch Schlegels Hülfe ausbitten werde. Dieser, der von einer Arbeit, welcher er durch berichtigende Anmerkungen einen großen Werth auch für Gelehrte zu geben hoffte, nicht abstehen konnte, scheint eine Einigung der Verleger bewirkt zu haben; denn die auf zwei Bogen gegebene eingehende Ankündigung seiner Uebersetzung wurde schon am 10. März von Lessing selbst, ohne irgend eine Erwähnung seiner eigenen Absicht, empfehlend angezeigt. Dieser hatte sich bereits an die Uebersetzung der Geschichte der Araber gemacht, von der Marigny in der Weise Rollins drei Bände geliefert; einen vierten dachte er selbst nach Arabischen Quellen zu bearbeiten. In der Vorrede wies er des berühmten Baumgarten abfälliges Urtheil über Marigny zurück. Auch die drei großes Aufsehen erregenden satirischen Briefe Friedrichs des Großen an das Publikum übersetzte er im März und gleich darauf eine kleine Englische Schrift zur Vertheidigung des Königs von Preußen gegen den Englischen Hof. Auf allen diesen Uebersetzungen nannte er sich nicht; sein Name sollte nur noch auf eigenen Schriften erscheinen.

Die erste Zeit in Berlin wurde ihm durch die Vorwürfe des Vaters getrübt, dessen Erwartung, Gotthold werde nun, wie so viele andere Altersgenossen, die er vorwärts kommen sah, auf geradem Wege sich einer amtlichen Thätigkeit zuwenden, freilich wieder bitter getäuscht worden war. Seine ängstliche Liebe sah ihn auf dem Pfade des Verderbens dem bösen Mylius folgen. Alle Versicherungen Gotthelds, daß er sich zum Wirken als Schriftsteller berufen fühle, daß er sich als solcher Ansehen und dadurch auch eine äußere Stellung zu erwerben hoffe, konnten ihn nicht beruhigen.

Am letzten Februar schied Mylius von Berlin. Lessing 1753
spottete in einem Gedichte der feigen Thoren, die da meinten, er, „der Held der Wißbegier", eile „zur künftgen, nicht zur neuen Welt". Freilich konnte er nicht ohne Rührung sich von dem Freunde trennen, dem er, wenn er auch im Leben und Denken andere Wege ging, sich so dankbar verbunden fühlte; doch suchte er seinen Schmerz wegzuspotten. Als er am 1. März eine Abhandlung über die Ursache des unterirdischen Feuers anzeigte, die Dr. Lehmann dem Scheidenden gewidmet hatte, äußerte er:

„Herr Mylius selbst hat einen ‚Abschied aus Europa' drucken lassen, den ohne Zweifel alle seine Freunde schon gelesen und ihn mit Rührung gelesen haben. Eben da er Europa als ein Naturforscher verläßt, hat er sich noch erinnert, daß er ein ebenso großer Dichter ist."

Die Bezeichnung als großer Dichter vergibt man der Rührung des Freundes, doch pries er auch noch später diesen mit Gefühl und Fleiß gemachten „Abschied", in dem Mylius sein Herz und seinen Witz recht gebraucht habe.

Auch nach dessen Scheiden konnte sich der Vater nicht zufrieden geben. Gotthold schwieg einige Zeit, da er seine Entschuldigungen nicht immer vergebens wiederholen mochte. Doch endlich drängte es ihn, sich wieder an diesen zu wenden, da er ihm Gutes von sich berichten durfte. Er bat ihn, seinem Bruder Theophilus zu gestatten, auf einige Wochen nach Berlin zu kommen, was dieser aus Furcht, Gotthold wolle auch ihn dorthin ziehen, ablehnen zu müssen glaubte. Aber des Vaters baldige Antwort freute ihn, weil sie zeige, daß er ihm sein langes Schweigen nicht übel genommen, dessen er sich in Zukunft nicht mehr schuldig machen werde; nur empfinde er es schmerzlich, daß er noch immer den Vorwurf hören müsse, er habe der Nachfolger von Mylius sein

1753 ſollen und müſſen. Dieſer habe jetzt ſein Glück auf gute Art gemacht, da ihm nach ſeiner Rückkunft eine Profeſſur in Göttingen verſprochen ſei. Auch deſſen Bruder gehe es gut, er habe eine vortheilhafte Heirat gemacht, vor vierzehn Tagen (der Brief iſt am 29. Mai geſchrieben) ſei er auf der Hochzeit geweſen. Ein kurzer Aufenthalt in Berlin würde ſeinem Bruder Theophilus wenigſtens in Bezug auf die morgenländiſchen Sprachen förderlich ſein, denen dieſer ſich beſonders widmen wolle; mit ihnen könne er leichter ſein Glück machen als mit der Theologie. Er ſelbſt wäre im Stande, durch ſeinen großen Gönner Prof. König im Haag ihn auf vortheilhafte Weiſe nach Holland zu bringen, wo dieſe Sprachen viel gälten. Zum Prediger, wozu ihn der Vater beſtimmt, der ihn gern zu ſeinem Nachfolger gemacht hätte, ſei er ſeiner ſchwachen Bruſt wegen nicht geeignet; ſollte dieſe ſich aber ſtärken, ſo würde er auch trotz dieſer Studien das Predigen noch beſſer verſtehen als die gewöhnlichen Kandidaten. Dem Vater machte damals die Sorge um ſeine Söhne viel Noth, da ſein unverheirateter Bruder, der Acciſeinſpektor, nichts mehr thun wollte, aus Aerger, daß der Paſtor alle ſeine Söhne ſtudiren ließ; von deſſen übrigen Brüdern war einer todt, der andere mußte für die Seinigen ſorgen; auch war der Halbbruder, der Bürgermeiſter, der ihm förderlich ſein konnte, bereits vor drei Jahren geſtorben. Dazu befand ſich der Vater ſchon mehrere Jahre mit dem Rathe im Streite, weil er ſich zu ſcharfen Reden über die Verwaltung hinreißen ließ, ſo daß man von oben zu größerer Verträglichkeit mahnte. Da Gotthold ihn gern erleichtert hätte, ſo bat er, ihm den damals vierzehnjährigen Bruder Gottlob nach Berlin zu ſchicken, wo er gewiß keine Noth leiden und etwas lernen

solle. Auch fragte er, ob der siebzehnjährige Bruder Gott- 1753
fried bald auf die Universität gehen werde. Durch Sendung seiner Uebersetzungen, anderer anziehenden Neuigkeiten und der von ihm gehaltenen wissenschaftlichen Zeitschriften suchte er dem Vater, der noch immer lebhaften Antheil an der gelehrten Literatur nahm, eine Freude zu machen.

Damals war auch Freund Naumann, der einige Zeit an der Marburger Universität Vorlesungen gehalten, nach Berlin gekommen, wo er sich ein paar Jahre aufhielt und in der ersten Zeit bei Lessing wohnte. Die heitere Lebhaftigkeit, das leichte Schmetterlingswesen, die rasche Auffassung und die herzliche Gutmüthigkeit des mit dem glücklichsten Gedächtnisse begabten, neun Jahre ältern Landsmanns behagten Lessing. Welch ein Ton zwischen ihnen herrschte, beweist die Anekdote, Lessing habe, als Naumann ihm die ihm gewidmete Schrift „Anmerkungen über Verstand und Glück" gebracht, lachend ausgerufen: „Kerl, wie kommst du dazu, über zwei Dinge zu schreiben, die du nie gehabt?"

Ein anderer vornehmer Gast verließ um diese Zeit Berlin. Voltaires Betragen gegen den König und den Hof hatte seinen weitern Aufenthalt unmöglich gemacht. Er nahm seinen Weg über Leipzig, wo er unter Gottscheds Theilnahme beleidigende Blätter gegen den König drucken ließ und an einem Buche gegen Maupertuis arbeitete. Gottsched fand in seinem Verbündeten „mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen, als er gedacht"; pries er ja Schönaichs „erhabene Poesie und tugendhafte Gedanken". In Goethes Vaterstadt sollte ihm ein unangenehmer Streich begegnen, in welchem Lessing

1753 eine Rache des Schickſals für die ſchnöde von ihm erhaltene Behandlung ſehen durfte: Friedrich der Große ließ ſeinen Schmäher in Frankfurt verhaften und zur Heraus-

Abb. 9. François Marie Arouet de Voltaire.
Nach einem Stahlſtich mit Genehmigung des Bibliographiſchen Inſtituts in Leipzig.

gabe einer Sammlung ſeiner Gedichte zwingen, deren Mißbrauch er fürchtete.

Während dieſes Sommers beſorgte Leſſing die Herausgabe der beiden erſten Bände ſeiner „Schriften“, zu welchen

er das anspruchslose Taschenformat wählte. In dem ersten, 1753
die Gedichte enthaltenden Bande war wenig Neues hinzugekommen, aber das Vorhandene gefeilt und umgestaltet; manches wurde verworfen. In den beginnenden zwei Büchern „Lieder" finden sich 15 neue Stücke, bei denen aber zum Theil ältere Entwürfe zu Grunde liegen; nicht aufgenommen wurden 14 früher gedruckte. Besonders auf die Lieder bezieht sich die Bemerkung der Vorrede, die Anlage einiger sei aus diesem oder jenem Französischen Dichter. An diese, für die Lessing am wenigsten besorgt war, schließen sich 8 Oden, denen er, wie er in der Vorrede sagt, nur mit Zittern diesen Namen gebe.

„Sie sind zwar von einem stärkern Geiste als die Lieder und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Meister in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden sein sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilet hat, so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben."

So deutet er das, was er als nothwendigen Charakter der Ode betrachtet, dem bestehenden Mißbrauch des Namens gegenüber, bestimmt genug an. Als Meister der Ode galten Klopstock, Kleist und Uz; aber diesen Namen gab man auch allen Liedern und selbst Gedichten auf die allergewöhnlichsten Dinge. Lessings Oden, von denen drei, auf den Eintritt des neuen Jahres und den Geburtstag des Königs, in der Vossischen Zeitung erschienen waren, sind mit einer einzigen Ausnahme alle Gelegenheitsgedichte; zu Horazischem Versmaße versteigen sie sich nicht; ist der Ausdruck auch gehoben und schwungvoll, so fehlt doch die hinreißende Glut der Seele, das Zusammenfließen aller Töne in einen ergreifenden Akkord. Auf die Oden folgen 22 Fabeln, von

1753 denen faſt ein Drittel in Proſa; mehr als die Hälfte waren bereits gedruckt, einige andere ſchon 1748 gedichtet. In der Vorrede heißt es, die Fabeln, unter denen er auch Erzählungen nach dem Vorgange des Phädrus verſtehe, dürften der Erfindung nach größtentheils neu ſein. Fern, Lafontaines Ton nachzuahmen, was unter allen nur Gellert gelungen ſei, habe er ſo geſchrieben, wie es ihm jedesmal gefallen; deshalb ſeien einige niedrig genug, andere ein wenig zu poetiſch, ja manche habe er in Proſa erzählt. Fabel hieß ihm eben jede, eine allgemeine Wahrheit belegende Erzählung. Vier ſchon gedruckte Fabeln hatte er verworfen. In den ſich anſchließenden Sinngedichten folgen auf 53 Deutſche 21 Lateiniſche, letztere in einem oder in zwei Diſtichen, nur das erſte in dem auch von Catull und und Martial gebrauchten ſogenannten elfſilbigen Versmaße. Die zu Wittenberg nach Martial gedichteten Lateiniſchen erſchienen alle, von den Deutſchen 24 hier zuerſt. Nicht aufgenommen wurde ein gegen Kants erſte Schrift gerichtetes. Manche waren verändert, beſonders andere Namen geſetzt. Zwei auf Voltaires Neid und niedrige Schelmerei hatten Aufnahme gefunden. Die Vorrede bemerkt, aus Martial und der Griechiſchen Anthologie ſeien verſchiedene Epigramme überſetzt, ſehr viele nachgeahmt. Daß er zu beißend und frei geweſen, werde man ihm wohl nicht vorwerfen können, ja er meine beinahe, man könne beides in Sinnſchriften nicht genug ſein. Bei den wenigſten habe er beſtimmte Perſonen im Sinne gehabt, weshalb er ſich im voraus alle Erklärung verbitte. Außer Voltaire waren Gottſched und Schönaich und der Bodmer nachahmende Dichter der „Sündflut“ (vielmehr Bodmer ſelbſt) bezeichnet. Die auf Klopſtock deutenden Epigramme, darunter das erſte

Lateinische, das nur den Anfangsbuchstaben des Namens 1753
gibt, waren nicht wider diesen gerichtet, konnten aber leicht mißdeutet werden, und Klopstock nahm sie wirklich Lessing übel. Die Verbindung knapper Schärfe mit feiner Wendung zeichnet Lessings Sinngedichte aus. Den Schluß der Dichtungen bildeten „Fragmente", sechs Stücke, von denen drei mit geringen Veränderungen wieder abgedruckt sind, unter ihnen das Gedicht an Marpurg, das eigentlich nicht hierher gehört, da es vollendet ist. Alle sind in gereimten Alexandrinern, nur in den drei Bruchstücken aus einem Gedichte an den Baron von Sp** auch andere Verse eingemischt. In letzterm heißt es, die Natur beseele den Dichter, den sie zu ihrem Maler wähle, damit er mehr als Mensch sei, mit jenem Feuer, das nicht dem angeredeten Freunde, wohl aber ihm selbst fehle. Der Baron von Sp** war wohl der Offizier von Spileker in Potsdam; auch die Ode zu einer vornehmen Vermählungsfeier ist an einen Preußischen Offizier gerichtet. Die zu beiden Theilen gehörende Vorrede ist mit jenem leichten, weltmännischen Witze geschrieben, der in der damaligen Deutschen Literatur ganz einzig dastand, ebenso fern von pedantischer Schwerfälligkeit wie von loser Frivolität. Lessing nennt die Sammlung ein paar verwegene Kundschafter, denen er gern einige ernsthafte Abhandlungen und verschiedene größere Poesien, wozu er die dramatischen Stücke vornehmlich rechne, folgen lassen möchte.

„Unter den letzten sind einige, die schon die Probe der öffentlichen Vorstellung ausgehalten und, wenn ich sie selbst rühmen darf, auch Beifall gefunden haben. Die Probe des Drucks ist die letzte und wichtigste."

Der zweite Theil brachte fünfundzwanzig Briefe, sämmt-

1753 lich an Freunde geschrieben, denen er, wie die Vorrede sagt, etwas mehr als Komplimente zu schreiben gewohnt sei. Man könne sie, meint er in der Selbstanzeige des Buches, freundschaftliche Briefe eines Pedanten nennen. Aber die Briefform war nur künstlerische Einkleidung. Großentheils waren sie ohne diese schon in der Vossischen Zeitung wörtlich gedruckt. Lessing wollte hier seine Herrschaft über ganz verschiedenartige Stoffe beweisen, sich als gewandten, einsichtigen Kritiker zeigen. Dem Inhalte nach zerfallen die Briefe in mehrere Gruppen. Die acht ersten, an die willkürliche Adresse eines Herrn P. gerichtet, enthalten die Rettung des Lemnius; ein einzelner darauffolgender Brief an einen Herrn G. gibt die in der Vossischen Zeitung vorgetragenen Gründe gegen Rousseaus Preisschrift über den Einfluß der Wissenschaften und Künste wörtlich wieder. Die beiden nächsten Briefe an einen Herrn D. besprechen dessen Uebersetzung von Virgils „Georgika", in welchen Lessing (und das ist der eigentliche Zweck des einen Briefes) eine Stelle auf neue Weise deutet, und sein eigenes Jugendgedicht über die Mehrheit der Welten, wogegen der dreizehnte Brief einem Herrn A. über den Eindruck berichtet, den er von den Nicolinischen Pantomimen in Leipzig erhalten, und auf deren Verschiedenheit von den Römischen hinweist, was Lessing leicht hätte ausführen können, da er sich eindringlich damit beschäftigt hatte, aber dies schloß eben der durchgehende Ton der Briefe aus. Einem Herrn A** theilt er eine natürlich rührende Geschichte mit, die er in einer Englischen Zeitschrift gelesen; es ist nichts als ein Bericht der Vossischen Zeitung. An diesen, auf den Werth reinen menschlichen Gefühls hindeutenden Brief schließen sich sechs an einen Herrn F. gerichtete, in welche

seine Aeußerungen über den Reim und Klopstocks „Messias" aus der Vossischen Zeitung übergegangen; die Lateinische Uebersetzung des Anfangs des Klopstockischen Gedichtes u. a. ist hinzugekommen. Sodann bringt ein kurzer Brief an einen Herrn H. den Schluß seiner frühern Ankündigung des Diderotschen Briefes über die Taubstummen. In einem andern theilt er einem Herrn S. seine tiefe Trauer über den Tod eines Berliner Freundes mit, wobei er eine Anrufung der Muse zu seiner Todtenklage einflicht und so auch eine Probe einer Musenanrufung in dieser Dichtart gibt, nachdem er über die des Heldengedichtes sich früher bei Klopstock ausgesprochen. Darauf erhalten wir den Anfang seines „Henzi", der eine neue dramatische Bahn einschlägt, in zwei Briefen an einen Herrn D**. Obgleich noch manche andere Buchstaben des Alphabets ihm zu Gebote standen, ließ er auch den Namen dieses Freundes mit D beginnen, gleichsam um die Täuschung, die Buchstaben bildeten den Anfang wirklicher Namen, aufrecht zu halten. Dagegen theilte er demselben Freunde, dem schon der zehnte und elfte Brief galten, „ein klein Register von Schulschnitzern" mit, die er in Langens Horazübersetzung gefunden, um zu zeigen, wie wenig diese als wörtlich und getreu gelten dürfe. Die pomphaft angekündigte Uebersetzung des als guter Horazianer geltenden Dichters ungestraft durchgehen zu lassen, hatte er sich doch nicht entschließen können. Es ist in gewisser Weise ein Gegenstück zu dem Briefe über die „Georgika". Endlich verwerthete Lessing im letzten Briefe seine Nachträge zu Jöcher, die er einem Herrn Fa** in Erwiederung eines von diesem ihm geschriebenen „Strafbriefes" schickt, wobei er die Gelegenheit ergreift, das ehrenrührige Gerücht über sein Ver- 1753

1753 hältniß zu dem Leipziger Professor zurückzuweisen, dem er seine weitern Anmerkungen zu den Supplementbänden überlassen werde. Die Berichtigungen, die er in den „Kritischen Nachrichten" über Allemann gegeben, fehlen hier.

Die Anordnung der Briefe folgt dem Stoffe, nicht der Zeit, wie die Datirung lehrt. Der früheste Brief aus L** (Leipzig), der zwölfte, ist von 1747, die aus B** (Berlin), der neunte, siebzehnte und zwanzigste, von 1751, und zwar der mittlere vom 20. December, die übrigen sind aus W** (Wittenberg) von 1752 datirt. Wo mehrere Briefe an dieselbe Person aufeinander folgen, steht die allgemeine Datirung nach dem letzten; unterlassen ist sie durch Versehen bei den Briefen 23 und 24. Auch erscheint es ungehörig, daß bei den Briefen 14—17 der letzte den Monatstag der Absendung angibt, da die undatirten, 14—16, freilich in dasselbe Jahr, aber nicht auf diesen Tag fallen. Die Datirungen sind richtig, insofern wirklich entweder die in den Briefen benutzten, schon gedruckten Stellen oder die Beschäftigung mit den Gegenständen in die angeführten Jahre beim Aufenthalte an den genannten Orten fällt, nur die genaue Bezeichnung des 20. Decembers ist irrig und die in Brief 18 und 19 benutzten Stellen sind nicht in Wittenberg, sondern in Berlin geschrieben, aber die Abfassung beider Briefe und die eingerückte Uebersetzung aus Klopstock fallen in den Aufenthalt zu Wittenberg; daß der Ortswechsel Ende December erfolgte, ist richtig.

Vielseitigkeit der Kenntnisse, geschmackvolle Darstellung und Begabung, besonders für die leichtere Dichtung, aber auch für eine neue Art des Dramas, hatte Lessing hier auf glänzende Weise bekundet. Das Glück wollte, daß dies von keinem Geringern als dem berühmten Orientalisten

Michaelis in Göttingen anerkannt wurde. Die dortigen 1753
gelehrten Anzeigen brachten schon am 31. December eine höchst günstige Beurtheilung beider Theile.

„Haben wir irgend Poesien mit Vergnügen und Bewunderung gelesen, so sind es diese Lessingischen", heißt es hier. „Ein Recensent, der so oft schlechte und mittelmäßige Verse zur Strafe und gute aus Pflicht lesen muß, verliert leicht etwas von Neugier und Empfindung, aber diese kleinen Arbeiten haben dem Recensenten die Zeit der Arbeit und der Ruhe geraubet, daher wir bei andern Lesern eine noch heftigere Empfindung zuverlässig hoffen."

Auch die „Briefe" wurden als ausgezeichnet anerkannt, besonders die Zurechtweisung Langes gebilligt.

Aber noch ehe diese ehrenvolle Beurtheilung Lessing erfreute, war er durch eine ihn sittlich verdächtigende Entgegnung des Pastors von Laublingen äußerst aufgeregt worden. Der „Hamburgische Korrespondent" hatte vor Mitte November in einer anerkennenden Besprechung der „Schriften" den Brief über Langes Horaz abgedruckt. Der von dem Horazischen Dichter Hagedorn, manchen öffentlichen und befreundeten Stimmen gepriesene Uebersetzer, der mit dem König Friedrich über Horaz vielfach verhandelt hatte, ja ihm seine Uebersetzung hatte widmen dürfen und ein höchst gnädiges Schreiben desselben über diese „wohlgerathene" Arbeit, die „der Schuljugend bei Lesung dieses lebhaften Autoris in der That nützlich sein könne", unter seine Schätze zählte, fühlte sich durch diesen in dem äußerst verbreiteten Blatte erfolgten Abdruck so schwer verletzt, daß er sofort ein „Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artikel in dem Hamburgischen Korrespondenten" besonders drucken ließ. Nicht zufrieden, Lessing als einen Ignoranten zu behandeln, dessen Blöße vor der Welt zeigen zu müssen ihm leid thue, beschuldigte er ihn

1753 der „Niederträchtigkeit", mit der Herausgabe einer Schrift gegen seine Uebersetzung gedroht zu haben, falls er ihm diese nicht gleich einem Verleger bezahle. Da dies schon der dritte unglückliche Fall war, wo Lessing seine Redlichkeit verleumdet sah, mußte er dem Laublinger Pastor, der ihn wie einen übermüthigen Schulknaben abfertigte, auf das schärfste entgegentreten, und er that es mit solcher geistigen Ueberlegenheit und so spielend vernichtendem Spotte, daß er den Mann der Welt zum Gespötte, sich selbst zu einem allgemein gefürchteten Kritiker machte. Am 27. December erklärte er bei Anzeige des eben erhaltenen Schreibens den Herrn Prediger Lange für den boshaftesten Verleumder und kündigte das baldige Erscheinen seiner Antwort an, in welcher er zeigen werde, daß die angemuthete Niederträchtigkeit ihm nie in den Sinn gekommen; bereits am 17. Januar ward diese in der Vossischen Zeitung angezeigt. Lessing hatte sich mit ganzer Seele in die Arbeit versenkt, wozu er sich die betreffenden Bücher von dem Prorektor des grauen Klosters in Berlin ausgebeten.

Lange hatte auf das „Duodez- oder Taschenbuchformat" von Lessings „Schriften" gespottet, durch das er seine gesammelten Werke zu einem Vademecum machen wolle; darauf erwiederte der Titel: „Ein Vade mecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformate ausgefertiget von Gotth. Ephr. Lessing". Die Verhöhnung des sich weise dünkenden, über den naseweisen Studenten, wofür Lange ihn hielt, im Gefühle seiner Würde und seines Ruhmes sich hinwegsetzenden Pastors ist so ätzend wie belebt, ein echtes kritisches Lustspiel. Die Vertheidigung und der folgende Nachweis vieler ähnlichen unverzeihlichen Schnitzer sind schlagend und mit immer

anders gewendeter Laune gewürzt. Zu erhabenem Zorn 1754
aber erhebt sich Lessing bei der Abweisung der schnöden „Verschwärzung", zu welcher Lange sich durch Mißverständniß einer unbesonnenen Aeußerung des gemeinsamen Freundes Nicolai hatte hinreißen lassen. Das „Vademecum" wurde Lessings Ehrendiplom als Kritiker. Alle Rettungsversuche des unter die Füße getretenen Pastors, der freilich seine Schmach noch mehr als ein Vierteljahrhundert überlebte, fielen jämmerlich zu Boden. Die Jenaische gelehrte Zeitung, das Organ der dortigen Deutschen Gesellschaft, der Lange und Lessing angehörten, hatte, obgleich das „Vademecum" schon erschienen war, Langes ehrenrührige Beschuldigung ohne weiteres verbreitet, ja auch sonst hatte sie sich Lessing feindlich gezeigt, da sie durch Langes Ansehen sich bestimmen ließ, nach der gangbaren niederträchtigen Weise der Kritiker sich auf die Seite einflußreicher Personen zu stellen, Namen und Würden mehr als die Sache in Anschlag zu bringen. Erbittert über ein solch schnödes Gebaren, schickte Lessing der Redaktion sein „Vademecum" mit der dringenden Aufforderung, sich darüber zu erklären. Da konnte man denn nicht umhin, die Unwahrheit von Langes Beschuldigung zu gestehen; auch mußte man anerkennen, daß Lessing noch mehrere der Verbesserung bedürftige Stellen der Uebersetzung angezeigt, doch wünschte man, daß die Gegner, die ja beide der Deutschen Gesellschaft angehörten, sich versöhnen und ihre gehässigen Anspielungen wegfallen möchten. Lessing hatte jetzt der Redaktion eine solche Achtung eingeflößt, daß sie in Zukunft nur mit Bewunderung von dem „berühmten Schriftsteller" sprach. Lange suchte sich noch in einem öffentlichen Schreiben an den unterdessen nach Frankfurt an der Oder versetzten

1754 Nicolai, deſſen Vermittlung Lange zu der falſchen Beſchuldigung verleitet hatte, gegen Leſſing zu vertheidigen, aber ſo lendenlahm, albern und unehrlich, daß er dadurch ſeine Jämmerlichkeit nur ſteigerte. Nicolai bedachte ſich lange, ehe er dem „hochwohlehrwürdigen, hochgelahrten Paſtor“ in einem recht einfältigen Schreiben erwiederte, das freilich Lange eine Uebereilung zuſchrieb, auch ſeine Fehler nicht vertrat, aber in dem unſinnigen Gedanken gipfelte, die beiden Gegner ſollten ſich zu einer muſtergültigen Ueberſetzung des Horaz vereinigen. Schon vorher hatte Lange ſein letztes elendes Wort wider das „Vademecum“ im „Hamburgiſchen Korreſpondenten“ geſprochen, worin er erklärte, ſein Streit mit Leſſing ſei aus, da dieſer auf eine ſeit 50 und mehr Jahren ungebrauchte Art (von den Angriffen Roſts und der Schweizer auf Gottſched muß er keine Ahnung gehabt haben) alle Geſetze des Wohlanſtandes verletzt; nur einem mit Leſſings Tadel meiſt einverſtandenen „gelehrten, vernünftigen und höflichen“ Gegner in den „Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens“ wollte er noch Rede ſtehen, was er denn auch in ſeiner faden Weiſe that. Unterdeſſen hatte Michaelis am 2. März in den „Göttingiſchen Anzeigen“ das „Vademecum“ als eine nachdrückliche, aber nicht ungeſittete Satire, die voller Gelehrſamkeit und nicht ohne Kunſt ſei, die bleiben werde, wenn man von Langes Schrift nichts mehr wiſſe, gebührend geprieſen, und damit das entſcheidende Wort geſprochen. Leſſing aber hatte ſich ſchon am 10. Februar, als er durch Prémontval vernahm, daß die günſtige Anzeige ſeiner „Schriften“ von Michaelis ſtamme, mit vollſtem Danke an den berühmten, durch freiere Bildung ausgezeichneten Gelehrten gewandt, woran ſich denn eine briefliche Verbindung knüpfte.

Auch die Schreiben zwischen Lange und Nicolai wurden 1754
von Michaelis abgefertigt. Langes einflußreicher Freund Sulzer hatte vor Lessing eine gewisse Scheu, wie gern er ihn auch zum Kampfgenossen seiner Schweizer gemacht hätte. An Bodmer schrieb er:

„Ein hiesiger junger Dichter, Lessing, hat den armen Langen wegen seiner ungeschickten Uebersetzung des Horaz und der noch ungeschicktern Vertheidigung derselben elend herumgeholt. Er hat auch zwei Bändchen seiner Schriften drucken lassen, die ich Ihnen mit der Meßgelegenheit schicken werde. Sie werden denn selbst beurtheilen, wie viel oder wenig von diesem angehenden Dichter zu hoffen ist. Er ist Zeitungsschreiber bei einem hiesigen Buchführer."

Das „Vademecum" hatte Lessings Ruhm für die Mit- und Nachwelt begründet, aber freilich waren dadurch auch manche geheime Gegner aufgeregt worden, die ihm, wo es eine Beförderung galt, entgegenwirken konnten. War ja die Uebersetzung dem Könige gewidmet und gnädig von ihm aufgenommen worden, und nun wagte es ein zeitungschreibender Magister, einen so würdigen Mann zu verspotten! Auch alle frühern Verdächtigungen, wie haltlos sie immer gewesen sein mochten, wurden wieder hervorgesucht, um dem Namen des Gefürchteten einen Makel anzuhängen. Wer kennt nicht dieses lichtscheue Treiben, das so manchem ehrlichen Manne nachstellt, dagegen gefügige Schufte zu Ehren bringt!

2.

Wir haben den Streit mit Lange bis in seine letzten Ausläufe verfolgt; Lessing hatte sich nach dem Abschlusse des „Vademecum" rüstig an die Fortsetzung seiner „Schriften" gehalten, von denen möglichst rasch zwei neue Bände folgen sollten. Die „ernsthaftern" Abhandlungen, die er dazu in Aus-

1754 ſicht genommen hatte, waren die auf ſeine Wittenbergiſchen Studien zurückgehenden Rettungen. Sie vertheidigen drei längſt verſtorbene Männer gegen mißverſtändlich von noch Lebenden erhobene Beſchuldigungen, die ſie mit beſonnener Ruhe bekämpfen, und ſie üben durch den großartigen Sinn, womit ſie verhältnißmäßig unbedeutende Punkte behandeln, und ihr reines, warmes Gefühl für Recht und Wahrheit eine wohlthuende Wirkung. Eine betrifft wieder einen Gegner Luthers, den Katholiken Cochläus, der aus Böswilligkeit die Fabel erfunden haben ſollte, die Reformation ſei ein Ausfluß des Neides gegen die Dominikaner. Leſſing zeigt, daß dieſer Vorwurf, was allen Schriftſtellern über die Reformationsgeſchichte entgangen, ſchon viele Jahre früher von einem Alphonſus Valdeſius erhoben worden. Die Beſchuldigung ſelbſt hält er für unwahr, doch würde nach ſeiner Meinung die Reformation nichts an ihrem Werth verlieren, wäre dieſes und alles wahr, was man zur Verkleinerung Luthers vorgebracht habe. Und hier trifft er merkwürdig mit einem Satze überein, den ſein Vater vor ſiebenunddreißig Jahren in Wittenberg vertheidigt hatte; daß die Reformation „der Vorſehung des Himmels zu danken" ſei, führt er auf herrliche Weiſe aus. Für die Theologen aber zieht er daraus den guten Rath, daß ſie in Zukunft nicht mehr ſo zuverſichtlich, ohne vorhergegangene genaueſte Prüfung abſprechen möchten, und echt Leſſingiſch ſpielt er noch zuletzt, wie zufällig, einen alles ſtechenden Trumpf aus. Die kleine Abhandlung bekundet nicht blos genaue Kenntniß der Reformationsgeſchichte, ſondern auch kritiſchen Scharfblick und eine Höhe der Beurtheilung, zu der auch die bedeutendſten Kirchenſchriftſteller wie zu einem Phänomen aufſchauen mußten. Weniger bedeutend, wenn

auch schlagend, ist in der zweiten Abhandlung der Beweis, 1754
daß eine kleine, 1632 erschienene Schrift „Ineptus Religiosus“ ironisch zu fassen sei und Pastor Vogt, der sie als ein höchst böses und gottloses Büchelchen verschrieen, sogar eine Stelle gefälscht habe. Ausgebreitete Kenntniß, helle, weit reichende Ansichten verrathen sich auch hier. Die dritte Abhandlung betrifft eine Stelle des merkwürdigsten Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts, des Hieronymus Cardanus, die man für sehr gottlos und ärgerlich ausgegeben. Lessing wies nach (und die Sache ist, obgleich er selbst seinen Freund Schwarz davon nicht hatte überzeugen können, ganz zweifellos), daß der Beschuldigte auf der Seite des christlichen Glaubens stand, da die in Rede stehende Stelle sich nicht auf den Sieg der Wahrheit, sondern auf die Entscheidung der Waffen zwischen den damals auf dem Gipfel ihrer Macht stehenden Mohammedanern und den Christen bezieht. Auch darin hat Lessing unzweifelhaft recht, daß Cardanus die nichtchristlichen Religionen mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt, mit noch schlechtern widerlegt hat. Er führte dies in echt Lessingischer Weise dramatisch aus, indem er einen Muselmann gegen Cardanus auftreten läßt. Auf die reiche Fülle von Kenntniß und hellen Gedanken, auf die lichte Darstellung gehen wir nicht näher ein, bemerken nur, daß der von Cardanus gegebene Streit zwischen den Götzendienern und den Juden, zwischen den Christen und den Mohammedanern ihm die erste Anregung zum Plane eines Dramas geboten, das den Wahn des Religionsstreites verscheuchen sollte.

Aber nicht blos diese schon in Wittenberg entworfenen oder wenigstens geplanten Rettungen führte Lessing jetzt weiter aus; das bei Gelegenheit seines „Vademecum“ be-

1754 triebene Studium des Horaz hatte ihm die Falschheit einiger gangbaren Vorwürfe gegen den Dichter so klar gezeigt, daß er auch dem Venusiner eine Rettung zu widmen sich gedrungen fühlte. Mit solcher Feinheit, Freiheit und Hoheit war bisher von Horaz noch nicht gesprochen worden. Selbst ein Philolog von Fach hätte sich auf die Entdeckung etwas einbilden können, daß die ekle Stelle im Leben des Horaz auf Veranlassung einer Namensverwechslung aus einer Aeußerung des Seneca von einem Leser eingeschoben worden. Viel bedeutender ist der hier zuerst lebhaft betonte Grundsatz, daß man aus Aeußerungen eines Dichters nicht auf dessen sittlichen Charakter schließen dürfe, daß, je größer dieser, desto weiter das, was er von sich selbst einfließen lasse, von der strengen Wahrheit entfernt sei. Auch hier tritt er vor allen den Franzosen entgegen, welche solche verhaßte Anwendungen am weitesten getrieben. „Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzosen den Preis davon?" ruft er in dem von den bevorzugten Franzosen überschwemmten Berlin aus. So erklärt er denn die Geliebten des Horaz nicht weniger für bloße Wesen der Einbildung, wie die Phyllis, Laura und Corinna seiner eigenen Lieder. Daß er in seiner Behauptung zu weit ging, nutzte der Sache eher als daß es ihr geschadet hätte; die Einschränkung fand sich mit der Zeit nothwendig, der kühn vertretene Grundsatz aber sperrte den herrschenden falschen Deutungen, besonders der sittlichen Verunstaltung des Dichters, dauernd den Weg. Auch den Vorwurf der feigen Flucht wies er von Horaz ab, indem er in der betreffenden Ode einen Scherz sah. In seinem Unglauben an die Feigheit des Dichters hatte er entschieden recht, wenn man auch in der Deutung der betreffenden Stelle abweichender Ansicht

sein muß. Ebenso richtig erklärte er sich gegen alle Versuche, 1754
aus den Liedern des Horaz seine Philosophie zu entwickeln, und so verwarf er die Ansicht, dieser verrathe in einer seiner Oden (I, 34), weshalb er der Epikureischen Philosophie entsagt habe. War auch seine eigene Erklärung mehr geistreich als wahr, so wurde doch die Abgeschmacktheit der gewöhnlichen mit dem daraus gezogenen Schlusse glücklich beseitigt. Ein Kenner des Horaz wie Hagedorn bewunderte sie ungemein. Bis dahin hatte die gesammte Literatur nichts geleistet, was in Bezug auf Leichtigkeit, Anmuth, Scharfsinn und Gedankenfülle sich auch im entferntesten mit Lessings Rettung des Horaz vergleichen ließ.

Eine solche Fülle von Kenntniß und Geist in gefälliger Form, wie sie der dritte Theil der „Schriften" in den genannten Abhandlungen bot, mußte Bewunderung und Staunen erregen. Bescheiden nannte Lessing ihn in der Vorrede einen „Mischmasch von Literatur und Kritik", den er eigentlich einige zwanzig Jahre vor seiner Geburt hätte Lateinisch schreiben sollen; und doch hatte er hier einen Bogen gespannt, den kein anderer der Zeitgenossen mit gleicher Kraft und Leichtigkeit zu spannen vermochte. Er wollte eben zeigen, was er in der Kritik vermöge, und er hatte es in einer Weise geleistet, die ihm den ehrenvollsten Ruf an eine Deutsche Universität oder eine Stelle an einer Akademie der Wissenschaften hätte verschaffen müssen, hinge ein solcher Ruf immer vom Verdienste ab, wäre er nicht allzu häufig gewissenlosem Parteitreiben anheim gegeben.

Auch diesmal wollte er neben den prosaischen Abhandlungen eine dichterische Spende bieten. Der gleichzeitig erscheinende vierte Theil brachte die neuen Bearbeitungen des schon 1748 zu Leipzig gespielten, jetzt weiter ausgeführten

1754 „Jungen Gelehrten" und des einaktigen Luſtſpiels „Die Juden". In der wieder mit leichtem, glücklichem Witze ausgeſtatteten Vorrede hielt Leſſing ſich von falſcher Beſcheidenheit ganz frei. Er verlangte, man ſolle ſeinen „Jungen Gelehrten" nur gegen ſolche Stücke halten, an welchen die Verfaſſer ihre Kräfte verſucht, und er berief ſich auf den traurigen Zuſtand unſerer (durch Gottſched) „gereinigten" Theater, auf denen ausländiſcher Witz herrſche, der, ſo oft wir ihn bewunderten, eine Satire auf unſern eigenen mache. „Die Juden" bezeichnete er als Ergebniß einer ſehr ernſthaften Betrachtung über die ſchimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk ſeufzen müſſe, das doch ein Chriſt nie ohne eine Art von Ehrfurcht betrachten dürfe, während es jetzt ſo weit gekommen, daß man zweifle, ob nur ein ehrlicher Mann unter ihnen anzutreffen ſei. Beide Stücke ſtellte er ſo als auf Deutſchem Boden gewachſen der Beurtheilung aus. Seine früher gedruckten dramatiſchen Verſuche gab er auf; ein beſſerer Vorrath, bei welchem er mehr Kräfte und Einſicht habe anwenden können, erwarte nur die letzte Hand, um zu erſcheinen, ſollten die gegebenen Proben einige Begierde darnach erwecken und ſeine Umſtände ihm die Heiterkeit des Geiſtes geſtatten, welche Arbeiten des Witzes verlangten. Er ſchließt:

„Es rufen mir ohnedem faſt verſäumte wichtigere Wiſſenſchaften zu: ‚Satis est potuisse videri' (‚Es genügt, die Kraft gezeigt zu haben')."

Dieſe wichtigern Wiſſenſchaften, denen er ſich nach Beendigung ſeiner dramatiſchen Arbeiten zuwenden wollte, waren das Alterthum und die Aeſthetik in dem großen Sinne, wie er beide faßte.

Schon im Mai waren die beiden neuen Theile aus-

gedruckt. Die blos eine Inhaltsangabe bietende Anzeige 1754
in der Vossischen Zeitung ist vom 21. Die gelehrten Nachrichten der letztern hatte er in gewohnter Weise fortgesetzt, dagegen die Vollendung der Uebersetzung des zweiten Theils von Marigny einem andern übertragen, da seine eigenen Schriften ihn ganz in Anspruch nahmen. Persönlich war er durch den unerwarteten Tod seines Freundes Mylius erschüttert worden, der leider die auf ihn gesetzten Erwartungen getäuscht hatte. Statt sofort nach Holland zu gehen und sich dort nach Surinam einzuschiffen, hatte er sich in Deutschland, wo er freilich auf dem Harze manche Beobachtungen machte, etwas zu Gute gethan; statt Haller in Göttingen aufzusuchen, war er in Leipzig bei Gottsched gewesen, hatte sich dann bei Hagedorn den Hamburger Tafelfreuden hingegeben, so daß es fast ein halbes Jahr dauerte, ehe er Holland erreichte; von hier hatte es ihn nach England gezogen, wo er freilich alle naturwissenschaftlichen Sammlungen und Anstalten besuchte, auch einiges arbeitete, aber leider fiel er in ein Schlenderleben und verzehrte die ihm zur überseeischen Reise gegebenen Gelder. Dies mußte Lessing bei seinem strengen Pflichtgefühle und der Gefahr, daß Mylius sich zu Grunde richte, tief betrüben; dennoch hatte er das Seine gethan, um diese Verzögerung im besten Licht erscheinen zu lassen. Am 7. März zeigte er in der Vossischen Zeitung an, Mylius weile noch in London, aber sein dortiger Aufenthalt werde viel dazu beitragen, daß seine Reise desto besser nach dem Wunsche seiner Auftraggeber ausschlage; auch habe er sich durch verschiedene Schriften unterdessen bei den Englischen Gelehrten bekannt gemacht.

„Seine wirkliche Abreise ist nun nicht mehr weit entfernt", fügte

1754 er hinzu, „und man wird bald die Nachricht davon melden können. Die Jahrszeit wenigstens hat keinen Einfluß dabei, indem sowohl im Sommer als im Winter von hier fast täglich Schiffe nach Westindien abgehen.“

Aber bereits am vorigen Tage war Mylius gestorben, wie Lessing am 26. melden mußte. Das Andenken des ebenso gutmüthigen wie begabten Freundes, der seinem Leichtsinn zum Opfer gefallen, suchte er möglichst zu ehren.

„Sein fester Entschluß, sich den Wissenschaften und besonders der Erforschung der Natur aufzuopfern, seine schon erlangte Geschicklichkeit und die unabläßige Sorgfalt, sie auf allen Seiten zu erweitern, machen seinen Verlust der gelehrten Welt wichtig, die ihn schon längst aus seinen Schriften als einen ebenso schönen als gründlichen Geist gekannt hat.“

Daß er auf seiner Reise nicht weiter als bis nach England gekommen, schiebt er auf seine Lust, sich keine Gelegenheit zu Beobachtungen entgehen zu lassen, auf das Verlangen, sich noch eine genauere Kenntniß des Englischen zu verschaffen, auf seine Unpäßlichkeit, aus welcher er seinen Gönnern ein Geheimniß gemacht, und andere Umstände. Lessing selbst war mit den nähern Verhältnissen, besonders seinem ausschweifenden Leben, nicht bekannt, wenn er auch ahnte, daß seine sittliche Schwäche ihn zu Grunde gerichtet habe; wenn er den hingeschiedenen Freund als Menschen in möglichst gutem Licht erscheinen ließ, so gereicht dies seinem Herzen zur Ehre.

Der Verlust eines so werthen Freundes wurde ihm um dieselbe Zeit durch eine für sein ganzes Leben folgenreiche Bekanntschaft ersetzt. Dr. Gumperz führte ihm eines Tages einen jüngern Glaubensgenossen als ausgezeichneten Schachspieler zu. Es war der ein halbes Jahr nach Lessing zu Dessau geborene Moses, Sohn des Schulmeisters und Schreibers Mendel, den sein Durst nach Wissen in seinem

vierzehnten Jahre nach Berlin getrieben hatte, obgleich er 1754
nichts beſaß als eine tüchtige Kenntniß der Bibel, des Talmud und der Philoſophie des Maimonides. Jetzt war er Buchhalter im Seidengeſchäfte ſeines Glaubensgenoſſen Bernard geworden, deſſen Hauslehrer er einige Jahre geweſen. Er war klein und ſchwächlich, in den Schultern verwachſen,

Abb. 10. Moſes Mendelsſohn.
Nach dem Gemälde von B. Rode (1769) in der Gleimſchen Sammlung.

im Sprechen, da er das Deutſche ſpät erlernt hatte, ungewandt und ſtotternd, ſcheu und blöde, aber ſein helles, ſcharfes Auge, der ſchön gebildete Kopf und die ganze Geſichtsbildung zeugten von tiefem Geiſte und edlem Gemüthe. Leſſing fühlte ſich von dem raſtloſen Wiſſens- und Forſchungstriebe und dem redlichen Wahrheitsdrange ſeines

1754 Jüdischen Altersgenossen angezogen, der sich unter den allergrößten Entbehrungen der Mathematik, der Philosophie, dem Deutschen, dem Lateinischen und den neuern Sprachen gewidmet hatte. Besonders waren philosophische Gespräche mit diesem geweckten Kopfe ihm höchst willkommen; dazu nahm er lebhaften Antheil an der raschen Entwicklung eines aus niederm Stande und einem verachteten Volke zur Erlangung reinster menschlicher Erkenntniß getriebenen Geistes. Bald war Moses (den Namen Mendelssohn nahm er erst später an) von Lessing so unzertrennlich, daß er ihn jeden Morgen um 7 Uhr besuchte und die zwei Stunden bis zum Beginne des Geschäfts sich mit ihm unterhielt. Wenige Monate später, im Oktober, schrieb er von ihm an Michaelis:

„Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seinesgleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erstern nichts als seine Irrthümer fehlen werden."

Auch für Lessings damalige Ansicht von Spinoza ist die Aeußerung recht bezeichnend.

Das Verhältniß zum Vater hatte sich unterdessen freundlicher gestaltet, da diesen der Ruhm seines Sohnes, den er sogar in den „Göttingischen Anzeigen" las, dessen Schriften er in vornehmen Häusern fand, sehr erfreute, mußte er auch vor allem wünschen, daß er bald eine amtliche Stellung erhalte. Michaelis hatte auch die beiden letzten Bände der „Schriften" mit großer Anerkennung beurtheilt, nur fand er es unwahrscheinlich, daß es einen so edlen und großmüthigen Juden in der Wirklichkeit geben könne.

Lessing hielt sich zunächst an die dramatische Dichtung,

da er noch mehrere entworfene Stücke für die beiden folgen- 1754
den Theile seiner „Schriften" in Aussicht genommen hatte. Da kam endlich nach mehrern Jahren in diesem Sommer wieder eine Deutsche Schauspielergesellschaft nach Berlin. Schuch spielte hier in seiner auf dem Friedrichsplatze, dem spätern Gensdarmenmarkte, errichteten Bude vom 1. Mai bis zum 2. Juli und fand besonders mit seinen Hanswurstiaden, da er ein ausgezeichneter Hanswurst war und der Geschmack an der Italienischen Oper sehr abgenommen hatte, großen Beifall, geringern in den Trauerspielen und Lustspielen, für die seine Gesellschaft wenig taugte. Regelmäßig wurde täglich mit Ausnahme des Sonntags gespielt. Von den 62 Vorstellungen machte in mehr als einem Drittel Hanswurst die Hauptrolle. Auch Lessing nahm an diesen Stücken lebhaften Antheil, da in ihnen meist echter Volkswitz spielte und Schuch eben ein ganz vortrefflicher, freilich oft in das Gemeine und eintönige Manier fallender Hanswurst war, wogegen ihn die regelmäßigen Stücke wenig befriedigen konnten. Wie anders wurden die Französischen Stücke von den Französischen Schauspielern gegeben! Einen besondern Eindruck machte auf ihn die Aufführung des alten Volksspiels „Fausts Tod", das er den 14. Juni sah. Sonst gehörten die meisten Stücke der Französischen Bühne an; man sah Voltaires „Alzire" (einmal auf hohen Befehl wiederholt) und „Zaire", Corneilles „Cid", Racines „Mithridat" und „Iphigenie", von Molière „Tartüffe" (der einmal auf hohen Befehl wiedergegeben wurde), die „Schule der Frauen", den „Eingebildeten Kranken" u. a., Regnards „Demokrit"; auch Holbergs „Politischer Kannegießer" fehlte nicht. Von Deutschen Stücken erschienen Schlegels „Kanut", einmal sogar auf hohen Befehl wiederholt,

1754 Grimms in Gottschedischer Weise bearbeitete „Asiatische Banise", die Schäferspiele „Atalante" von Gottsched und „Elisie" von Uhlich, ein Lustspiel „Die zärtlichen Schwestern", auch ein paar Opern und Pantomimen. Zum Schlusse der Vorstellungen sprach Frau Schuch nach dem Schäferspiel „Elisie" eine Rede in Alexandrinern.

So wenig Lessing das Schuchische Theater aufmuntern konnte, dachte er doch, während er drei seiner ältern Lustspiele neu für seine Schriften ausführte, zugleich auf die Erweiterung des Deutschen Dramas durch ein bürgerliches Trauerspiel. Da er des Erwerbes durch schriftstellerische Thätigkeit nicht entbehren konnte, schuf er sich zunächst ein neues Organ, in welchem er sich seiner Neigung zum Theater hingeben durfte; er begann eine „Theatralische Bibliothek", deren erstes Stück er schon zu Michaelis zu liefern gedachte. Diese sollte das Beste und Brauchbarste bringen, was über die dramatische Dichtung geschrieben sei, über die vorzüglichsten Dramatiker und Dramen, besonders der Alten, berichten, und so eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern, freilich ohne bestimmte Ordnung, werden. Das erste Stück, das blos die neuere Zeit berücksichtigte, gedachte zunächst der beiden Neuerungen, welche die Franzosen im Lustspiel, die Engländer im Trauerspiel gemacht; in Bezug auf erstere gab er die Abhandlung eines Franzosen über das weinerlich Komische, der er eine Uebersetzung der Lateinischen von Gellert für das rührende Lustspiel entgegenstellte. Er selbst führte die Ansicht aus, die wahre Komödie wolle nicht blos, wie das Possenspiel, zum Lachen reizen oder, wie das weinerliche Lustspiel, rühren, sondern beides zugleich; nur eine solche sei für das Volk (im Gegensatze

zum Pöbel) und allein fähig, allgemeinen Beifall zu er- 1754
langen und somit allgemeinen Nutzen zu stiften. Zu dieser wahren Komödie zählte er auch Gellerts Lustspiele, trotz des Uebergewichtes der rührenden Scenen, das dem wesentlichen Charakter der Komödie nicht widerspreche. Später wollte er die Beurtheilung des von den Engländern eingeführten bürgerlichen Trauerspiels geben; doch beschäftigte ihn dieses so nachhaltend, daß daraus keine Abhandlung, sondern ein Musterstück dieser Art hervorging. Den übrigen Inhalt des ersten Stückes der „Bibliothek" bildeten umfassende Auszüge aus dem Trauerspiele „Virginia" des Spaniers Don Augustino, das er damals günstiger als später beurtheilte, und aus de Sainte Albines Werk „Der Schauspieler", Lebensbeschreibungen von Thomson und Destouches und eine Vertheidigung seiner „Juden". In letzterer theilte er einen Brief des über den Ausspruch von Michaelis empörten Mendelssohn mit, eines „ebenso witzigen als gelehrten und rechtschaffenen" Juden, dessen Namen er nicht nannte, dessen Bezeichnung aber schon allein den Vorwurf von Michaelis widerlegte. Bei einer so reichen Ausstattung mußte das erste Stück der „Bibliothek" eine höchst vortheilhafte Vorstellung von Lessings umfassender Kenntniß und scharfer Beobachtung geben. In der Vorrede hatte er sich auch als Mitverfasser der frühern „Beiträge" zu erkennen gegeben.

Gleich darauf erschien im Verlage von Haude und Spener die Sammlung der Schriften von Mylius, zu der er sich durch dessen Freunde hatte bestimmen lassen. Seine von manchen Seiten angegriffene Vorrede bewies, wie glücklich Lessing Wahrheit mit Freundschaft zu vereinigen wußte. Er nennt sich einen seiner vertrautesten Freunde,

1754 ein Wort, das in Leſſings Munde bedeutet, daß er ſeinen Geiſt und ſein Herz geſchätzt; aber eben deshalb darf er nicht als ſein ſchmeichleriſcher Lobredner, wie ſo manche Herausgeber der Werke Geſtorbener, auftreten, er muß die volle Wahrheit ſagen, wie der Freund ſie im Leben immer von ihm gehört hat. Die briefliche Form iſt auch hier ganz meiſterhaft benutzt. Ueber den leidigen Ausgang der Reiſe will er ſich nicht auslaſſen; deshalb bricht er ab, nachdem er noch Mylius ſelbſt ſeinen Spott über die, welche Geld zu ſeiner Reiſe beigeſteuert, aus dem Grabe hat ergießen laſſen. Daß er nicht das geworden, was ſein Genie leiſten konnte, ſchiebt er auf ſeine Armuth, die ihn zum Lohnſchreiben gezwungen, wodurch ihm viele Zeit geraubt worden, die er gern ſeiner liebſten Wiſſenſchaft gewidmet hätte. Aber Mylius hat in ſeinen bedrängten Umſtänden mehr geleiſtet als tauſend andere gethan haben würden. Dazu kam, daß er einem Manne in die Hände fiel, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu ſeinem Vorfechter machte. Daß Gottſched gemeint ſei, ergeben die folgenden Briefe, welche dieſen als einen Mann „von zweideutigen Verdienſten", als einen Meiſter bezeichnen, der Reimer in Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen, der Mylius zu einem ſchimpflichen Werkzeuge ſeines Neides gegen Haller gemacht; alle ſeine Schüler, wünſcht er, ſollten auf ihn ihre Vergehungen bürden und ihn wie den Verſöhnungsbock in die Wüſte ſchicken. Gegen dieſen eigenſüchtigen Verderber ſo vieler junger Dichter, der jedes dichteriſchen Talentes bar und daher jedem wahren Dichter feind, noch immer den erſten Geſchmacksrichter ſpielen wollte, ja ſich nicht ſcheute, das auf ſeinem Boden wuchernde Unkraut als Königin der Blumen auszurufen, gegen dieſen

hatte sich sein sittlicher, wahrhaft Lessingischer Haß gewandt, 1754
der ihn jetzt auch hinderte, das Verdienst zu beachten, das sich Gottsched unzweifelhaft um die Bühne erworben, aber freilich längst durch eigensüchtige Ueberhebung und verderbliches Mißurtheil zu Schanden gemacht hatte. Von diesem Hasse zeugt auch der Französische Brief, mit dem er das Buch an Kästner sandte, als ein kleines Denkmal zu Ehren ihres gemeinsamen Freundes. Hier heißt es:

Ein sonderbares Denkmal, werden Sie sagen; ich gebe es zu. Warum hat man es mir abgedrungen? Man wollte durchaus eine Sammlung seiner kleinen Schriften, vornehmlich seiner Dichtungen; da ist sie. Ohne meine Vorrede würde sie Herrn Gottsched gefallen. Aber urtheilen Sie selbst, ob ich nicht gut gethan, die Manen von Mylius vor der Schande zu bewahren, von dieser Schmach aller Leute von Geist gelobt zu werden."

Kästner aber konnte sich die Neckerei nicht versagen, die Vorrede sei ein Muster für einen Europäischen Herausgeber, aber wäre ein Herausgeber so mit Horaz verfahren, er hätte sich gewiß von Lessing ein paar Rettungen zugezogen; und in dieser Beziehung betonte er stärker, als dieser gethan, den Werth einiger Schriften ihres Freundes. Seine frühesten Gedichte und Aufsätze, die von ihm gegründeten Zeitschriften, seine Lustspiele und Uebersetzungen hatte Lessing scharf beurtheilt, aber mit aller Anerkennung seines durch Gottsched und seine äußere Noth verleiteten Genies. Höchst bezeichnend war das Wort über die gangbaren, seit Bodmers Vorgang den Engländern nachgeahmten wöchentlichen Sittenschriften: ihre Verfasser seien größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der Deutschen Sprache gewachsen seien, hier und da etwas gelesen hätten und, was das Betrübteste, ihre Blätter zu einer Art von Rente machen müßten. Lessing hatte sich davon rein ge-

1754 halten, wenn er auch Beiträge, wie sie ihm der Geist eingab, in solche geliefert. Seine Vorrede ist nichts weniger als eine Selbstvertheidigung und Erhebung über das verunglückte Genie, wenn sie auch auf Lessings höhern Standpunkt deutet, der selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen sich immer aufrecht hielt und, konnte er auch dem schriftstellerischen Broderwerb nicht ganz entsagen, doch sich nie wegwarf, da selbst seine Uebersetzungen und seine Redaktionsarbeit zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zu seiner geistigen Ausbildung dienten. Wenn er auch die von Mylius in London herausgegebene Uebertragung der Hogarthischen „Zergliederung der Schönheit" in einer wohlfeilern, verbesserten und vermehrten Ausgabe erscheinen ließ, so bestimmte ihn dazu die Wichtigkeit der Sache, die er dadurch förderte, daß er in der Vorrede auf das hinwies, was Hogarth versäumt habe, und des ganz ähnlichen Systems des Franzosen Parent gedachte, der schon die von Hogarth ganz unterlassene Untersuchung versprochen habe.

Einer der erbittertsten Feinde Lessings war der von Gottsched mit Pomp als kaiserlicher Poet gekrönte, achtundzwanzigjährige Niederlausitzische Baron Otto Christof von Schönaich zu Amtitz, der Sänger des „Hermann", der unter der „allgewaltigen Weiberherrschaft" seiner Mutter litt und von seinem reichen Vater so kurz gehalten wurde, daß er froh sein mußte, wenn er ein „Kleidchen" erhielt, das, wie er selbst klagt, der Leipziger Pfefferkrämer Sonntags besser hatte. Für seinen Dichterruhm nebst der „silbernen Schüssel mit dem Lorber" war der Vater so empfindlich, daß er ihm für das schöne Exemplar seines „Hermann" — einen halben Louisd'or überreichen ließ. Aber je mehr Gottscheds Antiklopstock, der, wie es hieß, wegen Kränklichkeit,

wie er selbst sagt, wegen des Eigensinns seiner Eltern aus- 1755
geschiedene Kavallerieoffizier, unter der „hölzernen Gemüthsart" seiner „Obermeister" litt, um so gewaltiger waren das dichterische Selbstbewußtsein des „Wendischen Homer", wie er sich selbst nannte, und der Kriegsmuth seiner Feder. Als er erfuhr, Lessing sei der Redakteur der Vossischen Zeitung, deren scharfe Epigramme selbst in seiner Nachbarschaft einschlugen, wollte er mit stolzer Selbstüberhebung sich darüber hinwegsetzen; er möchte gar kein Lessing sein, erklärte er Gottsched. Seine dickleibige „St. Klopstoken" und Bodmern gewidmete „Aesthetik in einer Nuß" verspottete außer den genannten Haller, Wieland, Gleim, Gellert u. a. Lessing machte sich den Spaß, in einer Anzeige dieser „Scharteke" eine Lobpreisung derselben zu geben, wie man sie wohl nächstens von Gottscheds Hand im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" lesen werde. Doch Gottsched erklärte, er werde das Buch nicht anpreisen, wie „gewisse falsche Propheten" geweissagt; manche „Swiftische Kunstgriffe" desselben seien nicht nach seinem Geschmacke. Vergebens suchte der Leipziger Musenführer den rachedurstigen Kämpen zurückzuhalten, da ihm vor Lessing schauderte.

„Vor Lessing fürchten Sie sich!" schrieb ihm der Baron. „Aber glauben Sie es mir nur: Sie werden Gottsched bleiben, und wenn tausend Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten ... Wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus, und fünfzig Lessinge werden mich nicht ins Bockshorn jagen. Er kann die Woche zweimal [aber die Vossische Zeitung erschien dreimal] schimpfen, wir auch; er wird mich einen Erzgottschedianer heißen, ich werde mir eine Ehre daraus machen und ihn dafür mit einem „Erzbodmerianer" beehren. Er wird Rettungen schreiben, Sinngedichte machen, wir auch; kurz, seine eigenen Schriften, sonderlich die Oden, sollen Stoff zu einem zweiten Theile der „Aesthetik" geben."

1755 Zunächst trat er mit „Possen in Taschenformat" auf, deren Titel auf das Format von Lessings „Schriften" spottete. Von Schönaichs Seite hatte man der Vossischen Zeitung eine rühmende Anzeige derselben eingeschickt, die Lessing mit Andeutung ihres Ursprungs aufnahm, ja er bestimmte den Verleger Voß, die „Possen", für die der Preis von 3 Groschen zu hoch sei, abzudrucken und „sie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das ist sie umsonst abzugeben". Aergerlich ließ Schönaich den Titel umdrucken und die drei Bogen damit als dritte Auflage versenden. Auf den Titel hatte er ein Buchdruckerstöckchen, einen mit Keule und Schwert bewaffneten Satyr nebst einem Thiere, das einen Hund, eine Katze oder gar einen Bären vorstellen sollte, mit der Ueberschrift „Tölpel" setzen lassen, von der er, wie es in der Vossischen Zeitung vom 24. Oktober hieß, leicht hätte voraussehen können, daß sie ihn gar zu deutlich verrathen würde.

„Die zweite Vermehrung", bemerkte Lessing weiter, „bestehet in einer Erklärung ...., daß der Verfasser mit seinen ‚Possen' nicht nur einen, d. i. nicht sich nur selbst, sondern noch hundert Narren zugleich, d. i. alle seine Bewunderer, wenn deren anders hundert sein können, habe lächerlich machen wollen."

Voß wolle auch von dieser Auflage eine neue, also die vierte Auflage, für denselben Preis wie die zweite machen, doch müsse man darauf subscribiren, damit er überzeugt sein könne, man werde sie umsonst nehmen.

„Wer sich mit zwei Exemplaren belästigen will, soll das zuvor beschriebene Bildniß des Verfassers nach vergrößertem Maßstabe, gleichfalls in Holz geschnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen desselben prangen, welchen wir eben itzt erfahren haben. Ein sehr berühmter Name, wahrhaftig! Und der noch berühmter werden soll!"

Der Baron wurde darüber so wüthend, daß er einen in Schimpfwörtern sich ergehenden „Traum" in Gesprächs-

form Lessing übersandte, mit der Bitte, den Empfang in 1754
der Zeitung zu bescheinigen. Bei der Anzeige einer Spottschrift gegen Schönaichs „Aesthetik in einer Nuß", welche zeige, daß dieser ein seichter Kopf und förmlicher Pasquillant sei und Gottsched eher unter die neologischen Schriftsteller gehöre als Klopstock und Bodmer, ergriff Lessing die Gelegenheit, dem „Träumer eines gewissen Traumes" das verlangte Recepisse zu geben. Von guter Hand habe er folgende, an den Verfasser jener „Aesthetik" gerichtete Parodie der bekannten Hallerschen Verse erhalten:

Kurzsichtiger! der Neid hat dein Gesicht vergället,
Du siehest Hallern schwarz, gebrochen und verstellet:
Mach' deinen matten Witz, dein wenig Wissen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibartregel.

Das Flegel, hieß es dabei, müsse man dem Reime verzeihen, obgleich es gegen Grobiane keiner Entschuldigung bedürfe.

Schönaichs Angriffe setzten Lessing nicht in die geringste Aufregung; es machte ihm Spaß, den tollen adeligen Gesellen von Zeit zu Zeit fein bürgerlich abzufertigen. Außer seinen eigenen dramatischen Arbeiten beschäftigten ihn die Beiträge zum zweiten Stücke der „Theatralischen Bibliothek", vor allem eine bedeutende Abhandlung über die unter dem Namen Senecas gehenden Tragödien. Mit Mendelssohn erging er sich gern in „spekulativischen Betrachtungen", die ihnen, wie dieser sagt, so manche Stunde versüßten und sie über die vermeinten Schwierigkeiten des Lebens hinwegsetzten. Mendelssohn hatte immer neue Gedanken und Zweifel, und auch Lessing brachte manches zur Sprache, was mit seiner dichterischen, besonders der dramatischen Thätig-

1754 keit zusammenhing. Er war es auch, der Mendelssohn zum Schreiben aufforderte. Einst gab er ihm eine Abhandlung Shaftesburys, wohl die von Spalding 1747 übersetzte Untersuchung über die Tugend, zum Lesen. Als dieser bei der Rückgabe auf die Frage, wie sie ihm gefallen, ruhig erwiederte: „Nun ja, recht gut; aber so etwas kann ich auch machen", ermunterte ihn Lessing, es zu thun. Es dauerte nicht lange, so brachte ihm Mendelssohn die Handschrift seiner „Philosophischen Gespräche", welche sich besonders mit Spinoza und Leibniz beschäftigten, letztern einmal gegen Prémontval in Schutz nahmen. Lessing ließ die Schrift sofort drucken und überraschte den Freund mit einem Exemplar. Gemeinsam beschäftigten sie sich mit der sonderbaren Preisaufgabe, welche von der Berliner Akademie auf Antrieb von Maupertuis, der Leibniz, den Gründer der Akademie, und alle Deutschen haßte, über Pope gestellt worden war. Es sollte der Sinn des Popeschen Satzes, daß alles gut sei, entwickelt und derselbe mit der Leibnizischen Lehre von der besten Welt verglichen und durch haltbare Gründe bewiesen oder widerlegt werden. Schon Gottsched griff die offenbar gegen Leibniz gerichtete Fassung der Aufgabe an. Lessing, dessen klarer Verstand überall scharf unterschied, fühlte sich getrieben, der wunderlichen Vermengung von Dichtung und Philosophie entgegenzutreten, da ja ein philosophischer Dichter so wenig ein philosophisches System schaffe, daß er nur die vom Philosophen ihm gebotenen Lehren ausschmücke. Und nicht allein darin hatte die Akademie es versehen, sie hatte sogar Popes Wort: „Whatever is, is right" falsch verstanden, da right nicht gut, sondern recht heißt. Wolle man Popes System würdigen, meinte Lessing mit Recht, so müsse man den Dichter mit seinen

Quellen vergleichen; und diese zu entdecken, versuchte er 1754
mit Glück. Leibniz mit Pope vergleichen zu lassen, sei völlig verfehlt; verständigerweise könne man ihn nur mit Shaftesbury zusammenstellen. Lessing hatte die Aufgabe mit Mendelssohn lebhaft besprochen, beide wohl für sich das System Popes ausgezogen und eine Vergleichung mit Leibniz angestellt, Lessing schließlich das Ganze ausgearbeitet, mit sehr spitzer Wendung gegen die Akademie oder vielmehr gegen den dahinter stehenden Maupertuis. Da Mendelssohn sich nicht als Mitverfasser nennen wollte, Lessing nicht fremdes Gut sich aneignen mochte, hielt letzterer die Arbeit zurück; doch, wie erwünscht ihm auch ein Antheil an den 50 Dukaten gewesen wäre, selbst bei Mendelssohns Zustimmung, sich zu nennen, würde er sie kaum eingegeben haben, da eine günstige Entscheidung nicht zu erwarten stand und eine solche offene Verspottung der Akademie den Siegern nicht förderlich gewesen sein würde.

Vorübergehend trug Lessing sich auch mit andern Plänen, so mit einer Zeitschrift „Der Blinde", mit einer Sammlung stückweise erscheinender Romane und Erzählungen. Eine Zeitschrift: „Das Beste aus schlechten Büchern" hatte er mit Mendelssohn verabredet, der ihm dazu eine umfangreiche Beurtheilung einer schlechten Psychologie versprach. Aber mehr als alles beschäftigte Lessing sein bürgerliches Trauerspiel, das er nach der freien Weise der Englischen Stücke, mit Benutzung des Englischen Sittenromans, aber mit besonderer Rücksicht auf die Darstellung des Schauspielers zu gestalten suchte. Richardsons Familienromane hatten auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht; besonders bewunderte er, wie Klopstock, seine „Clarissa", worin „ein junges Frauenzimmer von höherm Stande und

1754 zu großen Hoffnungen berechtiget, in eine Mannigfaltigkeit tiefer Unglücksfälle verwickelt wird, die sie zu einem frühzeitigen Tode führen". Eine ähnliche rührende Geschichte sollte sein bürgerliches Trauerspiel darstellen, wobei er auch Swifts traurige „Doppelliebe" zu benutzen gedachte.

Im Herbste verlor Lessing einen seiner heitersten und lebhaftesten Freunde, da Kies einem Rufe in seine Heimat folgte. Kies war auch mit dem Bodmerianer Sulzer befreundet, der für die Hauptpflicht der Dichtung den moralischen Nutzen hielt. Vielleicht geschah es auf den Wunsch von Kies, daß Lessing auch den in Berlin viel geltenden Sulzer besuchte. Ende November schrieb dieser, Lessing habe ihn einigemal besuchen wollen, doch kenne er ihn noch nicht, da er nicht zu Hause gewesen oder ihn nicht habe annehmen können.

Auch den Liedersänger Gleim, der Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt war, lernte er bei dessen Anwesenheit in Berlin kennen. Gleim war von mittlerer Größe, starkem Bau und fester Haltung; sein volles, ausdrucksvolles Gesicht war durch helle, seelenvolle, nicht eben große Augen belebt, die von starken, langen Augenbrauen überschattet waren, um seinen Mund spielte ein freundlicher Zug, seine Stimme war bei voller Stärke biegsam und angenehm. Der schon fünfunddreißigjährige, aber noch frisch jugendliche Mann, der, wie wenig auch seine Anakreontische Muse zu der frommen patriarchalischen stimmte, doch mit den Schweizern befreundet war, aber auch mit Gottsched es nicht verderben wollte, konnte auf Lessing bei aller Gutmüthigkeit und raschen Lebhaftigkeit um so weniger einen bedeutenden Eindruck machen, als er gegen den Ermalmer seines Freundes Lange und den gefürchteten Ver-

liner Zeitungsschreiber verstimmt war; doch gefiel dieser 1755
ihm besser, als er nach einigen Stellen seiner Schriften gedacht hätte, da Lessing ungemein heiter, zuvorkommend und

Abb. 11. Johann Wilhelm Ludwig Gleim.
Nach dem Gemälde in der Gleimstiftung.

nachgiebig in geselligen Kreisen war. In seiner Gesellschaft traf er den damals im einundvierzigsten Jahre stehenden Dichter des in wiederholten Auflagen seit fünf Jahren bewunderten „Frühlings", den aus Pommern stammenden

1755 Potsdamer Hauptmann Ewald Christian von Kleist, der schon ein vielbewegtes Leben und gar trübe Erfahrungen durchgemacht hatte. Die hohe, heldenhafte Gestalt, das große, feurige Auge, die mit sinnigem Ernste gepaarte Freundlichkeit seiner Züge und das ganze so fest entschiedene wie biedere und gutherzige Wesen des ältern Mannes würde wohl einen bedeutendern Eindruck auf Lessing gemacht haben, wenn er ihn nicht in der Gesellschaft seines langjährigen, treuen, aber jugendlich tändelnden, vor ihm sich scheuenden Freundes Gleim gesehen hätte. Aber auch so wurden sie von gegenseitiger Achtung erfüllt, besonders fühlte sich Kleist von der persönlichen Bedeutung Lessings angezogen.

Den Eintritt des Jahres 1755 feierte dieser nach seiner Gewohnheit mit einer Ode auf Friedrich, unter dem noch lange „dies Land, mit den erfochtenen Staaten, im Schoß des Friedens ruhen werde". Sein schärfstes Geschütz richtete er gleich darauf gegen Gottsched, und zwar in Veranlassung eines Gedichtes von Zachariä auf Hagedorn, den unsterblichen Dichter, dessen Tod Germanien beweine. Zachariä hatte in einer Anmerkung der schmählichen Weise gedacht, wie „einer unserer größten Dunse" den durch einige glückliche Gedichte bekannt gewordenen Bauernsohn Gottlieb Fuchs mißbraucht und später verlassen habe, wo sich dann Hagedorn seiner angenommen. Die Frage, wer der große Duns sei, bemerkte Lessing, wolle er nächstens beantworten; dies that er denn im folgenden Stücke mit den bittersten Spottversen auf den „Mann in —, welchen Gott nicht schuf zum Dichter und Kunstrichter, der, dümmer als ein Hottentot, sagt, er und S*** wären Dichter", den „großen Mann, der, stark von Leib, ein kleines, artigs,

freundlichs Weib kalt, wie er denkt und schreibt, umarmt". 1755
So weit rissen der Haß gegen den geistlosen Wächter des Deutschen Parnasses und die gemeinen persönlichen Angriffe der Gegner Lessing in einem unbewachten Augenblicke hin. Gleich darauf lobte er nach Gebühr die neue Ausgabe von Uz. Selbst den jetzt vergessenen, schon vor fünf Jahren in Göttingen zum kaiserlichen Dichter gekrönten Joh. Jak. Dusch erkannte er als einen schönen Geist an, dem es in mehr als einer Art der Poesie gelungen. Mit besonderer Lust wurde als Verfasser der vier namenlos unter dem Titel „Versuche in der tragischen Dichtkunst" herausgegebenen Trauerspiele der früher von ihm selbst sarkastisch zur tragischen Dichtung aufgeforderte Arminius-Schönaich entlarvt, der längst bewiesen, er könne Gedichte machen, die, bei ziemlicher Beobachtung der mechanischen Regeln, nichts taugten, aber an einem Kavalier falle es auf, daß er seine tragischen Personen „so kriechend, so pöbelhaft, so ekel" sprechen lasse. Doch ehe diese Anzeige erschien, hatte Lessing Berlin auf einige Zeit verlassen.

3.

Gegen Ende Januar eilte er nach Potsdam, wo er in einem Gartenhause ganz zurückgezogen leben wollte, um ungestört sein bürgerliches Trauerspiel zu vollenden und die Beiträge zur „Theatralischen Bibliothek" auszuarbeiten. Selbst von den Offizieren, mit denen er sonst gern verkehrte, hielt er sich fern, und doch befand sich unter ihnen Kleist, der es nicht verschmerzen konnte, daß Lessing sich auch von ihm zurückhielt. Sein wohl durchdachtes Stück, das den freilich gegen den Englischen Gebrauch verstoßenden Namen Miß Sara Sampson führte, vollendete er mit lebendigem

1755 Gefühl und lieferte so der Deutschen Bühne das erste bürgerliche Trauerspiel, das sich freilich der Freiheit der Englischen Bühne bedient, dessen Personen Engländer und wesentlich als solche dargestellt sind, wie sein ganzer Ton den damals allgemein bewunderten Richardsonschen Romanen entspricht, aber die Handlung ist selbständig, wenn auch nicht ohne Herübernahme fremder Motive, mit großem Kunstverstand ersonnen, obgleich es nicht ohne alle Unwahrscheinlichkeiten hergeht, die der Dichter durch lebendige Darstellung größtentheils verdeckt hat. Bewundernswerth ist es, wie Lessing, um seinen Zweck zu erreichen, sich in einen seiner eigenen auf Knappheit und Gedrängtheit gerichteten Weise geradezu entgegengesetzten Ton zu versetzen gewußt hat. Besondere Kunst ist auf den Dialog verwandt und auf die möglichst lebendige, ins einzelnste gehende Darstellung der Gedanken und Gefühle, ja Lessing hat es später selbst bekannt, daß er manche Stelle deshalb so weit ausgeführt, daß der Schauspieler durch die seiner Einbildungskraft gebotenen wechselnden, sinnlichen Bilder zur vollendeten mimischen Darstellung veranlaßt werde. Daß es an einzelnen, etwas holperigen Stellen nicht fehle, wozu der Wunsch möglichst erschöpfender Darstellung der Gedanken verleitet hatte, gestand er selbst, und er wollte sie auch ändern, aber im Ganzen hat er den schlichten, natürlichen und eben dadurch treffenden Ton getroffen, der der Tragödie durch den Französischen Klassicismus ganz abhanden gekommen war, wie er auch von den Roheiten der neuern Englischen Bühne sich fern gehalten. Kann auch dieses Englische Familiendrama auf den Ruhm höchster künstlerischer Vollendung keinen Anspruch erheben, schon weil es einen fremden Ton anstimmt, so schoß es doch eine

starke Bresche in die Französische Nachäfferei und deutete 1755
entschieden auf das, was Noth thue.

Mitte März kehrte Lessing nach Berlin zurück, wo er bald eine neue folgenreiche Bekanntschaft an dem jüngern Bruder jenes Prof. Nicolai machen sollte, der im Streite

Abb. 12. Christof Friedrich Nicolai.
Nach Chodowiecki und Geyser im 16. Bande der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1774).

mit Lange eine so wunderliche Rolle gespielt hatte. Der Berliner Christof Friedr. Nicolai, vier Jahre jünger als Lessing, hatte in Frankfurt an der Oder, wo er den Buchhandel erlernte, sich viel mit neuerer, besonders Englischer Literatur beschäftigt, auch im Umgange mit Professoren und Studenten seinen leicht fassenden Geist gebildet. Während Lessing in Wittenberg weilte, im Januar 1752, war

1755 er zu Berlin in die Buchhandlung seines Vaters getreten, hatte aber dabei seine Studien eifrig fortgesetzt. Schon im folgenden Jahre gab er ohne seinen Namen ein Buch heraus, das, mit Benutzung eines Englischen Werkes, die von Gottsched mit besonderm Eifer verfochtene Behauptung Lawders, Milton habe sein großes Gedicht aus Lateinischen Schriftstellern geschöpft, gründlich zurückwies. Lessing zeigte es mit einem scharfen Ausfall auf „einen gewissen Deutschen Kunstrichter" an, welcher seinen Tempel des Geschmacks nur mit seinen Schülern füllen wolle; dieser habe nicht gewußt oder nicht wissen wollen, daß die Betrügereien jenes Miltonschen Momus in England längst entdeckt seien. Die Bodmerianer hielten den unbekannten Verfasser für ihren Anhänger, aber diesen hatten eben Lessings Kritiken zu seiner freiern Ansicht herangebildet, die er bald darauf in seinen „Briefen über den itzigen Stand der Wissenschaften" mit einer an Lessing erinnernden Frische und Leichtigkeit darstellte. Auch diese Schrift erschien namenlos, aber mit einer Vorrede von Nicolais Bruder. Sie erklärte sich, gleich Lessing, scharf gegen die Bodmerischen Patriarchaden, mit Ausnahme des „Noah"; bitter traf sie die Schwächen der Schweizer und drang auf die Unentbehrlichkeit der genauesten Kritik. Lessing ward als der einzige Deutsche Epigrammatiker nach Wernike gerühmt, dagegen Schönaichs Gemeinheit gezüchtigt, der eben Lessing und Haller mit seiner Spottschrift: „Die Nuß oder Gnissel, ein Heldengedicht, Siebente Auflage, dem großen Nellah zugeeignet" zu vernichten gemeint hatte. Nicolai erklärte Lessing für den einzigen, der nach dem Tode von El. Schlegel sich glücklich in der dramatischen Dichtkunst versucht habe; von seiner besondern Einsicht in die theatralische Kunst dürfe

die Deutsche Schaubühne sich viele Vortheile versprechen. 1755
Lessings Verleger, Voß, theilte ihm die ihm zufällig zugekommenen Aushängebogen der Briefe mit. Dieser war so erstaunt, in dem jungen Buchhändler einen Genossen seiner Ansicht über die Deutsche Literatur zu finden, daß er seine Bekanntschaft zu machen suchte. Das Verhältniß war bald um so inniger, als Nicolai sich herzlich freute, von einem so hochverehrten Manne seiner Freundschaft gewürdigt zu werden.

Auch Sulzer, dessen schwere Krankheit vor kurzem alle seine Freunde aufgeregt hatte, lernte Lessing jetzt kennen. Freilich eine innige Verbindung konnte zwischen beiden, so durchaus verschieden angelegten Naturen nicht stattfinden, wäre Lessing auch weniger selbständig und der begeisterten Verehrung Bodmers zugänglicher gewesen. Freilich glaubte der damals ganz für den Züricher Patriarchen schwärmende Wieland, ihn leicht für ihre Partei zu gewinnen, die an ihm einen guten Streiter haben werde, ja er verkannte ihn so sehr, daß er meinte, es sollte Lessing „wohl nicht viel zu schaffen machen, eine Partie anzunehmen, bei der er seinen Vortheil finden und seinen Witz am besten anwenden könnte". Sulzer war von Lessings Bekanntschaft nichts weniger als entzückt, da dieser seine frische Selbständigkeit nicht aufgeben und am wenigsten in seine Bewunderung der Schweizer einstimmen konnte, deren Schwäche, wie auch die Unreife des von ihnen auf den Schild erhobenen schwärmerischen Wieland er lebendig fühlte.

„Lessing ist ein Mischmasch von Gutem und Schlechtem", schrieb Sulzer, „und noch vor dem Scheidewege. Er kann ganz gut oder auch schlecht werden. In seinen Reden ist er viel besser als in seinen Schriften, und er scheint mir viel Verstand zu haben. Aber er hat

1755 auch noch viel Jugend, und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrter arbeitet, ihn schlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen; denn es scheint, als ob er sich fürchte, ich möchte ungleicher Meinung mit ihm sein, wenn er sich etwas einließe."

Man sieht, Lessing, der stets in der Unterhaltung mit Fremden sich mild und zuvorkommend zeigte, mied es klüglich, die Verschiedenheit seiner Ansicht hervorzukehren, da er es nicht mit dem Manne verderben wollte, der so bedeutenden Einfluß in Berlin hatte; nur auf das, worin sie miteinander überein kamen, ließ er sich ein. Sein aus lebendiger Einsicht fließendes Selbstbewußtsein schien Sulzer mehr jugendliche Anmaßung, und die hohe Bedeutung, welche so viele, wie Gumperz, Mendelssohn, Nicolai, ihm zuschrieben, hielt er für verderbliche Schmeichelei. Den Bodmerianern gegen Gottsched gefällig zu sein, war Lessing gern bereit, aber selbst in den Kampf gegen diesen und Schönaich weiter einzutreten, konnte er sich nicht entschließen. An letzterm, der sich ungemein witzig glaubte, wenn er die Buchstaben des Namens umkehrte oder die Silben umstellte, wie er aus Bodmer Merbod machte, rächte er sich insgeheim mit dem Epigramm:

Du, der aus Haller Rellah machst,
Bei Gniffel, Sov, Suilim lachst,
Hör' gleichen Witz mit mehr Verstand,
Der Ach! ein Ochs in Schönaich fand.

Als Gleim ihn bat, einer Geßner und Wieland gesandten Spottschrift „Edward Grandison in Görlitz" einen Verleger in Berlin zu verschaffen, bestimmte er Voß zur Uebernahme, doch theilte er diese Nachricht nicht selbst Gleim oder gar den Schweizern mit, sondern ließ es durch

Ramler nach Halberstadt melden, den Lessing zufällig im 1755
Buchladen von Voß hatte kennen lernen.

Karl Wilhelm Ramler aus Kolberg, vier Jahre älter als Lessing, ein Schützling Gleims, war seit 1748 als Lehrer der schönen Wissenschaften bei der Kadettenschule, freilich

Abb. 13. Karl Wilhelm Ramler.
Nach dem Gemälde von Hempel (1749) in der Gleimschen Sammlung.

mit höchst dürftigem Gehalte, angestellt. Kleists „Frühling" hatte er 1749 mit seinen Verbesserungen herausgegeben. Enge Freundschaft verband ihn auch mit Sulzer, mit dem er 1750 die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" herausgab; doch lockerte sich bald diese Freundschaft, da Ramler seine eigenen Wege ging, Bodmer

1755 nicht verehren konnte. Schon 1753 klagte Sulzer, er dürfe Ramler und deſſen Freunden nur etwas rühmen, um ihnen Ekel zu machen. Dieſer drang auf höchſte Vollendung des ſprachlichen Ausdrucks in Beſtimmtheit, Richtigkeit und Wohllaut und auf Befolgung der Kunſtregel. Sein Gedicht auf das Schachſpiel war Sulzer ein neuer Beweis, daß er klein denke. Schon als Leſſing ihn kennen lernte, begann er ſeine und andere Gedichte auszufeilen für eine der Deutſchen würdige lyriſche Sammlung, und er trug ſich mit einer von theoretiſchen Abhandlungen begleiteten Ueberſetzung von Batteux. Leſſings Antheil erregte er dadurch im höchſten Grade, daß er auf die höchſte künſtleriſche Vollendung drang. Auch mit Ramlers Freunden ward dieſer bald näher bekannt. In dem kleinen, an der Ecke der Heiligengeiſtſtraße gelegenen Hauſe wohnte Ramler mit ſeinem treuen Freunde L. F. Langemack, Rathmann und Polizeiſekretär, der ſich durch juriſtiſche und polizeiliche Schriften bekannt gemacht hatte, bei dem Kollekteur Denſtädt, deſſen anziehende Frau, eine Halberſtädterin, den kleinen Hausſtand mit ſparſamſter Pünktlichkeit führte, wodurch die von Ramler beſungene „Naide“ auch Leſſings Antheil erregte. In dieſem gemüthlichen Kreiſe brachte er die vergnügteſten Abende zu, da es für ihn ein Bedürfniß war, zu Zeiten frohe, durch Herzlichkeit, Witz und Wein belebte Stunden mit Freunden zu genießen.

Auch in den Oſtermontag 1748 von dem Schweizer Schultheß und Sulzer gegründeten Freitagsklub (urſprünglich kam man Donnerſtags zuſammen) war er jetzt eingetreten. Man traf bei einem Koch (das Lokal wechſelte ſehr oft) vor 7 Uhr zuſammen, unterhielt ſich heiter, ſpeiſte um 8 zu Nacht und ſchied gleich nach 10. Rauchen und Spielen

waren verboten, man wollte nur gemüthlich zusammen 1755
sein. Als Lessing mit Voß in diesem Jahre aufgenommen wurde, bestand der Klub aus Sulzer, der Präsident war, Ramler, Langemack, dem Kammermusikus Joh. Friedr. Agricola, dem berühmten Flötenspieler und Kammermusikus Quanz, der schon achtundfünfzig Jahre zählte, dem Advokaten Christian Gottfr. Krause und dem Hofrath und Landschaftseinnehmer Bergius. Lessing war der jüngste dieser Herren.

Durch seine Verbindung mit Mendelssohn war Lessing mit dessen Herrn, dem Seidenfabrikanten Bernard, und andern aus dessen Kreise befreundet. Zu den nähern Bekannten gehörte auch Georg Aug. von Breitenbauch, zu Wilsdruff bei Dresden fünf Monate vor Lessing geboren. Nachdem er zu Jena studirt, hatte er Paris besucht, von wo er eben gekommen war, um das gelehrte Berlin näher kennen zu lernen, ehe er sich auf seine Güter zu Buche in der goldenen Aue zurückzog. Er war ein gutmüthiger, an allem Guten und Schönen lebhaften Antheil nehmender Mann, der sich auch im Zeichnen und Radiren glücklich versuchte. Mit Breitenbauch und Nicolai wurde ein urkomisches Heldengedicht auf Gottsched verabredet. Der Hauptplan war von Lessing ausgegangen, die beiden andern hatten einzelnes hinzugesetzt; Nicolai wollte das Gedicht in Knittelversen ausführen, Breitenbauch Radirungen dazu machen, worin unter andern Gottsched in Weiberkleidern erscheinen sollte, wie er die Porcia seines „Cato" spielt. Auch der kleine Naumann war noch in Berlin, wo er Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann geworden. Seine Schriftstellerei hatte er jetzt aufgegeben, trug sich dagegen mit manchen Anschlägen zum Glücke der

1755 menschlichen Gesellschaft. Zu dem geselligen Kreise gehörte auch der damals dreißigjährige Pommersche Theolog Joh. Georg Müchler, der eben von Greifswald gekommen war, wo er eine Abhandlung über die christliche Religion vertheidigt hatte. Auch er trieb Schriftstellerei; so übersetzte er Vernets „Christlichen Unterricht" und gab eine Zeitschrift „Beschäftigung des Geistes und Herzens" heraus.

Mit seiner Familie stand Lessing jetzt so gut, daß der Vater ihm zu Ostern auf seinen Wunsch den nun sechzehnjährigen Bruder Gottlob nach Berlin schickte. Zu seiner Freude hörte der gute Pastor von mancher Seite von Anstellungen, die Gotthold bevorständen.

„Von meiner Beförderung, auf die ich eben nicht sehr hitzig bin", erwiederte er am 11. April dem Vater, „wissen andere Leute immer mehr als ich selbst. Man hat es mir sehr nahe gelegt, nach Moskau zu gehen, wo, wie Sie aus den Zeitungen werden gesehen haben, eine neue Universität angelegt wird. Dieses könnte vielleicht am allerersten geschehen."

Aber wie hätte er Deutschland verlassen und an einer Russischen Universität seine Zeit mit Lehren hinbringen sollen, er, den alles dazu trieb, auf freie Weise die Deutsche Aufklärung zu fördern! Unter denen, die ihn gern in Moskau gesehen hätten, dürfte auch Sulzer gewesen sein. Dieser, der, als es sich darum handelte, Wieland in Preußen eine Stelle zu verschaffen, die Sache für leicht hielt, wußte für Lessing, der ja seine Bewunderung für die Schweizer nicht theilte, keine Auskunft, wenn er nicht etwa eine Hofmeisterstelle übernehmen wollte. Von Sulzers einflußreichem Freunde, dem Hofprediger Sack, einem ehr- und herrschsüchtigen Manne, dem Gegner jeder freien Regung, hielt Lessing sich ganz fern. Die Professur der Deutschen Sprache und Literatur in Moskau erhielt ein Gottschedianer, der

Dichter der „Bodmerias", den Lessing um dies Glück ebenso 1755
wenig wie jene, nur aus einer Art philosophischer Fakultät bestehende Universität um eine solche Erwerbung beneidete.

Bei Lessings lebhafter Anspannung und der großen äußern Zerstreuung seines Lebens konnte es mit Bruder

Abb. 14. Gottlob Samuel Lessing.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung.

Gottlobs Studien in Berlin nicht zum besten gehen. Dieser wurde von dem bewegten Treiben der Königsstadt so mächtig angezogen, daß er darüber das Lernen ganz vergaß. Vergebens hoffte der Bruder, dies werde sich bald geben, wenn der junge Kamenzer sich erst an den ihn anfangs natürlich sehr fesselnden Anblick der Residenz ge-

1755 wöhnt habe; aber für dieſen gab es immer Neues zu ſehen und das Schlendern war dem jeder ſtrengen Aufſicht entbehrenden Knaben zu gemüthlich. So ſah denn Leſſing, da er mit allen Verſuchen, ihn zum Fleiße anzuhalten, nichts ausrichtete, ſich endlich genöthigt, ihn nach Hauſe zurückzuſenden, worauf der Vater ihn dem Halliſchen Pädagogium übergab. Der jüngere Bruder Karl befand ſich auf der Fürſtenſchule in Meißen, wo man leider mit dem geweckten, friſch lebendigen Knaben nicht zufrieden war. Der jüngſte, der vierzehnjährige Erdmann Salomo Traugott, der Pathe der Gräfin Erdmuthe Salome von Dallwitz, dem man den Namen Erdmann von dem liebenswürdigen Sohne des Oberſten von Naſſau gegeben hatte, machte den Eltern viele Noth, da er in allem zurückblieb. Um ſo ſchwerer fiel es Leſſing, daß er dieſen auch die Sorge für Gottlob nicht abnehmen konnte.

Ende April waren endlich das zweite Stück der „Theatraliſchen Bibliothek“ und die beiden neuen Bände der „Schriften“ erſchienen. Höchſt bedeutend waren in erſterm die Auszüge und Beurtheilungen der Senecaſchen Tragödien und ihre Vergleichung mit ihren Griechiſchen Vorbildern; die übrigen wollte er ſpäter behandeln. In Bezug auf den „Raſenden Hercules“ führte Leſſing aus, wie ein neuerer Dichter aus dem Stücke eine vollkommene Oper machen könne; beim „Thyeſt“ wurde die Behandlung derſelben Sage von Crébillon gewürdigt. Auch verſuchte er, eine in Verwirrung gerathene Stelle des „Hercules“ herzuſtellen und als Verfaſſer dieſes Stückes den Dichter des „Thyeſt“ zu erweiſen. Wie ſelbſtändig und frei ſich Leſſing auch ſonſt in der Beurtheilung zeigte, noch ſtand er unter dem Banne der Franzöſiſchen drei Einheiten. Außer dieſem

bedeutenden Aufsatze lieferte er zu diesem Stücke der „Thea- 1755
tralischen Bibliothek" nichts Eigenes; er brachte nur eine Uebersetzung von Riccobonis „Geschichte der Italienischen Schaubühne" nebst seinen Auszügen dreier Italienischen Dramen.

Den fünften und sechsten Band seiner „Schriften", welche in jedem ein fünf- und ein einaktiges Stück, nämlich drei ältere in neuer Bearbeitung und das neue bürgerliche Trauerspiel, enthielten, hatte er ohne Vorrede herausgegeben. In der Anzeige der Vossischen Zeitung überließ er den Kennern die Entscheidung, ob der Dichter die Schwierigkeiten überwunden, welche sich der Einführung eines Freigeistes auf der Bühne entgegenstellen. Vom „Schatze" wollte er nicht verrathen, daß er darin den „Trinummus" des Plautus frei umgestaltet, damit gewisse Kunstrichter um so zuversichtlicher behaupten könnten, das Komische falle hier nicht selten ins Possenhafte. Beim „Misogynen" tadelte er selbst den fremden Titel.

„Der Verfasser hätte wohl können sagen: ‚Der Weiberfeind', bemerkt er; „denn ist es nicht abgeschmackt, seinen Sohn Theophilus zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann?"

eine Bemerkung, die sehr auffällt, da in seiner eigenen Familie der Name Theophilus seit dem vorigen Jahrhundert gangbar war. Die Bezeichnung der „Miß Sara Sampson" als „bürgerliches Trauerspiel" veranlaßte ihn zum spöttischen Ausrufe:

„Mein Gott! Findet man in Gottscheds ‚Kritischer Dichtkunst' ein Wort von so einem Dinge? Dieser berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahr seinem lieben Deutschland die drei Einheiten vorgepredigt, und dennoch wagt man es auch hier, die Einheit des Orts recht mit Willen zu übertreten! Was soll daraus werden?"

Freilich hatte Gottsched vor vier Jahren bemerkt,

1755 man könnte die Comédie larmoyante viel eher bürgerliches oder adeliges Trauerspiel nennen, aber doch hinzugefügt, „wenn es ja eine solche Art von Schauspielen geben kann und soll"; Lessing setzte gerade das Englische bürgerliche Trauerspiel dem französischen rührenden Lustspiel als eigene Gattung entgegen, und konnte demnach mit Recht sagen, daß sich bei Gottsched davon kein Wort finde.

Die Gottschedianer fühlten sich durch ihre Mißerfolge so entmuthigt, daß sie nicht wagten, der neuen Schöpfung des gefürchteten Lessing beherzt entgegenzutreten. Michaelis, der schon am 2. Juni die beiden neuen Bände rühmend anzeigte, erklärte, nicht leicht etwas so Rührendes gelesen zu haben als „Miß Sara Sampson", die ihn mit Schauder und Vergnügen erfüllt habe; die Lehre, daß der, welcher selbst Vergebung wünschen muß, vergeben soll, sei unvermerkt angebracht und da, wo man sie nicht erwartete, in einem sehr starken Lichte vorgestellt. Wenn Lessing den Zusammenhang der wiederfahrenen und ertheilten Vergebung der Heldin nicht von ihr selbst aussprechen lasse, so steigere dies noch den Eindruck, und es sei um so angenehmer, wenn dieser beim Leser selbst entstehe. Daß das Stück auf Richardsons „Clarissa" beruhe, entging Michaelis nicht. Wie auf diesen, so machte es auch auf Lessings nähere Freunde einen großen Eindruck. Aber nun mußte es noch die Probe der Bühne bestehen. Die vier ersten Bände der „Schriften" waren so gut gegangen, daß schon zwei neue Abdrücke davon hatten erscheinen müssen, und auch die beiden letzten wurden bald neu gedruckt.

Seit dem 4. Mai spielte Schuch wieder in seiner Bude; sein Repertoire war ziemlich dasselbe wie im vorigen Jahre,

aber unter der Gesellschaft befanden sich jetzt der geniale 1755
Eckhof und dessen Gattin. Nach der Vorstellung des „Essex", am 3. Juni, in welchem Eckhof die Titelrolle spielte, hielt Frau Schuch eine Rede, die Lessing in Alexandrinern gedichtet. Von den Zuschauern sagte er hier, Geschmack und Ernst und, was nur Weise rühre, die Tugend und ihr Lohn habe sie ins Trauerspiel geführt. Am Schlusse hieß es:

Schämt Euch der Wehmuth nicht, die feucht im Auge schimmert,
Gönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch, unbekümmert,
Ob Wesen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug
Den Panzer um das Herz mit süßer Macht zerschlug!
Die Gottheit des Geschmacks zählt jedes Kenners Zähre
Und hebt sie theuer auf zu sein und unsrer Ehre.
Zu unsrer Ehre? Ja! als Theil von unserm Lohn
Durch der Gebärden Reiz, durch Mienen, Tracht und Ton
Und durch die ganze Kunst ruhmvoller Heuchlergaben,
Der Tadelsucht zum Trotz, sie Euch erpreßt zu haben!

Aber trotz seiner Verbindung mit der Schuchischen Gesellschaft ließ er seine „Miß Sara Sampson" nicht durch diese, sondern durch die Ackermannsche aufführen, die auf ihrer Reise von Magdeburg nach Königsberg vom 29. Mai bis zum 7. Juni fünf Vorstellungen auf dem Rathhause gab. Lessing sah die ausgezeichnetste Schauspielerin der Zeit, Sophie Charlotte Ackermann, als Jokaste in Voltaires „Oedipus" und als Heldin in Racines „Iphigenie". Ihr Gatte war, wenn auch kein vorzüglicher Schauspieler, doch ein trefflicher Direktor. War dies die Ursache oder wollte Lessing sein neues Stück nicht zuerst in Berlin gespielt sehen, er gab Ackermann die „Miß Sara Sampson", der sie in Frankfurt an der Oder, das er zur Messe besuchte, aufzuführen versprach. Am 9. Juli reiste er nach

1755 Frankfurt, wo am folgenden Tage sein neues Stück, bei dessen Probe er selbst den Schauspielern einzelne Winke geben konnte, zur Aufführung kam. Die Vorstellung, die von 4 bis 10 Uhr dauerte, wurde mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und mit allgemeinem Beifall belohnt. Frau Ackermann verfehlte nicht, als sie am Schlusse den Zuschauern ihren Dank aussprach, auch des Dichters zu gedenken, auf dessen Gegenwart sie hindeutete. Lessing fühlte sich durch die Aufführung sehr gehoben. Ramler berichtet, er habe nach der Rückkehr den Entschluß ausgesprochen, sein nächstes Stück in reimfreien Jamben zu schreiben, was schon El. Schlegel versucht hatte. Wahrscheinlich dachte er damals einen höhern Ton anzuschlagen, über das bürgerliche Drama hinauszugehen. Die Schuchische Gesellschaft blieb noch länger, doch scheint Lessing damals mit Eckhof nicht in nähere Verbindung gekommen zu sein, wie werthvoll ihm dies auch gewesen sein müßte, da er sich eben mit einem Werke über körperliche Beredtsamkeit trug und gerade hierüber Eckhof, der schon bei der Schönemannschen Gesellschaft eine Schauspielerakademie geleitet hatte, ihm manche Beobachtungen und Erfahrungen an die Hand geben und durch lebhaftes Besprechen der Sache ihn vielfach hätte fördern können.

Unterdessen hatte die Berliner Akademie am 5. Juni ihrem Präsidenten Maupertuis zu Gefallen, zu Sulzers Aerger, mit Stimmenmehrheit unter den eingelaufenen Preisschriften über Pope einer elenden Arbeit des Gerichtsrathes Reinhard in Neustrelitz, die den Optimismus von Leibniz verdammte, den Preis zuerkannt und ihr eine andere nachgesetzt, die gründlich den von Maupertuis gehaßten Leibniz vertheidigte. Lessing ließ seine und Men-

delsohns vortreffliche Abhandlung ohne Namen bei einem 1755
Danziger Verleger drucken, um nicht die Akademie gegen sich aufzubringen, doch sollte ihm diese Vorsicht nichts helfen; einige nannten ihn, andere Mendelsohn als Verfasser, und beide traf der Haß der Französischen Akademiker, ohne daß von irgend einer Seite der außerordentliche Werth dieses kühnen Angriffs auf Maupertuis, insonderheit der Scheidung des philosophischen Dichters vom Philosophen, anerkannt worden wäre.

Lessing hatte jetzt seine Absicht erreicht, sich als Kritiker und Dichter einen bedeutenden Namen zu schaffen; er hatte sich geachtet und gefürchtet gemacht, und durfte einer großen Wirkung seiner dramatischen Arbeiten entgegensehen, aber von einer seinen Wünschen und seiner glänzend bewährten Begabung entsprechenden Stellung war er fast weiter als je entfernt. Die in Berlin herrschenden Franzosen, die mit dem Vergötterer des Französischen Klassicismus, dem von ihm zu Tode gehetzten Gottsched, Hand in Hand gingen, haßten ihn und gaben sich den Anschein, ihn zu verachten. Schrieb ja noch später der Akademiker de Beausobre, dessen „Pyrrhonisme raisonnable“ Lessing Ende August freimüthig besprach, an Freund Gottsched, er kenne Lessing nur von Namen, der bei ihnen wenig bekannt sei, und dasselbe bei ihren Nachbarn verdiene; seine Schrift habe man lange einem Juden Moses zugeschrieben, und er wisse noch immer nicht gewiß, ob sie von Lessing sei, und er ist armselig genug, hinzuzufügen:

„Ich würde einen beauftragen, diesen beißenden Schriftsteller vorzunehmen (de donner quelques petits conseils).“

Mit den Freunden stand er auf bestem Fuße. Zu allen philosophischen Gesprächen fand er Mendelsohn immer

1755 aufgelegt. Leſſing hatte ſich in Folge ſeiner Gedanken über das Komiſche eine eigene Theorie des Lachens erſonnen, die er ausführlich darſtellen wollte. Auch unterhielt er ſich mit Mendelsſohn über ein bürgerliches Trauerſpiel, das er nach dem von der Schuchiſchen Geſellſchaft gegebenen „Doktor Fauſt" machen wollte, wobei dieſer nur meinte, er dürfe ſeinem Helden nicht den Namen laſſen; denn der Ruf: „O Fauſtus! Fauſtus! Fauſtus!" könnte das ganze Parterre lachen machen. Nicht der wirkliche Teufel ſollte hier eingreifen, ſondern „ein Erzböſewicht gegen einen Unſchuldigen die Rolle des ſchwarzen Verführers vertreten" und ſich zuletzt des über ihn gebrachten Verderbens freuen. Wenn Mendelsſohn an ſeinem dramatiſchen Plane Antheil nahm, ſo rieth Leſſing dem Freunde, zur Ausbildung ſeines Stils Rouſſeaus Abhandlung über die Urſachen der Ungleichheit unter den Menſchen zu überſetzen und ſeine Gedanken von der ſeltſamen Meinung dieſes Weltweiſen hinzuzufügen. Bei Leſſing traf Mendelsſohn zuweilen auch mit Nicolai zuſammen, doch bildete ſich noch kein näheres Verhältniß zwiſchen den beiden gemeinſamen Freunden. Mit Nicolai, deſſen „Briefe" man Leſſing in die Schuhe goß, wie man ihm auch Mendelsſohns „Geſpräche" zuſchrieb, wurde viel über Drama und Theater, Deutſche und ausländiſche Literatur verhandelt. Ramler wollte mit ihm eine Sammlung Ueberſetzungen Franzöſiſcher Stücke herausgeben, und auch ſonſtige Pläne wurden beſprochen. Ihn ſelbſt beſchäftigte die Ueberſetzung der Abhandlung des Abbé Du Bos von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten, die das zu Michaelis erſcheinende dritte Stück der „Theatraliſchen Bibliothek" einnehmen ſollte; ſie bildete den dritten Theil der „Kritiſchen Betrachtungen über die

Dichtkunst und Malerei" des Französischen Aesthetikers, 1755
welche Voltaire bewunderte, auch Sulzer sehr hoch stellte. Auch die Uebersetzung von Beckers „Bezauberter Welt" nebst einer gründlichen Darstellung der von der Unduldsamkeit der dagegen ins Werk gesetzten Verfolgung war noch nicht aufgegeben.

Doch bei allen vertrauten Verbindungen und aller vielseitigen Beschäftigung fühlte Lessing sich in Berlin beengt; es trieb ihn in die weite Welt, wo der Anblick neuer Gegenden, Anschauungen und Menschen ihn erfrische, ihn der Genuß ausgezeichneter Theater und reicher Kunstsammlungen erfreue, von denen er manche Glückliche so viel rühmen hörte. Da war er denn nicht ganz abgeneigt, auf Sulzers Vorschlag einzugehen, einen jungen Schweizer auf Reisen zu begleiten, wie sehr er auch fühlte, daß ihn eine Hofmeisterstelle schlecht kleiden werde. Aber sein Drang nach einer neuen Umgebung war so mächtig, daß er ihm nicht länger zu widerstehen vermochte, und so beschloß er, seine Stellung bei der Vossischen Zeitung aufzugeben und sich nach Leipzig zu begeben, wohin ihn das Theater und die reiche Bildung der Universitätsstadt zogen; Ostern gedachte er, wenn sich mittlerweile keine andere Aussicht verwirklichen sollte, nach Berlin zurückzukehren. Sein Landsmann Naumann sollte ihm seine Bücher aufbewahren; Mendelssohn erhielt blos die Spanischen, Italienischen und Holländischen, was diesen, der ihm doch mehr zu sein glaubte als der wunderliche kleine Bautzener, sehr verdroß. So verließ er den reichen Kreis seiner Freunde und die sich noch des vollen Friedens freuende Königsstadt Mitte Oktober. In der Landkutsche, die ihn nach dem aus-

1755 erwählten Lande der reinſten Deutſchen Sprache führen ſollte, ſtritt ſich ein junger luſtiger Schweizer mit einem Oeſtreicher über den Werth ihrer Mundarten; das war wenigſtens eine angenehmere Geſellſchaft als der Scharfrichter in Gellerts berühmtem Landkutſchbriefe.

Viertes Buch.

Störung durch den Krieg.

1.

Leipzig, das Leſſing nach mehr als ſieben Jahren wiederſah, ſollte ihm, als er ſich eben aufs neue in die theatraliſche Laufbahn geſtürzt, die Erfüllung ſeines Wunſches gewähren, das Ausland und deſſen reiche Schätze der Wiſſenſchaft und Kunſt in ruhigem Genuſſe kennen zu lernen; aber ſchon aus Holland trieb ihn ſein Mißgeſchick nach dem von den Preußen beſetzten Leipzig zurück, wo nicht allein bald alle Hoffnung auf die Fortſetzung der Reiſe ſchwand, ſondern auch die politiſchen Gegenſätze zu einer barſchen Auflöſung des Reiſevertrags führten, der einen leidigen, ihn lange von Berlin zurückhaltenden Prozeß zur Folge hatte. Gerieth er auch dadurch in bedrängte Verhältniſſe, die ihm um ſo drückender waren, als er die Seinigen nicht unterſtützen konnte, ſo erhob ihn doch die edle Freundſchaft Kleiſts, der, wie er bezeichnend ſagt, mehr als Dichter und Soldat war; mit 1755

1755 den beiden Berliner Freunden blieb er geistig verbunden, und seine, auch bei allem Drucke und aller Zerstreuung nie ruhende Forschung hielt ihn in lebendiger Frische und fortschreitender Entwicklung. Freilich konnte er keine eigenen Werke zu Tage fördern, doch wirkte er für die der Freunde, ermunterte Kleist zu neuen Dichtungen, war der gute Genius der einzigen volksthümlichen Dichtung der Zeit, der „Lieder eines Preußischen Grenadiers", dichtete nicht allein neue Fabeln und ersann eine eigenthümliche Theorie derselben, auch auf seinem eigentlichen Gebiete, dem Drama, schritt er fort, ja er wandte sich jetzt zuerst der Altdeutschen Dichtung zu.

Sein alter Freund Koch leitete seit Ostern 1751 das neu eingerichtete Theater in Quandts Hofe. Zu dem Lessing schon von Berlin aus bekannten begabten, jungen Schauspieler Brückner, der als Barnwell in Lillos „Kaufmann von London" großen Beifall gefunden hatte, bildete sich ein näheres, dessen Ausbildung sehr förderndes Verhältniß. Der früher steife und ungewandte Weiße, seit fünf Jahren Hofmeister eines Grafen von Geyersberg, war durch eifrig betriebene körperliche Uebungen gewandt und geschmeidig geworden; auch hatte er in dramatischer Behandlung eine besondere Leichtigkeit erlangt, deren sich Koch zu seinem Zwecke geschickt bediente. Lessing hielt so wenig von Weißes theatralischer Geschäftigkeit, wie von seiner sonstigen Reimfertigkeit, und er verhehlte ihm nicht, daß er nie etwas Bedeutendes leisten werde, wenn er sich nicht das Arbeiten schwerer mache. Ihn bei der Bühne auszustechen und selbst Theaterdichter zu werden, konnte ihm nicht in den Sinn kommen; er dachte sich nur an der Anschauung der Bühne und im lebendigen Zusammenleben

mit den Schauspielern heranzubilden. Breitenbauch, der 1755
auch zur Meßzeit Leipzig besucht hatte, erzählte Mendelssohn so viel von Lessings „Leben unter den Schauspielern", daß es diesem, der den Freund gern für die Philosophie gewonnen hätte, herzlich bange um ihn wurde. Da er nichts von sich hören ließ, schrieb er ihm:

„Ich habe eine sehr gute Meinung von diesen Leuten [den Schauspielern], aber der beständige Umgang mit ihnen, ich will mich deutlicher erklären, der beständige Umgang mit denjenigen, die erst in den neuern Zeiten die Freiheit erlangt haben, auf der Bühne zu erscheinen (?), macht, daß ich nicht sehr ruhig sein kann, weil ich immer besorge, Sie hätten hier ruhiger sein können als in einer solchen geschäftigen Gesellschaft."

Und doch fand sich Lessing hier gerade in seinem Elemente: es drängte ihn, auf die Schauspieler zu wirken und in frischer Wechselwirkung von ihnen zu lernen. Zunächst dachte er gar nicht an die Vollendung seines bürgerlichen Trauerspiels „Faust", er wollte nur das rückständige Stück seiner „Theatralischen Bibliothek" liefern. Dazu kamen ihm die achtundzwanzig Komödien Goldonis sehr gelegen, in denen er viel Gutes, auch ziemliche Regelmäßigkeit fand; er entschloß sich, aus ihnen einen Auszug zu geben. Dabei aber fühlte er sich getrieben, den Entwurf einer Umgestaltung einer derselben zu einem regelmäßigen Stücke zu machen, wobei er bedacht war, alles Ueberflüssige wegzulassen, das übrige besser zu verbinden und durch eigene Erfindung einen lebendigern Fluß in das Ganze zu bringen, ja er begann das Stück auszuführen, und da es ihm zu gelingen schien, wollte er nun auch noch fünf andere sogleich in derselben Weise behandeln und sie zusammen nächste Ostern erscheinen lassen. Koch sollte das erste, „Die glückliche Erbin", spielen, damit er sehe, ob er „sich etwas

1755 darauf zu Gute thun" dürfe. Ein Verleger war in dem Buchhändler Reich gefunden, mit dem er durch Weiße bekannt geworden. Dieser, zu Laubach in der Wetterau im Jahre 1717 geboren, hatte London kennen lernen, dann einer Buchhandlung in Stockholm vorgestanden; eben war er in die dem Verfalle nahe Buchhandlung der Erben des Hofraths Weidmann getreten, die er durch glückliche Unternehmungen zu heben suchte. Dieser war es auch, der Lessing einem jungen, unabhängigen Kaufmannssohne, Christian Gottfried Winkler, dem Besitzer eines der stattlichsten Häuser, der Feuerkugel auf dem neuen Neumarkt, als Reisebegleiter empfahl. Der vornehme Leipziger fand an dem zwei Jahre ältern lebhaften und geistvollen Schriftsteller großes Gefallen, und so wurde der Vertrag abgeschlossen, wonach Lessing während der auf drittehalb bis drei Jahre, von Ostern 1756 ab, festgesetzten Reise durch Holland, England, Frankreich und Italien jährlich 300 Thaler, freie Wohnung, Kost und Reisegeld erhalten sollte. Wer war glücklicher als der mittellose Pfarrerssohn, der jetzt nicht allein das gebildete Europa auf beste Weise kennen lernen, sondern auch die Seinigen noch von seinem Jahresgehalte unterstützen konnte!

„Ich werde nicht als ein Hofmeister", schrieb er an Mendelssohn, „nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knabens, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich mir sie nur selbst werde machen wollen .... Er ist geneigt, mir alle Einrichtung zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereiset sein."

Es ist bezeichnend für Lessing, daß er keinen schriftlichen Vertrag abschließen wollte, sondern dazu erst durch

das Andringen eines alten Bekannten, des Acciseinspektors 1755
Saal, bestimmt wurde, eines auch literarisch bekannten Mannes, der Lessing als Freund noch höher schätzte wie als Dichter.

Zu Gellert, dem grämlichen, ängstlich frommen, in sich und seinen Einfluß eingesponnenen Professor, den Lessing mehrfach besuchte, konnte sich kein näheres Verhältniß bilden. Einmal war Lessing Zeuge, wie dieser einen jungen, nach Paris reisenden Baron bät, ihn zu vertheidigen, wenn man dort etwas Böses von ihm sagen sollte.

„Wie nennen Sie so eine Bitte?" äußerte Lessing gegen Kamler. „Naiv oder albern? Herr Gellert ist sonst der beste Mann von der Welt."

Noch immer herrschte in Leipzig Gottsched als Wächter des Deutsch-Französischen Parnasses, wenn auch sein Einfluß auf das Theater seit der Einführung des von ihm verfehmten Singspiels zu Ende war und er selbst von seinen Amtsgenossen verspottet wurde. Die Professoren Christ und Platner hatte er vergeblich wegen einer Beurtheilung in den „Commentarii Lipsienses litterarii" zu Dresden verklagt; er wollte auch Lessing verfolgen, weil er diesem Wielands „Ankündigung einer Dunciade" zuschrieb, doch ließ er sich durch die Vorstellungen der Gräfin von Bentinck davon abbringen.

Der Druck der sechs Komödien nach Goldoni hatte bereits begonnen, mußte aber beim zweiten Bogen aufhören, da Lessing nicht weiter gekommen war und durch die dringendsten Vorstellungen Reichs, der das begonnene Werk zu Ostern bringen wollte, sich auch durch die bevorstehende Abreise Lessings bedroht sah, nicht zur Fortsetzung zu bewegen war. Dieser hatte eben die Lust an

1756 der Arbeit verloren, da die rasche Vollendung des ersten für die Aufführung bestimmten Stückes ihm in Folge mancher Abhaltung und Anziehung nicht gelungen. Vor allem wollte er sich auf die große Reise vorbereiten, besonders in Bezug auf bildende Kunst, in deren Kenntniß er sehr zurück war. Hierbei kamen ihm der Rath und die Kenntnisse des in alter und neuer Kunst bewanderten, vielgereisten Christ trefflich zu statten. Als Koch „Miß Sara" zur Aufführung bringen wollte, dazu aber eine Kürzung für nöthig hielt, konnte sich Lessing dazu nicht verstehen, und er empfahl dazu Weiße, doch war er gern bereit, den Schauspielern bei der Einübung ihrer Rollen beizustehen. Da er die in einer Englischen Zeitschrift des Irischen Predigers William Law 1729 erschienene „Ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben" sehr gerühmt fand, entschloß er sich, diese zu übersetzen, um seiner frommen Schwester, die von allen weltlichen Schriften nichts wissen wollte, damit eine Freude zu machen.

Nur zu bald sollte er Winklers Unentschlossenheit und Wankelmüthigkeit kennen lernen. Sie hatten verabredet, vor der großen Reise die Winkler noch unbekannte Preußische Hauptstadt zu besuchen, wo Lessing die Freunde vor seiner längern Abwesenheit noch einmal zu begrüßen gedachte; aber Winkler änderte plötzlich seinen Entschluß. Um die reichen Kunstschätze Dresdens kennen zu lernen, ging Lessing allein auf einige Tage in das unter Brühls Vergeudung blühende Dresden. Hier lernte er auch den acht Monate jüngern Chemnitzer Christian Gottlob Heyne kennen, der damals die unbedeutende Stelle eines Kopisten auf der Bibliothek des Ministers von Brühl versah. Zu seiner

höchsten Freude fand er hier seine so viele Jahre nicht 1756
wiedergesehenen Eltern, die hierher gekommen waren, um sich mit einem Freibergischen Prediger zu vergleichen, der sie um eine ansehnliche Erbschaft gebracht hatte; der Vater, wie sehr er auch des Geldes bedurfte, ließ sich, um nicht einem Geistlichen vor Gericht seine Betrügereien nachweisen zu müssen und so den Stand zu schänden, mit einer geringen Summe abfinden. Gotthold mußte den Eltern nach Kamenz folgen, wo seine Ankunft die größte Freude bei den Geschwistern und Verwandten erregte, er auch vor der großen Reise womöglich noch einmal zum Abschied sich einzustellen versprechen mußte. Bruder Theophilus hatte noch ebenso wenig eine Anstellung als er selbst; Gottfried sollte zu Ostern die Universität Leipzig besuchen; von den übrigen war nur der jüngste, sehr klein gebliebene Bruder Erdmann anwesend, an den nichts zu bringen war. Schwester Salome war höchst erfreut über den zu einem so schönen Manne gereiften und so sehr berühmt gewordenen Bruder, der ihr ein Geschenk von Leipzig zu schicken versprechen mußte. Noch lebten zwei Oheime, der Buchbinder und der Acciseinspektor, der sich von der „wehe thuenden" Unterstützung des Bruders zurückgezogen hatte. Des Vaters Halbbruder, der Bürgermeister, war schon fünf Jahre todt, von seinen Söhnen nur noch der jüngste am Leben, der aber auswärts lebte. Am Markte führte noch der Neffe des Großvaters das Handelsgeschäft. In Hoyerswerda fand Gotthold seinen Vetter Theophilus Lessing, der 1749 Nachfolger seines Vaters geworden war und die ganze Herrschaft in Pacht genommen hatte, seit fünf Jahren mit der „schönen Weidlich" (Rahel Christiane Weidlich), Tochter eines Justizamtmanns aus Rochlitz, verheiratet, die ihn

1756 bereits mit einer Tochter und einem Sohne beſchenkt hatte. Wir geben nachſtehend die Bildniſſe des allgemein geachteten Ehepaares, von dem ſich eine zahlreiche Nachkommenſchaft erhalten und ſich in der Verwaltung, der Rechtspflege und dem Militär ehrenhaft bewährt hat. Der

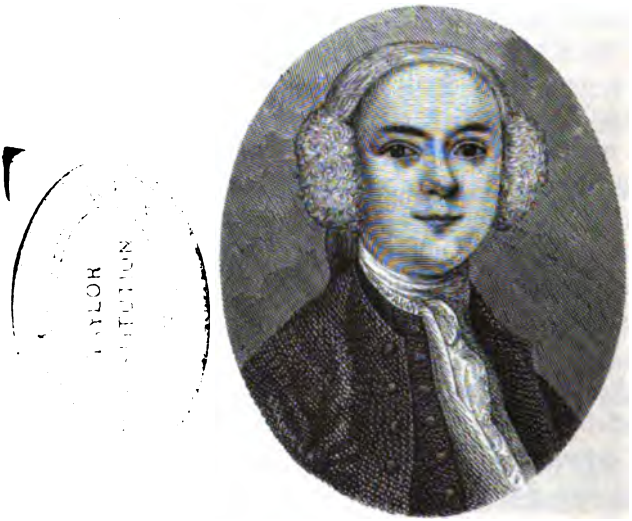


Abb. 15. Theophilus Leſſing.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

zweite Sohn dieſer Ehe war der Sächſiſche General Heinr. Aug. von Leſſing. Im Amtshauſe zu Hoyerswerda ſah man im großen Saale auf einer Fenſterſcheibe den Spruch eingeritzt: „Nunquam ego neque pecunias neque tecta magnifica neque opes neque imperia in bonis [duxi]“ („Nie habe ich Reichthümer und Paläſte, Macht und Herrſchaft für ein Glück gehalten“). In der Familie ſchrieb man

dieſe Inſchrift Gotthold Ephraim zu; ſie könnte gerade in 1756
die Zeit des damaligen zweitägigen Beſuches von Kamenz
fallen. Sie iſt jetzt im Beſitze des auch um unſer Leben Leſ-
ſings vielverdienten Oberlehrers und Bibliothekars Klix in
Kamenz, eines ſehr eifrigen Leſſingforſchers.

Abb. 16. Rahel Chriſtiane Leſſing.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Am 19. März kehrte Leſſing nach Leipzig zurück, doch
ſchon zwei Tage ſpäter reiſte er mit Weiße über Alten-
burg nach Gera. In Altenburg lebte Weißes verheiratete
Schweſter. Leſſings Tagebuchaufzeichnungen über dieſe
Reiſe ſind verloren gegangen. Als er vierzehn Tage ſpäter
wieder in Leipzig eintraf, nahm er ſeine Wohnung bei
Winkler, aber die nahe Abreiſe ward bald wieder zwei

1756 Wochen verſchoben, wie er dem Vater am 9. April meldete. Dieſem verſprach er, wenn Gottfried gleich nach den Feiertagen (Oſtern fiel damals auf den 18. April) nach Leipzig komme, bei deſſen Einrichtung helfen und ſo viel als möglich für ihn thun zu wollen. Ein ſchickliches Logis, könne er nun ein freies bekommen oder nicht, wolle er auf den Tag ſeiner Ankunft bereit halten, den er deshalb vorher melden möge. In einigen Tagen wolle er nach Halle reiſen. Bis jetzt ſtehe feſt, daß er mit Winkler auf mehrere Wochen nach Dresden komme; in dieſem Falle werde er ganz unfehlbar auf acht Tage Kamenz beſuchen.

Gleich darauf hatte die Aufführung der „Miß Sara" auf der Kochiſchen Bühne großen Erfolg; es war der höchſte Triumph eines freiern Aufſchwunges der Schauſpielkunſt, der in dieſem Stücke außerordentliche Aufgaben geſtellt waren. Der Beſuch von Dresden kam, Dank Winklers Unentſchloſſenheit, nicht zu Stande; auch der Antritt der Reiſe verzögerte ſich noch ein paar Tage. Kurz vorher ſah Leſſing noch einmal Freund Naumann, der leider jetzt ganz in ſeine Hirngeſpinnſte eingeſponnen war. Die Tollheit, ſich die Seele ernſtlich als eine Baßgeige vorzuſtellen, mußte einen ſo hellen Geiſt wie Leſſing erbittern.

Der Weg führte zunächſt über Magdeburg nach Halberſtadt, wo Gleim beſucht ward. Auf deſſen Anrathen „kletterte Leſſing den alten Juden herauf und ſtreichelte ihm den ſteinernen Bart, ob er ſich gleich ſeines Schwindels nur allzu wohl bewußt war". In Braunſchweig wurden die Kunſtſammlungen des Muſeums beſucht, wie das noch auf der Bibliothek aufbewahrte Fremdenbuch bezeugt. Auch machte er hier die Bekanntſchaft ſeines Verehrers, des Kammerherrn von Kuntſch, der ihn auf ſeinen Wunſch

Abends nach dem Theater der Schauſpielerin Meziere vor- 1756
ſtellte. Die Wolfenbütteler Bibliothek hatte für ihn einen eigenthümlichen Reiz. Weiter ging es über Hildesheim, Hannover, Zelle und Lüneburg. Ueberall wurden die Kunſtkabinette und die ſonſtigen Merkwürdigkeiten beſchaut. In

Abb. 17. Konrad Eckhof.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Hamburg, wo Leſſing zum erſtenmal Seeluft und Seeleben anwehten, zog ihn vor allem die Schönemannſche Truppe an. Diesmal kam er Eckhof näher, in dem er den erſten großen Schauſpieler bewunderte. Weiße hatte ihm drei ſeiner Stücke mitgegeben, die er ändern und mit Eckhof beſprechen ſollte. Aber der Koffer, in welchem ſie verpackt

1756 waren, kam erſt acht Tage vor der Abreiſe an, und obgleich Eckhof Leſſing mehrmals bat, die von ihm beabſichtigten Aenderungen in Weißes „Juliane“ vorzunehmen, ſo hatte dieſer doch Beſſeres zu thun.

Abb. 18. Friedrich Gottlieb Klopſtock.
Nach dem Gemälde in der Gleimſchen Sammlung.

„Die Vergnügungen hier in Hamburg haben ihn vermuthlich davon abgehalten“, ſchrieb Eckhof an Weiße, „oder er gibt mir vielleicht in der Nachläſſigkeit nicht viel nach .... Des Herrn Magiſter Umgang hat mich ungemein ergetzt. Wie vielen Dank bin ich Ihnen für die Bekanntſchaft eines ſo braven Mannes ſchuldig! Wo er mir nicht geſchmeichelt hat, ſo iſt er mit meinem Spiel ziemlich zufrieden geweſen.“

Klopſtock war damals bei den Eltern ſeiner Meta zum Beſuch. Leſſing, der ſeinen Bruder Ernſt in der Weid-

mannschen Handlung kennen gelernt hatte, traf freundlich 1756
mit dem Dichter des „Messias" zusammen, dem er über seinen Bruder auf sein dringendes Verlangen, die Wahrheit zu sagen, Gutes berichten konnte. Klopstock durfte Lessing mit vollem Recht als seinen Verehrer betrachten, hatte er sich auch mit manchem nicht einverstanden erklärt. Nahe traten sie sich damals nicht, ja von ihren eigensten Angelegenheiten war nach Klopstocks Weise kaum die Rede.

Auf der Weiterreise über Bremen und Oldenburg nach Emden war Lessing lebhaft mit dem Wesen des bürgerlichen Trauerspiels beschäftigt. Eine Menge einzelner Gedanken schrieb er auf, zunächst veranlaßt durch Nicolais Absicht, in seiner beabsichtigten „Bibliothek der schönen Wissenschaften" eine Abhandlung über das Trauerspiel zu bringen. Der treuherzige Mendelssohn und der lebhafte Nicolai schwebten ihm oft vor der Seele; sein innigster Wunsch war, diese möchten auch unter sich Freunde und zwar genaue Freunde werden. Herzlich gedachte er auch der Seinigen; für das Fortkommen des in Leipzig studirenden Bruders war er ein wenig bange; er hatte ihm auf Michaelis 10 Thaler auf Winklers Rechnung versprochen und dachte ihm auch etwas durch den Buchhändler Voß zukommen zu lassen. Der Schwester wollte er jetzt von der Reise das versprochene Geschenk senden.

Am 29. Juli kamen die Reisenden über Gröningen und den Zuyderse in Amsterdam an. Nachdem sie sich in dem merkwürdigen, dem Meere abgerungenen Lande und dessen reichen Natur- und Kunstsammlungen genauer umgesehen, wollten sie im Oktober nach England fahren. Aber mitten in den Genuß des Schauens schlug die Kunde ein, daß der Preußenkönig dem von seinen verbündeten

1756 Feinden im nächſten Frühjahr ihm drohenden Streiche zuvorgekommen und, eingedenk der ſchwierigen Lage, in welche Sachſen ihn im zweiten Schleſiſchen Kriege verſetzt hatte, in daſſelbe eingerückt ſei, um es zum Stützpunkt ſeines Einfalls in Böhmen zu machen. Am 29. Auguſt hatte Friedrich die Sächſiſche Grenze mit der Erklärung überſchritten, das ungerechte Verfahren und die gefährlichen Abſichten des Wiener Hofes hätten ihn genöthigt, die Waffen zu ergreifen und ſeinen Weg durch Sachſen zu nehmen, da er ſich vorſehen müſſe, daß die Vorgänge von 1744 und 1745 ſich nicht erneuerten, doch wünſche er nichts eifriger, als die baldige Wiederherſtellung des Friedens und die Wiedereinſetzung des Königs von Polen in den ruhigen Beſitz ſeines Landes. Die „Feſtung" Leipzig wurde ſofort beſetzt. Der Preußiſche Kommandant, General von Hauſen, nahm in Winklers Hauſe Quartier. Ungeheuer war die Beſtürzung der Stadt; der Schreck koſtete Chriſt, der damals Rektor der Univerſität war, das Leben; an ſeine Stelle trat Gottſched. Kaum hatte Winkler in der Amſterdamer Zeitung die überraſchende Kunde geleſen, als er ſofort auf kürzeſtem Wege zurückzukehren beſchloß. Gegen Ende September, zu der diesmal von unerwarteten Gäſten belebten Meſſe, waren die Reiſenden wieder in Leipzig. Das von Friedrich dem Könige von Polen und Kurfürſten von Sachſen angebotene Schutz- und Trutzbündniß hatte dieſer abgelehnt, die vier in Polen ſtehenden Sächſiſchen Regimenter als Oeſtreichiſche Hülfstruppen nach Böhmen geſandt, während ſeine übrigen Truppen im Lager bei Pirna von den Preußen eingeſchloſſen gehalten wurden. Es war der entſetzlichſte Wirrwarr.

2.

Leſſing wohnte vorab im Winklerſchen Hauſe, da man 1756
die Reiſe ſpäteſtens im Frühjahr fortzuſetzen hoffte. Doch wurde ihm die Zeit ſchrecklich lang; hatte ja die Kochiſche Truppe Leipzig verlaſſen, und er ſelbſt fühlte ſich „bis zur Verwirrung zerſtreut“, ſo daß er an gar nichts recht denken konnte. Seine Sehnſucht zog ihn nach den Berliner Freunden, mit denen er auch auf der Reiſe in ſteter Verbindung geblieben und die zu ſeiner Freude jetzt wirklich näher verbunden waren, ja Mendelsſohn war Mitarbeiter an Nicolais „Bibliothek“. Einen oder zwei Wintermonate hoffte er noch mit ihnen zu verleben. Nicolai überraſchte ihn mit der Meldung, er habe der Handlung ganz entſagt, um mit einem mäßigen Einkommen allein den Wiſſenſchaften zu leben, und er lud ihn ein, zu ihnen nach Berlin zu kommen.

„Geſegnet ſei Ihr Entſchluß, ſich ſelbſt zu leben!“ erwiederte Leſſing. „Um ſeinen Verſtand auszubreiten, muß man ſeine Begierden einſchränken. Wenn Sie leben können, ſo iſt es gleich viel, ob Sie von mäßigen oder von großen Einkünften leben. Und endlich ſind Plätze in der Welt, die ſich beſſer für Sie ſchicken als die Handlung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Einladung annehmen könnte! Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unſerm Freunde zubringen als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und haſſen kann.“

Englands ſtolze Eigenſucht ſtieß ihn ab, aber zur Erweiterung ſeiner Kenntniß war ihm die Fortſetzung ſeiner Reiſe ſo förderlich, daß er ſie nicht aufgeben mochte, wenn ſie ihm auch kein ſo ruhiges und behagliches Leben bot, wie der innige Verkehr mit den Freunden in Berlin oder im Sommer in einem Garten bei der Stadt. Nicolai ſtand damals auch mit dem Pariſer „Journal étranger“ in Ver-

1756 bindung. Als der Chevalier d'Arcq in dieſem Jahre die Leitung deſſelben übernommen, wählte er ſich zum Hauptberichterſtatter für Deutſchland Gellert, der auch Nicolai in Vorſchlag brachte. Dieſer ließ ſich auf Leſſings dringenden Wunſch dazu beſtimmen. So las man denn, freilich erſt im nächſten Märzhefte, von ihm einen Bericht über die Deutſchen Zeitſchriften, der Gottſcheds gar nicht gedachte, dagegen Leſſings „Theatraliſche Bibliothek" mit hohem Lobe erwähnte und den allgemeinen Beifall hervorhob, den ſeine Tragödien im Engliſchen Geſchmack gefunden. Leider ging das „Journal étranger" bald wieder in andere Hände über, die Gottſcheds Gegner ausſchloſſen. Doch Nicolai hatte ſich in ſeiner „Bibliothek" ſchon ein eigenes, Gottſched verneinendes Organ geſchaffen, deſſen Herausgabe freilich zunächſt auf Schwierigkeit ſtieß, weil der Buchhändler, der ſie übernommen (denn in der Buchhandlung ſeines Bruders ſollte ſie nicht erſcheinen, er ſelbſt wollte als Herausgeber verborgen bleiben), durch den Krieg kopfſcheu geworden war.

Den vorzüglichſten Gegenſtand der brieflichen Unterhaltung mit den Freunden bildete das Trauerſpiel. Nicolai theilte Leſſing den Inhalt ſeiner Abhandlung mit, welche als Zweck der Tragödie die Erregung von Leidenſchaften bezeichnete und auf die verſchiedenen Arten der durch ſie erregten Leidenſchaften eine neue Eintheilung des Trauerſpiels gründete. Leſſing nahm ſich des freilich von ihm eigenthümlich verſtandenen Ariſtoteles und des moraliſchen Zweckes gegen Nicolai an. Die einzige Leidenſchaft, welche das Trauerſpiel erregen ſolle, ſei das Mitleid; dieſe ſolle es beſſern, indem es die Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitere. Ebenſo verhelfe die Komödie zur Fertigkeit, alle

Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen, und wirke 1756
dadurch sittlich, da jene Fertigkeit das Verlangen errege, alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden. Aber nicht blos der Nutzen, auch das Vergnügen sei von beiden Dichtarten unzertrennlich, da die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens Vergnügen sei. Mendelssohn wandte sich besonders gegen Lessings Behauptung, Schrecken sei das überraschte, Bewunderung das entbehrlich gewordene Urtheil; auch bestritt er, daß der tragische Eindruck blos durch Mitleid erreicht werde. Lessing führte nun die Frage auf den Gegensatz zwischen Tragödie und Epos zurück, von denen dieses Bewunderung, jene Mitleid erregen solle; eine Tragödie, welche hauptsächlich auf Bewunderung ausgehe, sei ein dialogisches Heldengedicht. Kam es ihm ja zunächst darauf an, beide Dichtarten genau zu scheiden und seine Lieblingsvorstellung durchzusetzen, daß die Tragödie rühren solle.

Während er so voll rascher Lebhaftigkeit, die sich wie im Gespräche ganz der Eingebung des Augenblicks überließ, mit Mendelssohn und Nicolai verhandelte, hatte das Leipziger Leben durch die nach der Kapitulation der Sächsischen Armee einquartierten Preußischen Offiziere einen Reiz für ihn gewonnen. Er habe nun nichts weniger als Langeweile, schreibt er schon am 28. November an Mendelssohn, da er den größten Theil des Tages mit ihren Gästen zubringen müsse; denn nunmehr sei auch Leipzig nicht mehr von Preußischer Einquartierung verschont. Indessen wurden die Zustände immer trauriger, da die Einwohner ihren Widerwillen gegen die verhaßte Einquartierung und die empfindlich drückenden Lasten nicht verbergen konnten, der Krieg sich in die Länge zu ziehen drohte, der auch im günstigsten Falle der Stadt verderblich werden mußte. An

1757 Nicolai, dem die Erbtheilung und die Jahresrechnung der Handlung bisher viele Zeit und Mühe gekostet hatten, schrieb er am Anfange des neuen Jahres:

„Sie sehen doch nunmehr das Ende dieser Verwirrung? Wie viel schlimmer ist es mit mir, mit uns allen hier in Sachsen! Gott weiß es, wann ich meine Reise werde wieder antreten können. Und wenn ich es nur ungestört abwarten könnte! Aber so lebe ich hier in beständigem Zwange, und wenn mich die jetzigen Umstände auch kein Geld kosten, so kosten sie mich doch meine Zeit, das einzige, was ich Kostbares habe. Geduld!"

Zu der Unbehaglichkeit seiner Lage kamen längeres Unwohlsein und die Unmöglichkeit, sich zu einer Arbeit zu sammeln. Und nun sollte sich auch noch der böse Klatsch, der manchem ehrlichen Manne das Leben verbittert, dazu gesellen. Man schrieb Lessing das wider Sachsen gerichtete „Schreiben eines Großvaters" zu, was ihm den Unwillen seiner Sächsischen Landsleute zuziehen mußte, während man ihn zu Berlin für den Verfasser des „Schreibens eines Buchdruckergesellen aus H. an seinen guten Freund in L." hielt, das Preußen scharf zu Leibe ging; letzteres hatte Heyne geschrieben. Die Fortsetzung der Reise war, wenn auch ins Ungewisse gerückt, noch immer nicht aufgegeben.

Unterdessen hatte Lessing, da seine Verhandlung mit einem Leipziger Verleger wegen Uebernahme von Nicolais „Bibliothek" mißlungen war, einen andern dafür gewonnen; er selbst erbot sich, da des Herausgebers Name geheim bleiben sollte, nicht allein zur Durchsicht des Druckes, sondern er wollte auch sonst ein wachsames Auge auf alles haben, in der Noth aushelfen, für die beizugebenden Portraits und die geschäftlichen Angelegenheiten sorgen. Gleichzeitig war er mit der Uebersetzung von Richardsons „Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten Aesopischen Fabeln" be-

schäftigt, zu denen er die Vorrede am 17. März schrieb. 1757
Die Arbeit, die er wohl auf Reichs Wunsch übernommen, führte ihn wieder zu eigenen Versuchen in der Fabel und, wie es in seiner gründlichen Art lag, zu Betrachtungen über diese Dichtart selbst.

Nicolais Abhandlung über das Trauerspiel, die den Anfang der „Bibliothek" bildete, dachte er eingehend zu beurtheilen, ja er wollte über den Gegenstand „ein ordentliches Buch" schreiben. Nicolai hatte in seiner Ankündigung einen Preis auf das beste Trauerspiel gesetzt. Lessing machte gerade damals die Bekanntschaft des seit zwei Jahren in Leipzig die Rechte studirenden, eben neunzehn Jahre alten Weißenfelsers Joach. Wilh. von Brawe, den er „wegen vieler guten Eigenschaften ungemein hoch schätzte". Dieser hatte ein Trauerspiel „Der Freigeist" geschrieben, auf das „Miß Sara" unverkennbaren Einfluß geübt. Lessing ermunterte ihn, sich mit dem Stücke um den ausgesetzten Preis zu bewerben. Er selbst schickte es an Nicolai, der ihm dagegen ein zu demselben Zwecke eingelaufenes Trauerspiel sandte, den von dem fünfundzwanzigjährigen Ansbachischen Hofrath Joh. Friedr. von Cronegk eingelaufenen „Kodrus", über den er sein Urtheil abgeben möge. Lessing war mit dem ganzen Plane des Stückes nicht zufrieden, und er entwarf in Gedanken einen andern.

Mittlerweile hatte er eine Bekanntschaft gemacht, die sein Herz tiefer als irgend eine andere ergriff und festhielt. Wir haben schon Kleists flüchtiger Berührung mit Lessing und seines Bedauerns gedacht, daß er den jungen Kritiker und Dichter während seines Potsdamer Aufenthaltes nicht gesehen. Kurz nach Lessings Entfernung von Berlin verfiel Kleist in düstere Schwermuth. Während

TAYLOR INST. OXFORD

1757 eines Anfalls bitterſten Lebensüberdruſſes lernte ihn Nicolai Weihnachten 1755 in Charlottenburg kennen, wohin ihn der vom Prinzen Heinrich ihm zum Begleiter und Wächter gegebene achtundzwanzigjährige Auditeur Joh. Joach. Ewald, ein reimfertiger Spandauer, eingeladen hatte, damit er ihm

Abb. 19. Ewald Chriſtian von Kleiſt.
Nach dem Gemälde von Hempel (1749) in der Gleimſchen Sammlung.

bei Kleiſts Beruhigung beiſtehe, die ihnen denn auch einſtweilen gelang. Aber Kränklichkeit und Lebensüberdruß verließen Kleiſt nicht, ſelbſt als der Krieg gegen Oeſtreich ihn begeiſterte. Am 20. Juli 1756 ſchrieb er von Potsdam an Gleim:

„Wenn ich meinen liebſten Gleim, meinen beſten unter allen Menſchen, noch einmal geſehen habe, dann will ich mich nachher ſchon

von den Franzosen todtschießen lassen, doch muß ich vorher selbst einige 1757
Bärenhäuter erlegt haben."

Er zog mit in Sachsen ein, wo er Zeuge der Uebergabe der Sächsischen Truppen bei Pirna war. Leider mußte er, da er sich in der Hoffnung, der König werde sein Corps mit nach Böhmen herüberführen, getäuscht sah, nach Zittau ins Winterquartier ziehen. Noch bitterer wurde er verstimmt, als er bei der längst erwarteten Ernennung zum Major vom Regimente des Prinzen Heinrich zu dem neuen, in Leipzig stehenden Hausenschen Infanterieregiment versetzt wurde. Lessing, der ihn bald unter den übrigen Offizieren kennen lernte, fühlte sich von seiner edlen, verdüsterten Heldenseele mächtig angezogen. Da Kleist gleich in der ersten Woche an einem katarrhalischen Fieber erkrankte, besuchte er täglich den Leidenden in seiner am Markte hinter der Hauptwache gelegenen Wohnung beim Kammerrath Faber. Der Auditeur Ewald kam damals durch Leipzig; er hatte seine Stelle in Dresden niedergelegt und reiste, da jemand ihn auf seine Kosten mitgenommen, nach England, wo er als Reisebegleiter bei einem vornehmen jungen Herrn anzukommen hoffte.

„Ich für mein Theil glaube, daß viel Unbedachtsamkeit bei diesem Unternehmen ist", schrieb Lessing damals an Nicolai. „Aber muß man nicht oft unbedachtsam handeln, wenn man das gute Glück anreizen will, etwas für uns zu thun?"

Je unerträglicher ihm sein eigener schwankender Zustand fiel, um so inniger hielt er sich an den ihm sein ganzes Herz öffnenden kranken Freund, dessen lebhafte Theilnahme und frische Geistigkeit ihn wunderbar erheiterten. Lessing führte Weiße und Brawe dem Genesenden zu. Auch Weißes und Lessings gleichalteriger Freund, der Rathsherr Karl Wilh. Müller, der sich selbst in Gedichten versucht

1757 hatte, eben eine „Brittiſche Bibliothek“ herausgab, geſellte ſich bald zu dem friſch belebten Kreiſe, wie ihn Leſſing ſein Leben lang liebte. Schon am 2. April mußte dieſer in Kleiſts Auftrage Gleim bitten, die Oſtertage den Freund zu beſuchen, der ſo ſehr nach ihm verlange und um dieſe Zeit völlig hergeſtellt ſei oder es durch ſeine Gegenwart werde. Gleim kam, und ſo genoſſen die Freunde die heiterſten, belebteſten Tage. Auch Klopſtocks Fanny, Fräulein Marie Sophie Schmidt, und deren reiche Muhme, Fräulein Weiß aus Langenſalza, waren zur Oſtermeſſe gekommen. Man beabſichtigte eine Verbindung Gleims, der einer unwürdigen Braut hatte entſagen müſſen, mit dem ganz unabhängigen Mädchen, die ihrem Gatten ſogleich zehntauſend Thaler zubringen werde. Aber dieſer hielt ſie für kokett, wogegen ſie Kleiſt, der ſie einige Zeit nach Gleims Abreiſe kennen lernte, ſo liebenswürdig fand, daß er meinte, wäre er zwanzig Jahre jünger, würde er ſelbſt ſie gern heiraten; auch Leſſing war überzeugt, daß ſie Ehre habe und ihm wahrhaft treu ſein werde.

Erſt nach Gleims Entfernung genas Kleiſt völlig; das Fieber hatte ihn ſo geſchwächt, daß er das Gehen wieder lernen mußte. Leſſing ſtand ihm dabei treu zur Seite, begleitete ihn auch auf ſeinen Spaziergängen und ſpäter auf ſeinen Spazierritten. Schon am 25. April ſchrieb Kleiſt an Gleim, er verrichte jetzt wieder ſeine Dienſte; wenn aber Leſſing nicht wäre, ſo würde er bei ſeiner ſchweren Arbeit gar kein Vergnügen in Leipzig haben. Abends verſammelte ſich meiſt der ſchon genannte Freundeskreis auf Kleiſts Zimmer, wo Leſſing und Brawe, der ein Anhänger des Philoſophen Cruſius war, in ihren philoſophiſchen Geſprächen oft ſo lebhaft aneinander geriethen,

daß Kleist und Weiße mit launigen Einfällen dem Streit 1757
ein Ende machen mußten. Auch mit den Kleist befreundeten Offizieren verkehrte Lessing viel. Unter ihnen befand sich der eben sein siebenundvierzigstes Jahr vollendende Bogislaus Friedrich von Tauentzien, der schon damals Lessing als biedere Seele, treuen Freund und muntern Lebemann schätzen lernte. Das Zusammenleben mit Kleist, dem freilich der angestrengte Dienst viel Zeit raubte, und den übrigen Offizieren nahm Lessing außerordentlich in Anspruch, so daß er Winkler darüber vernachlässigte, der dazu über dessen innige Verbindung mit den Feinden Sachsens verstimmt war, besonders da Lessing seine Bewunderung des viel geschmähten Friedrich, der mit Schlauheit und Heldenmuth den zu seinem Untergange verschworenen Feinden zuvorgekommen war, nicht verhehlen konnte, was für den geborenen Sachsen als unpatriotisch gelten konnte. Am ärgsten verstimmte die Leipziger Vornehmen die der Stadt aufgelegte hohe Kontribution von 90000 Thaler, deren Friedrich zu seinem Zwecke bedurfte, deren Eintreibung auch dem herrschenden Kriegsrecht entsprach, das von den Feinden noch ärger ausgebeutet wurde.

Bei seiner großen Zerstreuung konnte Lessing das in Aussicht gestellte Buch über die Tragödie nicht fördern, nur schrieb er Nicolai einige abgerissene Gedanken über das Trauerspiel, zu welchen ihn dessen gedruckte Abhandlung veranlaßt hatte. Am bedeutendsten war die Bemerkung, daß man die „Poetik" des Aristoteles nicht verstehen könne, wenn man nicht das zweite Buch seiner „Rhetorik" und seine „Sittenlehre an den Nikomachus" kenne. Lessing hatte das Bild Kleists stechen lassen, um es dem ersten Bande der „Bibliothek" vorzusetzen; aber dieser

1757 wollte nichts davon wissen, da er nur fünf Bogen habe drucken lassen und bei seinen Kameraden sich dadurch lächerlich machen würde. Da mußte denn der Dichter Hagedorn an seine Stelle treten.

Trotz aller Abhaltungen war Lessing indessen dichterisch nicht unthätig; er versuchte sich, durch Richardson angeregt, in prosaischen Fabeln und versenkte sich in die Theorie dieser Dichtart. Auch hatte ihn die Heldenbegeisterung von Kleist und Gleim so angeweht, daß er sich Pläne zu Oden entwarf. Am 8. Mai schrieb Kleist an Gleim:

„Herr Lessing küßt Sie. Er hat eine Ode in Prosa auf unsern König gemacht, so wie er als Sachse sie machen darf, und wird sie Ihnen selber schicken."

Es war der prosaische Entwurf einer Ode an Gleim, worin er diesen aufforderte, „seinen König, seinen tapfern, doch menschlichen, seinen schlauen, doch edeldenkenden Friedrich" zu besingen, während er selbst mit Aesopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren wolle. Als Gegenstand seiner Fabel bezeichnete er „ein Märchen vom blutigen Tiger", das die für Lessings Mitgefühl bezeichnende Andeutung enthielt, wie sehr das arme Sachsen leide. Weinte ja auch der Preußische Major Kleist mit, wenn er den weinenden Sächsischen Bauern das Korn aus der Scheune nehmen mußte. An eine Bekleidung dieses „Odengerippes" mit Fleisch und Blut dachte er wohl nicht, da er fühlte, daß ihm der eigentliche Odenschwung abgehe. Mochte auch Freund Weiße sich damals noch immer in „scherzhaften Liedern" ergehen und mit der Lesung der im nächsten Jahre unter jenem Titel erscheinenden Dichtungen, unter denen vieles Schwache war, den befreundeten Kreis unterhalten, er selbst hatte der lyrischen Dichtung

längſt entſagt, und wenn ſeine „Kleinigkeiten“ jetzt in einer 1757
neuen Auflage mit Benutzung der in ſeinen „Schriften“ getroffenen Auswahl erſchienen, ſo hatte er daran gar keinen oder nur geringen Antheil.

Schon anfangs Mai war es mit Winkler zum Bruche gekommen oder dieſer ſtand in nächſter Ausſicht. Leſſing brachte Kleiſt und andere Preußiſche Offiziere mit an die Wirthstafel, an welcher er mit Winkler und andern wohlhabenden Leipzigern ſpeiſte. Die Gegenwart der feindlichen Offiziere, die ihrer Bewunderung Friedrichs keine Feſſeln anlegten, drückte die Leipziger, die gern nach Herzensluſt ihren Jammer, Haß und Unwillen über die ſchwere, noch immer nicht bezahlte Kontribution ausgeſprochen hätten. So kam es, daß manche, die ſchon früher zuweilen ein durch den Widerſpruch hervorgerufenes freies Wort Leſſings verletzt hatte, von der Tafel wegblieben, was die Wirthin Winkler klagte, welcher darüber ſo aufgebracht wurde, daß er Leſſing kündigte und, wie es heißt, ihn zwang, noch denſelben Tag ſein Haus zu verlaſſen. Dieſer war nun entſchloſſen, von Leipzig, wo er ſein Herz nicht ausſprechen durfte, nach Berlin zurückzukehren. Schon am 8. Mai ſchrieb Kleiſt an Gleim:

„Vigiliren Sie doch auf eine Kriegsrathsſtelle in Ihrer Gegend für Leſſing, oder ſonſt auf eine konvenable Bedienung; er wird ſich in alle finden lernen; denn er hat Verſtand.“

Und fünf Tage ſpäter:

„Es ſoll in Berlin bei der Schloßbibliothek ein ſehr alter Bibliothekar ſein, der entweder bald ſterben oder einen Adiunktum haben muß, und Sack ſoll dazu kontribuiren können, daß Leſſing dieſen Poſten erhält. Schreiben Sie doch gleich an Sacken und Sulzer dieſerwegen. Es wäre nicht erlaubt, wenn wir Herrn Leſſing zum zweitenmal wegen Mangel des Unterhaltes aus unſerm Lande ließen.“

1757 Lessing hatte schon vorher an Gleim bei Uebersendung des Odengerippes geschrieben, er gehe künftige Woche nach Berlin und werde froh sein, wenn er nicht länger nöthig habe, es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König dennoch [trotz des schweren Druckes auf Sachsen] ein großer König sei. In Berlin, meinte Kleist, werde Lessing ganz andere Oden machen und er wolle darum das eingesandte Gerippe nicht in Verse bringen.

Die Reise nach Berlin kam nicht zu Stande. Winkler weigerte sich, die bedungene Summe zu zahlen, so daß Lessing gezwungen war, gegen ihn den Prozeß zu erheben, dessen Einleitung seine Gegenwart erforderte. Nun trafen auch die abschlägigen Antworten von Berlin ein. Sack, dem Kleist das „Odengerippe" geschickt hatte, erwiederte, schon vor mehr als drei Monaten sei die Stelle eines Adiunkten durch Stosch besetzt.

„Inzwischen mache ich es mir zur Pflicht und zum Vergnügen, auf alle Gelegenheiten, in denen ich dem würdigen Herrn Lessing nützlich sein könnte, aufmerksam zu sein, und würde ich mich gewiß recht sehr freuen, wenn ich bald dergleichen Gelegenheiten bekommen und etwas beitragen könnte, eine Eroberung dieser Art über das leichtsinnige Sachsen für das ernsthafte und ehrliche Brandenburg zu machen."

Noch weniger tröstlich lautete, bei aller scheinbaren theilnehmenden Anerkennung, der vier Tage früher, gegen den 25., von Sulzer einlaufende Bescheid.

„Es jammert mich recht", ließ dieser sich vernehmen, „daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein, und daß auch das wenige, was er verlangt, für ihn unmöglich wird. Hier möchte sich schwerlich eine Bedienung für ihn finden. Aber ich stehe in der Meinung, daß es leicht möglich wäre, sich hier durch die Feder ein gewisses, sehr solides Etablissement zu verschaffen. Ich habe schon lange die Idee von einer Art gelehrter Zeitung, die aber

anders als alle andern wäre, wodurch ein Beträchtliches könnte erworben werden. Ein solches Etablissement, dächte ich, wäre einem Amte weit vorzuziehen. Ich meinerseits schätze Lessing ebenfalls so hoch, daß ich mirs für ein wichtiges Verdienst anrechnen würde, etwas dazu beizutragen, ihn unserm Lande wiederzuschaffen; denn es ist billig, daß wir jetzt suchen so groß in Wissenschaften und Künsten zu werden, als wir in Waffen sind. Ich hätte große Lust, den Ton der Superiorität über die andern Deutschen anzunehmen, der dem nicht unähnlich wäre, den die Franzosen über andere annehmen. Dazu nun haben wir solche Männer, wie Lessing, nöthig!" 1757

Das hätte noch gefehlt, Lessing als Geschäftsredakteur unter der Aegide eines Sulzer, der Bodmer für den ersten Dichter hielt und Ramlers Versuche einer höhern, treffend bezeichnenden und wohllautenden Dichtersprache als nichtige Künstelei verachtete.

So blieb denn Lessing „in hundert Verwirrungen und Verlegenheiten" in Leipzig zurück. Ein gütlicher Vergleich ward dadurch unmöglich, daß Winkler aus Furcht, als Geißel für die Kontribution von Leipzig weggeführt zu werden, die Stadt verließ.

„Ich bin jetzt zu nichts geschickt, was Ruhe und Sammlung des Geistes erfordert", klagt Lessing an Nicolai.

So war denn auch die Möglichkeit schriftstellerischen Erwerbes ausgeschlossen, was ihn um so bitterer traf, als auch die Seinigen in Kamenz, das gleichfalls vom Kriege und anderm Elend litt, Unterstützung von ihm erwarteten. Nicolai, für den er sich so thätig erwies, hielt sich zurück, und den edlen Kleist mochte er nicht angehen. Diesen kränkte es, daß er in Leipzig zurückbleiben mußte, während seine Seele sich nach blutigem Heldenkampfe sehnte. Dabei gereichte ihm Lessing, der, obgleich selbst tief leidend, ihn zu erheitern suchte, zum herzlichsten Troste. Dieser widmete ihm eine prosaische Ode, in welcher er ihn zu einem

1757 Trauerſpiel über Seneca zu begeiſtern ſuchte und ihm nur dann erſt den Heldentod eines Schwerin wünſchte, wenn alle ſeine Freunde geſtorben, auch er ſelbſt,

„deiner Freunde ſpäteſter, der ich, mit dieſer Welt weit beſſer zufrieden als ſie mit mir, noch lange, ſehr lange zu leben denke".

Bei dem ins Humoriſtiſche fallenden Schluſſe ſchwebte Klopſtocks Ode an Ebert vor.

In ſeiner dringenden Noth lebte Leſſing nur ſeiner eigenen Fortentwicklung und der Förderung ſeiner Freunde, die er zur Dichtung ermunterte und durch lebhaften Antheil am Gelungenen erfreute. Kleiſt, der, wie er ſelbſt ſcherzte, gern auf die Bilderjagd ausging, wurde zu neuen Dichtungen begeiſtert, Gleims Grenadierlieder fanden in ihm den wärmſten Verbreiter und kritiſchen Würdiger, ſelbſt an Weißes ſcherzhaften Liedern nahm er Theil, während er in ſich brütete, da er den Freunden nicht zumuthen wollte, an dem, was ihn beſchäftigte, blos ſeinetwegen Antheil zu nehmen. Daneben beſorgte er Nicolais „Bibliothek", mußte des Verlegers Klagen über die „unfleißigen Autores" anhören, unterhielt ſich brieflich mit Mendelsſohn und Nicolai über ihre Beurtheilungen und Aufſätze, ja er ſteuerte ſelbſt, wenn es nöthig, einzelnes bei. Auch körperlich fühlte er ſich angegriffen; er litt an wiederkehrenden Fieberanfällen.

Nicolais „Bibliothek" hatte „Zwei Kriegslieder von einem Preußiſchen Offiziere. Mit Melodien, beim Klavier zu ſingen", angezeigt, die den reimfertigen Potsdamer Feldprediger Lieberkühn zum Verfaſſer hatten. Da zwei ähnliche, aber weit beſſere Geſänge eines gemeinen Soldaten Leſſing zu Händen gekommen, die ihm weder poetiſcher noch kriegeriſcher ſein zu können ſchienen, ließ er dieſe

unter der Ortsangabe „Im Lager bei Prag" abdrucken, 1757
wobei er die Ueberzeugung aussprach, daß sie gefallen
müßten und auswärtige Leser sich nicht an Dinge stoßen
würden, die der Verfasser als ein Mann sage, der die
Gerechtigkeit der Sache seines Königs voraussetzen müsse.
Daß Gleim sie gedichtet, wußte er wohl durch Kleist.
Dieser hatte, um auf das von Gleim begonnene Versteck-
spiel einzugehen, an ihn das erste Lied mit der Bemerkung
gesandt:

„Da bekomme ich von Berlin vor einigen Tagen einen „Schlacht-
gesang", mit dem Zusatze, daß ihn ein gemeiner Soldat gemacht habe,
der noch für jedes Regiment einen machen wolle.... Daß sich ein
Mann, ein gemeiner Soldat, der doch ohne Zweifel die Poesie weder
handwerksmäßig gelernt hat, noch darauf gewandert ist, solche vor-
treffliche Verse zu machen unterstehen darf!"

Nur das Merseburger Bier in der dritten Strophe
wolle ihm nicht recht zu Halse. Sollte der tapfere Dichter
noch leben, so müsse er ihm diese Zeile ändern; dann
solle das Lied mit der alten Lesart im Lager, mit der
neuen auf dem Parnasse gesungen werden. Schalkhaft
fragte er weiter, wie die Zeile etwa nach Gleims Ansicht
lauten könnte. Dieser sandte ihm ein gedrucktes, von dem-
selben Soldaten nach der Schlacht bei Prag gedichtetes
Siegeslied; ein drittes auf die Schlacht von Collin solle
auch gedruckt sein. Lessing und Kleist nahmen auch das
zweite Lied freudig auf, doch wurde Gleims Verbesserung
der Zeile durch eine andere ersetzt.

Mit den Berliner Freunden dauerte die schriftliche
Verbindung lebhaft fort. Auf Mendelssohns philosophische
Fragen ging Lessing gern ein, auch verhandelte er mit ihm
über die Fabel, wozu Gleims neu erschienene Fabeln und
seine eigenen den Stoff boten. Von letztern hatte er Men-

1757 delsohn mehrere gesandt, da Voß diesem verrathen hatte, daß er solche geschrieben. Auch mit Ramler, dessen Sprachsinn und Geschmack Lessing sehr schätzte, knüpfte er wieder an, als sein Verhältniß zu Winkler sich so leidig gelöst hatte.

„Da sehen Sie einmal, was mir der Krieg für Schaden thut!" schreibt er diesem mit bitterer Laune. „Ich und der König von Preußen werden eine gewaltige Rechnung miteinander bekommen! Ich warte nur auf den Frieden, um sie auf eine oder die andere Weise mit ihm abzuthun. Da nur er, er allein die Schuld hat, daß ich die Welt nicht gesehen habe, wär' es nicht billig, daß er mir eine Pension gäbe, wobei ich die Welt vergessen könnte? Sie denken, das wird er sein bleiben lassen! Ich denke es nicht weniger, aber dafür will ich ihm auch wünschen — — daß nichts als schlechte Verse auf seine Siege mögen gemacht werden! Was brauche ich das zwar zu wünschen? Es muß von selbst geschehen, wenn nur der Herr von Kleist und Sie mir versprechen wollen, keine darauf zu machen. O, versprechen sie mir es doch ja!"

Da Kleist noch immer nicht gestatten wollte, daß man sein Bild vor der „Bibliothek" bringe, so ließ Lessing dem zweiten Bande derselben das von Klopstock vorsetzen, das Bergeroth nach dem im Besitze Gleims befindlichen Gemälde stach (vgl. oben S. 198).

Wie gern wäre er nach Berlin zurückgekehrt, da ihn nur Kleist, der aber täglich der ersehnten Berufung gewärtig sein mußte, zu Leipzig festhielt. Vergeblich war dessen Versuch gewesen, ihm die erledigte Stelle eines Hofmeisters des jüngsten Prinzen von Preußen zu verschaffen. Er hatte sich deshalb an den ihm befreundeten Stallmeister des Prinzen August Wilhelm gewandt.

„Vielleicht ist die Religion im Wege, da Herr Lessing Lutherisch ist", schrieb er; „vielleicht ist auch im Wege, daß Herr Lessing kein Franzose oder Schweizer ist. Sollten aber diese beiden Punkte nicht hinderlich sein, so sehe ich nicht ab, wo man einen bessern Mann zu diesem Posten finden könnte. Herr Lessing hat so viel Moral als der

ältere Herr Beguelin, und weiß überhaupt so viel, als man wissen kann. 1757
Er spricht gut Französisch, kann Italienisch, Englisch und die todten Sprachen, hat dabei einen sehr edlen Charakter und sehr gutes Ansehen und natürliche, gute Manieren."

Doch was konnte dies alles helfen? Ganz anderer Dinge und besserer Empfehlungen bedurfte es. Auch konnte er augenblicklich Leipzig nicht verlassen.

„Ich sehe meinem Prozesse unter keinen vier Monaten ein Ende", schreibt er den 18. August an Mendelssohn; „meine persönliche Gegenwart ist nicht mehr dazu nöthig, und gleichwohl sehe ich mich anderer Dinge wegen hier zu bleiben gezwungen."

Was ihn in Leipzig fesselte, waren seine Schulden, was er keinem verrathen wollte als seinem guten Mendelssohn, der ihm mit 60 Thaler, die er freilich nicht auf einmal, sondern nur in zwei Zahlungen geben konnte, aus der dringendsten Noth half. Er litt wieder an seinem Fieber, als man in Leipzig einen Ueberfall von den Franzosen und Kroaten fürchtete. Kleist mußte der Stadt anzeigen, daß sie sich auf einen Monat mit Lebensmitteln zu versehen habe und daß Pallisaden errichtet werden würden. Häufig wurde er jetzt nach außen kommandirt, auch das in Leipzig errichtete Feldlazareth ihm übertragen, was er, da er schon so lange sich nach der Bethätigung seines Heldenmuthes in blutiger Schlacht gesehnt, äußerst bitter empfand. Lessing tröstete ihn mit dem ihm zu Herzen gehenden Spruche Xenophons, daß die Tapfersten auch die Mitleidigsten und Hülfebegierigsten seien, und erinnerte daran, daß die acht Pilgrime, die von Bremen und Lübeck ausgezogen, um gegen den Feind zu kämpfen, sich im gelobten Lande zuerst der Kranken und Verwundeten angenommen. Und doch bedurfte Lessing selbst des Trostes, besonders als er den großen König in die allerverzweifeltste

1757 Lage verſetzt ſah. Mußte dieſer es ja erleben, daß ſein geliebtes Berlin von Oeſtreichiſchen Truppen auf einige Stunden beſetzt und gebrandſchatzt wurde. Auch Leſſing wurde dadurch tief erſchüttert.

Abb. 20. Friedrich der Große.
Nach einem Stahlſtich von Bauſe.

„Was für ein unſeliges Ding iſt doch der Krieg!“ ſchreibt er den 22. Oktober an Mendelsſohn. „Machen Sie, daß bald Friede wird, oder nennen Sie mir einen Ort, wo ich die Klagen der Unglücklichen nicht mehr höre. Berlin wird dieſer Ort nun auch nicht mehr ſein. Vielleicht zwar hat ſich alles wieder zum Beſten geändert, ehe ich hinkommen kann.“

In demſelben Briefe äußert er: 1757

„Ich ſehne mich mehr, als Sie glauben können, bald wieder in Berlin zu ſein; denn das Leben, das ich hier führen muß, iſt allen meinen Abſichten und Neigungen zuwider.“

Abb. 21. Johann Chriſtof Gottſched.
Nach der Abbildung von Haid in Bruckers „Bilderſaal“ II (1742).

Wenige Tage vorher war Friedrich auf dem Wege nach Berlin in Leipzig geweſen, wo er ſich mit Gottſched, dem „Schwan von Sachſen“, unterhalten hatte. Gleich darauf ſchwebte Leipzig wieder in großer Gefahr. Franzoſen, Oeſtreicher und die Reichsarmee umſchwärmten die Stadt, welche durch einen Trompeter zur Uebergabe aufgefordert

1757 wurde. Feldmarschall Keith kam eben noch zur rechten Zeit, um Leipzig zu retten. Tags darauf erschien auch der König, der sich gleich wieder Gottsched zur Unterhaltung kommen ließ, aber jetzt weniger als früher von ihm befriedigt wurde. Gellert befand sich damals nicht in Leipzig, und wie hätte der Preußenkönig an seinen großen Bewunderer, den hellsten Deutschen Kopf, denken können, der — nichts war und in Preußen auch nichts werden sollte! Der König blieb diesmal vier Tage in Leipzig. Sonderbar gedenkt Lessings Brief vom 22. dieser Anwesenheit mit keinem Worte.

Dieser hatte sich endlich in der letztern Zeit, trotz aller äußern Störung, von seiner traurigen Zerstreuung und Erschlaffung zu sammeln und zu erheben begonnen. Und worauf hätte er zunächst seine Thätigkeit wenden können als auf das Trauerspiel, von dem er eben durch seine Verwirrung abgekommen war? Freilich war es die Theorie des Trauerspiels gewesen, über die er mit den Freunden verhandelt hatte, aber bei ihm waren theoretische Betrachtungen über die Dichtkunst von eigenen Versuchen unzertrennlich. Daß ihn vorher die Fabel angezogen, kam eben von seiner damaligen geistigen Trübung, die doch seinen ganzen Schaffungsdrang nicht niederhalten konnte. Jetzt, wo seine volle Kraft wieder erwacht war, kehrte er zum Trauerspiel zurück, obgleich er lange die Anschauung einer Bühne entbehrt hatte, da Koch beim Ausbruch des Krieges Leipzig verlassen hatte; nur daß ihn Nicolai von der wiederholten Aufführung der „Miß Sara" in Berlin durch die Schuchische Truppe und dem ungeheuern Eindruck des Stückes auf ihn unterhielt, konnte seinen dramatischen Trieb aufmuntern. Mendelssohn hatte in einer Abhandlung der

„Bibliothek" geäußert, Kenner wollten in dem „vortreff- 1757
lichen Trauerspiel Miß Sara Sampson" einige indekla-
mable Stellen gefunden haben; diese Aeußerung führte zu
gegenseitigen Erklärungen. Lessing bemerkte, einige Stel-
len, die man für untheatralisch erklärte, seien gerade da-
durch tadelhaft geworden, daß er sie zu theatralisch habe
machen wollen, doch gestand er manche schändlich holprige
Perioden zu, die er bei einer neuen Ausgabe ändern wolle.
Schon damals trug er sich mit einem neuen tragischen
Stoffe. Wie hoch er des Spaniers Montiano „Virginia"
hielt, haben wir gesehen; er selbst hatte aus der Befreiung
Roms von der Tyrannei der Decemvirn ein republikanisches
Trauerspiel zu machen unternommen, auch die erste Scene
ausgeführt. Jetzt aber war ihm der Gedanke gekommen,
den Stoff mit Ausscheidung aller Beziehungen auf Rom
zu einem rein bürgerlichen Trauerspiel zu verwenden, ja
er wollte damit sich noch um den von Nicolai ausgesetzten
Preis bewerben. Cronegks „Kodrus", den er lange zurück-
gehalten, hatte, wie er am 22. Oktober schrieb, nichts
weniger als seinen Beifall, doch sollte Nicolai dem Dichter
in der Beurtheilung nicht alle Wahrheiten sagen.

„Wenn ich ein paar ruhige Stunden finde", fügte er hinzu, „so will ich einen Plan aufsetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen bessern „Kodrus" machen könnte ... Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate Zeit darauf wenden könnte."

Einen Monat später verspricht er ihm, diese Tragödie, seine damals begonnene „Emilia Galotti", in drei Wochen zu schicken; sie verdiene mit gedruckt zu werden; Nicolai könne ja die Preisertheilung noch etwas aufschieben.

Eben hatte die Niederlage der Franzosen bei Roßbach

1757 Leſſing in die heiterſte Laune verſetzt, da ihn der Uebermuth der von Friedrich ſogar in ihrem hölzernen Lehrling Gottſched bevorzugten Franzoſen in tiefſter Seele verletzte. Bezeichnend iſt der Rath, welchen er kurz vorher Gleim wegen der nach Halberſtadt gekommenen witzigen Franzoſen gab:

„Ich bitte Sie inſtändigſt, zeigen Sie ſich ja als einen wahren Deutſchen [in der Meinung der Franzoſen]! Verbergen Sie allen Witz, den Sie haben, laſſen Sie nichts von ſich hören als Verſtand; wenden Sie dieſen vornehmlich an, jenen verächtlich zu machen. Das iſt die einzige Rache, die Sie jetzt an Ihren Feinden nehmen können. Beſonders laſſen Sie ſich ja nicht merken, als ob Sie einen von Ihren jetzt lebenden Scribenten kennten. Wenn man Sie fragt, ob Ihnen Greſſet, Piron, Marivaux, Bernis, du Boccage gefielen, ſo werfen Sie fein verächtlich den Kopf zurück und thuen ſtatt aller Antwort die Gegenfrage, ob man in Frankreich unſere Schönaichs, unſere Löwens, unſere Patzkens, unſere Unzerinnen auswendig wiſſe. Von Fontenellen muß Ihnen weiter nichts bekannt zu ſein ſcheinen, als daß er faſt hundert Jahr alt geworden, und von Voltairen ſelbſt müſſen Sie thun, als ob Sie weiter nichts als ſeine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten.“ „Das ſoll wenigſtens meine Rolle ſein“, fügte er hinzu, „die ich mit jedem nicht ganz unwiſſenden Franzoſen ſpielen will, der etwan nach Leipzig kommen ſollte.“

Gleich nach der ſchmachvollen Niederlage der großthueriſchen Franzoſen bei Roßbach ließ er Gleim durch Kleiſt ſchreiben, der Grenadier könnte nun wohl einmal ein luſtig Stückchen ſingen. Und in welchen Jubel brach er mit Kleiſt aus, als ihnen Gleims Siegeslied auf Roßbach zukam!

„Was wollte ich nicht darum geben, wenn man das ganze Lied ins Franzöſiſche überſetzen könnte!“ ſchrieb er am 12. December. „Der witzigſte Franzos würde ſich darüber ſo ſchämen, als ob ſie die Schlacht bei Roßbach zum zweiten Male verloren hätten.“

Nur einige Veränderungen schlugen sie vor, überließen 1757
andere dem Grenadier selbst.

„So wie er uns melden wird, daß es gedruckt werden könne, wollen wir es auch drucken lassen; denn gedruckt muß es werden! Wenn er auf die Schlacht vom 5. dieses [bei Leuthen] noch etwas machen wollte, so könnte er schon ein Autor von einem kleinen Bändchen werden. Alsdenn nämlich ließe man alle viere sauber zusammendrucken und Sie, mein lieber Gleim, machten einen kleinen Vorbericht, um jeden Leser auf den rechten Gesichtspunkt zu stellen, aus welchem er die Lieder betrachten müsse."

Daß es nicht blos der Patriotismus war, der Lessing anzog, sondern auch die dichterische Kraft, zeigt seine Aeußerung über die gleichzeitigen Versuche von Ewald und Lieberkühn.

Auf letztern machte er jetzt mit seinem wiedererwachten grimmen Muthe einen scharfen Angriff. Lieberkühn hatte schon früher Oppians Lehrgedicht über die Jagd in Deutsche Verse gebracht, neuerdings „Die Idyllen Theokrits, Moschus' und Bions, aus dem Griechischen übersetzt" herausgegeben, wobei aber, wie sich leicht ergab, eine Lateinische Uebertragung zu Grunde lag. Nicolai hatte ihm längst deren Beurtheilung für die „Bibliothek" aufgetragen, doch während seines Unmuthes und seiner Erschlaffung hatte er sich nicht dazu verstehen können; sein neuer Aufschwung ließ ihn jetzt statt der früher zugesagten Beurtheilung von Gleims „Fabeln" und der großen Ausgabe von Klopstocks „Messias" rasch den Feldprediger vornehmen, der ihm mittlerweile noch andern Anlaß zum Aerger gegeben hatte. Gegen Nicolai hatte dieser sich bitter beklagt, daß in der „Bibliothek" seine Siegeslieder gegen die eines Grenadiers herabgesetzt seien; auch wurmte es Lessing, daß dieser „Sitt-

1757 liche Gedichte zur Ermunterung des Gemüths" im Duodezformat seiner eigenen „Schriften" herausgegeben.

„In der That sollte es mich nicht ärgern", schrieb er in bester Laune an Gleim; „denn, Gott sei Dank, nun habe ich doch auch in diesem Formate einen unter mir, und ich bin nicht mehr der schlechte Deutsche Poet in Duodez κατ' ἐξοχήν."

Am 12. December meldete er demselben:

„Wenn sich Lieberkühn nun wieder einkommen läßt, ein Siegslied zu singen, so soll er Spießruthen laufen müssen, und wenn er es auch auf die Rechnung eines Feldmarschalls schriebe. Einen kleinen Tanz werde ich ihn jetzt ohnedem wegen seines Theokrits thun lassen. Der Mensch übersetzt aus dem Griechischen und versteht gewiß weniger Griechisch als Gottsched oder irgend ein Tertianer Ihres weit und breit berühmten Herrn Derlings [Rektors in Halberstadt]. Sie werden erstaunen, was er für lächerliche Fehler gemacht hat. Und gleichwohl hat sich der Elende unterstanden, unserm lieben Ramler eine kleine Nachlässigkeit aufzumutzen."

Sittlicher Unwille trieb ihn, dem Feldprediger dadurch das Handwerk zu legen, daß er zeigte, derselbe habe aus der schülerhaft mißverstandenen Lateinischen Uebersetzung seine Deutsche hergestellt. Launig verweist er den des Griechischen unkundigen Feldprediger häufig auf den Griechischen Scholiasten, der ihm das Verständniß hätte erleichtern können. Der unwissende Uebersetzer hatte einmal diesen, den er gar nicht gelesen, unter dem Namen „Die Scholastiker" angeführt. Der derbe Rippenstoß sollte kein Gegenstück zum „Vademecum" sein, wie denn Lessing nie sich selbst nachgeahmt hat; diesmal gibt er sich einen gelehrten Anstrich, woher der Ton trockener ist, aber doch stiebt es oft Funken, und die Hiebe saßen so, daß Lieberkühn sich auch nicht mehr einfallen ließ, einen Griechen zu mißhandeln. Der Uebersetzer hatte sich nicht genannt. Das hilft ihm aber nichts. Lessing scherzt gleich am Anfang: „Wir wollen

ihn der Kürze wegen Herr Lbk. nennen", doch einmal redet 1757
er ihn geradezu an: „Mein Herr Lieberkühn", und am Schlusse heißt es:

„Wir werden also ohne Gefahr das Urtheil von dieser Lieberkühnschen Uebersetzung fällen können, daß sie zu weiter nichts taugt, als bei einem geschickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine bessere zu liefern."

Der Artikel war —ſſ— unterzeichnet, und Lessing wollte nichts weniger als verborgen bleiben. Als Nicolai die Anzeige „zu boshaft" fand, erwiederte er:

„In Ansehung der alten Schriftsteller bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir über, wenn ich sehe, daß man sie so jämmerlich mißhandelt."

Doch war auch sein Muth von neuem erwacht, die ewige Spannung ließ keine dauernde dichterische Stimmung aufkommen. Statt sich an seine „Emilia" zu halten, versenkte er sich in Burkes Schrift über den Ursprung der Ideen des Erhabenen und Schönen, ja er wurde davon so angezogen, daß er eine Uebersetzung des Werkes mit eigenen Erörterungen des Gegenstandes zu liefern beschloß. Dabei nahm er lebhaften Antheil an Mendelssohns Arbeiten, der ihn durch eine Dankpredigt auf die Siege des Königs und eine Ode erfreute. Noch herzlichere Freude machte ihm Kleists dichterischer Schwung, in welchem er sogar eine Fabel und ein Trinklied schrieb, eine Idylle „Milon und Idris" an Lessing richtete und das von ihm angeregte Drama „Seneca" vollbrachte. Wie sehr Kleist auch bedauerte, daß seine Hoffnung, ins Feld zu rücken, immer wieder getäuscht werde, Friedrichs große Siege erfüllten ihn mit freudiger Bewunderung, die auch Lessing bewegte.

„Ich habe die festeste Hoffnung, daß alles gut gehen wird", schrieb Kleist. „Jede Bataille kostet mir viel Thränen; oft, weil ich

1758 Freunde verliere, und noch öfterer, weil ich das Unglück haben muß, nicht dabei zu sein."

Da hatte Lessing viel zu trösten, obgleich ihn selbst der leidige Prozeß verstimmte. Am Ende des Jahres hoffte er bald von dieser Noth befreit zu werden; aber gewann die Sache auch im letzten Termin ein gutes Ansehen, unmöglich konnte er vor zwei Monaten von Leipzig wegkommen. Und wie schwer würde es ihm geworden sein, Kleist zu verlassen, der freilich mit dem Lazareth und manchen Aufträgen von Prinz Heinrich viel zu thun hatte, aber alle freie Zeit zwischen seine Dichtung und Lessing theilte. Dieser hielt sich zunächst an Burkes Uebersetzung und die dadurch angeregten Gedanken, aber Gleims Grenadierlieder, deren Herausgabe ihm im Sinne lag, leiteten ihn auf die Kriegslieder der Griechen, der Barden und Skalden.

So begann Lessing das Jahr 1758 mit vielfacher, zerstreuter Thätigkeit. Kleist wußte nur, daß er viel arbeite; denn mit dem, was er trieb, machte er die Freunde nicht bekannt, wenn er keinen Antheil daran von ihrer Seite voraussetzen durfte. Dagegen theilte Lessing ihm alles mit, was ihn erheitern und erheben konnte. So sagte er ihm Stellen aus einem ungedruckten Gedichte des Schlesiers Scultetus vor, in welchem ihm die Aeußerung über die Lerche so gefiel, daß er sie zu seinem „Geburtsliede" verwandte. Die Verse dieses Liedes:

Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein ** mich)
Beseligen und sein dein Trost,

deuteten auf Lessing. Wie er ihn auf alle Weise zu treiben suchte, beweist Kleists Erzählung, dieser habe, als er den Anfang einer kriegerischen Geschichte zum Spaß in Verse ge-

bracht, trotz seines Verbotes ausgesprengt, er arbeite an 1758
einem Heldengedicht.

Jetzt besorgte er bei Voß, dessen Zeitung im Januar das Roßbacher Lied gebracht hatte, den Druck der einzelnen Siegeslieder und der neuen Gedichte vom Verfasser des „Frühlings", in denen auch Seneca erschien. Kleist schreibt den 19. Januar an Gleim:

„Weil ich noch nicht schlagen kann, so arbeite ich ziemlich fleißig. Heute hab' ich meinen ‚Seneca' zu Ende gebracht, und bin vergnügt wie ein Sultan, daß ich die Last los bin. Herr Lessing sagt, er sei gut, und will absolut, daß ich ihn soll drucken lassen. Ich habe mich niemals um das Trauerspiel bekümmert, nicht drei Tragödien gelesen, und dabei gar nicht auf den Plan, sondern nur auf die Gedanken gesehen. Das genus war mir also so neu, als wenn ich es erst erfunden hätte. Lessing lachte mich daher auch aus, und wie er vor ein paar Stunden las, daß ich dabei geschrieben hatte: ‚Den 19. Januar zu Ende gebracht', sagte er, es müsse heißen: ‚Den 19. Januar neu erfunden'."

Dagegen ging es mit Lessings eigenem Drama, der „Emilia Galotti", so langsam, daß er Nicolai zwei Tage später schrieb, er möge nur dem „Rodrus" den Preis zuerkennen; da der Dichter unterdessen gestorben sei, so werde er denselben nicht zu zahlen brauchen und ihn demnach für das laufende Jahr verdoppeln können, nur solle er ihn nicht, wie er beabsichtigte, auf ein Lustspiel setzen, sondern beim Trauerspiel bleiben.

„Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir nach meiner Eitelkeit viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus .... Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der Englischen Bühne."

Auf Nicolais Verlangen besann er sich auf seinen

1758 früher in Gedanken gefaßten Plan eines „Kodrus", der ganz im Doriſchen Lager ſpielen ſollte.

Aber von allen dramatiſchen Arbeiten wurde Leſſing bald ganz abgezogen. Die Beſchäftigung mit den ältern Deutſchen Schlachtgeſängen führte ihn zunächſt zum „Heldenbuch". Dann las er ſich in die eben von Bodmer herausgegebenen beiden Heldengedichte aus der Schwäbiſchen Zeit, „Chriemhildens Rache" und „Klage", ſo hinein, daß er dem Herausgeber unverantwortliche Fehler nachweiſen zu können glaubte. Als Gleim am 1. Februar auf den Druck der Sammlung ſeiner Kriegslieder drang, wozu er ein neues als Einleitung ſandte, ſprach Leſſing ſeine ſteigende Bewunderung aus. Sobald der Verleger nur die einzeln erſchienenen Lieder etwas vertrieben habe, vielleicht noch im Laufe des Monats, ſollten ſie zuſammen gedruckt werden; er ſelbſt wolle eine Einleitung dazu ſchreiben. Aber zunächſt kam es dazu nicht, da er unwohl wurde und ſich um ſo gedrückter fühlte, als Kleiſt eben einen militäriſchen Auftrag in Bernburg ausführen mußte. Kaum hergeſtellt, vertiefte er ſich in Unterſuchungen über das „Heldenbuch", die, obgleich ſie von richtigen Beobachtungen ausgingen, doch zu einer freilich ſcharfſinnigen, aber falſchen Vermuthung ſich verirrten, wie es bei der völligen Unklarheit, welche damals und noch lange Zeit über Sagenbildung herrſchte, kaum anders ſein konnte. Ueber dieſen Forſchungen und ſeiner lebhaften Beſchäftigung mit den Schwäbiſchen Dichtern, zu denen auch die von Bodmer herausgegebenen Fabeln Boners traten, ſtockte die Ueberſetzung Burkes.

Daß Friedrich, der von dem Werthe unſerer ältern Dichtung keine Ahnung hatte, mit dem geiſtloſen Gottſched, als ob er der Deutſche Orpheus ſei, vertraut verkehrte,

was dieſer denn auf ſeine Weiſe ausbeutete, kränkte Leſſing. 1758
Dem noch immer ausbleibenden Kleiſt ſchrieb er am 14. März:

„Wollen Sie noch etwas Neues von Gottſcheden wiſſen? Er wird mit dem Geſalbten unſeres Gleims immer bekannter, immer vertrauter. Es hat wieder Franzöſiſche Verſe geſetzt nebſt einer goldenen Tabatière und einem Ringe. Er macht gar kein Geheimniß draus; er iſt vielmehr ſo ſtolz darauf, daß er die ganze Unterredung, die er hier [im Oktober] mit dem Könige gehabt hat, in ſein „Neueſtes [aus der anmuthigen Gelehrſamkeit]" eindrucken laſſen. Gott wolle nicht, daß unſer Gleim ſeinen Patriotismum auch ſo weit treibt, daß ihm Gottſched durch dieſe Bekanntſchaft reſpektabler wird! Jetzt iſt es vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satiren wider ihn zu machen, als man noch je gemacht hat. Und wenn wir damit zaudern, wird er uns ſelbſt zuvorkommen. Denn es iſt ganz gewiß, daß er wieder eine neue „Aeſthetik in einer Nuß" drucken läßt. Ihre neuen Gedichte werden ihm gleich noch zur rechten Zeit gekommen ſein. Wenn ich doch auch nur unterdeſſen etwas geſchrieben hätte, damit ich nicht etwa vergeſſen würde!"

Der hitzige Eifer verrauchte bald, doch rächte ſich Leſſing insgeheim durch ein Epigramm, worin es hieß, in der vom König geſchenkten Doſe ſei kein Gold, ſondern Nieswurz geweſen.

Da Kleiſts Ausmarſch in nächſter Ausſicht ſtand, Leſſings endlos ſich in die Länge ziehender Prozeß ſeine weitere Anweſenheit in dem unter dem Kriegsdrucke äußerſt leidenden Leipzig nicht nöthig machte, waren alle ſeine Gedanken auf Berlin gerichtet, wohin ihn Mendelsſohn und Nicolai riefen. Der erſtere ſehnte ſich nach „ſeinem Sokrates", beide wollten ihm ihre von einander abweichenden Anſichten über die Anwendung der ſchönen Künſte zur Entſcheidung vorlegen. Schon am 3. April hatte Kleiſts Regiment Marſchordre, ſo daß er innerhalb vierzehn Tagen aufzubrechen hoffen durfte; zwar verzögerte ſich der Ausmarſch auch

1758 jetzt wieder, doch sah er der baldigen Erhörung seines heißesten Wunsches sicher entgegen. Lessing betrieb ernstlich den Druck der Sammlung von Gleims Kriegsliedern, die bei Voß in hübscher Ausstattung erscheinen sollten. Gleim selbst kam nach Leipzig, um Kleist noch einmal vor dem Ausmarsch zu sehen. Den 4. Mai reiste Lessing mit dem Buchhändler Voß nach Berlin zurück; die Korrektur der „Bibliothek" hatte Weiße übernommen. Eine Woche später marschirte Kleist zum Korps des Prinzen Heinrich nach Zwickau.

„Mir ist, als wenn ich im Himmel wäre", schrieb er zwei Tage vorher an Gleim, dem er seine Gelder in Verwahrung gegeben. „Ich glaube zwar nicht, daß ich bleiben werde, indessen ist es doch möglich. In diesem Falle geben Sie doch die 200 Rthr., die über 1000 sind, an Herrn Ramler und Lessing, jedem die Hälfte. Oder vielmehr geben Sie sie ihnen gleich; sie sollen sie mir einmal, im Fall ich lebe, wiedergeben, wenn sie recht reich geworden sind."

Er wußte, wie nöthig Lessing, der ihm so viel geworden war, sie brauchte. Hatte ja dieser, der nicht zu sparen wußte, besonders auch auf seine Kleidung viel verwandte, in der letzten Zeit kaum einen buchhändlerischen Erwerb gehabt, nur für die Freunde sich bemüht. Doch war er während des ihm aufgezwungenen längern Aufenthaltes für die Sache Preußens gewonnen, mit Kleist, dem reinsten, edelsten und männlichsten Freunde, verbunden worden, sein reger Geist hatte sich nach den verschiedensten Seiten hingewandt und manche neue Fäden angesponnen, besonders war ihm jetzt die hohe Bedeutung unserer ältern Dichtung aufgegangen.

Fünftes Buch.

Literariſcher Feldzug.

1.

Berlin, das Leſſing jetzt zum drittenmal betrat, hatte ſich ebenſo verändert wie er ſelbſt und die Freunde; die Königsſtadt war in ewiger patriotiſcher Bewegung, er ſelbſt geiſtig herangereift und entſchloſſen, nach längerer Ruhe von neuem entſchiedener als je in die Deutſche Literatur einzugreifen. In die drittehalb Jahre, die er jetzt im Kreiſe alter und neuer Freunde zu Berlin verlebte, fällt der große literariſche Feldzug, in welchem er zuerſt ein Muſter freier, eindringender und erhebender Kritik aufſtellte; aber mitten in ſeiner friſchen Kampfluſt erſchütterte ihn der tiefſte Seelenſchmerz, da ſein mannhafteſter und edelmüthigſter Freund den blutigen Lorber auf dem Felde der Ehre errang, und wie gefaßt er ſich auch zu erheben ſuchte, die Freude ſeines Wirkens war dahin; die patriotiſche Kriegsbegeiſterung ſeiner Berliner Freunde konnte er immer weniger theilen, er zog ſich 1758

1758 auf ſich und ſeine großentheils des Erwerbs wegen unternommene Arbeit zurück. Die unaufhörliche Unruhe, die

Abb. 22. Gotthold Ephraim Leſſing.
Nach dem Gemälde von Tiſchbein in der Berliner Nationalgallerie.
Der Rock iſt gelblich, die aufgeſchlagenen Bruſtſtücke roth.

Vergewaltigung der Stadt und ein eigener Unfall trieben ihn endlich von Berlin weg, um anderswo, da die Aus-

sicht auf rasche Beendigung seines Prozesses in immer 1758
weitere Ferne rückte, eine von allem literarischen Getriebe unabhängige Stellung zu finden.

Mit dem Buchhändler Voß, in dessen Begleitung er nach Berlin zurückgekehrt war, stand er in vertrautester Verbindung, aber nichts lag ihm ferner als den gelehrten Theil seiner Zeitung wieder zu übernehmen. Seine Wohnung nahm er in der Nähe von Ramler, in der Heiligengeiststraße No. 52. Ein rothes Band, das einer der Freunde aushing, war, wie Ramler schrieb, „das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle", die Weinstube des Küfers Baumann. Aber auch der Weinkeller in der Brüderstraße 27 wurde von Lessing und seinen Freunden viel besucht. Nicolai wohnte damals in dem Quartier, das Lessing bei seiner Abreise nach Leipzig verlassen hatte. Mit Mendelssohn und Nicolai wurde viel über die Anwendung der schönen Künste verhandelt; die Freunde hatten darüber zwei Briefe unter den Namen Euphranor und Kalophil geschrieben, Lessing sollte dazu als Theophrast einen dritten verfassen, aber es blieb bei der mündlichen Verhandlung. Von Leipzig hatte er Mendelssohn einmal geschrieben, er werde, wenn er nach Berlin zurückkehre, sich auf die Geometrie werfen; aber dazu kam es nicht, da ihn die schöne Literatur anzog und zwar zunächst die schon in Leipzig eifrig betriebene Altdeutsche. Er verband sich dazu mit Ramler.

Beide wurden anfangs Juni durch einen Besuch ihres Gleim erfreut, wo denn auch dessen übrige nähere Bekannten begrüßt wurden, unter denen der auf seine Empfehlung angestellte Sulzer die Hauptstelle einnahm. Dieser war damals nicht weniger als Gleim von glühendstem Preußischen Patriotismus erfüllt, an dem auch seine Schweizer Freunde

1758 theilnehmen mußten. Freilich war er kein entschiedener Bewunderer von Gleims Siegesliedern. Der wohlehrwürdige Professor und Akademiker, den der Krieg aus allen Fugen gebracht hatte, fand sich täglich mit Ramler, dem Advokaten Krause und dem Arzt Dr. Jäschke auf der Parade ein, die ihm seit dem Ausbruch des Krieges das, „was in Athen der Portikus oder die Akademie für die alten Philosophen war". Gegen Lessing war er natürlich verstimmt, da er ihn für den Hauptverfasser der „Bibliothek" hielt. Nicolai schien ihm mehr Passion oder doch Humor als Grundsätze zu haben und oft im Ton eines Meisters über Dinge zu sprechen, die er gar nicht verstehe. Mit den Patrioten fand sich jetzt Lessing um so näher zusammen, als er Gleims Grenadierlieder herausgab, zu denen Krause die Kompositionen schrieb. Auch mit Meil, dem jetzt berühmt gewordenen Zeichner und Kupferstecher, der schon 1752, in seinem zwanzigsten Jahre, nach Berlin gekommen war, trat er jetzt in genauere Beziehung; dieser machte ein Bild und eine Vignette zu Gleims Liedern. Aber auch Eckhof traf er jetzt wieder; denn dieser hatte Schönemann verlassen und war zur Schuchischen Gesellschaft zurückgekehrt, die seit dem März auf dem Gensdarmenmarkt ihre Vorstellungen gab. Lessing freute sich, endlich nach zwei Jahren wieder einmal die Anschauung einer freilich nur wenige gute Schauspieler bietenden Bühne zu genießen. Auch am Freitagsklub, in welchen jetzt Nicolai und Meil eingetreten waren, nahm er wieder gern Theil. Es freute ihn, „sich alle Wochen einmal in Gesellschaft so vieler rechtschaffener Leute satt essen, satt lachen und satt zanken zu können, besonders über Dinge, die er nicht verstehe".

In lebhafter Verbindung blieb er mit seinem treuen

Kleist und dessen Freunde Gleim. Letzterer hatte bereits 1758
im Juni an Ramler nach Kleists Wunsch die 100 Thaler gezahlt, dagegen die gleichzeitig gewünschte Sendung an Lessing unterlassen.

„Schicken Sie die andern Hundert nur recht bald an Lessing", drängte Kleist am 21. Juni. „Der brave Mann, den ich ungemein hochachte und liebe, wird es wohl nöthig haben."

Gleim säumte auch jetzt noch damit, obgleich er Lessing sein Lied auf die Schlacht von Kollin zu senden hatte, dessen Aufnahme dieser sofort besorgte. Erst am 15. Juli überschickte er diesem das Geld

„auf neuen Befehl unseres theuersten Kleist", wie er schrieb. „Wegen Annehmung der hundert Thaler machen Sie nur keine Schwierigkeit, das bitte mir aus", fügte er hinzu.

Fast verletzend war die weitere, seine eigene Güte bekundende Bemerkung:

„Hat sie Ihrer Meinung nach unser Freund selbst einmal nöthig, so zahle sie mit Vergnügen für meinen Lessing als meine eigene Schuld sodann."

Erst am 16. August konnte Lessing ein vollständiges Exemplar der Kriegslieder mit Vignette und Bild und einem ersten Abdruck der Musik an Gleim schicken, wobei er den Wunsch aussprach, der Grenadier möchte mit seinem Vorbericht nicht ganz unzufrieden sein; alles zu sagen habe er nicht den Platz, das Wichtigste und Vornehmste auszuwählen ohne Zweifel nicht die erforderliche Unterscheidungskraft gehabt. Im Vorbericht wurde das Charakteristische dieser Lieder bezeichnet, die mit keinen des Alterthums, außer denen unserer Barden, verglichen werden könnten, deren Brüder die Skalden gewesen. Nur wenn man sich in den kostbaren Ueberresten der letztern umgesehen und zugleich die naive Sprache und die ursprünglich Deutsche

1758 Dichtungsart der jüngern Barden aus dem Schwäbiſchen Zeitalter ſtudirt habe, ſei man einigermaßen fähig, über unſern neuern Preußiſchen Barden zu urtheilen; andere Beurtheiler, beſonders ſolche, welchen die Franzöſiſche Poeſie alles in allem ſei (und dazu gehörte leider auch der beſungene Held), wolle er ſich für dieſe verbeten haben. In Bezug auf das von Gleim geſandte Geld bemerkte er:

„Ich würde Ihnen die Unwahrheit ſagen, wenn ich vorgeben wollte, daß ich das Geld nicht brauchen könnte: allein es wäre auch die Unwahrheit, wenn ich Ihnen ſagte, daß ich es unumgänglich nöthig brauchte. Der Herr von Kleiſt iſt ein zu großmüthiger Freund; und auch das heißt ſchon ſein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur alles annimmt, was er freiwillig thut. Ich habe mir dieſen Vorwurf ſchon längſt zu machen und bin nicht ſelten darüber mißvergnügt. Uebermorgen ſchreibe ich wieder an ihn und ſchicke ihm ein Exemplar von den Kriegsliedern."

Damit war Gleims freundliches Zwiſchendrängen abgelehnt. Ueber ſeine Thätigkeit hatte er demſelben vor einem Monate launig erwiedert:

„Sie haben es errathen: Herr Ramler und ich machen Projekte über Projekte. Warten Sie nur noch ein Vierteljahrhundert, und Sie ſollen erſtaunen, was wir alles werden geſchrieben haben. Beſonders ich! Ich ſchreibe Tag und Nacht, und mein kleinſter Vorſatz iſt jetzo wenigſtens noch dreimal ſo viele Schauſpiele zu machen als Lope de Vega. Ehſtens werde ich meinen ‚Doktor Fauſt' hier ſpielen laſſen. Kommen Sie doch geſchwind wieder nach Berlin, damit Sie ihn ſehen können."

Daran, daß er an die Vollendung ſeines bürgerlichen „Fauſt" wenigſtens dachte, dürfte kaum zu zweifeln ſein. Während Gleims Anweſenheit hatte man eine Sammlung auserleſener Epigramme Deutſcher Dichter verabredet, zu denen dieſer eigenes und manches aus der ältern Literatur zu ſenden verſprochen. Daneben war eine größere Aus-

wahl aus Logaus Sinngedichten in Aussicht genommen; 1758
für diese übernahm Ramler die Zusammenstellung und Beurtheilung, Lessing das Vorwort und ein auf Logaus sämmtliche Gedichte sich erstreckendes Wörterbuch, wozu er seine im Heldenbuch und den Schwäbischen Dichtern gemachten Bemerkungen verwerthen konnte, ja auch Luthers Bibel dachte er heranzuziehen, so daß dieses eine höchst bedeutende sprachliche Arbeit wurde. Die Sinngedichte selbst waren ihm für die ihm vorschwebende neue Theorie dieser Dichtart von Bedeutung. Er beabsichtigte schon damals eine völlig umgestaltete Ausgabe seiner Werke, zunächst der Fabeln und Epigramme. Längst hatte er sich mit Abhandlungen über das Wesen der Fabel beschäftigt, die seinen zunächst herauszugebenden prosaischen Fabeln beigegeben werden sollten; ähnliche Untersuchungen über das Epigramm dachte er seinen Sinngedichten beizufügen. Und auch eine ältere Schuld hatte er noch abzutragen, das letzte Stück der „Theatralischen Bibliothek" zu liefern. Dies machte er sich freilich ziemlich bequem, indem er außer einer ältern Abhandlung Nicolais über die Geschichte der Englischen Schaubühne einen Auszug aus Drydens Versuch über die dramatische Poesie und Entwürfe ungedruckter Italienischer Komödien aus dem großen Französischen Werke über das Pariser Theater gab, letztere als ein Magazin, „aus welchem unsere komischen Dichter sich sicherer und zugleich unschuldiger versorgen können als aus ganzen, ungedruckten Stücken". Die Förderung des Deutschen Theaters lag ihm immer als höchstes Ziel seiner Ausbildung im Sinn.

Mitte Oktober versetzte die Kunde vom Ueberfall bei Hochkirch die Berliner Patrioten in große Trauer, doch hofften sie, der Held werde die Scharte bald auswetzen,

1758 und das Unglück machte sie um so wüthender gegen die Feinde. Lessing konnte sich gegen Gleim nicht der Frage enthalten:

„Wie war es aber immer möglich, sich so überfallen zu lassen. Und muß dem schläferigen Daun so ein Streich gelingen!"

Er erkannte nur zu wohl, daß bei solchen Schlägen, sollte Friedrich ihnen nicht gar unterliegen, der Krieg sich immer mehr in die Länge ziehen werde, und wie gern hätte er diesen beendigt gesehen, der von beiden Seiten immer grausamer geführt wurde und besonders schwer auf seinem lieben Sachsen lag, und auch auf der Lausitz lastete die Hand des zu Erpressungen gezwungenen, dazu rachedurstigen Preußischen Königs. Die blinde patriotische Wuth, die er in Berlin von allen Seiten hören mußte, erbitterte ihn, was sein gerader Sinn ebenso wenig verheimlichen konnte, wie früher in Leipzig die ungerechte Verdammung des Preußischen Helden. Da schickte ihm Gleim ein Lied seines Grenadiers an die Kriegsmuse, das in so wilden Flüchen und Verwünschungen sich über die Feinde, auch über seine Sächsischen Prinzen ergoß, daß es ihn bitter verletzte — und doch sollte er dieses drucken lassen. Kamler theilte Gleim insgeheim Lessings Unmuth mit. Ihm selbst als Patrioten habe das Lied außerordentlich gefallen, auch ihr Sächsischer Freund habe die vielen großen und pathetischen Züge bewundert, aber er würde es doch lieber sehen, wenn die Flüche nicht seinen von der Russischen Kaiserin zum Herzog von Kurland erhobenen Prinzen Karl und die Kaiserin selbst träfen. Dergleichen Antisächsische Stücke möge er lieber ihm zur Bekanntmachung überlassen. Wenige Tage später erklärte sich Lessing selbst gegen den Halberstädter Freund. Bei verschiedenen Stellen dieses

dichterisch vortrefflichen Liedes hätten ihm die Haare vor 1758
Entsetzen zu Berge gestanden; er wollte diese Stellen nicht zum zweitenmal lesen, könnte er auch noch so viel damit gewinnen.

„Der Patriot überschreiet den Dichter zu sehr, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, der sich auf Beschuldigungen stützet, die nichts weniger als erwiesen sind! Vielleicht zwar ist auch bei mir der Patriot nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten das allerletzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger nach meiner Denkungsart sein sollte.... Zeigen Sie aber dem Grenadier diesen meinen Brief nicht; denn ich fange wirklich an, mich vor ihm zu fürchten. Es scheint, er läßt sich zu leicht in Harnisch jagen. Sein Major [Kleist] hat weit kälteres Blut, und ich würde wider den Schluß seines „Cissides" [der die feurigsten Wünsche für Friedrich und sein von „Räubern aller Art" verwünschtes Vaterland enthält] nichts zu sagen haben, wenn ich auch der eifrigste Verfechter der Gegenpartei wäre. Ich bin es aber nicht, das wissen Sie!"

Ein paar Monate darauf erklärte er, das, was er vom übertriebenen Patriotismus gesagt, sei nur eine allgemeine Betrachtung gewesen, welche tausend ausschweifende Reden, wie er sie in Berlin alle Tage hören müsse, bei ihm erregt.

„Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheinet mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre."

Wie viel höher stand ihm reine Menschlichkeit und geistige Ausbildung, worin die Deutschen noch so sehr zurück waren! Indessen hatte er doch, obgleich er wußte, daß sein Prinz, dessen Charakter er kannte, die ihm gemachten Vorwürfe nicht verdiene, das Gedicht der Censur übergeben, ohne deren Genehmigung jetzt in Berlin nichts gedruckt werden durfte; diese verweigerte den Druck. Als er vernahm, daß sein Vademecums-Lange für eine noch heftigere

1758 Ode die von der Behörde verweigerte Druckerlaubniß vom König selbst zu erlangen gewußt, meinte er, der Grenadier sollte das Fluchen den Priestern überlassen.

„Als Priester mag Herr Lange dieses unselige Vorrecht immer ausüben und die nähere Erlaubniß dazu von Friedrich, dem Soldaten, itzt erschleichen, die ihm Friedrich, der philosophische König, zu einer andern Zeit gewiß verweigert hätte. Der Grenadier thut sich Unrecht, wenn er sich alles für erlaubt halten will, was einem Lange erlaubt ist, der sich damit begnügt, wenn er nur itzt ein paar Monate hindurch gelesen wird, und nichts darnach fragt, wenn man seine Gedichte über Jahr und Tag gar nicht mehr kennt. Der Grenadier soll und muß auf die Nachwelt denken; oder wenn er es nicht thun will, so werden es seine Freunde für ihn thun."

So entschieden durfte Lessing dem von der Hitze hingerissenen Gleim entgegentreten. Dieser hatte unterdessen die betreffenden Stellen mehr abgeschwächt, als Lessing selbst gewünscht.

Noch ehe Gleims hitziges Kriegslied diese unangenehmen Erörterungen veranlaßte, hatte ein glücklicher Zufall zur Gründung der „Briefe, die neueste Literatur betreffend", geführt, in welchen Lessing eine schneidige Waffe für seinen literarischen Kampf gefunden, auf den er sich durch die Verhältnisse angewiesen sah. Nicolais älterer Bruder war im September gestorben. Um die Buchhandlung nicht in fremde Hände übergehen zu lassen, aber wahrscheinlich auch durch die Lust geschäftlicher Erwerbsthätigkeit getrieben, übernahm Nicolai diese selbst, wodurch denn sein Leben eine ganz andere Wendung erhielt, auch das Verhältniß zu Lessing allmählich seine Wärme verlor. Als Buchhändler konnte Nicolai nicht mehr die in fremdem Verlag erscheinende „Bibliothek" fortsetzen; freilich hätte es nahe gelegen, diese in seinen Verlag zu ziehen, doch

hätte er dadurch sich als frühern Herausgeber zu offenbar 1758
verrathen; auch schien es ihm nicht räthlich, diesen bewaffneten Posten gegen Gottsched in Leipzig einzuziehen. Aber eines ihm näher zur Hand stehenden Organs mochte Nicolai nicht entbehren. Schon häufig war zwischen ihm und Lessing von einer neuen Zeitschrift die Rede gewesen, in welcher man mit Freimuth alle Erscheinungen in der leichten Weise des zwischen ihnen gangbaren Gesprächstones beurtheilen wollte. Der Plan zu einem solchen Wochenblatt, das allgemeinere Verbreitung fände, und dazu auch ein einträgliches Unternehmen sein sollte, ward im November gefaßt. Nach Nicolais vierzehn Jahre später fallendem Bericht bildete die Veranlassung dazu eine damals eben herausgekommene Schrift, woran sie manches auszusetzen hatten. Gemeint sind wohl die eben in Rostock erschienenen „Vermischen kritischen Briefe", auf die sich Lessing einmal bezieht, vielleicht auch die „Vermischten kritischen und satirischen Schriften" des schon genannten Dusch, in welchen sich unter anderm ein Briefwechsel über „Miß Sara" fand. In den letztern, gegen das Lob der „Bibliothek" gerichteten Briefen hatte Lessing besonders die Behauptung geärgert, er besitze nicht den Geist des Theaters, nur den Geist und den Witz der Anakreontischen Gedichte. Dem nicht unbegabten, schreibfertigen Dusch, der im „Hamburgischen Korrespondenten" sein Organ hatte, wirksam entgegenzutreten und ihn als ein Musterbild leichtfertiger Schriftstellerei hinzustellen, lag ihm besonders nahe. Nach Nicolai wäre Lessing auf den von ihm geäußerten Gedanken lebhaft eingegangen, und seine Bemerkung, da Kleist leicht verwundet werden könne, sollten die Briefe an ihn gerichtet sein, habe die Veranlassung zur Einkleidung gegeben,

1758 daß die Briefe sich an einen verwundeten Offizier wendeten. Aber die Absicht dieser Einkleidung war offenbar nur die Begründung, daß die Briefe bis auf das Jahr 1757 zurückgehen sollten. An Kleist war zunächst gar nicht gedacht; der Offizier sollte bei Zorndorf verwundet und nach Fr** (Frankfurt) gebracht worden sein, wo er seiner Wiedergenesung entgegensah. Der Anfang der Briefe wird kurze Zeit nach der am 25. August erfolgten Schlacht gesetzt; der Herausgeber hat beim Beginne schon eine „beträchtliche Anzahl" derselben in Händen. Einige Freunde in B** (Berlin) sollen sie geschrieben haben, die meisten ein mit Fll. bezeichneter, unter dem sich Lessing verbirgt. Hamann deutete die Chiffre launig Fabullus, wie ein Freund des Catullus heißt, mit Beziehung auf die irrig angenommene Namensdeutung Plauderer (Fabulator). Die Chiffre sollte etwa auf den Namen Feller hindeuten, unter dem Lessing viele Jahre später ein Buch „Gelehrte Kretze" schreiben wollte. Sein mütterlicher Großvater führte diesen Namen. Lessings Briefe tragen in den ersten vier Monaten alle die Chiffre Fll. Bei der Unterschrift der Vorrede O. schwebt wohl das o des Vornamens Gotthold vor. Die weiter gebrauchten Buchstaben L., E., G. bot ihm sein Name Gotthold Ephraim Lessing; G. brauchte er zuletzt regelmäßig, nur noch einmal O. und am Anfange des Jahres 1761 das vielleicht statt G. verdruckte A. Die philosophischen Briefe sollte Mendelssohn liefern, Nicolai nur zur Aushülfe eintreten, wie es auch zunächst geschah. Mendelssohns Chiffre war zuerst das aus der Mitte des Namens gewonnene D., dann abwechselnd M., später auch andere willkürlich gewählte Buchstaben. Nicolai hat in den beiden ersten Jahrgängen nur Re. (Recensent?), später

auch die beiden auf R. folgenden Buchstaben. Die Briefe 1758
sollten in der Nicolaischen Buchhandlung, alle Donnerstage ein Bogen, ausgegeben werden. Man hatte sich gegenseitig unverbrüchliches Stillschweigen zugesagt, das man auch möglichst hielt, obgleich das Geheimniß durchsichtig genug war.

Lessing hatte seinen Feldzug sich wohl überlegt; es galt ihm, die falschen Richtungen zu bekämpfen, die Irrwege bedeutender Schriftsteller zu bezeichnen, auf neue, beachtenswerthe Erscheinungen hinzuweisen, und so der noch immer nur wenige Lichtblicke zeigenden vaterländischen Literatur zu einer Zeit, wo Deutschland der schrecklichen Verwüstung des dreißigjährigen Krieges wieder preisgegeben schien, durch frische, ansprechende, aber bei aller Leichtigkeit der Form tiefgehende Kritik aufzuhelfen. Daß seine eigenen Versuche dabei nicht übergangen werden konnten, besonders seine Gegner, Gottsched, die Schweizer und sein lieber Dusch, gerüttelt werden mußten, verstand sich von selbst. Häufig knüpfte er an die „Bibliothek" an, zu deren Fortsetzung sich Weiße trotz alles Sträubens endlich hatte bestimmen lassen, da ihm Nicolai sorglich von seinem neuen Unternehmen nichts verrathen. Den dieser gemachten Vorwurf der Parteilichkeit und Tadelsucht fand Lessing so wenig gerecht, daß er vielmehr meinte, diese sei hier und da, und nicht blos gegen Dichter, viel zu nachsichtig gewesen, sie habe nur selten die nöthige Strenge beobachtet und häufig über einzelnen Schönheiten die Mangelhaftigkeit des Ganzen übersehen.

Die im Januar 1759 erschienenen Blätter, zu denen Nicolai nur einen Brief lieferte, waren alle schon am Ende des vorigen Jahres geschrieben. Freund Fll. beginnt mit der Bemerkung, daß er aus den beiden verflossenen

1759 Kriegsjahren kein einziges neues Genie nennen könne, nur wenige Werke schon bekannter Verfasser, die auf die Nachwelt zu kommen verdienten. Zunächst hielt er ein scharfes Gericht über drei Tagelöhnerübersetzer Englischer Dichter, deren erster der ungenannte Dusch ist. Von den schlechten Uebersetzern, die so unbeschreiblichen Schaden stifteten, wendet er sich mit einer glücklichen Wendung zu Wielands „Sammlung einiger prosaischen Schriften". Wenn er auch Wieland als einen unserer schönsten Geister anerkennt, so sagt er ihm doch bittere Wahrheiten, wirft ihm die doppelte Rolle vor, die er gespielt, seine „schlechte" Aufführung gegen Uz, seinen „verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist", sein affektirtes Christenthum, sein rasches, unbedachtes Schreiben und sein Verlernen des Deutschen Ausdrucks. Nicolai und viele andere mißbilligten die Aeußerung:

„Ich mag es nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in K* B* (Klosterbergen) persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuholen."

Aber Tadel verdient sie höchstens insofern, als man darnach auf etwas Schlimmeres rathen könnte, als was Lessing wirklich andeuten will, daß er dort aus einem Schwärmer ein Freidenker geworden; wird ihm ja damit nichts Unsittliches vorgeworfen, sondern eine Thatsache zur Erklärung seiner vor den Augen des Publikums vollzogenen umgekehrten Wandlung. Der Schweizer hatte Lessing dabei zum Theil rühmend gedacht. Aber diese und ihre Freunde wurden durch den ins tiefste Leben schneidenden Angriff auf ihren noch unter ihnen weilenden Liebling bitter aufgeregt. Auch die Frommen fühlten sich durch die Art, wie er hier vom Christenthume sprach, verletzt.

Im Februar benutzt er die Briefe zur Mittheilung 1759
der schönsten Stellen aus dem durch seine Verwünschungen ihm anstößig gewordenen Liede des Grenadiers an die Kriegsmuse; dann aber wendet er sich zu dem zu günstigen Urtheile der „Bibliothek" über Gottsched, besonders erklärt er, gegenüber der Behauptung, niemand werde leugnen, die Deutsche Schaubühne habe ihm einen großen Theil ihrer ersten Verbesserung zu danken, er sei dieser niemand; Gottscheds vermeinte Verbesserungen hätten entweder entbehrliche Kleinigkeiten betroffen oder seien wahre Verschlimmerungen gewesen. Statt ein neues französirendes Theater bei uns einzuführen, hätte er uns die Meisterstücke des größten tragischen Dichters Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen geben sollen; das Volk würde an diesem ihm näher stehenden Dichter mehr Geschmack gefunden und sein Genie ganz andere Köpfe in uns geweckt haben, als man von seiner Neuerung zu rühmen wisse. Freilich ließ sich Lessing hier zu weit hinreißen, da die Französische Beschränkung wohlthätig auf die in Roheit und Plumpheit verkommene Deutsche Bühne gewirkt hatte; aber jetzt war es auch an der Zeit, von dieser Französischen Manier zurückzukommen und sich wieder der freiern Bewegung zuzuwenden, wie sie die Englische Bühne zeigte, die uns verwandter war als der in einen Schnürleib gepreßte Französische Klassicismus. Gottsched war einmal der Götze, dessen Bild zerstört werden mußte. Zum Beweise, daß unsere alten Stücke sehr viel Englisches gehabt, führt er eine Scene aus dem Deutschen „Doktor Faust" an. Freilich ahnte damals niemand, daß dieser erst aus Marlows Stück sich herausgebildet, er durch die Englischen Komödianten nach Deutschland gekommen war. Und Lessing hatte die

1759 Scene, welche er aus dem Stücke anführt, absichtlich, ohne es zu verrathen, frei umgestaltet, in der Weise, wie sie nach seiner Meinung noch immer auf der Bühne eine große Wirkung machen könne, wobei er von der Anschauung ausging, Faust, der sich in allem Wissen herumgetrieben, solle den Bund mit dem Bösen in klarem Bewußtsein schließen, welchem treulosen, nichtigen Lügenwesen er sich hingebe.

Wenn er das Urtheil der „Bibliothek" über Gottsched zu günstig fand, so schien ihm dagegen, das über Klopstocks „Messias" gefällte sei dem Dichter nicht ganz gerecht geworden. Auch hier muß wieder Gottsched herhalten, dem man irrig die ersten Deutschen Hexameter zuschreibe, was auf die Nachweisung noch älterer führt, wobei von Lessing übersehen ist, daß Gottsched selbst schon frühere Hexameter erwähnt hatte. Klopstocks Aenderungen in der neuen Ausgabe des „Messias" werden gerühmt, insofern sie von dem lobenswürdigen, auf Sprache und Wohlklang verwandten Fleiße zeugen, auch manche glückliche Verkürzungen hervorgehoben, aber ernstlich wird getadelt, daß ihm zuweilen irgend ein Geist der Orthodoxie statt der Kritik vorgeleuchtet habe. Damit war der wunde Fleck von Klopstocks neuerer Richtung getroffen. Bei den Fabeln des Rabbi Berachja Hanakdan, deren die „Bibliothek" gedacht hatte, ging es über Gottscheds Unkenntniß her; es wurde dabei auf mehrere dem Rabbi eigene Fabeln gedeutet, die ihm Mendelssohn mitgetheilt hatte. Zog ihn ja die Geschichte und Theorie der Fabel gerade damals an.

Während seine Kritik so nach manchen Seiten mächtig eingriff, hatte er selbst sich an einer neuen Art des Dramas, im Gegensatze zum Englischen bürgerlichen Trauerspiel, versucht, an einer Heldentragödie der einfachsten Art,

die sich aus der Beschäftigung mit dem Plane eines „Kodrus", in ähnlicher Weise wie die „Emilia" aus der „Virginia", herausgebildet hatte. In einem eben dem Knabenalter entwachsenen Jünglinge wollte er die heldenhafte Vaterlandsliebe gleichsam in höchster Verdichtung darstellen. Namen und Handlung sind frei erfunden, wie in Kleists „Cissides und Paches". Sein „Philotas", in welchem er mit großem Glücke die höchste tragische Einfalt im Gegensatze zur blühenden Rednerei der Französischen Bühne ausprägte, war ein in der heldenhaften Zeit wurzelndes Prachtstück. Schon am 18. März sandte er das gedruckte Trauerspiel an Gleim, ohne sich als Verfasser zu nennen. Diesen ergriff der Stoff so mächtig, daß er das Stück in fünffüßige Jamben zu übersetzen sich gedrungen fühlte. Lessing mochte ihm nicht Einhalt thun, konnte aber freilich nicht ahnen, daß dieser durch die einschneidenden Veränderungen, die er sich dabei gestattete, die schärfste Kritik daran üben werde. Als Gleim ihm seinen „geverschten Philotas" schickte, mußte er zu dem bösen Spiel eine gute Miene machen. 1759

„Sie haben ihn zu dem Ihrigen gemacht, und der ungenannte prosaische Verfasser kann sich nur wenig oder nichts davon zueignen", schrieb er.

Freilich vom Grenadier, dessen Namen Gleim für seine Uebersetzung in Anspruch nahm, habe er voraus gewußt, daß er nicht *übersetzen* könnte.

„Auch das wußte ich einigermaßen voraus, daß er viel zu viel Dichter ist, als daß er sich zu der tragischen Einfalt *ganz* herablassen werde. Seine Sprache ist zu voll, seine Einbildungskraft zu hitzig, sein Ausdruck oft zu kühn und oft zu neu, der Affekt stehet auf einmal bei ihm in voller Flamme; kurz, er hat alles, um unser Aeschylus zu werden, und wir müssen zu unserm ersten tragischen Muster keinen Aeschylus haben!"

1759 Nach dieſer verblümten Erklärung, daß er ſein Stück geradezu verdorben, ſpricht er doch ſeine Bereitwilligkeit aus, den neuen „Philotas“ drucken zu laſſen, wobei er ſich nur eine Erklärung über verſchiedene Punkte in einem Vorbericht ausbehält.

Schuch ſpielte damals wieder in Berlin, wo er in dieſem Jahre ſeine Bretterbude abriß und in einem Sale des Kammerdieners Donner ſeine Bühne aufſchlug. Leſſing fühlte ſich noch immer vom Theater lebhaft angezogen; ſeinen „Philotas“ freilich durfte er auf dieſer Bühne nicht zu ſehen hoffen, und die Ausführung ſeines bürgerlichen „Fauſt“ hatte er längſt aufgegeben.

Beim Beginn des zweiten Vierteljahres der „Briefe“ ſchlug Leſſing zunächſt einen ſehr freundlichen Ton an. Im Gegenſatz zu Lieberkühns Theokrit lobte er die freilich proſaiſche Ueberſetzung des Pindar von einem Züricher, rühmte von Gerſtenbergs „Tändeleien“ und bereitete die Leſer auf die nächſtens von zwei Berliner Gelehrten erſcheinende Ausgabe des Logau vor. Aber ſchon im Mai griff er die in Hexametern erſchienene Ueberſetzung Engliſcher Gedichte von einem Baſeler an. Er geſteht, daß die aus der Schweiz kommenden Ueberſetzungen ſich durch Treue und Richtigkeit, auch durch ungemeinen Reichthum an guten, nachdrücklichen Wörtern und körnichten Redensarten auszeichneten, aber ſie ſeien unangenehm zu leſen, weil es den Perioden meiſt an der gehörigen Rundung und Deutlichkeit fehle. Die neue Ueberſetzung aber leide nicht blos an dieſem Mangel, ſondern zeige auch das Gegentheil von allen den Schweizern eigenen Vorzügen; dazu ſeien die Hexameter die nachläſſigſten von der Welt. Wie wäſſerig, matt, weitſchweifig überhaupt die Sprache dieſes Hexametriſten ſei, zeigt er

durch Vergleichung der vortrefflichen prosaischen Ueber- 1759
setzung Eberts von einem Stücke, das der Baseler in Hexa-
meter gebracht. In der leichten Weise, welche die „Briefe"
auszeichnet, ergreift er die Gelegenheit zum Beweise, daß
auch im Englischen prächtige Hexameter möglich seien;
diese Versart sei nur deshalb nicht durchführbar, weil kein
ausgezeichneter Dichter, wie Milton, sich ihrer bedient habe.
Die Hoffnung, daß der Hexameter sich im Deutschen er-
halten werde, beruhe gerade auf dem immer wachsenden
Beifall, den die fast zu gleicher Zeit in ihr hervorgetretenen
Dichter des „Messias" und des „Frühlings" sich erworben.
Die Erwähnung Kleists bringt ihn auf dessen von ihm selbst
herausgegebenen „Tiffides und Pacches", und er theilt schließ-
lich zwei noch unbekannte Gedichte des ihm befreundeten
Sängers mit.

Lessing hatte durch sein freies Auftreten es besonders
bei Sulzer verdorben, wenn dieser auch schon durch den
Klub in leidlicher Verbindung mit ihm blieb. Seine Be-
urtheilung Lessings verräth dieser in einem zu dieser Zeit
geschriebenen Briefe an seinen einzigen Bodmer.

„Sagen Sie Wieland noch beim Abschied", schrieb er, „daß er
seinen Freunden in Bern überlassen soll, ihn an Lessing zu rächen;
denn ich fürchte, daß er ein gewisses Maß überschreiten möchte, wenn
er es selbst thut. Lessing ist sehr gegen die Verfasser der ‚Freimüthigen
Nachrichten' [von Bodmer und seinen Freunden] aufgebracht; auch
Kleists ‚Frühling', sagt er, kann man nicht unverachtet lassen. Er hat
neulich in den Briefen über die Literatur eine Baslerische Uebersetzung
im Hexametern angezeigt. Er sagt, man hätte das Meiste schon über-
setzt gehabt; zwar nur in Prosa: ‚aber sind Schweizerische Hexameter
etwas anders als Prosa?' [Das war eine Majestätsbeleidigung gegen
Bodmer!] Was Sie die Sekte der Nicolaiten nennen, ist in der That
keine andere Partei als Lessing, Kleist und andere mehr; denn Nicolai
ist nur zufällig dabei. Kleist läßt sich regieren; denn er ist der red-

1759 lichſte Mann von der Welt, der für ſich niemanden beleidigen wird. Aber wer Leſſing u. ſ. f. [wen mag Sulzer ſich dabei gedacht haben?] beleidigt, der hat ſich unverſöhnliche Feinde gemacht. Dieſe Feindſchaften ſind mir unerträglich, und ich wollte, daß ſie ganz ausgelöſcht wären."

So ſah er in Leſſings ſcharfem Kampfe nichts als Perſönlichkeit; von dem hellen Geiſte, der unſerer Literatur ihre Wege zeigte, von der Nothwendigkeit, die ſich breit machende Hohlheit zu erdrücken, hatte er keine Ahnung.

Leſſing hatte unterdeſſen endlich die Vorrede zu Logau geliefert, auf die er Ramler ſo lange hatte warten laſſen, daß dieſer, der „als Preuße etwas weniges akkurat" war, ernſtlich böſe zu werden drohte und ihn nur damit entſchuldigen konnte, daß er in zehn Sachen zugleich die Hand habe. Auswahl und Uebertragung, die größtentheils Ramler angehörten, waren für die Zeit eine bedeutende Leiſtung; noch höher ſteht Leſſings Wörterbuch. Die Vorrede erklärt, Logau habe es in dieſer „geringen Gattung" ſo weit gebracht, als man es nur immer bringen könne; er ſei unſer Martial, Catull und Dionyſius Cato, doch habe er ſich dadurch geſchadet, daß er auch ſehr Mittelmäßiges aufgenommen. Sie hätten ihn deshalb auf ein Drittel herabgeſetzt; aber das ſei unter allen Nationen ein vortrefflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittel gut ſei. Die Sammlung ſolle immer mehr die Beſchuldigung entkräften, „als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlich-Schönen abgewichen wären und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer gewiſſen Seite übertrieben iſt". Von Logau wollten ſie ſich zu einem andern ältern Dichter, zu Tſchernig, wenden, einem der beſten Nachahmer von Opitz, deſſen „Frühling" und „Vortrab des Sommers" manche ſchöne lyriſche und epigrammatiſche Blüthen enthielten. Dabei aber

hatten sie noch ein „großes Projekt" im Sinne, wohl ein 1759
Deutsches Wörterbuch. Gerade den vernachlässigten Tscherning hatten sie gewählt, weil dieser in Hinsicht der Sprache den allernächsten Platz neben dem noch in neuern Ausgaben zugänglichen Opitz habe. Gleichzeitig war Lessing lebhaft mit seinen „Fabeln", deren Druck schon begonnen, und der Theorie dieser Dichtart beschäftigt.

In den „Briefen" aber machte er sich jetzt an seinen lieben Dusch, der mit so vornehmer Miene über ihn abgeurtheilt hatte. Die scharfe Abfertigung des Mannes ist wieder ein ergetzliches Muster von Witz, Feinheit und Schärfe bei umfassender Kenntniß. Anknüpfend an eine Aeußerung in der „Bibliothek", gedenkt Lessing launig der Gefährlichkeit, mit „einer der fruchtbarsten Federn unserer Zeit" anzubinden.

„Auf eine einzige Erinnerung wider diesen Scribenten bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu lesen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer streitet gern?"

Es handelt sich hier um die „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre", die ordentlich durchzulesen er keine Zeit gehabt habe, aber beim Blättern hat er so viel Verfehltes, Uebereiltes, Abgeschriebenes gefunden, daß er dem Verfasser damit das schlimmste Bad zurichtet, doch erkennt er am Schlusse eine gewisse Begabung seines Gegners an.

„Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu sein, und, ein Philosoph zu sein, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beiden etwas und ohngefähr gleich so viel, als dazu gehört, ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Dieses mache er, und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue haleine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern!"

Den Briefen gegen Dusch ließ er im Juni nur noch

1759 eine die Bedeutung der eben erſchienenen Auswahl aus Logau bezeichnende Anzeige folgen.

Wie in Leipzig, ſo war Leſſing auch in Berlin zuweilen leidend, dazu nicht ſelten verdrießlich; aber wie der Held der Zeit, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, nur in ununterbrochener Arbeit Erleichterung fand und nur durch ſie ſeiner trüben Gedanken ſich entſchlagen konnte, ſo gewann auch Leſſing dabei, wenn er verdrießlich war; denn er blieb dann, wie er Gleim geſteht, fein an ſeinem Tiſche ſitzen, ſchrieb an ſeine Freunde oder arbeitete etwas, wobei denn freilich oft die Gegner ſeine bitterſte Schärfe fühlen mußten.

Am 12. Juni entſchuldigt er beim Vater ſein langes Schweigen mit „abwechſelnden Krankheiten, Beſchäftigungen, kleinen Reiſen und andern Hinderniſſen". Zur Unterſtützung ſeiner Brüder, von denen Gottlob in Wittenberg, Gottfried noch in Leipzig ſtudirte, konnte er bei ſeiner eigenen Bedrängniß, mit deren Schilderung er ihn nicht behelligen wollte, nichts beitragen; gewiß werde er es thun, ſchrieb er, wenn er dazu im Stande ſei. Augenblicklich könne er Gottlob allenfalls mit Büchern aushelfen. Dem Vater ſendete er mehreres eben Erſchienene nebſt ſeinen eigenen neueſten Sachen; die im Meßkatalog angekündigten „Fabeln" ſeien noch nicht ganz ausgedruckt. Leider war auch Bruder Theophilus noch immer nicht angeſtellt, und der jüngſte, der als Offiziersburſch in Warſchau diente, machte den Eltern große Noth. Leſſing ließ ſich ſeinetwegen erkundigen. Auf eine feſte Stellung in Berlin konnte er noch nicht hoffen, da er ſich nicht wegwerfen und vor allem ſeine Zeit für ſich benutzen wollte; ſobald er ſeinen Prozeß gewinne, dachte er einige Zeit mit Theophilus, deſſen baldige Beförderung er wünſchte, recht vergnügt zuſammenzuleben.

1759

2.

Hatten die Kriegsereignisse in der ersten Hälfte des Jahres Lessing wenig gestört, so sollte die zweite nach dem glänzenden Siege bei Minden auch ihn in große Unruhe versetzen. Er hatte sich nach der Berliner Sitte für den Sommer ein Gartenhaus gemiethet, wo er sich ganz zu leben gedachte. Hier wurden die scharfen Bolzen gedreht, welche die „Briefe" vom 26. Juli an gegen den „Nordischen Aufseher" abschossen, eine von dem Kopenhagener Oberhofprediger Andreas Cramer seit dem vorigen Jahre herausgegebene moralische Wochenschrift, an der sich auch Klopstock und dessen mystisch fromme Gattin betheiligten, zu Lessings bitterm Aerger, der die vom Dichter des „Messias" immer eifriger eingeschlagene orthodoxe Richtung nicht billigen konnte. Seine „Geistlichen Lieder" hatten ihm noch weniger als der „Tod Adams" behagt. Scharf verurtheilte er die in Cramers Wochenschrift sich breit machende „neumodische Rechtgläubigkeit", welche die eigentliche christliche Lehre aufhebe; er zeigte die Sophisterei des Beweises, daß es ohne Religion keine Rechtschaffenheit gebe; die Art, über Gott zu denken, die Klopstock, den er als Verfasser durch das hervorgehobene Er bezeichnete, für die einzig richtige erklärte, verwarf er als Quelle aller fanatischen und enthusiastischen Begriffe von Gott. Cramers Stil nannte er den „schlechten Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn zu verstehen". Das fällt freilich auf, da Lessing früher Cramer neben Mosheim unter den vortrefflichen

1759 Kanzelrednern genannt hatte. Nach dieſer ſcharfen Abweiſung der Geiſt und Herz verdumpfenden Tendenz der Kopenhagener Zeitſchrift wendet er ſich zu dem wenigen, was ſie im Felde der ſchönen Wiſſenſchaften und der Kritik bringe. Den Oberhofprediger erkennt er auch in den drei hier gegebenen Oden als „vortrefflichen Verſificateur", der viel poetiſche Sprache und die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen habe, aber es fehle ihm der „ſchöne, verſteckte Plan" eines Pindar und Horaz, und ſein Feuer ſei kalt. Das Lied auf die Auferſtehung fand er, wie alle geiſtlichen Lieder Klopſtocks, dem er es irrig zuſchrieb, ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfinde. In Klopſtocks Ode über die Allgegenwart Gottes werde man durch eine ſchöne, prächtige Tirade über die andere angenehm unterhalten, aber weder die Begriffe mehr aufgeklärt noch die Ueberzeugung beſtärkt. Die gewählte freie Versart, die eigentlich nur eine künſtliche Proſa ſei, empfiehlt er nicht blos für muſikaliſche Gedichte, ſondern auch für das Drama. Außerordentliches Lob ertheilt er einer Abhandlung über den poetiſchen Stil, in welcher er Klopſtock erkannt hatte. Im Anfange der tief greifenden Anzeige traf Leſſing ſcharf die traurige Vernachläſſigung Deutſchen Geiſtes im Vaterlande.

„Und nun kann es leicht kommen, daß der ‚Nordiſche Aufſeher' ein allgemeines Vorurtheil für die Deutſchen Werke des Witzes, welche in Dänemark erſcheinen, veranlaſſen hilft. Und würde dieſes Vorurtheil auch ſo ganz ohne Grund ſein? — Wenn unſere beſten Köpfe, ihr Glück nur einigermaßen zu machen, ſich expatriiren müſſen, wenn — O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte ſonſt alles darüber vergeſſen; Sie möchten anſtatt eines Urtheils über eine ſchöne Schrift Satire über unſere Nation und Spott über die elende Denkungsart unſerer Großen zu leſen bekommen. Und was würde es helfen?"

Als Gleim, wahrscheinlich von Ramler, vernommen, 1759
Lessing habe sich in ein Gartenhaus zurückgezogen, sandte er ihm, wohl zum Danke für das, was er für seine Lieder gethan hatte, und auch für das, was er für seinen „Philotas" noch thun sollte, vorgeblich im Auftrage seines Grenadiers, am 20. Juli einen Anker Rheinwein, damit er bei seiner Arbeit an einer neuen „Miß Sara" nicht verdürste. Lessing ging auf den von Gleim angestimmten lustigen Ton ein.

„Ich weiß mich itzt nicht besser dafür zu bedanken", schrieb er, „als daß ich bei jedem Glase seine Gesundheit trinken oder wenigstens mit einschließen will. Wie viel Muth, wie viel Herz werde ich mir für ihn trinken! Und wie doppelt gut würde mir das Weinchen schmecken, wenn Sie zu uns kommen und ihn mit uns könnten austrinken helfen! Auf meiner Sommerstube sollte es Ihnen gewiß nicht mißfallen. Nur glauben Sie um Gottes willen nicht, daß ich da arbeite. Ich bin nie fauler, als wenn ich in meiner Einsiedelei bin. Wenn es hoch kömmt, mache ich Projekte, Projekte zu Tragödien und Komödien; die spiele ich mir denn selbst in Gedanken, lache und weine in Gedanken und klatsche mir auch selbst in Gedanken, oder vielmehr lasse mir meine Freunde, auf deren Beifall ich am stolzesten bin, in Gedanken klatschen."

Wir wissen, daß er am 5. August ein einaktiges Trauerspiel „Fatime" in fünffüßigen Jamben auszuführen begann. Der morgenländische, höchst einfache Stoff scheint, wie der des „Philotas", auf eigener Erfindung zu beruhen. Fatime vergiftet sich und theilt ihrem Geliebten das Gift mit, weil sie sich weigert, dem Tyrannen ihre Hand zu reichen, dessen Geheimniß (wir wissen nicht, welche Schandthat gemeint ist) sie erfahren hat.

Mit Kleist dauerte die innigste Verbindung fort; noch im Juli sandte dieser Lessing Epigramme zu einer neuen Auflage seiner Gedichte. Dem Wunsche desselben, ihn einmal zu besuchen, hatten sich Hindernisse entgegengestellt. Bei allem Hin- und Herziehen war es Kleist noch immer

1759 nicht gelungen, an einer Schlacht theilzunehmen; „nur Daun einmal geschlagen, dann will ich gern sterben", schrieb er am 20. Juli. Gleich darauf war er unter dem 10000 Mann starken Korps, welches General von Fink dem bei Frankfurt an der Oder gelagerten Heldenkönig zuführte. Am frühesten Morgen des 12. August wurden die auf einer Hügelreihe bei Kunnersdorf gelagerten übermächtigen Russen angegriffen und ihr linker Flügel in die Flucht geschlagen. Aber Kleist war nach Erstürmung dreier Batterien, als er eben trotz seiner vielen Wunden wider die vierte vordrang, gefallen; eine Kartätschenkugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Am 13. brachten drei Kouriere hintereinander, vom frühen Morgen bis zum Mittag, die Siegesbotschaft nach Berlin. Die ganze Königsstadt schwamm in Jubel, als gegen 3 Uhr ein vierter Courier die Hiobspost von der am Morgen erlittenen vollständigen Niederlage brachte, welche Berlin der größten Gefahr aussetzte. Kurze Zeit belebte ein fünfter Kourier aufs neue die Hoffnung, doch nur zu bald stellte sich heraus, daß dieser noch vor der zweiten Schlacht abgesandt worden. Der Schrecken stieg zur Verzweiflung, als das Gerücht sich verbreitete, der König selbst sei verwundet und verschwunden. Bei der fürchterlichen Lage, in welche des Königs blinder Siegeseifer Preußen gestürzt, quälte Kleists Freunde die Sorge um den edlen Dichter, der sich so lange nach dem Tode auf dem Felde der Ehre gesehnt hatte. Erst am 24. erfuhr man, daß er verwundet sich in Frankfurt unter den Gefangenen befinde.

„Er lebt noch, unser liebster Kleist", schrieb Lessing an Gleim; „er hat seinen Wunsch erreicht, er hat geschlagen und sich als einen braven Mann gezeigt; er wird von seiner kleinen Wunde bald wieder genesen, und dieser Zufall wird ihn zufriedener mit sich selber machen.

Mit dieser angenehmen Hoffnung trösten Sie sich unterdessen, liebster 1759
Gleim, bis wir nähere Umstände von ihm erfahren."

Es war sofort dafür gesorgt worden, daß Kleist in Frankfurt oder, wenn er von da nach Polen oder Preußen gebracht werden sollte, in Danzig Geld bekomme. Sechs Tage später hieß es, er sei noch in Frankfurt.

„Er soll nicht mehr als sechs Wunden haben; der rechtschaffene Mann!" schreibt Lessing den 1. September an Gleim. „Er hat sich... an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen und sie aufs beste angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen; er hat müssen auf der Wahlstatt liegen bleiben und ist so nebst allen andern Schwerverwundeten den Russen in die Hände gefallen."

Doch kann er nicht verschweigen, daß bei der Armee die Nachricht von seinem Tode verbreitet sei und man wirklich einen Major Kleist begraben habe. Rührend tröstet er sich und den Freund mit der schwachen Hoffnung, es sei dies ein anderer Major Kleist gewesen. Lessings edles und reines Wesen tritt uns aus dem von der Verzweiflung des Schmerzes getränkten Briefe an Gleim vom 6. entgegen.

„Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professor Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da stehet. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie, manchmal verleitet mich mein Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angehet. Er hatte drei, vier Wunden schon; warum ging er nicht? Es haben sich Generals mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich beiseite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn

1759 ich ihm zu viel thue. Denn es kann doch wohl sein, daß ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben! — Ha, ich muß abbrechen. Der Professor wird Ihnen ohne Zweifel geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedichte auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleisten verloren haben, die das itzt im Stande waren. Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solch Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und Ramlern Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat und Sie erfüllen sein Verlangen — Liebster Gleim, das müssen Sie nicht thun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht wie einem Professor gleich viel, was Sie sagen und wie Sie es sagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich werde ruhiger sein."

Seiner traurigen Verstimmung durfte und konnte er sich nicht ganz hingeben; auch der allerbitterste Verlust vermochte ihn nicht niederzuwerfen. Nachdem er die erste „wilde Traurigkeit" überwunden, kehrte er zu seinen ihm obliegenden Arbeiten zurück. Der Buchhändler Nicolai übernahm es, ein „Ehrengedächtniß" Kleists zu liefern, das ein guter Verlagsartikel zu werden versprach. Gleim lieferte ihm auf Verlangen einige Lebensnachrichten. Ramler und Lessing sahen die Schrift durch, um sich zu überzeugen, daß sie nichts „Nachtheiliges" enthalte; sie hatten gerathen, daß der Freunde Kleists darin gar nicht gedacht werde, damit der Schein vermieden werde, einer von ihnen habe Antheil daran. Ihr heiliger Schmerz sollte sich in Stillschweigen hüllen. Dazu ließ sich selbst der reimfertige Gleim durch Lessing bestimmen. Diesen selbst beschäftigten die „Briefe"

und der endliche Abſchluß ſeiner „Fabeln“. Für erſtere hatte 1759
er noch vor der traurigen Kataſtrophe eine Beurtheilung von Gebauers „Geſchichte Portugals“ geliefert, die von ſeiner hellen Einſicht und ſeiner umfaſſenden Kenntniß ein glänzendes Zeugniß ablegt. Jetzt aber ſollte Wieland wieder einmal gerüttelt werden, und zwar wegen ſeines Trauerſpiels „Lady Johanna Gray“, das für die Bühne gearbeitet und ſchon wirklich aufgeführt worden war.

„Freuen Sie ſich mit mir! Herr Wieland hat die ätheriſchen Sphären verlaſſen und wandelt wieder unter den Sterblichen.“

So beginnt er, um mit dem Nachweiſe zu ſchließen, daß dieſer ſein Stück dem Engländer Rowe verdanke, deſſen der ſo fromm ſich gebärdende Mann mit keinem Sterbensworte gedacht hatte, daß er dieſes geradezu verdorben, „einen prächtigen Tempel eingeriſſen, um eine kleine Hütte davon zu bauen“. Seine moraliſch guten, aber deshalb poetiſch böſen Charaktere werden ergetzlich beſpottet; erſt wenn Wieland die innere Miſchung des Guten und Böſen im Menſchen ſtudirt habe, werde er vortreffliche Trauerſpiele liefern. Seinen vermeinten „edlen Endzweck“ der Tragödie habe er nur halb erreicht, da er das Große und Schöne der Tugend nicht, wie er verſprochen, „auf die rührendſte Art“ und nicht „in Handlungen nach dem Leben“ dargeſtellt.

Als Leſſing am 23. Oktober ein Exemplar ſeiner eben ausgedruckten „Fabeln. Drei Bücher. Nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart verwandten Inhalts“ an Gleim ſandte, äußerte er:

„Ich ſchäme mich recht, daß ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe. Aber ich weiß, Sie entſchuldigen mich, wenn Sie hören, daß ich krank geweſen bin oder doch ſehr verdrießlich; denn der Verdruß iſt bei mir eine Krankheit, und ich bin nicht länger geſund, als ich vergnügt bin. Anbei habe ich müſſen meine Lappalien vollends fertig

1759 machen. Hier erhalten Sie ein Exemplar davon. Es sind Fabeln, liebster Freund, und ich kann es voraussehen, daß weder meine Fabeln noch meine Abhandlungen den Beifall eines Dichters, und folglich auch Ihren nicht, erhalten können. Ich habe, wie Sie sehen werden, lieber einen andern und schlechtern Weg nehmen als mich der Gefahr einer nachtheiligen Parallele mit den Gleims und Lafontainen aussetzen wollen."

Von den 90 hier gegebenen, sämmtlich prosaischen Fabeln waren nur 7 schon in den „Schriften" erschienen, 3 andere dort gegebene verworfen. Noch nicht bei einem Drittel geht Lessing von ausdrücklich angegebenen Aesopischen Fabeln aus, bei andern bezieht er sich auf meist naturwissenschaftliche Aeußerungen der Alten, die aber so wenig etwas Eigenthümliches enthalten, daß ihre Anführung das Uebermaß der Sorge ist, sich nichts Fremdes stillschweigend anzueignen. Es war dies eine eigene Art von Fabeln, die nicht zur Belustigung, sondern zur Belehrung dienen sollte.

„Ich hatte", berichtet er selbst, „mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besondern Fällen übersehen wollte, und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können."

In Prosa habe er sie geschrieben, weil er die Versification nie so in seiner Gewalt gehabt, um nicht besorgen zu müssen, Silbenmaß und Reim würden hier und da den Meister über ihn spielen, und somit die Kürze, vielleicht auch noch mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel beeinträchtigen. Doch sollten seine Fabeln sich durch ihren innern Werth eine Zeit lang im Andenken der Welt erhalten, so könnten sie später vielleicht von einem Dichter in Verse gebracht und zur Belustigung der Welt gebraucht werden. Die Berechtigung zu dieser, ganz Lessings Wesen entsprechenden Art der Fabel ist von Jak. Grimm u. a. mit

Unrecht bestritten worden; sie bilden eben eine ganz eigene 1759
Gattung dieser auf dem „gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral" spielenden Dichtart, und zwar die der Moral am nächsten liegende, die sich nicht an die naive Volksanschauung, sondern, wie der „Altdeutsche Witz", an den Verstand wendet. Wir besitzen in Lessings Fabeln in ihrer knappen und scharfsinnigen Fassung einen wahren Weisheitsschatz, in dessen Genuß wir uns um so weniger durch Vergleichung mit den gemüthlichen oder auch anmuthig spielenden anderer Dichter und den volksthümlichen Fabeln stören lassen dürfen, als hier Lessings Scharfsinn sich in einfachster Erfindung lebendig ausgeprägt hat.

Die Abhandlungen sind ein Muster feiner Entwicklung. In der ersten sucht er auf Sokratische Weise den wahren Begriff der Fabel zu gewinnen, indem er die bedeutendsten Erklärungen des Wesens dieser Dichtart durchgeht und die einzelnen irrigen Bezeichnungen derselben nachweist. Besonders wichtig sind hier die Begriffsbestimmung der Handlung und die Unterscheidung der Handlung des Epos und des Dramas von dem der Fabel. Aus den weitern Abhandlungen gedenken wir nur der Unterscheidung der einfachen und der zusammengesetzten Fabel und der von Lessing vorgeschlagenen Benutzung der Erfindung Aesopischer Fabeln in den Schulen. Freilich liegt der Vorstellung Lessings die damals allgemein herrschende irrige Ansicht zu Grunde, die überlieferte prosaische Fassung der Aesopischen Fabeln sei die ursprüngliche, während wir jetzt wissen, daß dieselbe nur ein Niederschlag der ursprünglichen dichterischen Form sind: hierdurch und durch ein paar kleine Versehen verliert die Entwicklung nichts an ihrem Werthe; zu ihrer Zeit

1759 und für die Klärung von Leſſings theoretiſchen Anſichten war ſie außerordentlich bedeutſam.

Am Ende der Vorrede ergriff er die Gelegenheit, ſich in eigener Perſon über die von Duſch erfahrenen Angriffe auszulaſſen. In den von dieſem namenlos herausgegebenen „Briefen an Freunde und Freundinnen" war ihm vorgeworfen worden, er ſchreibe ſeine Kritiken blos, um ſich in ſeiner Geldnoth zu helfen.

„Ich bin gezwungen", äußert er, „mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr Duſch hat mich durch ſeine bevollmächtigte Freunde ſeit geraumer Zeit auf eine ſehr nichtswürdige Art mißhandeln laſſen. Ich meine mich, den Menſchen; denn daß es ſeiner ſiegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftſteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Urſache ſeiner Erbitterung ſind verſchiedene Kritiken, die man in der ‚Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften' und in den ‚Briefen, die neueſte Literatur betreffend,' über ſeine Werke gemacht hat, und er auf meine Rechnung ſchreibet. Ich habe ihn ſchon öffentlich von dem Gegentheil verſichern laſſen [daß er die Kritiken in der ‚Bibliothek' nicht geſchrieben], die Verfaſſer der ‚Bibliothek' ſind auch nunmehr genugſam bekannt; und wenn dieſe, wie er ſelbſt behauptet, zugleich die Verfaſſer der ‚Briefe' ſind, ſo kann ich gar nicht begreifen, warum er ſeinen Zorn an mir ausläßt. [Geſchickt umgeht er die Frage über den Verfaſſer der Kritiken in den ‚Briefen'.] Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann wie er, wenn es ihn nicht tödten ſoll, ſich ſeiner Galle gegen einen Unſchuldigen entladen; und in dieſem Falle ſtehe ich ſeiner Kunſtrichterei und dem Aberwitze ſeiner Freunde und ſeiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Dienſte und widerrufe meine Klage."

Gegen dieſen Vorwurf wurde Duſch im „Hamburgiſchen Korreſpondenten" in einer anſtändigen Beſprechung der „Fabeln" vertheidigt, die auf die von dieſem daſelbſt gelieferte rühmende Anzeige ſeines „Philotas" verwies.

Die Freunde der Gellertſchen und Gleimſchen Fabeln konnten am Leſſingiſchen Buche kein Gefallen finden, noch

weniger die große Schar der Anhänger Lafontaines, den 1754
Lessing selbst früher mit Geschick nachgeahmt hatte, und die Französischen Theoretiker. Selbst Freund Ramler, der im vorigen Jahre eine mit Zusätzen vermehrte Uebersetzung des „Principe de la litérature" von Batteux hatte erscheinen lassen, fühlte sich verletzt. Er richtete an Gleim, der auf Lessings Uebersendung der „Fabeln" lange nicht geantwortet hatte, die Mahnung, diesem doch zu schreiben, obgleich er alle Welt und also auch ihn selbst (Ramler) angreife, ja eben deswegen.

„Was sagen Sie zu der Abhandlung von den Fabeln, die er seinen Fabeln beigefügt hat?" „Hier sagen einige meiner Freunde", fügte er hinzu, „daß er, da er doch nicht dazu gepeitscht worden wäre, den Batteux herunterzureißen, aus Liebe zu seinem Uebersetzer ihn wohl hätte verschonen können; daß er recht giftig auf den Batteux zu sein scheine; daß er — — Doch was geht michs an! Ich weiß, daß Herr Lessing seine Meinung sagen und durch Unterdrückung sich Luft schaffen und Platz machen will. Diese Natur ist nicht auszutreiben. Er kann ohnmöglich in Schriften der gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er doch im Leben ist. Es ist freilich schlimm! Aber wir wollen uns seiner guten Seiten bedienen, da er zu alt ist, als daß wir ihm seine schlimmen abgewöhnen könnten. Antworten Sie ihm also doch nur immer auf das Geschenk von seinen ‚Fabeln'."

Und Gleim schrieb nun wirklich in Ramlers Sinne. Sein Brief floß von Bewunderung über; schon früher, als er ihm seine Fabeln (doch wohl nur einige) in der Handschrift mitgeschickt, habe er sie vortrefflich gefunden. Schlau verbarg er seine Mißstimmung und ging auf die Sache, die Lessing so sehr am Herzen lag, nicht ein, was diesen äußerst verdroß. Launig erwiederte er, für einen freundschaftlichen Tadel würde er ihm noch mehr als für seinen Beifall gedankt haben; dieser könnte ihn besser machen,

1759 während jener, wie er beſorge, ihn ſtolz machen werde. Das alſo waren Leſſings gute Freunde! Daß Leſſings Kampf gegen alles Verkehrte eine nothwendige Forderung ſeiner Natur, für ihn eine ſittliche Pflicht war, daß er auch im Felde der Theorie aufräumen, daß er ſich beſonders gegen die franzöſiſchen, von Gottſched angenommenen Lehren wenden mußte, daß er Batteux unmöglich übergehen konnte, wenn er die bisherigen Verſuche der bedeutendſten Kunſtrichter beurtheilen und ſeine eigene Anſicht an deren Stelle ſetzen wollte, das wollten die Freunde nicht einſehen; ſo wenig wußten ſie Leſſing zu würdigen. Der Kampf, den er kämpfte, war ihm durch den Gang ſeines Geiſtes aufgedrungen, und er kämpfte ihn trotz Freund und Feind mit einem Heldenmuthe durch, welcher ſchwachen Geiſtern nur Streitſucht und Rechthaberei ſchien. Das iſt jene elende Verkennung, die ſo manchem redlichen Manne das Leben verleidet, ſein Wirken erſchwert, wenn auch nicht zu hindern vermag. Auch zu Nicolai hatte ſich das Verhältniß weſentlich geändert; dieſer fühlte ſich immer mehr neben Leſſing, dem er manchmal als Buchhändler bei ſeinen „Briefen" entgegentrat, konnte er es auch nicht durchſetzen, daß dieſer ſich nach ſeinen Anſichten richtete. Dazu raubte das Geſchäft, ſpäter auch eine Liebſchaft ihm viele Zeit, und wenn Mendelsſohn von ihm äußert, eine einzige Kleinigkeit mache ihn ſchon beinahe alles freundſchaftlichen Umgangs unfähig, ſo mußte ſich Leſſings Verbindung mit ihm natürlich immer mehr lockern. Beſonders war das, was dieſer gegen das neumodiſche Chriſtenthum, im Gegenſatze zur entſchieden ausgeprägten chriſtlichen Lehre, geſagt hatte, nicht nach Nicolais Sinn, wogegen es ihm andere geneigt machte. So bildete ſich wohl in Folge dieſer Aeußerung, wenn nicht aus

zufälliger Unterhaltung, ein freundliches Verhältniß zu dem 1759
damals zweiundfünfzig Jahre alten Propst und Konsistorialrath Süßmilch, dem heftigen Gegner des Freigeistes Edelmann, der sich viel mit sprachlichen Untersuchungen beschäftigte und ein geachtetes Mitglied der Berliner Akademie war. Am herzlichsten verstand sich Lessing mit dem treuherzigen Mendelssohn, der warmen Freundesantheil an ihm nahm und seine lebhafte Anregung außerordentlich zu schätzen wußte, wogegen Lessing die Gründlichkeit und Feinheit des in die Tiefe philosophischer Spekulation sich versenkenden, sich immer freier entwickelnden, gegen ihn durchaus wahren Freundes anzog. Freilich einen so männlich kräftigen Freund, wie er ihn an Kleist verloren, vermißte er schmerzlich. Das Verhältniß zu Sulzer war ein rein äußerliches, wenn es auch nicht zum entschiedenen Bruche kam; war ja Bodmer sein Homer, sein Orakel; für Lessings Scharfsinn und edlen Mannesmuth hatte er kein Auge.

Wir dürfen es diesem wohl glauben, wenn er am Ende des Jahres schreibt, seine Lust zu studiren vermehre sich, wie die zu schreiben sich vermindere; doch konnte er den erhobenen Kampf in den „Briefen" nicht aufgeben. Er lieferte dazu einen rein sachlich gehaltenen Bericht über seine „Fabeln", den er mit den Worten beginnt: „Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat!" Gottsched und Dusch wurden wieder vorgenommen. Ersterer hatte die Eitelkeit gehabt, seinen „Kern der Deutschen Sprachkunst" in einer Zuschrift „sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und außer Deutschland" zu widmen. Lessing nennt dies einen „recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans" und spottet über diesen „Bettelbrief, seine Grammatik zu einer klassischen Grammatik deshalb

1759 machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreimal gedruckt worden und der Herr Autor darüber ein Kompliment aus Wien und aus Chur im Graubündnerlande erhalten hat". Die Veranlassung, auf ihn zurückzukommen, bot die Schrift eines Lüneburger Rektors, welche in ruhiger, gründlicher Weise nachwies, daß Gottsched hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben sei, in keinem einzigen Punkte sie verbessert habe. Gottscheds Abfertigung dieses Angriffs und seine lächerliche Drohung gegenüber einer Beurtheilung der „Göttingischen gelehrten Anzeigen" ziehen ihm scharfe Hiebe zu. Natürlich könne einer, der ein magerer Philosoph und ein schlechter Dichter sei, auch keine gute Grammatik schreiben, da ein seichter Kopf nirgends erträglich sei. Gottsched erwiederte bei der Anzeige einer Vertheidigung seiner Grammatik:

„Sonderlich werden gewisse Neulinge zu Berlin ihre Abfertigung darin finden, die sie ohne Beschämung nicht werden lesen können."

Lessing hatte noch einige Briefe über denselben Gegenstand geschrieben, worin er zeigte, daß Heinze gegen Gottsched Recht habe; nach Nicolais eigenem Berichte wurden diese „auf das Ersuchen eines Gelehrten, dem man Ehrfurcht schuldig zu sein glaubte, zurückgenommen und hernach verworfen". Dieses deutet offenbar auf einen Lessing höchst widerwärtigen Eingriff des Verlegers; er selbst hatte die Briefe gewiß keinem Gelehrten vor dem Drucke vorgelegt.

Gegen Ende des Jahres erschien von Gottschedischer Seite eine der schärfsten Streitschriften gegen Lessing unter dem Titel: „Briefe, die Einführung des Engländischen Geschmacks in Schauspielen betreffend, wo zugleich auf den XVII. der Briefe, die neue Literatur betreffend, geantwortet wird". Das acht Bogen starke Schriftchen wurde sofort in dem „Neuesten" angepriesen. Jener siebzehnte Brief war

der gewaltigste Streich, den Lessing gegen Gottsched ge- 1759
wagt, da er ein diesem allgemein zugesprochenes Verdienst in Abrede stellte, und er bot dem Angriffe ein paar Blößen, da Lessing den angeführten Auftritt des Spiels vom Doktor Faust in seiner Weise veredelt, nach oberflächlicher Ansicht verdorben hatte, und das, was er über die Vertreibung des Hanswurstes durch Gottsched nach der Ueberlieferung gesagt hatte, nicht ganz der Wahrheit entsprach. Der hier verhöhnte Literaturbrief war Mitte Februar erschienen. Volle zehn Monate dauerte es, ehe die Gottschedianer, die ohne weiteres den Dichter der „Miß Sara" für den Verfasser des Briefes erklärten, Muth faßten, sich dagegen zu erheben. Das Ganze ist ein Mischmasch fader, abgeschmackter und guter Witze, bei denen man besonders auf Lessings „Ich bin dieser Niemand" ritt; mehrere Hände scheinen dabei im Spiele gewesen zu sein, besonders auch Gottscheds nicht unwitzige Frau, die aber die Aufnahme von manchem Erbärmlichen nicht hindern konnte, wodurch denn die Wirkung des Ganzen abgeschwächt wurde. Jedenfalls war auch Gottsched dabei nicht unbetheiligt, schwerlich Schönaich, mit dem dieser damals unzufrieden war. Lessing ließ das schwere Geschütz wie ein Kinderspiel verpuffen und ging ruhig seines Weges, da er Besseres zu thun hatte als sich gegen Gottscheds Getreue zu vertheidigen; diesen, den der große Friedrich auf so ärgerliche Weise als Deutschen Dichter geehrt hatte, wollte er nur verhöhnen, am wenigsten sich in einen Streit über Nebensachen einlassen.

Den nächsten Jahrgang begann die neue, stark gepfefferte Abfertigung des lieben Dusch.

„Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann", heißt es hier.

1760 „... O der Polygraph! Bei ihm ist alle Kritik umsonst. Ja, man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu kritisiren; denn die kleinste Kritik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, gibt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Kritikus seiner Sünden theilhaft."

Diesmal galt es seiner namenlos erschienenen Uebersetzung von Virgils „Georgika", die er dem Texte und den aus dem Englischen übertragenen „Kritischen und ökonomischen Erklärungen" hinzugefügt hatte. Ergetzlich entlarvt er Dusch als Uebersetzer und weist ihm dann eine Masse der schülerhaftesten Fehler nach, da dieser es für eine Bosheit erklärt hatte, eine Uebersetzung wegen zwei oder drei Fehlern zu verdammen.

Aber die unglücklichen Zeiten übten auch auf Lessing ihren Druck. Sachsen schmachtete noch immer, mit Ausnahme der von den Oestreichern geschützten, aber höchst bedrängten Hauptstadt, unter der schweren Last der Preußischen Truppen. Noth und Krankheiten herrschten während des strengen Winters, und noch zeigte sich keine Möglichkeit einer glücklichen Wendung des Krieges, da Friedrich, von allen Seiten bedrängt, das Aeußerste wagen mußte, und seine Besiegung mit Hülfe der Russen und Franzosen ebenso wenig erwünscht schien als der drohende dauernde Erwerb Sachsens. Seine arge Mißstimmung und seine angegriffene Gesundheit ließen ihn ebenso wenig an eine Fortsetzung der „Theatralischen Bibliothek" als an den zweiten Theil seiner „Schriften" denken, der seine Sinngedichte mit ähnlichen Abhandlungen wie die über die Fabel enthalten haben würde. Auch die dramatische Dichtung ruhte; „Emilia" war längst zur Seite gelegt und von seinen übrigen dramatischen Entwürfen begeisterte ihn keiner zur Ausführung. Was ihn anzog, war ein großes Werk über Sophokles, der den Deutschen Drama-

tikern als Vorbild dienen solle, nicht Aeschylus. Ende 1760
Februar bat er Gleim um eine Italienische Uebersetzung des Sophokles, die er in seiner Bibliothek gesehen zu haben glaubte; auch sonst würde alles ihm sehr angenehm sein, was diesen „alten Tragikus" angehe, der ihn jetzt mehr als alles andere beschäftige. Der Halberstädter Kanonikus und Grenadier quälte ihn damals mit der ihm früher zugesagten Herausgabe seines versificirten „Philotas", den der eitle Mann auf den Rath des Prof. Zachariä in Braunschweig der Herzogin von Braunschweig widmen wollte, der Schwester Friedrichs, der Mutter des siegreichen Erbprinzen, der einzigen Deutschen Prinzessin, der ein ehrlicher Mann etwas zuschreiben könne. Lessing mochte sich auch diesem Dienste nicht entziehen, doch verzögerte sich der Druck wider seinen Willen. Trotz vielfachen Widerspruchs der guten Freunde in der Schweiz, Kopenhagen, Altona und Leipzig, wo die „Bibliothek" sich der Gellertschen Fabeln annahm, ging sein Fabelbuch so gut, daß eine zweite Auflage in Aussicht stand, welche verbessert und vermehrt erscheinen sollte. Für die „Briefe" schrieb er damals außer dem sarkastischen Beweise, daß Gottsched der Verfasser von Voltaires „Candide" sei, eine schwerwiegende, auch durch wohlberechnete Komposition sich auszeichnende Anzeige des ersten Trauerspiels seines Freundes Weiße, des bereits in zweiter Auflage erschienenen „Eduard III.". Freilich rühmt er, dieser habe sich hier in einer höhern Sphäre ehrenvoll gezeigt, aber die Oekonomie des Stückes wird als die gewöhnliche der Französischen Trauerspiele bezeichnet, an der wenig auszusetzen, aber auch wenig zu rühmen sei, und dem Dichter der Vorwurf nicht erspart, daß er sich nicht überall die gehörige Mühe gegeben, daß er nicht allein die

1760 Sprache oft vernachläſſigt, ſondern auch den Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan habe; doch ſchließt Leſſing mit der Anerkennung „unzähliger" ſchönen Stellen, von denen er eine anführt mit den Worten: „Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, ſtärker ſein?" Auch hier wird wieder Duſch geſtreift, und zwar wegen des vorlängſt über Leſſing geäußerten Urtheils, dieſer beſitze nur den Anakreontiſchen Geiſt, der mit dem tragiſchen unvereinbar ſei. Höchſt bedeutend ſind die durch Weißes Vorrede veranlaßten allgemeinen Aeußerungen. Alles, was auch der beſte Kopf vor dem dreißigſten Jahre in der Tragödie leiſte, ſeien Verſuche, heißt es hier; je mehr man verſuche, deſto mehr verderbe man; erſt wenn man die Natur und die Alten genugſam ſtudirt habe, dürfe man tragiſche Meiſterwerke zu liefern hoffen; das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit, die ſo oft Genie hießen und es ſo ſelten ſeien, müſſe der Tragiker erſt verloren haben. Damit hatte er auch über ſeine „Miß Sara" das Urtheil geſprochen, und die Kundigen darauf hingewieſen, daß er ſeine eigene tragiſche Laufbahn nur unterbrochen, nicht aufgegeben. Als Hauptgründe, weshalb es mit dem Deutſchen Drama nicht fortgehe, nennt er den Mangel eines Theaters, der Schauſpieler, der Zuſchauer.

„Der Franzoſe hat doch wenigſtens noch eine Bühne, da der Deutſche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzoſen iſt doch wenigſtens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptſtadt, da in den Hauptſtädten des Deutſchen die Bude der Spott des Pöbels iſt. Der Franzoſe kann ſich doch wenigſtens rühmen, oft ſeinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigſten Männer des Reichs, die feinſte Welt zu unterhalten, da der Deutſche ſehr zufrieden ſein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die ſich ſchüchtern nach der Bude geſchlichen, zuhören wollen. Doch laſſen Sie uns recht aufrichtig

ſein! Daß es mit dem Deutſchen Drama noch ſo gar elend ausſiehet, 1760
iſt vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterſtützung mangeln laſſen. Die Großen geben ſich nicht gern mit Dingen ab, bei welchen ſie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang vorausſehen. Und wenn ſie unſere Schauſpieler betrachten, was können ihnen dieſe verſprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente: ein Meiſter Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäſchermädchen war ꝛc. Was können die Großen an ſolchen Leuten erblicken, das ihnen im geringſten ähnlich wäre und ſie auffriſchen könnte, dieſe ihre Repräſentarii auf der Bühne in einen beſſern und geachtetern Stand zu ſetzen?"

Ja, es war nicht allein die Schuld der Großen, und doch zeigte gerade Berlin, was hätte geſchehen können, wenn nicht das Deutſche Aſchenbrödel hinter den bevorzugten Prinzeſſinnen, der unendliche Summen verſchwendenden Italieniſchen Oper und der Franzöſiſchen Bühne, zurückgeſetzt worden wäre, wenn man die für die Bühne beſtimmten Summen wenigſtens, wie ſehr auch zu Ungunſten des Deutſchen Theaters, vertheilt hätte. Und die abſichtlich übertriebene Schilderung der Deutſchen Schauſpieler (denn an Talenten und gebildeten Schauſpielern fehlte es nicht) trifft ja auch den Mangel an Unterſtützung. Leſſing wollte eben mit aller Schärfe die traurigen äußern Verhältniſſe der Bühne bezeichnen, die, wie er nicht ohne Schmerz hinzufügt, „noch ſo bald keine Aenderung hoffen laſſen". Der große Reformator Gottſched hatte dafür keinen Sinn gehabt, wenn er auch freilich der erſte Profeſſor war, der ſich mit der von den Gelehrten verachteten Deutſchen Bühne bemengte; wäre es nur ein anderer als der geiſtloſe Gottſched geweſen!

Wie tief Leſſing auch den Mangel einer feſten Lebensſtellung nach vollendetem dreißigſten Jahre fühlte, zu einer

1760 Zeit, wo die Noth seiner durch die schweren Kriegszeiten leidenden Familie gerechte Anforderungen an ihn zu machen schien, er durfte sich nicht wegwerfen, nicht den von der Natur ihm vorgezeichneten Weg lebendiger Wirksamkeit zur Förderung Deutscher Bildung verlassen. Dem Vater, den er noch fortwährend mit Büchern versorgte und durch so manche eigene werthvolle Werke erfreute, schrieb er am 3. April:

„Ich bin itzt mit einem großen Werke, das in die Griechische Literatur einschlägt, beschäftiget, von welchem künftige Michaelis zwei Bände auf einmal ans Licht treten sollen. Desgleichen muß ich eine zweite Auflage von meinen „Fabeln" besorgen, die ich in verschiedenen Stücken zu ändern und sonst ansehnlich zu vermehren gedenke. Ich werde also künftigen Sommer zu thun genug haben. Und so lange ich noch von meiner Arbeit leben kann und ziemlich gemächlich leben kann, habe ich nicht die geringste Lust, der Sklave eines Amts zu sein. Trägt man mir eines an, so will ich es annehmen; aber den geringsten Schritt nach einem zu thun, dazu bin ich, wo nicht eben zu gewissenhaft, doch viel zu kommode und nachlässig."

Er sah damals einer baldigen günstigen Entscheidung seines Prozesses entgegen, nach welcher er sofort einige Zeit Kamenz besuchen und auch der Schwester durch ein längst versprochenes Geschenk zu zeigen hoffte, daß er sie nicht vergessen habe. Bruder Theophilus kränkelte leider, wogegen er von den andern, mit Ausnahme des ungerathenen Jüngsten, Gutes hörte. Wie tief er sich in seine Griechen versenken wollte, beweist die Bitte an den Vater, ihm seine kleine Ausgabe der Odyssee und die große des Sophokles zu schicken.

Leider waren ihm die nächsten Frühlings- und Sommermonate wenig günstig, so daß er zu keiner andauernden Thätigkeit gelangen konnte. Zunächst hatte er seine „Briefe" über den „Nordischen Aufseher" gegen eine leidenschaftlich ungestüme, sich blind überstürzende Schrift von Basedow,

Professor der Ritterakademie in Kopenhagen, zu vertheidigen. Dies that er in einer Reihe eingehender Briefe mit so siegreicher Klarheit, so glücklichem Witze, so niederschmetternder Gewalt, daß diese Kritiken, aus denen uns überall seine reine, edle Gesinnung entgegenleuchtet, Musterbilder überlegener, aus lebendiger Anschauung gefloſſener Kritik und, wie veraltet auch der größte Theil der betreffenden Dinge sein mag, von ewiger Jugend belebt sind. Basedow, der selbst Mitarbeiter des „Nordischen Aufsehers" war, hatte sich früher nicht blos Cramers, sondern auch Klopstocks angenommen, aber auf eine Weise, die Lessing herzlich lachen machte. Der böse Kritiker, hatte dieser behauptet, stelle sich nur so, als ob er Klopstock gewogen sei. Lessing, der sich nicht als Verfasser verrathen durfte, erwiederte: 1760

„Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden, er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin, so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bei mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige sammt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel ohne zu straucheln gehet."

Aus Klopstocks Philosophie mache er sich ebenso wenig wie aus seinen geistlichen Liedern. Die mit Basedow sehr unsanft umgehende, ihn bitter verspottende Kritik schließt mit dem stärksten Trumpfe, indem sie einen vom frommen „Nordischen Aufseher" gebrachten Brief als ein nichtsnutziges Pasquill nachweist.

1760 Während sein Witz hier die glänzendsten Leuchtkugeln warf, war er in sich unmuthig und gedrückt. Er arbeitete neben seinem „Leben des Sophokles" an einer Uebersetzung des Theaters von Diderot, welchen er für den philosophischsten Kopf hielt, der sich nach Aristoteles mit dem Theater abgegeben habe. Diderot hatte die Entfremdung des Französischen Klassicismus von Natur und Wahrheit treffend nachgewiesen.

„Es wird darauf ankommen", schreibt Lessing in der Vorrede, „ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alten Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdränget, ob der Mann, der es zugestehet, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann, ob dieser Mann bei uns mehr Gehör findet, als er bei seinen Landsleuten gefunden hat. Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes *seine* Bühne hatte."

Die Einführung Diderots war der stärkste Zug, welchen er gegen Gottsched thun konnte, der, wie er hier sagt, an der Spitze der schalen Köpfe unter uns stand. Das „Theater" enthielt außer Diderots beiden bürgerlichen Schauspielen die Abhandlung „Von der dramatischen Dichtkunst". So galt auch damals Lessings Hauptthätigkeit dem Ziele seines Strebens, dem Drama, zu welchem es vor allem des Studiums der Alten und der Natur bedürfe.

Aber noch einmal sah er sich zu einer Vertheidigung in den „Briefen" genöthigt, die ihm und auch Mendelssohn, besonders wegen Nicolais Eingreifen, lästig geworden waren; diesmal ging der Zug gegen die freie Schweiz, die sich durch den Freimuth Lessings, den man für einen gewöhnlichen Klopffechter hielt, bitter verletzt fühlte, und deshalb, zu Gottscheds Herzensfreude, ihr schärfstes Geschütz

gegen ihn auffahren ließ. Der streitsüchtige, damals ein- 1760
undsechzigjährige Bodmer, der tiefer und tiefer in leere Spielereien versank, hielt sich noch immer für einen bedeutenden Dichter und einen scharfsinnigen Kopf, und so unternahm der Zwerg den Kampf gegen den Riesen. Er schrieb „Lessingische unäsopische Fabeln. Enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessings von der Kunst, Fabeln zu verfertigen". Die in der zweiten Hälfte September erschienene Abfertigung bemerkt launig: „Lessing hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind." Auch hier sind Einkleidung und Haltung ein Muster köstlichen Humors. Bodmers Kurzsichtigkeit hatte es ihm leicht gemacht, dem lächerlichen Fabulisten Hermann Axel, einer von Bodmer erdichteten Person, die Schrift zuzuweisen; ganz unerwartet aber schließt er mit dem mehr als einmal ihm zugekommenen Gerüchte, dieser Hermann Axel sei „niemand anders als unser berühmter Bodmer", der, wie er fein andeutet, doch endlich einmal schweigen lernen möge. Ohne auf einzelne mit Recht oder dem Scheine des Rechts bestrittene Punkte einzugehen, stellt er die Erbärmlichkeit der Bodmerschen Parodien an einigen Beispielen dar und zeigt den Ungrund der darin ihm gemachten Vorwürfe, ohne auf die Schmähungen einzugehen. Köstlich ist die Ausführung, wie die Schweizer den Geist Capriccio entlassen haben und fromme Dichter geworden, welche die Welt überreden wollen, sie lebten in einer patriarchalischen Unschuld.

An freundlichem Umgange fehlte es Lessing nicht, wenn auch Nicolai durch seine Geschäfte und seine Brautschaft

1760 viel abgehalten war. Mit Sulzer war um so weniger ein näheres Verhältniß möglich, als diesen der Tod seiner Frau sehr unzugänglich gemacht hatte. An Voß und Mendelssohn, der damals über seinem „Phädon" brütete, hatte er treue Freunde. Mit Ramler, der sich unterdessen mit Glück in der höhern Horazischen Ode versucht hatte, fand er sich wenigstens jeden dritten Tag eine Stunde zusammen. Die ältere deutsche Literatur und Sprache und die Begeisterung für Horaz waren die Bindemittel ihres freundlich heitern Verkehrs. Ramlers Freundin, Frau Denstädt, war längst gestorben, ihr Gatte verkommen, und Langemack abgestumpft. Doch hatte Ramler manche andere Freunde gefunden; besonders verkehrte er viel im Hause eines Herrn de Gasc, der im vorigen Jahre eine geschickte Malerin, die Wittwe des Malers Matthieu, geheiratet hatte. Auch Lessing genoß hier manche frohe Stunde. Von Breslau aus schrieb er Ramler:

„Was macht mein lieber Gasc und sein Haus? Empfehlen Sie mich ihm, ihr, seinen Kindern (hier wird er sich ein väterliches Air geben) und allen, mit welchen wir in Ihrer Gesellschaft so manchesmal lustig gewesen sind, vornehmlich der Madame Cherbusch [der bekannten Malerin, Schwester der Frau de Gasc]."

Von andern Freunden, die er gewöhnlich im Freitagsklub traf, nennen wir Meil, Krause, Agricola, den bei Friedrich im höchsten Ansehen stehenden Flötenspieler Quanz. Auch mit den Musikern Marpurg und Kirnberger war er bekannt; besonders zugethan zeigte sich ihm Süßmilch, der auch seine Wahl zum außerordentlichen Mitglied der Akademie betrieb, während Sulzer, der gern nur Schweizer gehabt hätte, gegen Lessing stimmte, vorgeblich, weil er noch ohne Stellung, ein bloßer Magister sei, in Wirklichkeit, weil er in Lessing wie in Ramler die Vertreter eines schlechten Geschmackes sah,

weshalb er auch sehr bedauerte, daß Mendelssohn, den er 1760
für ein „seltenes Genie" hielt, zu viel mit Lessing und Nicolai umgehe.

Die politische Lage war den Sommer über sehr gespannt. Friedrich, der die Verbindung der Oestreicher mit den Russen zu verhindern suchen mußte, erlitt in Folge seiner Halsstarrigkeit manche schwere Schläge. Ein Lichtblick war die tapfere Behauptung Breslaus durch Tauentzien, der, nachdem er sich bei Kollin so heldenhaft bewährt hatte, zum Generalmajor und Kommandanten der Festung ernannt worden war. Der Entsetzung Breslaus folgte der große Sieg bei Liegnitz. Bei der vorhergehenden vergeblichen Belagerung Dresdens hatte die Königsstadt entsetzlich gelitten, und es stand zu fürchten, daß man Berlin dies entgelten lassen werde. Am 29. August kam Bruder Gottlob von Wittenberg, um sich die von Gotthold ihm versprochenen zehn Thaler zu holen; er blieb bis zum 4. September.

„Ich hätte ihn gern länger bei mir behalten", schrieb Gotthold am 7. September dem Vater, „wenn es die Umstände der Zeit erlaubt hätten. Es hätten sich Vorfälle ereignen können, die es hier sehr unruhig gemacht hätten, die mich vielleicht genöthiget hätten, selbst von hier wegzugehen; was würde ich alsdann mit ihm angefangen haben? Es war mir also dieses Mal lieb, daß er selbst darauf drang, bei Zeiten wieder zurückzukehren."

Uebrigens war er mit dem Bruder sehr zufrieden; er glaubte zu finden, daß dieser nicht ganz faul in Wittenberg gewesen. Der Druck der Diderotschen Uebersetzung ging unterdessen fort, der des Lebens von Sophokles hatte begonnen.

Die für Berlin gefürchtete Gefahr sollte bald zu trauriger Wirklichkeit werden; Russen und Oestreicher wollten sich zu gleicher Zeit der Stadt bemächtigen. Als am 1. Oktober die Kunde von der Annäherung des Tottlebenschen

1760 Korps eintraf, wurden die Kassen und das Werthvollste aus dem Zeughause geflüchtet; die Minister und viele Bürger flohen. Schon am Morgen des 3. schwärmten die Kosaken vor den Thoren. Aber Tottlebens am Mittag erfolgte Aufforderung zur Uebergabe wurde abgeschlagen, und das darauf begonnene Bombardement richtete nur geringen Schaden an. Am folgenden Tage zog sich Tottleben vor dem der Stadt zu Hülfe kommenden Prinzen von Würtemberg zurück. Als er aber mit Czernitschef sich vereinigt hatte und nun auch die Oestreicher unter Lascy im Anzuge waren, schien die Vertheidigung der Stadt unmöglich. Schon am 9. hielt Tottleben seinen Einzug in Berlin; die Oestreicher, die er ausschließen wollte, drangen mit Gewalt in die Neu- und Friedrichsstadt. Anderthalb Millionen Thaler mußte man allein an Kriegskontributionen zahlen. Das Zeughaus und das Schloß Montbijou wurden von den Russen, die umliegenden Lustschlösser von den Oestreichern und Sachsen verwüstet und ausgeplündert. Erst am Abend des 11. zogen die Oestreicher ab, am nächsten Morgen folgten die Russen, den 13. war Berlin ganz geräumt. Die Kunde vom Anrücken Friedrichs hatte seine Hauptstadt befreit. Zehn Tage später wurde Lessing mit Sulzers Freund, dem Arzte Zimmermann zu Brugg, und einigen ausländischen Gelehrten zum außerordentlichen Mitglied der Akademie ernannt, was aber bis zur Genehmigung des Königs geheim gehalten wurde. Durch den Schlag, der Berlin getroffen, auch durch einen eigenen Unfall war diesem die Stadt verleidet worden; er sehnte sich nach andern Verhältnissen, in welchen er seine längst angegriffene Gesundheit herstellen könne, weniger angestrengt zu arbeiten und sich nicht, wie bisher, einzuschränken brauche. Vorüber-

gehend scheint er daran gedacht zu haben, nach Wolfen- 1760
büttel zu gehen, um dort die an Handschriften reiche Biblio-
thek zu benutzen; da bot sich ihm die Aussicht dar, die ein-
trägliche Stelle eines Gouvernementssekretärs bei dem vom
Könige zum Generallieutenant beförderten von Tauentzien,
dem Freunde seines Kleist, dem Helden von Breslau, zu
erhalten. Auf diese scheint er durch den auch als Schrift-
steller aufgetretenen Regimentsquartiermeister Naumann
aus Bautzen, wohl einen Verwandten seines Nimrod-Nau-
mann, der sich unterdessen in Hamburg der Handlung ge-
widmet hatte, aufmerksam gemacht worden zu sein. Von
keinem seiner Freunde nahm er Abschied, wohl mit einziger
Ausnahme von Voß, der eben am siebenten Bogen seines
„Lebens des Sophokles" druckte; auch seiner Wirthin, einer
ältern Demoiselle, die ihm außerordentlich zugethan war
und ihn, wie lustig er es auch ablehnte, mit ihrer Erb-
schaft beglücken wollte, sagte er kein Wort. Im Vertrauen
auf sein freilich ihm selten gewogenes Glück eilte er über
Frankfurt, wo er zum Grabe seines Kleist wallfahrtete, das
zu seinem bittersten Schmerze noch immer eines Denkmals
entbehrte. Hier ruhte das biederste und tapferste Herz, das
ihn so rein und warm geliebt.

Tauentzien nahm Lessing freundlich auf und ertheilte
ihm mit Freude die gewünschte Stelle, da er von seiner Red-
lichkeit und Treue, seinem Verstande und seinem Herzen voll
überzeugt war. Am 11. November meldeten die Zeitungen,
die Akademie habe „in Betrachtung des wiederholten An-
suchens verschiedener Gelehrten, welche schon seit geraumer
Zeit ein Verlangen bezeigt haben, zu auswärtigen Mitglie-
dern der Akademie aufgenommen zu werden, folgende [8]
Herren in dieser Qualität zu erwählen beliebt": an letzter

1760 Stelle ſteht ohne Angabe ſeines Aufenthaltes „Herr Leſſing, der ſich durch ſeine Schriften bereits rühmlich bekannt gemacht hat“. Dieſe Ehre war ihm, wie er an Mendelsſohn ſchrieb, beſonders in ſeiner jetzigen Stellung, ſehr gleichgültig; beworben hatte er ſich darum nicht. Auch die Kunde, daß Sulzer ſich ſeiner Wahl widerſetzt, konnte ihn nicht erbittern; er entſchuldigte es mit ſeiner ihm bekannten Inkonſequenz; auch griff er ihn in Zukunft, trotz mancher Veranlaſſung, nie an, um nicht in Verdacht zu kommen, ſich an ihm rächen zu wollen. Die Wahl der Akademie vom 23. Oktober war die letzte, die der König vor dem Frieden beſtätigte. Die Akademie zeigte dieſe Erwählung bei der erſten Fortſetzung ihrer „Mémoires“ im Jahre 1770 an, gedachte aber weder in Leſſings Todesjahre ſeines Verluſtes, noch weihte ſie ihm ſpäter ein ehrendes Andenken; man wußte nicht mehr, daß der hellſte Kopf ſeiner Zeit ihr freilich im eigenſten Sinne als auswärtiges Mitglied angehört hatte.

Sechſtes Buch.

Tauentziens Sekretär.

1.

Leſſing verſchwand jetzt mehrere Jahre von der Schriftſtellerbühne, um dann mit Epoche machenden Werken ſeines gereiften Geiſtes die Welt zu überraſchen. Mochte der elende Schönaich ſpotten, eine Akademie habe Gniſſel unter ihre Mitglieder aufgenommen, weil ihr noch ein Sophiſt gefehlt, mochte Bodmer mit ſeinem kindiſchen „Polytimet“ den „Philotas“ zu verhöhnen glauben, mochten die guten Freunde, die ſo lange ſeine Geißel gefühlt, ſich jetzt über ihn luſtig machen, ſich behaglich in ihren Albernheiten ergehen und über ihn den Sieg davon getragen zu haben ſich rühmen: was kümmerte ihn das leere Gerede? Von den Nicolai für die „Briefe“ verſprochenen „Widerlegungen“ konnte keine Rede mehr ſein; nur das Urtheil der Franzoſen, die auf ihn aufmerkſam geworden und ſich ohne perſönliche Verſtimmung über ſeine Verſuche äußerten, hatte für ihn noch Werth, nicht ſowohl 1760

1760 ſeines Ruhmes wegen, ſondern weil ihre Anſchauung ihm zur eigenen Berichtigung dienen konnte und jede Berückſichtigung Deutſcher Beſtrebungen von Seiten des übermüthigen Nachbarvolkes ihm erfreulich war. Während der mehr als vier Jahre, die er ſo von dem literariſchen Getriebe ſich fern hielt, ſpann er alle Fäden an, deren Fortführung den Reſt ſeines Lebens ausfüllen und ſeine Bedeutung für die Mit- und Nachwelt begründen ſollte: er entwarf das erſte Deutſche Luſtſpiel, ſchied die Dichtkunſt von der Malerei, wandte ſich der Geſchichte der alten Kunſt, der Philoſophie des Spinoza und der urſprünglichen Lehre des Chriſtenthums zu.

Abb. 23. Tauentzien.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Tauentzien war nicht allein General und Gouverneur der Feſtung, ſondern auch Generalmünzdirektor. Eines der unſeligſten Mittel, deren ſich Friedrich zu ſeiner Erhaltung bedienen mußte, war die immer weiter gehende Münzverſchlechterung, welche die Berliner Juden Ephraim und Itzig zu beſorgen hatten. Mit dieſen kam auch Leſſing, da die Verträge über das Ausmünzen des geringhaltigen Geldes Tauentzien aufgetragen waren, in nähere Verbindung. So war ihm Gelegenheit

geboten, ſich zu bereichern, da die Unternehmer ſeine Willfährigkeit belohnt haben würden, er auch den Umſtand, daß er die erſte Kunde von den neuen Münzverſchlechterungen erhielt, zu ſeinem Vortheil benutzen konnte. Doch ſeine treue Redlichkeit, die Kenntniß der gewiſſenloſen Gewinnſucht des ihm aus der Voltaireſchen Skandalgeſchichte bekannten Ephraim und ſeines Genoſſen, ſowie die Warnungen Mendelsſohns, der trotz der glänzendſten Anerbietungen, die ihm Ephraim machte, nichts von dieſem als ſchändliches Unrecht gehaßten Unternehmen wiſſen wollte, hielten ihn davon zurück. Leſſing war kein Voltaire, ſondern eine grundehrliche Deutſche Natur. 1760

„Alle die Gefälligkeiten, die Ephraim ſich von mir verſprechen kann", ſchrieb er gleich in der erſten Zeit an Mendelsſohn, „ſind von der Art, daß ich niemanden dadurch ſchaden, auch mich ſelbſt keiner Verantwortung dabei ausſetzen kann; doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu ſein, und Sie, liebſter Freund, werden mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie mir dann und wann von dieſem und jenem einen kleinen Wink geben."

Niemand konnte ein ärgerer Feind aller Intriguen und Ränke ſein. Wenn er ſich um die Ausmünzung bekümmerte, ſo that er es nur aus Pflicht, wobei ihn höchſtens die Münzwiſſenſchaft von Seiten der Kunſt anziehen konnte. Außer der Münzangelegenheit hatte er das Rechnungsweſen und den brieflichen Verkehr der Militär- und Feſtungsverwaltung zu beſorgen; er mußte die einlaufenden Schreiben Tauentzien mittheilen, ſeine Entſcheidung entgegennehmen, darnach die Antworten aufſetzen und zur Unterſchrift vorlegen. Das tagtägliche Erledigen reiner Geſchäftsſachen ermüdete ihn mehr als das angeſtrengteſte folgerichtige Denken. Dieſes ewig gleiche Formelweſen, dieſes immerwährende zu Dienſte Stehen war ſeinem auf freie Entwicklung geſtellten

1760 Geiſte ſo zuwider, daß es ihn faſt zur Verzweiflung brachte. Aber Pflicht und Ehre geboten, das, was er einmal unternommen, mit gewiſſenhafter Treue auszuführen, wobei ihm ſein ſchneller Blick, ſeine lebendige Auffaſſung, die treffende Kürze und Einfachheit ſeiner Darſtellung ſehr zu ſtatten kamen. Glücklicherweiſe war ſein General ein gerader, ehrlicher und treuherziger Mann, der ihn ſeine Abhängigkeit nicht fühlen ließ; ja die biedere Treue und ſelbſtbewußte Entſchiedenheit des derben Kriegsmannes zogen Leſſing an, deſſen berühmtes Wort:

„Wäre der König ſo unglücklich geworden, ſeine Armee unter einem Baume verſammeln zu können, General Tauentzien hätte gewiß unter dieſem Baume geſtanden",

für beide bezeichnend iſt. Die Vormittagsſtunden verbrachte er im Gouvernementsgebäude, wo er auch bei dem General ſpeiſte: es lag dieſes in der Junkerſtraße, an der Stelle der öſtlichen Hälfte des Hauſes No. 2. Seine Wohnung hatte er, wenigſtens einige Zeit, bei einem Pfefferküchler in der Schweidnitzer Straße, wahrſcheinlich im jetzigen Hauſe No. 45.

Freilich bot Breslau in Folge der überſtandenen Belagerung einen traurigen Anblick dar: die Vorſtädte waren niedergebrannt, ein Theil der Stadt verwüſtet, ein anderer durch das Auffliegen eines Pulverthurmes zerſtört; dazu raffte die herrſchende Seuche eine Unzahl von Menſchen hin. Dennoch ging es in der an Luſt und Wohlleben gewohnten Stadt ſehr vergnügt zu: Schenken, Kaffeehäuſer und Tanzböden waren äußerſt beſucht, und Schuch machte mit ſeiner Leſſing bekannten Truppe in dem vor ſechs Jahren gebauten Schauſpielhauſe, auf der ſogenannten „Kalten Aſche", an der Ecke der Ohlauer- und Taſchengaſſe, gute Geſchäfte. Zu ſeinen Stücken gehörten auch Leſſings „Miß Sara" und

„Der Freigeist". Dieser besuchte das Theater ziemlich regel- 1760
mäßig, wenn er auch selten bis zum Ende aushielt; die lustigen Hanswurstiaden ergetzten ihn meist mehr als die langweiligen, mit gewöhnlicher Theaterroutine oder schlecht gegebenen regelmäßigen Stücke. Seine Stellung brachte ihn mit den verschiedensten, besonders mit den militärischen Kreisen in Verbindung. Meist fand er sich mit den Offizieren in der auf dem ersten Obergeschoß des Hauses zum goldenen Horn, Schuhbrücke 18, gelegenen Restauration zusammen, wo er sich zu dem leidenschaftlich bis tief in die Nacht fortgesetzten Pharaospiel verleiten ließ, da der Civilist, der hier selten geistige Unterhaltung fand, hinter den Offizieren, an die er sich in seiner Stellung gewiesen sah, nicht zurückbleiben wollte. Bei diesem ihm fast aufgedrungenen Zeit vergeudenden, Herz und Geist leer lassenden Leben fühlte er sich, da er an ganz andere Unterhaltung gewöhnt war, der Dienst selbst ihm nicht behagen konnte, höchst unmuthig und verstimmt. Am 7. December schreibt er Mendelssohn, noch immer sei er nicht zu sich gekommen und wisse selbst nicht, wie nahe er der Reue sei, daß er eine so gänzliche Veränderung seiner Lebensart, blos in der Absicht, sein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen habe.

„Sie gehen auf Ihrem Pfade ungehindert fort. Verlieren Sie mich ja nicht ganz aus den Augen, lassen Sie mich an allen Ihren Beschäftigungen noch ferner den Antheil nehmen, den ich zu meinem großen Nutzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel sein, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten versinken soll."

Auch Ramler, dem er seine Privatangelegenheiten vertraute und seine zwei Stellungen Bücher zuwies, wurde gebeten, ihm fleißig zu schreiben; dies werde wenigstens viel

1760 dazu beitragen, ihm die Reue, die unnützeste von allen unangenehmen Empfindungen, zu ersparen.

„An Stoff soll es uns nie fehlen, so lange unsere Freundsch dauert, so lange Horaz und alte Deutsche Dichter in der Welt si Ich habe von den letztern schon verschiedene hier bekommen, die sehr werth halte. Wollen Sie, daß ich Ihnen künftig etwas dav schreiben soll? Recht gern; aber mit der Bedingung, daß ich gle mit dem ersten Briefe eine Horazische Ode von Ihnen erhalte!"

So hatte er also schon damals begonnen, sich ei neue Bibliothek anzuschaffen, zu welchem Zweck er häufi Auktionen und Buchläden besuchte.

Auch an gelehrten Bekanntschaften fehlte es nicht. Di Kunde, daß Lessing als Gouvernementssekretär nach Bre lau gekommen, mußte sich, bei dem Namen, den er sich e worben, rasch verbreiten. Der ein paar Jahre jünger Samuel Benjamin Klose suchte gleich seine Bekanntschaft welche Lessing bei dessen großer Kenntniß in der Geschichte seiner Vaterstadt sehr angenehm war. Klose, der zu Halle und Frankfurt studirt hatte, jetzt an der gelehrten Schule zu St. Maria Magdalena unterrichtete, gab schon seit zwei Jahren die „Breslauischen Nachrichten von Schriften und Schriftstellern" heraus. Wie Lessing überall die vorhandenen Bildungsstoffe zu benutzen suchte, so zogen in Breslau die ältern Schlesischen Dichter und Schriftsteller ihn um so mehr an, als er sich schon mit Logau, Tscherning und Scultetus beschäftigt hatte.

Das bewegte und zerstreute Leben und sein Unmuth ließen ihn lange Zeit weder auf die Briefe seines besorgten Vaters antworten (er hatte diesem nicht einmal seine Uebersiedelung angezeigt), noch auf die Mahnungen Mendelssohns, Ramlers und Nicolais achten. Am wenigsten ist es zu verwundern, daß er Nicolais Bitte um den längst ver-

sprochenen Beitrag zu den „Briefen" unerwiedert ließ, 1760
welche dieser zu seinem Vortheil, trotz Mendelssohns und Lessings Wunsch, fortsetzte, ja er hatte jetzt, um Lessings Austritt einigermaßen zu ersetzen, einen neuen Mitarbeiter in dem zweiundzwanzigjährigen Universitätsprofessor Thomas Abbt zu Frankfurt an der Oder angeworben.

Erst nach mehrern Mahnungen sprach Lessing Ende März seinem mit unendlich liebevoller Treue an ihm hängenden Mendelssohn, in Erwiederung eines eben empfangenen Briefes, die vollste Unzufriedenheit mit seinem Zustand aus.

„‚Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt.' Aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte es mir vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten als das anstrengendste Studiren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß — Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen? Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt... Die erste gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, ist ganz gewiß Ihre. Ich sehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmlische Erscheinungen erwartet."

Gerade die Erinnerung an die mit dem Freunde verlebten Stunden rief seinen vollsten Unmuth hervor. Was konnte ihn auch auf die Dauer ärger verstimmen, als daß Geschäfte und leeres Genußleben fast alle seine Zeit verschlangen! Der Morgen gehörte den Geschäften, erst um 4 Uhr kam er von Tauentziens Tafel, dann empfing er

1760 zu Hause solche, die Bitten an ihn zu stellen hatten, auch schon ein paar Freunde; das Theater und das erst am Morgen endende Spiel nahmen den Rest weg. Die meiste Freude machte ihm, daß er mit dem immer schlechter werdenden Gelde sich allmählich eine gute, besonders die alten Klassiker und bedeutende wissenschaftliche Werke und Zeitschriften enthaltende Bibliothek anschaffen konnte.

Mitte April schrieb er auch endlich an den Vater, dem aber seine Aeußerungen über sein Leben so räthselhaft waren, daß er im Glauben, Gotthold habe dem Briefe nicht mehr anzuvertrauen gewagt, ihn dringend bat, durch einen sichern Kanal ihm eine „eigentliche und nähere Nachricht" von seinen Umständen zu geben. Der jüngste Bruder Karl war nun auch nach fünf Jahren von Meißen zurückgekehrt. Daß man ihn seines Freidenkens wegen entlassen, verschwieg ihm der Vater, doch konnte er es ihm einige Monate später nicht verbergen, wie schwer es ihm bei der jetzigen Theurung falle, Karl im Herbste in Leipzig studiren zu lassen. Mendelssohn, der lange Zeit geschwiegen hatte, überraschte ihn im Juni mit der Nachricht, daß er in Hamburg gewesen und sich dort verlobt habe. Zu einer lebhaften brieflichen Verbindung mit den Berliner Freunden kam es nicht, da Lessing zu vieles zerstreute und er grundsätzlich vermied, von demjenigen, was ihn selbst lebhaft beschäftigte, mit den Freunden zu sprechen, wenn er ihnen keinen innern Antheil daran zutrauen konnte.

Unter den Gelehrten Breslaus stand er am vertrautesten mit Klose, der ihn mit den Kirchen, Klöstern und Alterthümern bekannt machte. Auf der Bibliothek seiner Schule zeigte er ihm die erste Ausgabe Logaus, die er nirgends hatte auftreiben können. Lessing schickte dieselbe

Ramler zur Ansicht, aber sie ging auf dem Wege nach Ber- 1760
lin verloren. Auf der Bibliothek stellte Klose ihn seinem Rektor Joh. Christian Leuschner vor, einem sanften, gefälligen Manne, dessen Schrift über die Elpistiker Lessing vor sechs Jahren in der Vossischen Zeitung angezeigt und die darin vertretene Ansicht, daß sie Christen gewesen, widerlegt hatte. Da er wußte, daß Leuschner ihm grolle, suchte er ihm die Gründe seiner Meinung mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit zu entwickeln, in der Hoffnung, nicht allein ihn zu versöhnen, sondern auch eine anziehende Verhandlung mit ihm hervorzurufen. Die Bücher, auf die er sich bezog, holte er aus den Fächern und erörterte gründlich die betreffenden Stellen; aber Leuschner wurde es darüber ganz unheimlich, da er sich Lessing nicht gewachsen fühlte, ihm auch die diesem noch lebhaft vorschwebende Sache schon fern lag. So gab er ihm denn in allem Recht, beeilte sich, indem er sich nach dem Ende dieses einseitigen Turniers sehnte, jedes Buch nach gemachtem Gebrauche wieder an Ort und Stelle zu setzen. Aber Lessing war unermüdlich, seine Ansicht zu beweisen, ja er dürfte auch mit seiner bei der Beurtheilung zurückgehaltenen Vermuthung über das wirkliche Wesen der Elpistiker herausgerückt sein. Auch der Rektor der Schule zu St. Elisabeth, der originelle Schulmann und tüchtige Kenner nicht blos des klassischen Alterthums, auch der ältern Deutschen Dichtung, Joh. Kasp. Arletius, war Lessing gewogen, der den etwas steifen, ungewandten, mit der Welt unbekannten ältern Mann, mit dem selbst Friedrich der Große gern umging, in seinen Kreis zu ziehen und von seiner umfassenden Kenntniß Vortheil zu gewinnen wußte. Sogar mit einem alten Gottschedianer kam er in freundliche Berührung. Es war dies der Pro-

1761 feſſor Gottlob Benjamin Straube, der einſt in Gottſcheds „Beiträgen" ſeine Lanze für die proſaiſche Komödie eingelegt hatte. Der arg mißgeſtaltete, körperlich unbehülfliche Mann war wegen ſeines drolligen Witzes, ſeiner Schlauheit und ſcharfſinnigen Beurtheilung der gewöhnlichen Weltverhältniſſe, auf die er ſich etwas zu gute that, auch wegen ſeiner ſonderbaren Schöngeiſterei für eine luſtige Geſellſchaft, wie ſie Leſſing liebte, eine köſtliche Figur; doch ſchätzte dieſer auch ungemein ſeine große Ehrlichkeit und Biederkeit. In dieſem gelehrten Kreiſe konnte ſich Leſſings Luſt an heiterer Geſelligkeit und lebhafter Verhandlung reich ergehen, wie er in dem Umgange mit den Offizieren ein lebendiges Bild jenes damals alle überragenden Standes und vielſeitige Menſchenkenntniß gewann. Aus ſeinem eigentlichen Geſchäftskreiſe wird uns als beſonderer Freund, der Abends bei ihm einſprach, der Münzrendant Langner genannt.

Sein Einkommen floß reichlich genug, aber er war, wie er Ramler am 7. September ſchreibt, kein Wirth und mochte es nicht ſein, da es ihm zu peinlich war, ſich und andern etwas zu verſagen, wozu die Mittel ihm zu Gebote ſtanden; ſein lebhafter Geiſt riß ihn hin, ließ ihn kaum an die Zukunft denken, obgleich er eigentlich nach Breslau gegangen war, um, wie er ſagte, ſeinen Beutel zu füllen und im altrömiſchen Sinne beatus zu werden. Da Ramler ſich ihm launig zum Treſorier angeboten hatte, erwiederte er dieſem in gleicher Weiſe:

„Gut! laſſen Sie nur die [durch den Krieg geſperrten] Wege wieder recht ſicher werden oder längſtens den December herankommen. Zehnmal ſo viel, als Sie itzt weggeben, könnte ich Ihnen ſchon ſchicken. Aber was iſt das! Vielleicht könnte ich auch ſchon noch einmal ſo viel haben, wenn ich nicht ſo viel Bücher kaufte, deren ich bereits hier

wenigstens dreimal so viel habe, als ich Ihnen zurückgelassen. Dazu 1758
kommen noch zwanzig andere Ausgaben."

Er hatte einen Bedienten, den er sehr gut hielt, aber dieser, wie seine Nachfolger, mißbrauchte sein Vertrauen. Als ihm später berichtet wurde, einer seiner Bedienten habe sich angekauft, erwiederte er launig: „Der hat es doch gut angewendet!" Außer dem theuern Wirthshausleben mit den Offizieren verwandte er viel auf seine Kleidung, und wenn er auch beim Pharaospiel nicht besonders unglücklich war, so kostete ihm dies doch wohl manche Summen. Auch die Seinigen hatte er in dieser Zeit zu unterstützen. Wie der Vater, war er gegen Bedürftige äußerst mildthätig. Die Mutter Garves, des später bedeutenden Philosophen, der damals noch in Breslau war, erst 1763 in seinem einundzwanzigsten Jahre die Universität besuchte, lernte ihn damals kennen. Diese (sie war Besitzerin einer großen Färberei) ermahnte ihn oft, in seiner Freigebigkeit bedachtsamer zu sein und an seine eigene Zukunft zu denken, worauf er erwiederte, so lange er drei Finger habe und es in seinem Kopfe nicht fehle, werde es ihm nicht an Geld mangeln. Da er gewöhnlich Silber- und Goldmünzen in einer Tasche hatte, gab er, was er zuerst faßte; brachte ihm der Arme das Goldstück zurück, weil er sich vergriffen habe, so rühmte er dessen Ehrlichkeit, ließ ihm aber das Goldstück, da die Vorsehung es ihm bestimmt habe. Wenn man ihm vorstellte, er habe einen Unwürdigen unterstützt, erwiederte er:

„Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann wohl haben?"

Da Mendelssohn gehört hatte, Lessing überlasse sich leidenschaftlich dem Spiele, ließ er für das Exemplar seiner

1761 „Philosophischen Schriften", das er ihm zuschickte, eine „Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen" eigens drucken, die mit dem auf Lessings Spielsucht angewandten Schlusse der bekannten Lichtwerschen Erzählung von den Spielern endigte. Es hieß hier von Lessing:

„Dichten kann er, aber leider! will ja nicht; reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt ist das Orakel verstummt und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat seine Geißel andern übergeben, aber sie streichen zu sanft; denn sie fürchten Blut zu sehen."

Lessing erschrak, da er meinte, diese Zueignung finde sich vor allen Exemplaren, doch erfuhr er bald, daß sie nur ihm und den Freunden bekannt sei. Die Mahnung blieb so wirkungslos als Tauentziens Warnung vor zu hohem Spiele. Lessing meinte, das leidenschaftliche Spiel sei seiner Gesundheit förderlich; die lebhafte Bewegung setze seine Säfte in Umlauf und befreie ihn von einer körperlichen Angst, an welcher er zuweilen leide. Hatte er ja in einem Buche des berühmten Professors Sanctorius gelesen, die Verminderung der Ausdünstung sei Ursache der meisten Krankheiten. Daß die lebhafte Spannung des Spiels, bei welchem er in Schweiß gerieth, seine Nerven zu sehr aufregte, fürchtete er nicht. Auch behauptete er, das hohe Spiel bringe ihm keinen Schaden, da er nicht verliere. Das reine Glücksspiel ließ ihm Zeit genug, die Gesellschaft zu beobachten, überhob ihn der Nothwendigkeit, eine platte Unterhaltung anzuhören, und schützte ihn vor der Gefahr, durch seinen Spott- und Widerspruchsgeist sich zu verletzenden Aeußerungen hinreißen oder von mancher Seite aushorchen zu lassen. Freilich blieb diese Spiellust eine Schwäche,

der Lessing gerade in entschiedenem Gegensatze zu seiner 1762
auf Folgerichtigkeit dringenden Verständigkeit sich schwer erwehren konnte; erst in Wolfenbüttel gab er das Spiel auf.

Die politischen Aussichten trübten sich indessen immer mehr. Die Befreiung Schlesiens gelang dem König nicht, ja Schweidnitz sogar fiel in Folge seines eigenen unzeitigen Abmarsches Laudon in die Hände. Für den Winter nahm er selbst in Breslau seinen Sitz, wo er ein außerordentlich gedrücktes Leben führte, da auch England seine Hülfsgelder zurückzog, so daß er seine einzige Hoffnung auf einen Einfall der Türken und Tartaren setzte. Mehr als je hing er dem Gedanken nach, die drohende Schmach des Vaterlandes nicht zu überleben.

„Lust und Freude wohnen hier nicht", schrieb er im Januar 1762; „nur die jungen Leute vergnügen sich, da sie nicht an die Zukunft denken; wer die Verhältnisse übersieht, führt, wie ich, ein Mönchsleben. Leipzig [wo er den vorigen Winter zugebracht] war gegen diesen Winter ein wahrer Karneval. Wir leben in traurigen Zeiten und einer verzweifelten Lage. Ich selbst bin, wie im Trauerspiel, stets dem Untergange nahe; dennoch wollen wir auf eine günstige Wendung hoffen."

Diese Mißstimmung mußte sich Tauentzien mittheilen, was auch auf Lessing nur niederdrückend wirken konnte. Je leidiger die Zeiten waren, um so mehr gab er sich dem Genußleben hin; Spielen und Nachtschwärmen nahmen immer mehr überhand. Sein Wirth, der Pfefferküchler, wurde über sein spätes Nachhausekommen so ungehalten, daß er nach mehrmaligen vergeblichen Mahnungen eine Pfefferkuchenform machte, an welcher eine Mißgestalt Lessings Namensunterschrift trug, so daß also das Bild des großen Kritikers noch bei seinen Lebzeiten oft in Breslau verzehrt wurde. Mag dieser auch über den hausbackenen

1762 Spaß gelacht haben, das Verhältniß zum Wirthe mußte sich dadurch doch lösen.

Da erschien endlich dem Heldenkönig, der so lange der vereinten Macht zahlreicher Feinde widerstanden hatte, der Tod der ihm feindlichen Russischen Kaiserin als ein Engel in der Noth. Schon am 5. Mai kam der Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen Rußland und Preußen zu Stande, ja der Russische Feldherr machte mit seinem Stabe dem König in Breslau seine Aufwartung. Während so Preußens Angelegenheiten sich einer glücklichen Entwicklung näherten, war Lessing noch immer höchst unmuthig, da seine Lage ihn zu keiner dauernden geistigen Thätigkeit gelangen ließ. Freilich gab es auch jetzt Zeiten, wo er sich möglichst auf sich zurückzog und sich mit mancherlei Plänen trug; seine Bibliothek wird er ab und zu so benutzt haben, wie er später oft in Berlin that, wo er ein Buch, dessen Titel ihm zufällig in die Augen fiel, ergriff, hineinsah und, wenn er auf einen bedeutenden Gedanken fiel, diesen niederschrieb, dann aber nicht umhin konnte, seine eigenen Bemerkungen hinzuzufügen, was ihn denn oft veranlaßte, wieder in andern Büchern nachzuschlagen; auch mag er damals schon neue dramatische Pläne entworfen haben, doch zu einer dauernden Thätigkeit gelangte er nicht. Leider findet sich in unsern Nachrichten hier eine Lücke von fast neun Monaten. Erst vom 30. Mai haben wir wieder einen bezeichnenden Brief an Ramler, dem er den Wunsch ausspricht, bald in Berlin mit ihm zusammen zu wohnen.

„Ich bin", bemerkt er hier, „meiner jetzigen Situation so überdrüssig, als ich noch einer in der Welt gewesen bin. Nur bald Frieden, oder ich halte es nicht länger aus!"

Dagegen befand sich der König jetzt in der heitersten

Laune, die ihn aber nichts weniger als milde stimmte, 1762
vielmehr zeigte er sich gegen die Offiziere und das von ihm besetzte feindliche Land äußerst streng und hart. In Breslau unterhielt er sich mit Arletius, wie er im vorigen Jahre zu Leipzig Gellert ausnehmend freundlich behandelt hatte, dessen Fabeln ihm wegen der sanften und fließenden Verse gefielen. An den Sekretär seines Tauentzien dachte er nicht; wer hätte ihm auch von dessen literarischer Bedeutung ein Wort gesagt! Und mußte er es nicht sonderbar finden, daß ein Literat, von dem ihm das leere Gerede, dem auch der König sein Ohr nicht verschloß, manches zugetragen haben mochte, Gouvernementssekretär geworden!

Ein frischeres, freilich etwas angestrengteres Leben begann für Lessing, als er im Juli mit seinem General zu der diesem aufgetragenen Belagerung von Schweidnitz sich begab. General de Guasco leistete dort so tapfern Widerstand, daß die Stadt erst nach dreiundsechzigtägiger Belagerung, und zwar nur in Folge eines unglücklichen Zufalls, kapitulirte. Lessing wohnte mit Tauentzien in Teichen, nach der am 9. Oktober erfolgten Uebergabe in dem sehr großen Dorfe Peile, in welchem sich die evangelische Brüdergemeinde Gnadenfrei befindet. Von hier aus schrieb er den 22. an Nicolai nach langem Schweigen einen längern Brief, aus dem die muthwilligste Laune spricht, trotz der Datirung: „Peile in Eile. Wissen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte.“ Er bat Nicolai, ihm eine Anzahl meist Griechischer und Englischer Bücher auf einer Auktion anzusteigern; den Preis hatte er nicht angegeben, nur einige angezeichnet, die er durchaus haben müsse. Dabei hatte er vergessen, daß er schon vorher einem andern Freunde ungemessenen Auftrag auf diese Bücher gegeben. So kam es,

1763 daß von seinen Beauftragten, die nicht ahnen konnten, daß sie beide für Lessing boten, ein Werk von wenigen Bänden auf den Preis von 60 oder 70 Thaler getrieben wurde. Die sechs ersten Bände von Nicolais „Briefen", an denen Lessing den hervorragendsten Antheil genommen, hatte dieser unterdessen zu seinem nicht geringen Triumphe neu auflegen müssen, wovon aber Lessing keinen Vortheil zog. Doch versprach dieser ihm zur Fortsetzung einen Beitrag, da er über das Griechische Gedicht des Musäus einige Grillen gefangen, die er aber erst fliegen lassen könne, wenn er alle Ausgaben zu Rathe gezogen. Leid that es ihm, daß er nicht alle Bücher bekommen hatte; einige der gekauften ließ er sich durch die Post kommen; besonders den Baxter (dessen „Glossarium antiquitatum Britannicarum"?) brauchte er höchst nöthig.

„Mein liebster Moses", heißt es in dem Briefe an Nicolai vom 17. Januar, „machen Sie keine Glossen darüber! Ich brauche ihn wirklich, und ob Sie schon in dem Briefe an Haymann [einen Jüdischen Freund] vermuthen, daß ich ganz und gar nicht mehr lese, so sollen Sie doch ehestens das Gegentheil sehen und erfahren, daß ich auch schreibe."

Jedenfalls war er damals eifrig mit Griechischer Literatur beschäftigt. Um diese Zeit war ihm auch der eben achtundzwanzig Jahre alte Schauspieler Joh. Christian Brandes aus Stettin nahe getreten, der jetzt ein ernsteres, ruhiges Leben begonnen hatte. Lessing gab sich, wie Brandes selbst berichtet, viel Mühe, ihn durch seine Unterweisung zu einem guten Schauspieler zu machen, wie er es bei Brückner gethan, allein, da Brandes weniger für die Bühne begabt war, ohne besondern Erfolg; doch verdankte dieser es wohl Lessing, daß er bald darauf in Berlin die Rolle des Theophan in dessen „Freigeist" mit so großem Glück spielte, daß ihm der Jude Gabriel Bendix Hirschel nach der Vor-

stellung ein paar kostbare Steinschnallen schenkte, die er in 1763
Zukunft in dieser Rolle tragen möge. Lessing suchte ihn auch, da er sich schon als Dramatiker versucht hatte, auf manches hinzuweisen, was der Theaterdichter besonders beachten müsse. Leider half dies wenig, da Brandes sich, wie Weiße, die Arbeit immer leicht machte.

Als endlich im Februar der Friede in Breslau feierlich verkündet wurde, war es Lessing, der dies im Auftrage Tauentziens that. Auch er selbst hatte endlich eine gewisse Ruhe in sich gefunden und sah hoffnungsvoll in die Zukunft, wenn sich ihm auch noch keine bestimmte Aussicht eröffnete; davon, daß er sofort nach dem Frieden Breslau verlassen werde, war keine Rede. Glücklich hatte er hier zwei leidige Jahre verbracht, in denen er an Welt- und Menschenkenntniß bedeutend gewonnen, und war er auch nicht zu anhaltendem Studium gekommen, da sein langweiliges Amt und das gleichsam die Mühseligkeit des Dienstes aufwiegende Genußleben ihm die beste Zeit geraubt, so hatten sich doch im Umgange mit Gelehrten, durch Anschauung, durch mannigfaches Lesen und Nachdenken seine Kenntniß und Einsicht bedeutend erweitert.

2.

Als Mendelssohn ihm seine der Berliner Akademie eingereichte Preisschrift über die Evidenz in metaphysischen Dingen mittheilte, kam es mit diesem zu anziehender Verhandlung; denn auch die philosophische Betrachtung war Lessing die Zeit über nicht fremd geworden; besonders lebhaft hatte Spinozas Lehre ihn wieder angezogen, zunächst auf Veranlassung von Mendelssohns „Philosophischen Schriften", in welchen dieser die Leibnizische Lehre von der Har-

1763 monie auf den Jüdischen Weisen zurückgeführt hatte. Darüber begann er jetzt nach langer Zeit sich gegen Mendelssohn auszusprechen, ja er wollte sich auch des in der scherzhaften Zueignungsschrift hart angelassenen „seltsamen Menschen" annehmen.

„Ich habe eine Menge Sophistereien über das Spiel auszukramen", schrieb er. „‚Das fehlte noch!' werden Sie sagen. Allerdings; denn das Pharao für sich ist so gedankenlos, daß man sich doch dabei mit etwas beschäftigen muß. Unter anderm bin ich dahinter gekommen — Aber lassen Sie mich nicht vom Spiele, sondern von Spinoza noch ein paar Worte mit Ihnen plaudern."

Mendelssohn aber scherzte: die wichtigste Betrachtung, die man über das Spiel zu machen habe, sei die, daß man gar nicht spielen müsse.

Lessing begleitete Tauentzien auf seinen Geschäftsreisen, im Juli auch nach Potsdam, wohin der König den Gouverneur berufen hatte. Leider traf er in Berlin, wo er ein paar Tage verweilte, keinen seiner drei Hauptfreunde. Mendelssohn, der bald zurückkehrte, schrieb ihm durch einen Boten am 1. August:

„Der General mag wollen oder nicht, Sie müssen noch vor Ihrer Abreise wieder nach Berlin oder, wenn dieses ja ohnmöglich sein sollte, so melden Sie mir wenigstens, wie lange Sie zu Potsdam bleiben werden, damit ich zu Ihnen kommen könne."

Der Aufenthalt dauerte so lange, daß Lessing alle Freunde begrüßen und sich ihrer herzlichen Theilnahme freuen konnte. Ein unerwarteter Besuch seines Bruders Gottlob an dem fremden Orte, wo er so sehr beschäftigt war, störte ihn, wenn er sich auch des Wiedersehens und der Nachrichten von den Seinigen freute. Am 4. August schrieb er dem Vater:

„Ich bediene mich seiner Rückreise, um endlich mein Versprechen einmal zu erfüllen, das ich gewiß längstens erfüllet hätte, wenn die

Schwierigkeit der Geldsorten und der Uebermachung mich nicht daran 1763
gehindert hätte. Ich habe ihm nämlich 170 Rthlr. in Sächsischen Dritteln mitgegeben; davon sind 60 Rthlr. für den Bruder Karl in Leipzig als auf zwei Quartale der ausgesetzten Zubuße. Die übrigen 110 Rthlr. werden der Herr Vater nach Befinden unter das übrige Geschwister vertheilen; besonders würde es mir sehr angenehm sein, wenn Gottlob davon sich examiniren lassen könnte, weil er mich versichert, daß seine Beförderung blos und allein hiervon abhänge. Ich glaube schwerlich länger als drei oder vier Wochen noch allhier in Potsdam zu bleiben und gehe sodann vor der Hand mit dem Generallieutenant von Tauentzien, welcher Gouverneur von ganz Schlesien geworden, wieder nach Breslau zurück."

Erst im Oktober trafen sie dort wieder ein. Diese Zeit über trug Lessings stets thätiger, jetzt besonders angeregter Geist sich mit mancherlei Gedanken und Entwürfen, aber das Schlußwort, welches er Nicolai zu den „Briefen" versprochen hatte, kam schon deshalb nicht zu Stande, weil dieser sie noch nicht aufgeben wollte, obgleich ihm Lessing, den die Fortsetzung ärgerte, geschrieben hatte:

„Lieber, daß sie itzt noch bei ziemlich gesundem Körper sterben, als von Stümpern in einem schwindsüchtigen, elenden Leben erhalten werden."

Für Nicolai waren sie ein zu gutes Geschäft, als daß er sie nicht noch ein paar Jahre hätte fortsetzen sollen.

Nach der Rückkehr fühlte Lessing sich unwohl und höchst gespannt, da er eine Beförderung erwartete, die ihm bei ausreichendem Einkommen mehr Ruhe gewähre. Aber gerade jetzt wandte er sich mit vollem Ernste den Studien zu. Wahrscheinlich begann er damals die ersten Vorarbeiten zu seinem „Laokoon", Betrachtungen über das Verhältniß der Dichtkunst zur Malerei, die sich an die Bilder des Grafen Caylus zur Ilias und die Schrift „Polymetis" von Spence zunächst angeschlossen zu haben scheinen. Da mußte

1763 es ihn denn höchst unangenehm berühren, als der Vater darauf drang, er möge Gottlob, der sich mit den Geschwistern nicht vertragen könne, zu sich kommen lassen und ihm einstweilen in Breslau oder in Schlesien eine Versorgung schaffen, bis er sich selbst so weit erholt habe, daß er die Kosten des Examens bestreiten könne; denn die Theuerung, die Verminderung des Einkommens und der Verlust an dem schlechten Gelde hatten ihn in Schulden gestürzt. Die Verminderung seines Einkommens hatte der Vater freilich zum Theil selbst verschuldet durch sein scharfes Auftreten gegen die in den Kriegszeiten eingerissene Sittenlosigkeit und die gewissenlose Verwaltung. Von seinen Söhnen war nur Gotthold im Stande, ihn zu unterstützen, da auch Theophilus sich die Jahre über mit einer Hauslehrerstelle hatte begnügen müssen. Sechs Wochen ließ Lessing vergehen, ehe er den Brief beantwortete, da er dem Vater ein niederschlagendes Bekenntniß ablegen mußte. Er habe Gottlob nicht versprochen, ihn zu sich zu nehmen, erwiederte er, und dies gehe auch gar nicht an.

„Erstlich erfordern sowohl meine itzigen Geschäfte als mein Studiren, daß ich nothwendig allein sein muß. Zweitens betrachten mich meine wertheſten Eltern, als ob ich schon hier in Breslau etablirt wäre; und dieses bin ich doch so wenig, daß ich gar leicht meine längste Zeit hier gewesen sein dürfte. Ich warte nur noch einen einzigen Umstand ab, und wo dieser nicht nach meinem Willen ausfällt, so kehre ich zu meiner alten Lebensart wieder zurück. Ich hoffe ohnedem nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studiren am Nagel gehangen und wolle mich blos elenden Beschäftigungen de pane lucrando [zum Broderwerb] widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Gleis komme. Alles, was ich durch meine itzige Lebensart intendirt habe, das habe ich erreicht: ich habe meine Gesundheit so ziemlich wiederhergestellt; ich habe ausgeruhet und mir von dem

Wenigen, was ich ersparen können, eine treffliche Bibliothek angeschafft, 1764
die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will. Ob ich sonst noch einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich selbst noch nicht. Wenigstens werden sie mir nebst dem Wenigen, was ich aus meinem gewonnenen Prozesse erhalte, sehr wohl zu statten kommen, damit ich ein paar Jahre mit desto mehr Gemächlichkeit studiren kann. Indeß soll mich dieses nicht hindern, für meine Brüder mein Aeußerstes zu thun. Sie müssen aber auch nur selbst etwas für sich thun. Besonders meine ich Gottloben... Geschieht es, daß ich eine gewisse Absicht erreiche, und daß mein Schicksal nach meinem Wunsche entschieden wird, so soll es das erste sein, daß ich Gottloben kommen lasse. Bis dahin würde er mir zur Last sein, ohne daß ihm geholfen wäre. Er muß sich bis Ostern gedulden, und, wie gesagt, alsdenn wollen wir erst sehen, wie es mit mir selbst stehet."

Den Winter setzte Lessing mit allem Eifer die Untersuchungen über das Verhältniß der Dichtkunst zur Malerei fort, die ihn nach manchen Seiten führten. Klose berichtet, dieser habe verschiedene kritische und antiquarische Aufsätze in Breslau ausgeführt, sei aber, da er so lange nichts geschrieben, wegen des Stils besorgt gewesen, und er habe sie, weil es ihm nicht möglich geschienen, daraus ein Ganzes zu bilden, unter der Aufschrift „Hermaea" (Funde) drucken lassen wollen. Eine erhaltene Vorrede zum ersten Bande dieser Sammlung, in welcher er die Bedeutung des Griechischen Titels erklärte, muß in diese Zeit fallen. Wenn Klose von seinem „schon einige Jahre vor seiner Abreise von Breslau" gemachten Entwurfe berichtet, in Wien die kaiserliche Bibliothek zu benutzen, dann in Italien die Antiken zu studiren, endlich, was sein Lieblingsgedanke gewesen, Griechenlands klassische Stellen und die noch erhaltenen Denkmale dieses einzigen Volkes kennen zu lernen, so dürfte ein solcher Gedanke in diesem Winter, wo er mit der Griechischen bildenden Kunst und Winckelmanns

1764 noch in Dresden geschriebenen „Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" beschäftigt war, ihm oft wie ein gaukelnder Traum vorgeschwebt haben.

Hatte er auch in diesem Winter keine äußere Veranlassung, sich mit dem Theater zu beschäftigen, da Schuch damals in Danzig war, so könnten doch einzelne seiner dramatischen Entwürfe in diese Zeit fallen, besonders die auf der Griechischen Geschichte beruhenden Pläne des „Alcibiades" und des „Kleonnis". Freilich ist der Anfang des letztern in Jamben geschrieben. Zweifelhaft bleibt es, wann er in Breslau die den Fall der Engel darstellende Lateinische Tragödie „Lucifer" des Schlesischen Jesuiten Noel kennen gelernt. Einige Scenen derselben wollte er zu seinem „Doktor Faust" benutzen, an den er, wie Klose berichtet, „zuweilen dachte". Nur der erhaltene Entwurf eines Vorspiels und der ersten vier Auftritte bis zur Erscheinung des beschworenen Teufels könnten in diese Zeit gehören. Von Noels „Lucifer" wollte er wohl blos einiges aus den Auftritten zwischen den bösen Engeln frei gebrauchen.

Als Lessing im Januar die Kunde vom Tode seines Bruders Gottfried empfing, lud er Karl ein, Ostern zu ihm zu kommen, um vor der Hand bei ihm zu leben. Damals stand wohl die gewünschte Beförderung in naher Aussicht. Auch als er am 15. März Ramler auf einen Geschäftsbrief antwortet, ist von seiner baldigen Rückkunft nach Berlin noch keine Rede; er entschuldigt nur sein langes Schweigen in der ihm eigenen, sein Vergehen leidenschaftlich eingestehenden Art.

Im Frühjahr bezog er den Garten des Ziergärtners Göldner, der unter dem Namen des gelehrten Gartens be-

kannt war; später wurde er von der Kaufmannschaft er- 1764
worben, die darauf eine Zuckerraffinerie baute. Hier war es, wo er seine „Minna von Barnhelm" auszuführen begann, das erste echt Deutsche Lustspiel, das nicht nur auf Deutschen Zuständen und Verhältnissen fußte, sondern sich sogar auf die nächste Gegenwart, wie früher sein Trauerspiel „Henzi", bezog und gleichsam der dichterische Niederschlag des endlich glücklich beendigten Krieges und zugleich die geistige Errungenschaft seines Breslauer Lebens war. Die Sächsische Anmuth und die Preußische soldatische Ehrenhaftigkeit sollten hier ihre Verklärung finden. Was er früher als Forderung eines jeden gebildeten Volkes bezeichnet hatte, daß es eine eigene Bühne besitze, hier war es für das Lustspiel geleistet. Wenn „Miß Sara" sich noch an das Englische Theater anlehnte, sogar noch Englische Sitten und Personen darstellte, in diesem Stücke war alles kerndeutsch, aus frischer Gegenwart und lebendiger Anschauung geschöpft. Der bisher auf der Bühne nur verspottete Soldatenstand, den Lessing selbst so genau hatte kennen lernen, erscheint hier in voller Ehrenhaftigkeit, wenn auch das zu weit getriebene Ehrgefühl auf echt Lessingische Weise gestraft oder vielmehr glücklich bekehrt wird. Wenn Garves Mutter aus Lessings eigenem Munde wissen wollte, die Geschichte zwischen Tellheim und Minna habe sich wirklich im Gasthofe zur goldenen Gans in der Junkerstraße zugetragen, so würde das Verdienst des Dichters dadurch nicht verkleinert, wenn er den rohen Stoff (denn nur davon könnte die Rede sein) aus der Wirklichkeit genommen hätte. Die Freude, einen durchaus geeigneten Gegenstand gefunden zu haben, das Bewußtsein, demselben ganz gewachsen zu sein, und die Aussicht, ein Lustspiel von dauerndem Werthe,

1764 das seiner und des Deutschen Volkes würdig sei, zu schaffen, begeisterte ihn in diesen Frühlingstagen trotz seiner trüben äußern Verhältnisse. Hatte seine „Miß Sara", wie er eben aus dem von Leipzig bezogenen „Journal étranger" sah, in Frankreich solchen Beifall gefunden, „Minna" sollte ihn in höherm Maße verdienen.

Während des Frühlings besuchte er auch das Theater. Der alte Schuch war gestorben, sein ältester Sohn diesmal, statt Berlin zu besuchen, nach Breslau gekommen. Unter den Schauspielerinnen erfreute ihn die talentvolle Verlobte von Brandes, Esther Charlotte Koch, die nach einigen kleinen Versuchen als Sophie in Diderots „Hausvater" großen Beifall fand. Lessing sandte ihr am folgenden Tage Zeug zu einem Kleide, in welchem er sie das nächstemal als Sophie zu sehen wünsche, und er beglückwünschte Brandes zu seiner Wahl. Bald darauf begleitete er das Brautpaar zum Altar. Auch der vierschrötige, kouliſſenreißerische Theophilus Döbbelin, der alles mit gleicher Furie spielte, und die ihm ebenbürtige, in allen Uebertreibungen mit ihm wetteifernde Frau Neuhof-Elendson hatten sich in Breslau eingestellt und rissen die Massen hin.

Da anfangs Juni Lessing die gewünschte Beförderung versagt wurde, wollte er Breslau baldmöglichst verlassen. Daran wurde er zunächst durch Tauentziens gefährliche Erkrankung gehindert.

„Es mag aber diese Krankheit ausschlagen, wie sie will", schrieb er am 13. dem Vater, „so ist die totale Veränderung meiner itzigen Situation immer gewiß. Es sollte mir leid thun, wenn sich meine liebsten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umständen einen falschen Begriff sollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges Engagement

von keiner Dauer sein könne, daß ich meinen alten Plan zu leben 1764
nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entschlossen, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist, zu abstrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Rest desselben noch zum Sklaven zu machen .... Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt gewesen, herauszusetzen, und alsdann verlasse ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten setzen können, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein bessers und habe Freunde."

Seine bevorstehende Veränderung solle ihn aber nicht hindern, Bruder Theophilus nach Johannis 14 Tage aufzunehmen, nur sei er nicht darauf eingerichtet, zu derselben Zeit auch Karl zu empfangen, der ihm jetzt, nach seiner frühern Ablehnung, ganz unerwartet seine Ankunft gemeldet hatte. Karl drängte ihn auch, seinen saumseligen Sachwalter Dr. Müller in Leipzig anzustacheln, aber die Sache war Lessing zu widerwärtig; er überließ es seinem Bruder persönlich die nöthigen Schritte zu thun.

Mitten in der besten Arbeit an „Minna" wurde er von einem hitzigen Fieber befallen, das ihn hart angriff. Eines Tages, als die Krankheit auf ihrer Höhe war, lag er ruhig mit bedeutender Miene da. Von einem Freunde gefragt, worüber er so ernst denke, erwiederte er: „Ich möchte wohl erfahren, was beim Sterben in meiner Seele vorgeht", und als dieser die Unmöglichkeit hervorhob, brach er unwillig mit den Worten ab: „Sie intriguiren mich!" Sein Arzt war ein alter Gottschedianer mit dem vielversprechenden Namen Morgenbesser, dessen unvermeidliche

1764 Unterhaltungen über den Leipziger Diktator des Geschmacks ihn anekelten.

Während seiner Krankheit traf Bruder Theophilus ein, welcher ihm leider einen traurigen Brief des Vaters brachte, und seine mündlichen Mittheilungen waren ebenso wenig erfreulich. Da der Archidiakonus Neumann so erkrankt war, daß ein Stellvertreter nöthig war, hatte sich Theophilus dazu gemeldet. Aber der Rath, dessen Seele damals der ihm feindliche Bürgermeister Püschel und der Stadtschreiber Buddäus waren, hatte aus Groll gegen den Hauptpfarrer seinen Sohn mit dem Vorwande zurückgewiesen, er sei zu klein, und den geschmeidigen, aber liederlichen Feldprediger Schlönbach empfohlen, der sich auch beim Volke beliebt zu machen gewußt. Seit einem halben Jahre, schrieb der Vater, habe ihm Gott eine harte Prüfung zugeschickt.

„Ein Mensch, der nichts gelernet und keine Gottesfurcht hat, aber in Lügen, Schmeicheln und Heucheln den einfältigen Mann leicht berücken kann, hat einen Theil vom hiesigen Rath und sehr viele Bürger dergestalt eingenommen, daß ersterer ihn zum Substituten des unvermögenden Herrn Archidiakonus erwählet, letztere aber durchaus haben wollen. Darwider haben die Verständigsten und Redlichsten im Rathe wie auch einige von der Bürgerschaft sich gesetzet, daß demnach dieses Geschäfte an hohen Ort angebracht und von da ein Decisum erwartet wird. Weil man mich nun in Verdacht hat, als ob ich diesen Widerspruch angesponnen, so hat der Gegentheil mir nicht nur das Oster- und Pfingstopfer geschmälert, sondern auch die, bei welchen ich etwas schuldig bin, dringen mit der äußersten Grobheit auf eine baldige Bezahlung."

In Folge der Theuerung und des schlechten Geldes und der auf die Söhne verwendeten Kosten sei er so erschöpft, daß er das Geld nicht aufbringen könne. Deshalb möge Gotthold ihm auf zwei Jahre 150 Thaler leihen,

die er wohl bei guten Freunden in Breslau auf die Summe, 1764
die Winkler im Herbst bezahlen müsse, aufnehmen könne. Gotthold gab dem Bruder ein Drittel der verlangten Summe mit, da er nicht mehr entbehren konnte.

Seinem Freunde Ramler, der durch die Nachricht von seiner Krankheit äußerst beunruhigt worden, konnte er am 5. August seine ziemliche Herstellung melden, nur leide er noch häufig an Schwindel, doch auch dieser werde wohl bald vergehen und er dann wie neugeboren sein.

„Alle Veränderungen unseres Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden", fügte er hinzu. „Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünschet mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? sollte der Phantasie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern. Die gesunden Theophile [mit Bezug auf Döbbelin] und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, liebster Freund, aber womöglich mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden lasse und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles neunzig Jahr werden; aber wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele und ich erst ein einziges gemacht! Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel!"

Kaum genesen, fühlte er sich zu vier lustigen Erzählungen getrieben, und zwar in gereimten Versen, worin er sich so viele Jahre nicht mehr versucht hatte. Spaßhafte Erzählungen, wie die in „Schimpf und Ernst", liebte er sehr. Klose, der im vorigen Jahre Rektor und Bibliothekar der Schule zu St. Bernhardin in der Neustadt geworden war, berichtet, Lessing habe in der dortigen Bibliothek be-

1764 sonders das Fach, worin derartige Sammlungen standen, aufgesucht und in denselben nach Goldkörnern gespäht. Thümmels namenlos erschienenes komisches Heldengedicht „Wilhelmine" erfreute ihn ungemein; er wünschte, es möchte von einem bisher noch unbekannten Dichter sein, da Deutschland dann ein poetisches Genie mehr habe. Als er hörte, ein ekler Freund habe niedrige Stellen darin gefunden, ahnte er gleich, daß dies Sulzer sein müsse.

„Er, der den feinen Geschmack des Hofes und der großen Welt allein zu haben glaubt!" ruft er aus. „Er, der allein von Flöhen singen kann, ohne in Plattitüden zu fallen. Kenne ich ihn?"

Noch am 20. fand Lessing sich nicht ganz hergestellt.

„Seit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für schlimmer als das Kranksein", schrieb er an Ramler. „Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist und vegetirt, und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein! Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen, wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine ‚Minna von Barnhelm' zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiele nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser als alle meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben. Es könnte doch sein, daß ich zu lange gefeiert hätte."

Eine neue Ausgabe seines Fabelbuches hoffte er in einem halben Jahre fertig zu haben. Deshalb wünschte er, der Pariser Professor d'Anthelmy möge mit der Herausgabe der Uebersetzung desselben so lange warten, da seine Abhandlungen für die Franzosen näherer Erläuterungen bedürften, wie er daraus gesehen, daß manche französische Beurtheiler ihn sehr unangenehm mißverstanden hätten.

Zunächst war an das Ausscheiden aus seiner Stellung

noch nicht zu denken, da sich während seiner Krankheit die 1764
Sachen gehäuft hatten und es noch manches zu ordnen gab. Doch fehlte es ihm dabei nicht an Zeit zu den ihm am Herzen liegenden Arbeiten, den ästhetischen und archäologischen Untersuchungen und der Vollendung seiner „Minna". Aber auch ein ganz neuer Gegenstand begann seine Aufmerksamkeit an sich zu ziehen: die Urzeit des Christenthums; hatte er ja bei Justin dem Märtyrer ganz andere Lehren als die jetzt gangbaren gefunden. Deshalb schlug er seinen Freunden vor, mit ihm die Kirchenväter zu lesen. So wurde also in Breslau bereits der Grund zu dem Zurückgehen auf das Urchristenthum gelegt. Aber auch Spinoza und dessen Gegner studirte er eifrigst.

Am 13. Oktober ward endlich der Winklersche Prozeß entschieden. Bruder Karl hatte den kranken Sachwalter zu mahnen nicht unterlassen, der sich aber noch etwas darauf zu Gute that, den Prozeß so rasch zu Ende geführt zu haben. Leider verschlangen die Kosten so viel, daß Lessing von den ihm zugesprochenen 600 Thaler kaum die Hälfte erhielt. Dem Vater hatten die gesandten 50 Thaler aus der äußersten Noth geholfen, aber noch immer fand dieser sich so bedrängt, daß er Karl das zum Examen für die juristische Praxis nöthige Geld nicht schicken konnte. Seinen Klagebrief hatte Lessing auf der Reise zu den Herbstrevüen erhalten, auf denen er Tauentzien begleiten mußte. Kaum war er zurück, als ihn die Kamenzer Noth von neuem in Anspruch nahm. Karl wolle wieder nach Leipzig zurück, schrieb der Vater, aber dann müßten vorab einige Schulden, die er gemacht, bezahlt werden. Da dieser von einem geschwinden und offenen Kopfe sei, so habe er ihm den Vorschlag gemacht, ein halbes oder ein ganzes Jahr auf einer

1764 Preußischen Universität, in Halle oder Frankfurt, zu studiren, um Auditeur in Preußischen Diensten zu werden, besonders wenn Gotthold ihm hierzu eine Gelegenheit verschaffen könne.

„Was in meinem Vermögen stehet, wollte ich noch auf ihn wenden, wie du denn auch an deinem Orte ihm noch etwas nach deiner thätigen Liebe beispringen würdest ... Solltest du ihn auf einige Zeit zu dir nach Breslau verlangen, so würde er dir zu aller Zeit zu Gebote stehen."

Lessing war über seine eigene Lage und die Noth der Seinigen, der er nicht abzuhelfen vermochte, so verstimmt, daß er sieben Wochen wartete, ehe er zu der nichts weniger als tröstlichen Antwort sich entschließen konnte.

„Mein bisheriges Stillschweigen werden Sie mir gütigst verzeihen", schrieb er am 10. Januar 1765; „Arbeit und Verdruß und meine bevorstehende Veränderung haben mich, so zu reden, meiner selbst vergessen gemacht, und ich werde nun schon auch nicht eher wieder zu mir selbst kommen, als bis ich aus Breslau weg bin."

Sobald er seine Sachen geordnet, gehe er nach Berlin, von wo er den vom Vater ersehnten Besuch in Kamenz abstatten werde.

„Karl will wieder nach Leipzig gehen, und ich darf es ihm nicht widerrathen", fährt er fort. „Wenn er nur weiß, wie er da leben kann. Ich meines wenigen Theils kann ihm weiter auf nichts Hoffnung machen; es thut mir leid, daß ich dieses so gerade herausſagen muß, aber es würde ihm schädlich sein, wenn er sich ungegründete Rechnung machte. Von dem ganzen Winklerschen Prozesse sind mir kaum 300 Rthlr. übrig geblieben; und das ist außer meiner Bibliothek und meinen Sachen mein einziger und letzter Nothpfennig, der gänzlich geschmolzen sein wird, noch ehe ich mich in Berlin wieder eingerichtet habe."

An einen Universitätsbekannten Karls hatte er auf dessen Mahnung 26 Rthlr. gezahlt, welche dieser ihm schuldig

war. Natürlich wandten sich die Gläubiger an den be- 1765
rühmten, gutgestellten Bruder.

„Ich wünschte sehr, ich könnte ihm seine übrige Schulden auch bezahlen", äußert er weiter; „aber, wie gesagt, ich kann nichts versprechen. Ich bin zwar Willens, wenn ich nach Berlin komme, einen Theil meiner Bücher zu verkaufen; ich habe auch sonst noch einige kleine Forderungen außenstehen. Aber alles das ist nichts Gewisses, und auf der Universität muß man auf etwas Gewisses rechnen können. Geht es mir indeß damit, wie ich denke, so kann er versichert sein, daß ich seiner nicht vergessen werde."

Von der Hoffnung auf sein ästhetisches Werk und sein geschichtliches Lustspiel verräth er in seiner Weise nichts. Höchst unangenehm war es ihm auch, daß Gottlob seine Hauslehrerstelle aufgeben wollte und ihn deshalb um Rath fragte.

„Wenn sich doch nur eines guten Raths wegen niemand an mich wenden wollte!" schreibt er unmuthig dem Vater. „Ich kann niemand rathen und will niemand rathen. In Wahrheit, ich weiß nicht, was ich ihm antworten soll, und daher werde ich ihm gar nicht antworten müssen. Könnte ich ihm helfen, so wollte ich es von Grund der Seelen gern thun; aber wie und womit?"

Gottlob schien ihm an Lässigkeit und innerer Unbehaglichkeit zu leiden; am meisten war er dem ihm am ähnlichsten Bruder Karl zugethan. Seine Mißstimmung drückt sich unwillkürlich auch in dem schließlichen Wunsche des Briefes aus, die Vorsicht wolle seinem damals im zweiundsiebzigsten Jahre stehenden Vater noch viele gesunde und vergnügte Jahre von der Zahl der seinigen zulegen, was keine bloße Redensart war.

Den 17. März meldete er dem Vater, am 15. oder 16. April werde er nach Berlin gehen, nicht um dort zu bleiben, sondern um seine zerstreuten Sachen da zusammenzubringen und einigermaßen einen Wohnort nennen zu können,

1765 doch werde er auf dem Wege sich in Frankfurt und bei einigen befreundeten Adeligen auf dem Lande aufhalten, so daß er vor Mai nicht nach Berlin komme. Von dort wolle er auf einen oder zwei Monate Dresden besuchen und in dieser Zeit mehr als einmal nach Kamenz kommen. Nach Dresden zogen ihn die Antiken und die Gemäldesammlung; die Anschauung beider sollte ihm bei seinem ästhetischen Werke zu Gute kommen. Nöthigten ihn aber „gewisse Umstände" in Berlin zu bleiben, schrieb er dem Vater, so wolle er Karl zu sich kommen lassen, doch möge dieser ihm vorher noch schreiben und ihm die versprochene „Ausarbeitung" (etwa den Entwurf einer Komödie?) schicken.

Von Lessings wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten während dieses Winters wissen wir nichts Näheres. Ueber seiner Beschäftigung mit der Geschichte des Urchristenthums wurden seine ästhetischen Untersuchungen nicht vergessen, vielmehr waren sie, insofern sie an die klassische Kunst sich anschlossen, durch ein gerade damals die Welt in Erstaunen setzendes Werk mächtig angeregt worden, durch die endlich in Dresden erschienene, zu Rom schon vor zwei Jahren im Genusse des Griechischen Götter- und Heroenlebens vollendete „Geschichte der Kunst des Alterthums" von demselben Winckelmann, dessen „Gedanken" ihm einen so bedeutenden Anknüpfungspunkt geboten hatten. Des neuen Epoche machenden Werkes wegen hatte die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen den Verfasser sofort zu ihrem Mitglied ernannt. Wie hoch auch Winckelmann in Kenntniß der Antiken und in idealer Begeisterung über Lessing stand, mit welcher Lust dieser auch seine herrlichen Schilderungen und den umfassenden, tief dringenden Geist des Deutschen Kunstforschers bewunderte, der eine neue Wissen-

schaft ganz eigentlich begründet hatte, dennoch fühlte er 1765
seine Selbständigkeit ihm gegenüber, ja manche einzelne Irrthümer entgingen ihm nicht.

Nach der Mitte April verließ er, wieder „ein Vogel auf dem Dache", die Schlesische Hauptstadt, in welcher er mehr als vier sehr bewegte, für seine nächste Entwicklung bedeutende Jahre verlebt hatte. Aber statt über Frankfurt zu gehen, trieb es ihn, zunächst die Heimat zu besuchen, in Kamenz die Eltern zu begrüßen, die er seit neun Jahren nicht mehr gesehen, und selbst Einsicht von den mißlichen Verhältnissen des Vaters zu nehmen. Diesen, der sich wunderbar rüstig erhalten, fand er in großer Noth, da er, statt der verdienten Anerkennung und Verehrung, die er wegen seines treuen Dienstes und seiner warmen Liebe zur Vaterstadt verdient, den größten Theil des Rathes und auch viele Bürger gegen sich hatte, die ihn durch die Zurückweisung seines Theophilus tief gekränkt hatten. Freilich stand die Entfernung Schlönbachs, den man entlarvt hatte, in nächster Aussicht, aber die Gläubiger des Pastors drangen auf Bezahlung und drohten mit Arrestanlage. Leider waren alle seine alten Gönner und Freunde gestorben. Auch von den Verwandten konnte niemand helfen. Der Accisinspektor hatte sich zurückgezogen, wenn er auch die Neffen bei sich arbeiten ließ. Der Amtmann in Hoyerswerda hatte während des Krieges großen Schaden gehabt und den Bauern an 30000 Thaler von seiner Seite erlassen; auch hatte er selbst für eine große Anzahl Kinder zu sorgen. Lessing besprach die mißlichen Angelegenheiten mit Eltern und Geschwistern, deren Wiedersehen ihn herzlich freute. Man fand ihn heiter und gesund, war er auch, da sein Körper etwas stärker geworden, nicht mehr jugendlich beweglich;

1765 an Gewandtheit des Umganges hatte er in Folge seines Breslauer Lebens noch gewonnen, seine geistige Frische war zu männlicher Reife gediehen. Die Schwester freute sich ihres so stattlichen wie herzlich offenen Gotthold; von den beiden Brüdern, die er zu Hause traf, hoffte Theophilus nun endlich zu einer Anstellung zu gelangen. Karl sollte zum Bruder nach Berlin kommen. Dort hatte er sich eine Wohnung in dem Hause Königsgraben 10 miethen lassen; sein neu angenommener Bedienter war mit der Bibliothek und den Sachen vorausgegangen, er selbst begab sich zunächst nach Leipzig, wo er, da es Meßzeit war, die Buchhändler Voß und Nicolai zu finden hoffte.

In Leipzig sah Lessing auch seinen Weiße wieder, der seit drei Jahren Kreissteuereinnehmer und seit fast zwei glücklicher Gatte war, noch immer die von Nicolai begonnene, sehr einflußreiche „Bibliothek der schönen Wissenschaften" leitete und durch seine drei Bände Trauer- und Lustspiele sich einen Namen gemacht hatte. Lessing hatte vor einem Jahre, als er ihm den alten, nach Leipzig zum Besuche gehenden Straube empfahl, sich bei ihm, als dem „liebsten seiner Freunde", in Erinnerung gebracht. Freilich ließ sich kaum ein größerer Abstand als zwischen dem scheuen, gutmüthigen, unaufhörlich geschäftigen, sich der goldenen Mittelstraße im Leben und Dichten freuenden Weiße und dem geraden, scharfen, von hellstem Geiste und nie ruhender Forschungslust getriebenen, überall nach neuen Bahnen suchenden Lessing denken. Von seinen dramatischen Plänen scheint dieser Weiße nichts vertraut zu haben, da er an die Ausarbeitung seiner „Minna" zunächst noch nicht zu gehen und die Welt später mit dieser zu überraschen gedachte; nur von seinem ästhetisch-antiquarischen Werke unter-

hielt er ihn, verrieth ihm aber kaum etwas mehr, als daß 1765
er gegen den auch mit Weiße in Verbindung stehenden Winckelmann auftreten werde.

„Er sagte mir, daß er in Winckelmanns ‚Historie der Kunst' eine Menge Fehler entdeckt habe", schreibt Weiße an Hagedorn, den

Abb. 24. Christian Felix Weiße.
Nach der Kopie des Graffschen Gemäldes von Kalau (1770)
in der Gleimschen Sammlung.

Direktor der Dresdener Galerie, „und auch in Willens habe, eine Schrift dawider aufzusetzen. Die Fähigkeit dazu hat er."

Von der eigentlichen Absicht Lessings hatte der gute Weiße ebenso wenig eine Ahnung, als er begreifen konnte, wie man einen so guten Dienst verlassen könne, um „wieder zu studiren". Aber sein Genius trieb Lessing zur höchsten

1765 Bewährung ſeiner Kraft, mochte ihm auch das Leben darüber in Noth und Entbehrung zerrinnen, während es dem Dichter der „ſcherzhaften“ und „Amazonen-Lieder“ beſtimmt war, in ausreichender und geachteter bürgerlicher Stellung faſt noch vierzig Jahre lang die „Bibliothek“ fortzuführen, neben Trauer- und Singſpielen „Lieder für Kinder“ zu dichten, den „Kinderfreund“ zu ſchreiben und die Familie des Kinderfreundes briefwechſeln zu laſſen.

Wohlgemuth eilte Leſſing von Gottſcheds Muſenſitz, von der Stätte, wo ihn einſt Kleiſts Freundſchaft beglückt, nach Friedrichs Königsſtadt, um dieſe denn für immer in bitterſtem Unmuth zu verlaſſen. So wollte es ſein Schickſal!

Siebentes Buch.

Friedrichs Ablehnung.

1.

Auf eine Anſtellung in Berlin machte Leſſing ſich 1765
diesmal keine Hoffnung; ſeine Ausſichten waren auf die heimiſche Hauptſtadt gerichtet, während er in Berlin den Umgang ſeiner Freunde genießen wollte. Mit Mendelsſohn, der eben an ſeinen „Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele“ die letzte Hand legte, wollte er ſeine äſthetiſchen Anſichten beſprechen, Ramlers Gefühl für Wohlklang und Sprachrichtigkeit bei der Ausfeilung ſeiner „Minna“ benutzen; Voß war ihm ein ſtets bereiter Freund, Nicolai als gewandter, ſchon einflußreicher Mann willkommen. Die Berliner machten diesmal einen weniger günſtigen Eindruck auf ſeinen geraden, tüchtigen, männlich reifen Sinn, dem jede frivole Ueberhebung im Glauben und Leben widerwärtig war, wie ſie in der Stadt des ſiegreichen Königs jetzt immer mehr überhand nahm. Zu ſeinem Unglück wurde die einzige Stelle, die für ihn wie

1765

Abb. 25. Gotthold Ephraim Leſſing.
Nach dem Gemälde von May (1766) in der Gleimſchen Sammlung.

geschaffen war, gerade in der ersten Zeit seines Aufent- 1765
halts erledigt, er auch wirklich, nachdem andere Verhandlungen sich zerschlagen hatten, dazu empfohlen, aber vom Könige selbst mit Entschiedenheit abgelehnt. Diese Kränkung machte ihm Berlin so verhaßt, daß er es trotz aller seiner Freunde zu verlassen entschlossen war, als ihn ein ehrenvoller, vielversprechender Ruf von Hamburg aus erfreute, dem er zu seinem Unglück, wenn auch zur entschiedenen Förderung der Deutschen Bühne, folgte. Auch durch die Noth seiner Familie ward ihm dieser letzte, fast zweijährige Aufenthalt in der Stadt Friedrichs des Großen getrübt.

Schon sein Eintritt in Berlin war von übler Vorbedeutung; sein vorausgesandter Diener hatte nicht allein die angekommenen Bücher und Sachen in größter Verwirrung liegen lassen, sondern selbst den großen Herrn gespielt, sich für Lessings Bruder ausgegeben und sich seiner Kleider bedient. Der unzuverlässige Bursche mußte entlassen, ein neuer angeschafft und das Versäumte rasch nachgeholt werden. Der mit Lessing bekannte Hauptmann von Stein empfahl ihm dazu einen Grenadier des Renzelschen Regimentes, einen gewissen Reye, gewöhnlich Reich genannt, einen geborenen Straßburger, mahnte ihn aber, auf den Menschen wohl Acht zu geben, besonders nicht seine Kleider ihm in Verwahrung zu geben, worauf Lessing launig erwiederte, dieser könne, da er ein paar Köpfe größer, sie nicht anziehen. Später stellte sich heraus, daß Reich der Sohn eines Hauptmanns war, der seinen Gegner im Zweikampf erstochen, eine Bürgerstochter entführt und, um einen Trauschein zu erlangen, sich hatte anwerben lassen. Leider hatte der eben erlittene Schaden Lessing nicht vorsichtig gemacht, da der Mensch sich äußerst gefügig und ergeben

1765 zeigte. Sein einziger in Breslau erworbener Schatz, die aus 6000 Bänden bestehende Bibliothek, welche besonders in der Philologie und Kritik sehr reich war, selbst die ersten Ausgaben der alten Schriftsteller enthielt, bedeckte alle Wände der Wohnung. Erst nach sechs Wochen, am 4. Juli, meldete Lessing dem Vater seine Ankunft in Berlin. Zugleich sandte er Karl, dem er Geld versprochen, 50 Thaler; die Schwester aber mußte mit dem zugedachten Geschenk noch einige Geduld haben, da seine Einrichtung unglaublich viel gekostet hatte. Karl möge zu ihm kommen, er wolle für ihn sorgen. Ehe er nach Dresden gehe, müsse er seine Bibliothek ganz in Ordnung haben, auch noch etwas drucken lassen, da sonst seine Reise vergebens sein würde. In Dresden wollte er seine Ansprüche auf eine Anstellung durch eine Schrift rechtfertigen. Er dachte dabei an eine rein antiquarische Untersuchung über den „Laokoon", die sich ihm unter der Hand zu einer Kunstlehre erweiterte, wozu er in Breslau viele Studien gemacht. Hierbei waren ihm Mendelssohns scharf eindringende Bemerkungen von bedeutendstem Werthe. Erhalten ist ein Entwurf, der sich über den Inhalt der vierundzwanzig ersten Kapitel des „Laokoon" erstreckt, mit Bemerkungen von Mendelssohn und Nicolai; die des letztern sind an Zahl und Bedeutung gering, wogegen Mendelssohns Erinnerungen Lessing sehr förderlich wurden. Ein anderes zu den Vorarbeiten des „Laokoon" gehörendes Blatt, beginnt:

„Nach dem, was wir in unsern mündlichen Unterredungen ausgemacht haben, verbessere ich meine Eintheilung der Gegenstände der poetischen und der eigentlichen Malerei folgendergestalt."

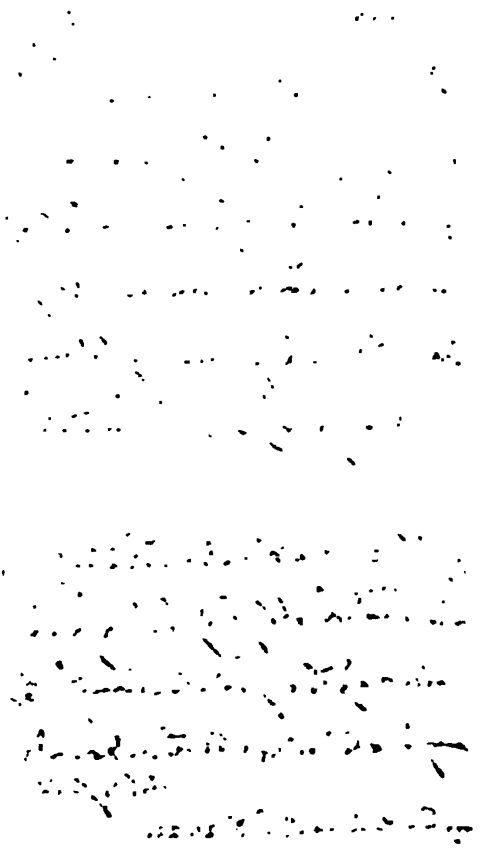
Er hatte dabei Mendelssohns Bemerkungen benutzt. Die Ausarbeitung des „Laokoon", der ganz neue Lichter

aufstecken, ein Muster spielender Leichtigkeit und feinster künstlerischer Ausarbeitung bei tiefem Gehalte werden sollte, beschäftigte ihn bis zum Anfang des nächsten Jahres. Sonst lieferte er in der ersten Zeit unter seiner alten Chiffre G. für den Schluß der „Literaturbriefe", zu denen er seit fast sechs Jahren nichts mehr gearbeitet hatte, eine höchst anerkennende Anzeige von Meinhards „Versuchen über den Charakter und die Werke der besten Italienischen Dichter". Dagegen konnte Nicolai ihn nicht dazu bringen, etwas für seine eben unternommene „Allgemeine Deutsche Bibliothek" zu schreiben; er wollte nicht an einem so vielköpfigen Buchhändlerunternehmen mitarbeiten, wodurch er aber leider nicht hindern konnte, daß er allgemein als Mitarbeiter derselben galt und von einzelnen darin hart behandelten Schriftstellern deshalb auf gemeine Weise angefallen wurde. Er versenkte sich ganz in seine Studien, besonders in seinen „Laokoon"; doch hatte er nicht blos den ersten, sondern auch schon einen zweiten Theil im Sinne, in welchem auf die Malerei näher eingegangen und der Musik gedacht werden sollte. Auch das Theater hatte für ihn noch einige Anziehung. Seit dem vorigen Jahre gab Andreas Bergé in dem von ihm erbauten Schauspielhause am Monbijouplatze (an der Stelle des jetzigen Hauses No. 5) Französische Singspiele, die vielen Beifall fanden. Abwechselnd mit ihm spielte auf demselben Theater einige Zeit die ihm von Breslau bekannte Truppe des jüngern Schuch. Auch diesmal verkehrte er freundlich mit Brandes und dessen Gattin, ja er ward Pathe ihrer in Berlin geborenen Tochter, Charlotte Wilhelmine Franziska, die später von Lessings berühmtem Lustspiel Minna genannt wurde. 1765

Mit den gewohnten Berliner Freunden fand Lessing

1765 sich häufig zusammen, doch trat er nicht wieder in de Klub. Jede Anknüpfung nach außen vermied er. Wen Nicolai in einem Briefe an den Stadtphysikus Zimmer mann in Brugg, den Verfasser der Schriften „Ueber di Einsamkeit" und „Vom Nationalstolze", den er als Mit arbeiter für die „Bibliothek" anzuwerben suchte, die Ver sicherung der ungemeinen Hochachtung von Lessings Seit einfließen ließ, so that er dies auf eigene Hand. Eine Ver bindung mit Zimmermann suchte Lessing so wenig als mit Winckelmann, mit dem Nicolai in Berührung stand, der auch selbst an Mendelssohn geschrieben hatte, so daß nichts näher gelegen hätte, als durch diese Freunde sich ihm zu nähern. Auch bemühte Lessing sich um keine Stelle: er war der Welt bekannt genug, und man wußte, daß er frei war; wer ihn wollte, sollte ihn dingen.

Als den längst abgelebten Schloßbibliothekar Gaultier de la Croze, der vor Jahren in Stosch einen Adiunkten erhalten, endlich der Tod seiner Stelle entließ, stellte der König am 25. Juli Stosch als Kustoden an und befahl dem Staatsminister d'Orville, „einen gelehrten und zur Aufsicht und Unterhaltung einer öffentlichen Bibliothek recht sehr kapabeln und in den Wissenschaften geübten Mann in Vor schlag zu bringen und allenfalls in Holland aufzusuchen". Aber unter der Hand empfahl der vom König zum Scherz namen Quintus Icilius verurtheilte Oberstlieutenant Gui chard, der viel bei diesem vermochte, aber sich noch mehr von ihm gefallen lassen mußte, ihm dazu seinen Universi tätsfreund Winckelmann, auf den er wohl durch dessen in nigsten Freund Muzell-Stosch gekommen war. Auch Sulzer verwandte sich, wie schon mehrere Jahre früher, für den in freundlichster Verbindung mit den Schweizern stehenden



Verfaſſer der „Kunſtgeſchichte“. Der König ging auf den 1765
Vorſchlag ein, ja er war bereit, Winckelmann zu Liebe das nur 500 Thaler betragende Einkommen durch eine Zulage von 1000 Thaler zu erhöhen. So ließ denn Quintus durch Nicolai dem Römiſchen Antiquario nobile die Stelle anbieten. Am 29. Auguſt erhielt dieſer Nicolais Brief, der ihm mittheilte, er könne die „beträchtlichſten Bedingungen“ machen, weil der König ihn hochſchätze und längſt auf ſeine Berufung gedacht habe; dieſer ſei entſchloſſen, ihm 1500 Thaler zu geben, werde auch wohl 2000 zahlen. In gutem Glauben und in ſchwärmeriſcher Freude über eine ſolche Anerkennung des großen Königs forderte Winckelmann die ihm, wie er meinte, gebührenden 2000 Thaler nebſt den Reiſekoſten. Als der Oberſtlieutenant Ende September dem König darüber Vortrag hielt, erklärte dieſer, ärgerlich über eine ſolche Steigerung ſeines Anerbietens, 1000 Thaler ſeien für einen Deutſchen genug. Wie es damals in Berlin mit der Schätzung der Deutſchen ſtand, verräth uns ein kurz nach der Entſcheidung des Königs fallender Brief Sulzers. Dieſer ſchrieb den 5. Oktober an Gleim, der ihm Meinhard empfohlen hatte:

„Noch ſehe ich kein Mittel, hier diejenigen Verdienſte, die wir beide ſo hoch ſchätzen, geltend zu machen. Sollte es ja geſchehen, daß ein Mann von dergleichen Verdienſten hier eine Beförderung fände, ſo behaupte ich, daß es blos durch einen ſonderbaren Zufall geſchehen werde. Denn wem ſollte man einen ſolchen Mann empfehlen? Dem König? Was da zu hoffen iſt, wiſſen Sie. Seinen Miniſtern? die niemal etwas von unſerer Literatur leſen und das, was ſie durch das Gerücht hören, verachten? Bei der Akademie? welche durchaus mit Franzoſen ſoll beſetzt werden, und wo ſogar unſere Sprache fremd, und nun beinahe unbekannt iſt .... Bei der neuen Akademie ſind ſchon ſeit dem Jannar alle Plätze beſetzt. Blos die Stelle eines

1765 Bibliothekars ist noch offen: ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, diese Stelle für Johannes Winckelmann zu erwerben, aber vergeblich."

Winckelmann lehnte natürlich die verletzende Herabsetzung des angebotenen Gehaltes ärgerlich ab, doch hoffte Freund Stosch noch immer auf eine Vermittlung. Die Sache blieb längere Zeit auf sich beruhen. An eine Berufung Lessings dachte damals niemand, ebenso wenig an seine Wahl zum ordentlichen Mitglied der Akademie, deren auswärtiges er doch Jahre lang war.

Diesem hatte indessen die traurige Lage seines Vaters große Noth gemacht. Als Bruder Karl anfangs August nach Berlin kam, um die Hauptstadt kennen zu lernen und eine Gelegenheit zu seinem Fortkommen zu suchen, hatte er von großer Bedrängniß zu melden. Diese stieg bald so hoch, daß gegen Ende des Monats Bruder Theophilus nach Berlin eilte, um 200 Thaler zur Zahlung dringender Schulden zu holen, da das Gehalt des Vaters mit Arrest belegt war. Leider mußte Lessing ihn mit leeren Händen entlassen, doch versprach er dem Vater, der in der nächsten Zeit blos von den äußerst geringen Nebeneinnahmen leben mußte, auf Weihnachten einige hundert Thaler. Auf erneuerte schriftliche Bitte mußte er nur seine Unmöglichkeit wiederholen, sofort Geld zu schaffen, doch dürfe er Weihnachten auf 200 Thaler rechnen. Auch diese mußte er beim Buchhändler Voß leihen. Zu den drängenden Schulden kam beim Vater noch mancher andere Verdruß, da ein großer Theil der Gemeinde gegen ihren von heiligem Eifer hingerissenen Pfarrer aufgeregt war. Am Anfange des folgenden Jahres beleidigte Püschel ihn öffentlich so schwer, daß er ihn deshalb verklagen zu müssen glaubte.

„Ich bin zwar nicht dafür", antwortete Gotthold, dem er seine

Noth geklagt, „daß man von Feinden, die nichts als Verachtung ver- 1766
dienen, wegen boshafter Verleumdungen gerichtliche Genugthuung
suchen soll; es kann aber freilich wohl Umstände geben, in welchen
man seinen guten Namen nicht anders zu retten weiß, und da ich
überzeugt bin, daß Klagen und Prozessiren Ihre Sache sonst gar nicht
ist, so bin ich versichert, daß auch die Umstände von der Art gewesen.
Inzwischen, da man doch nur in der Absicht klaget, um Genugthuung
zu erhalten, so sollte ich denken, es wäre eines, ob sich der Schuldige
selbst zu dieser Genugthuung verstünde oder ob er vom Richter dazu
gezwungen würde. Ist also die Beleidigung und Beschimpfung nicht
allzu öffentlich geschehen, so wäre mein Rath, Sie ließen es dabei be-
wenden, wenn der Püschel in Gegenwart einiger Zeugen seine Ver-
leumdungen zurücknähme; ohne dieses aber den Prozeß so schlechthin
hängen zu lassen; dazu rathe ich nicht. Alles kömmt dabei auf Ihre
künftige Ruhe und auf das an, was man sich von einem versöhnten
Feinde und einem Charakter wie Püschel zu versprechen habe."

Auch Bruder Gottlob machte Lessing wieder Sorge. Dieser hatte seine Stelle in Mecklenburg aufgegeben und war Justitiarius auf einem gräflichen Gute in Schlesien geworden, aber, wie er bei seinem Besuch in Berlin vernehmen mußte, ein so schlechter Wirth gewesen, daß ihm für dessen Zukunft bange ward. Er selbst dachte Ostern nach Leipzig und Dresden zu gehen; an letzterm Orte glaubte er jetzt, da der erste Theil des „Laokoon" zur Ostermesse erscheinen sollte, einige Aussicht zu haben. Freilich war auch die Berliner Bibliothekarstelle noch unbesetzt, und wohl mochte sich eine schwache Hoffnung zu dieser regen, habe er sich erst als gründlicher Alterthumskenner bewährt, besonders da seine Gehaltsansprüche bescheiden waren.

Der erste Theil des „Laokoon" erschien zu Ostern in absichtlich geringer Auflage. Die Vorrede bezeichnete ihn als unsystematisch; es seien nur zufälligerweise entstandene Aufsätze, mehr nach der Folge der Lektüre als durch me-

1766 thodiſche Entwicklung allgemeiner Grundſätze angewachſen. Im Buche ſelbſt verglich Leſſing gelegentlich ſeinen Weg mit dem eines Spaziergängers, der, nicht nach einem Ziele hingerichtet, blos der Laune folge. Und doch iſt der Plan künſtleriſch auf das feinſte berechnet, um durch Abwechslung zu unterhalten und die ausführlich erörterten Beiſpiele zur Begründung und Ausführung zu verwenden; denn eben das iſt Leſſing eigen, wenn er es nicht etwa von Chriſt angenommen, daß er nicht von allgemeinen Sätzen, ſondern von einem einzelnen anziehenden Falle ausgeht. Künſtleriſche Abſicht iſt auch die Vorgabe, das meiſte ſei vor dem Erſcheinen von Winckelmanns „Geſchichte der Kunſt“ geſchrieben, von der er, wie es am Ende des neunzehnten Abſchnittes heißt, völlige Befriedigung über das Perſpektiviſche in den Gemälden der Alten erwarte; erſt kurz vor dem Schluſſe, nach der Behandlung des Häßlichen und Ekelhaften in der Malerei und der Dichtkunſt, bricht er die weitere Ausführung mit der Bemerkung ab, eben ſei das Winckelmannſche Werk erſchienen, und er werde nun keinen Schritt weiter gehen können, ohne dieſes geleſen zu haben, wobei er andeutet, welchen Vortheil er davon für ſeine Betrachtung erwarte. Bisher will er darin blos geblättert haben, was freilich vorausſetzen würde, „Laokoon“ ſei vor faſt zwei Jahren geſchrieben, ja ſelbſt in dieſem Falle würde man vorausſetzen dürfen, bei der jetzigen Herausgabe urtheile er nach genauerer Kenntniß deſſelben; doch liegt eben nur der erſte Theil vor, erſt im zweiten ſollte auf das Werk näher eingegangen werden. Diesmal beſchränkte er ſich darauf, Winckelmanns Anſicht vom Alter der Laokoonsgruppe zu erörtern, ſeine eigene, ihm höchſt bedeutende Entdeckung über den ſogenannten Borgheſiſchen Fechter, die er ſchon bei

Winckelmann zu finden gefürchtet, dieſem zur Prüfung vor- 1759
zulegen und ſchließlich einige kleine Verſehen anzumerken, „nur in der Abſicht, um gewiſſe Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß ſie nicht angemerkt zu werden verdienen“. So trat er als entſchiedener Bewunderer Winckelmanns auf, bewährte aber zugleich ſeine eigene Kenntniß der Kunſtgeſchichte, inſofern ſie aus dem Studium der alten Schriftſteller geſchöpft werden kann. „Laokoon“ bewies der Welt, die ihn bisher nur als Dichter und ſchönwiſſenſchaftlichen Kritiker kannte, ſeine volle Berechtigung, als Antiquar, wie man damals ſagte, aufzutreten. So war er eine ähnliche Probe ſeiner Kunſtbildung, wie vor dreizehn Jahren die „Briefe“ ſeine gründliche und mannigfaltige Literaturkenntniß gezeigt hatten. Diesmal hatte er die Abſicht, durch den Beweis ſeiner Kenntniß eine feſte Stellung, wie er ſie endlich wünſchen mußte, womöglich in Dresden, zu gewinnen, wo man eben mit Winckelmann unzufrieden geworden war.

Wie er in der Abhandlung über Pope die Grenzen der Religion und der Dichtkunſt feſtgeſetzt hatte, ſo galt es ihm hier, den Unterſchied zwiſchen Malerei und Dichtkunſt, im Gegenſatze zur allgemein anerkannten Uebereinſtimmung beider, zu zeigen, aus welcher „die neueſten Kunſtrichter die krudeſten Dinge von der Welt geſchloſſen“, da man bald die Dichtkunſt in die engern Schranken der Malerei zwinge, bald die Malerei die ganze weite Sphäre der Dichtkunſt füllen laſſe. Hiernach wage man denn in zuverſichtlichſtem Tone die ſeichteſten Urtheile, mache die in der Behandlung deſſelben Gegenſtandes durch den Dichter und den Maler bemerkten Abweichungen zu Fehlern, die man, je nachdem man mehr Geſchmack an der einen oder der

1766 andern Kunſt habe, dieſem oder jenem zur Laſt lege. Auch die Dichter und Maler ſeien durch dieſe Afterkritik auf Irrwege geführt worden; ſie habe in der Dichtkunſt die Schilderungsſucht, in der Malerei die Allegoriſterei erzeugt, da man jene zu einem redenden Gemälde machen wolle, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie könne und ſolle, dieſe zu einem ſtummen Gedichte, „ohne überlegt zu haben, in welchem Maße ſie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne ſich von ihrer Beſtimmung zu entfernen und zu einer wirklichen Schriftart zu werden". Hiermit hatte ſich auf einmal der Himmel geklärt, man erkannte die verſchiedenen Künſte in ihrer Verſchiedenheit, woraus ſich denn ihre Geſetze von ſelbſt ableiteten.

Leſſing wandte ſich am eingehendſten gegen Spences „Polymetis" (1747. 1755) und des Grafen Caylus „Tableaux tirés de l'Iliade"; auch Pope und manche andere wurden geſtreift, ſelbſt der alte Lodovico Dolce. Ganz beſonders hatte Leſſing die Lehre der von den Engländern ausgegangenen Schweizer im Sinne, mit denen er, ohne ſie zu nennen, hier einmal gründlich aufräumte. In Breitingers „Kritiſcher Dichtkunſt" (1740) wurde die ganze Poeſie als eine beſtändige und weitläufige Malerei bezeichnet, unter dem Namen poetiſcher Gemälde „die ganze Arbeit der poetiſchen Nachahmung und Erdichtung mit allen ihren Geheimniſſen und Kunſtgriffen" verſtanden. Der Kaſtor der Schweizer Dioskuren, Bodmer, hatte gleichzeitig in ſeinen „Kritiſchen Betrachtungen über die poetiſchen Gemälde der Dichter" die eigentliche und poetiſche Malerei ſich gleichgeſtellt; in den von beiden herausgegebenen „Diskurſen der Maler [der Sitten]" galt jede Darſtellung als Malerei. Und dieſen Standpunkt behauptete im Grunde die ganze Zeit,

sofern sie eine lebendigere Anschauung von der Dichtkunst 1766
hatte; der allgemeine Wahlspruch war das vom Dichter selbst ganz anders gemeinte Horazische: „Wie in der Malerei, so ist es in der Dichtkunst" („Ut pictura, poesis"). Nach Winckelmann hatte die Malerei ebenso weite Grenzen als die Dichtkunst, und dem Maler war es ebenso gut möglich, dem Dichter zu folgen wie dem Musiker, ja sein gleichzeitig mit dem „Laokoon" erscheinender „Versuch einer Allegorie" begann mit dem von Lessing als „blendende Antithese des Griechischen Voltaire" bezeichneten Spruche des Simonides, die Malerei sei eine stumme Poesie. Obgleich Lessing es auf eine Stelle in Dresden abgesehen hatte, wo Hagedorn Direktor der Galerie und ein vielvermögender Mann war, widersprach er nicht allein stillschweigend der in dessen äußerst werthvollen, für die Zeit maßgebenden „Betrachtungen über die Malerei" herrschenden Gleichstellung beider Künste, sondern wies auch ein paar Mal auf dessen abweichende Ansichten hin. Der geschwätzige Nicolai hatte es nicht unterlassen können, Hagedorn zu verrathen, daß Lessing eine Abhandlung von den Grenzen der Malerei und der Poesie unter der Feder habe, die in der That sehr wichtig sein werde.

„Ketzern wird er freilich nicht wenig", bemerkte er; „aber, so viel ich im Reden merke, so wird er viele Paradoxen mit vieler Scharfsinnigkeit durchzusetzen suchen... Mit Winckelmann wird er in großen Streit gerathen. Er behauptet, quod bene notandum, daß der ganze antiquarische Theil seiner „Geschichte der Kunst" auf seichten Stützen beruhe. Sollte Winckelmann hieher kommen, wozu noch einige Hoffnung ist, so glaube ich, er wird sich mit Lessing nicht vertragen können, so verträglich auch Lessing ist; denn Winckelmann scheint durchaus keinen Widerspruch leiden zu können."

Freundlich war ein solches Hinterbringen nicht, das

1766 dazu Leſſings Widerſpruch gegen Winckelmann ſchärfer bezeichnete, als er wirklich hervortrat. Freilich hatte Weiße ſchon früher Hagedorn von Leſſings beabſichtigter Schrift gegen Winckelmanns Fehler unterrichtet. Mag man es immer unklug finden, daß Leſſing, obgleich er an eine Anſtellung in Dresden dachte, mit einem ſcharfen Widerſpruch gegen die „neueſten Kunſtrichter", zu denen auch Hagedorn gehört, auftrat, aber er vertraute ſeiner guten Sache und Hagedorns bekanntem Wohlwollen; dazu hatte er, wenn er auch keinen gelehrten Bückling vor ihm machte, ſich in einer würdigen, ſein verdientes Anſehen anerkennenden Weiſe ausgeſprochen. Freilich die Klugheit eines Stellenjägers hatte er nicht; daß er ſo gerade und ehrlich ſeinen Weg ging, war eben ſein ehrenhafter Charakter, ohne den er nicht Leſſing geweſen wäre.

Wir gedachten früher ſeiner Beſchäftigung mit dem von den Schweizern viel benutzten Werke des Abbé Dubos über die Dichtkunſt und die Malerei, deſſen dritten, die theatraliſchen Vorſtellungen der Alten behandelnden Theil er überſetzte. Auch Dubos nahm in ſeinen Unterſuchungen, auf deren Titel jenes Horaziſche Wort ſtand, die Gleichſtellung der Malerei und Dichtkunſt an, nur verwandte er ſie vorſichtiger und gab manche feine Bemerkung über die Verſchiedenheit beider Künſte. Leſſing ſuchte nach einer weſentlichen Unterſcheidung, wobei er von der Dichtkunſt ausging. Einen bedeutenden Schritt auf dieſem Wege hatten ſeine Verhandlungen mit den Berliner Freunden über das Weſen der Tragödie gebildet, in welchen er auf ſtrenge Scheidung der Grenzen der verſchiedenen Dichtarten drang; einen weitern machte in den der Fabel gewidmeten Abhandlungen die Beſtimmung der Handlung und die Unter-

scheidung der Handlung der Fabel von der des Epos und 1766
der Tragödie. Aber zur Erkenntniß der Grundverschiedenheit beider Künste mußte er sich erst mit dem Wesen der bildenden Künste, welche er unter dem Namen der Malerei zusammenfaßte, näher beschäftigen, was ihm zum Studium der alten Kunst führte; denn bei allen seinen Anschauungen stand er auf dem festen Boden des Alterthums, was freilich eine gewisse Beschränkung zur Folge hatte, die aber bei dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft sehr heilsam war; auch schloß sie bei Lessing nicht jede Beziehung auf die neuere Zeit aus. Da lag ihm denn nichts näher als die Vergleichung der Behandlung derselben Gegenstände in der Poesie, sowohl dem Epos wie der Tragödie, und in der bildenden Kunst, wozu Laokoon, bei welchem schon Winckelmann nicht blos den Virgil, sondern auch des Sophokles „Philoktet" herangezogen hatte, und die neuerdings aus dem Homer gezogenen Bilder die erwünschten Anknüpfungspunkte boten. Caylus hatte sich zu der Behauptung verstiegen, die Zahl und die Art der Gemälde eines Gedichts sei der Maßstab für den Werth desselben und für das Genie des Dichters. Lessings feinem Formensinne und hellem Geiste gelang die treffende Scheidung beider Künste, obgleich ihm die Anschauung alter Kunstwerke fast ganz abging und er bei der Eintheilung der Künste noch der von Mendelssohn vertretenen, freilich unzulänglichen Lehre folgte. Seine scharfe Scheidung zwischen den Künsten und die daraus hergeleiteten Gesetze wurden für die Kunstlehre wie für die Ausübung von den weitreichendsten, gesegneten Folgen, da sie mit so leuchtender Klarheit, so umfassender Kenntniß und so großem Scharfsinn in fast spielend leichter, geistreicher und anmuthiger Form ohne alle verletzende Po-

1766 dazu Leſſings Widerſpruch gegen Winckelmann ſchärfer bezeichnete, als er wirklich hervortrat. Freilich hatte Weiße ſchon früher Hagedorn von Leſſings beabſichtigter Schrift gegen Winckelmanns Fehler unterrichtet. Mag man es immer unklug finden, daß Leſſing, obgleich er an eine Anſtellung in Dresden dachte, mit einem ſcharfen Widerſpruch gegen die „neueſten Kunſtrichter", zu denen auch Hagedorn gehört, auftrat, aber er vertraute ſeiner guten Sache und Hagedorns bekanntem Wohlwollen; dazu hatte er, wenn er auch keinen gelehrten Bückling vor ihm machte, ſich in einer würdigen, ſein verdientes Anſehen anerkennenden Weiſe ausgeſprochen. Freilich die Klugheit eines Stellenjägers hatte er nicht; daß er ſo gerade und ehrlich ſeinen Weg ging, war eben ſein ehrenhafter Charakter, ohne den er nicht Leſſing geweſen wäre.

Wir gedachten früher ſeiner Beſchäftigung mit dem von den Schweizern viel benutzten Werke des Abbé Dubos über die Dichtkunſt und die Malerei, deſſen dritten, die theatraliſchen Vorſtellungen der Alten behandelnden Theil er überſetzte. Auch Dubos nahm in ſeinen Unterſuchungen, auf deren Titel jenes Horaziſche Wort ſtand, die Gleichſtellung der Malerei und Dichtkunſt an, nur verwandte er ſie vorſichtiger und gab manche feine Bemerkung über die Verſchiedenheit beider Künſte. Leſſing ſuchte nach einer weſentlichen Unterſcheidung, wobei er von der Dichtkunſt ausging. Einen bedeutenden Schritt auf dieſem Wege hatten ſeine Verhandlungen mit den Berliner Freunden über das Weſen der Tragödie gebildet, in welchen er auf ſtrenge Scheidung der Grenzen der verſchiedenen Dichtarten drang; einen weitern machte in den der Fabel gewidmeten Abhandlungen die Beſtimmung der Handlung und die Unter-

scheidung der Handlung der Fabel von der des Epos und 1766
der Tragödie. Aber zur Erkenntniß der Grundverschieden-
heit beider Künste mußte er sich erst mit dem Wesen der
bildenden Künste, welche er unter dem Namen der Malerei
zusammenfaßte, näher beschäftigen, was ihm zum Studium
der alten Kunst führte; denn bei allen seinen Anschauungen
stand er auf dem festen Boden des Alterthums, was frei-
lich eine gewisse Beschränkung zur Folge hatte, die aber
bei dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft sehr heil-
sam war; auch schloß sie bei Lessing nicht jede Beziehung
auf die neuere Zeit aus. Da lag ihm denn nichts näher
als die Vergleichung der Behandlung derselben Gegenstände
in der Poesie, sowohl dem Epos wie der Tragödie, und
in der bildenden Kunst, wozu Laokoon, bei welchem schon
Winckelmann nicht blos den Virgil, sondern auch des So-
phokles „Philoktet" herangezogen hatte, und die neuerdings
aus dem Homer gezogenen Bilder die erwünschten An-
knüpfungspunkte boten. Caylus hatte sich zu der Behaup-
tung verstiegen, die Zahl und die Art der Gemälde eines
Gedichts sei der Maßstab für den Werth desselben und für
das Genie des Dichters. Lessings feinem Formensinne und
hellem Geiste gelang die treffende Scheidung beider Künste,
obgleich ihm die Anschauung alter Kunstwerke fast ganz
abging und er bei der Eintheilung der Künste noch der
von Mendelssohn vertretenen, freilich unzulänglichen Lehre
folgte. Seine scharfe Scheidung zwischen den Künsten und
die daraus hergeleiteten Gesetze wurden für die Kunstlehre
wie für die Ausübung von den weitreichendsten, gesegneten
Folgen, da sie mit so leuchtender Klarheit, so umfassender
Kenntniß und so großem Scharfsinn in fast spielend leichter,
geistreicher und anmuthiger Form ohne alle verletzende Po-

1766 lemik vorgetragen wurden, daß sie allen, die nicht zähe an einer vorgefaßten Meinung hafteten, unwidersprechlich schienen. Die Hauptsätze, daß die Schönheit das höchste Gesetz der Kunst, daß die Gegenstände der bildenden Kunst Körper, die der Poesie Handlungen seien, und was daraus fließt, erleuchteten blitzgleich den trüben Nebel der bisherigen Kunstlehre, wie es Goethe so bezeichnend aussprach, der als sechzehnjähriger Jüngling das Erscheinen des „Laokoon" erlebte. Man muß aber dabei im Auge behalten, daß es Lessing zunächst um die Dichtkunst zu thun war. Leider sollten die Verhältnisse ihn von der Vollendung seiner Untersuchungen abbringen, in welchen erst das volle Licht auf die Dichtkunst gefallen und als deren höchste Gattung das Drama hervorgetreten sein würde; hatte er ja bisher nur erst einen Unterschied zwischen Poesie und bildender Kunst erörtert; auf die Gattungen derselben, die aus der verschiedenen Art der von beiden angewandten Zeichen folgen, war er noch nicht eingegangen. Daß manche einzelne Behauptungen über Stellen und Kunstwerke der Alten sich nicht halten lassen, ja sollte auch in diesen sich gar nichts finden, was nicht die fortgeschrittene Wissenschaft widerlegt hätte, dies konnte der unendlichen Bedeutung des Werkes zu seiner Zeit keinen Nachtheil bringen; noch heute wird der Werth des „Laokoon" dadurch nicht geschmälert, da alle seine Ausführungen ein leuchtendes Muster von Feinheit der Beobachtung, und Scharfsinn der Entwicklung sind, mag er auch zuweilen durch das rücksichtslose Halten an dem vorschwebenden Grundgesetz, noch mehr durch den einseitigen Standpunkt der Kunstgeschichte, den auch Winckelmann noch nicht überwunden hatte, beeinflußt worden sein. Die innere Form, die Komposition,

ist im „Laokoon", obgleich Lessing selbst ihn für bloße Kol- 1766
lektaneen erklärte, wenn man von den überlangen gelehrten Anmerkungen, die er nicht entbehren mochte, absieht, mit Künstlerhand entworfen und durchgeführt. Und diese Kunstvollendung der Form nebst dem lebendigen Geiste und der von frischem Leben quellenden Darstellung gibt dem „Laokoon", abgesehen von allem dauernden philosophischen und ästhetischen Gehalte, besonders in der Hauptsache, einen unvergänglichen Werth, der keine schönere Anerkennung finden konnte als in der jetzt fast allgemeinen Einführung der Lesung dieses klassischen Werkes in unsere höhern Schulen, die freilich einer unserer verdientesten Kunstarchäologen in verzeihlicher Eingenommenheit gegen Lessing für eine der größten Verkehrtheiten erklärt hat.

2.

Lessings häusliches Leben wurde durch die Anwesenheit des ihm ähnlichsten der Brüder gehoben und erheitert. Karl, der damals im sechsundzwanzigsten Jahre stand, war ein freier, offener Kopf, von gewandtem Witze und frischer Auffassung, dazu von liebevollster Bewunderung Gottholds begeistert. Er hatte zuerst Medicin studirt, sich dann dem Rechtsstudium zugewandt, an dem er aber kein Gefallen fand; dann hatte er bei dem Oheim, dem Acciseinspektor, einem frommen, beschränkten Manne, Schreiberdienste versehen und sich dabei herzlich gelangweilt. Schon auf der Universität hatte er sich an einer Wochenschrift, „Der Student", betheiligt, in Kamenz sich in Komödien versucht, womit er auch in Berlin fortfuhr. Der Bruder rieth ihm ernstlich von der Schriftstellerei ab, da er an seinem eigenen

1766 Beiſpiel ſehe, wie wenig angenehm und einträglich dieſe ſei, und wünſchte, daß er ſich eine bürgerliche Anſtellung ſuche.

Abb. 26. Karl Gotthelf Leſſing.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung, mit Genehmigung des Herrn E. Müller in Berlin.

Leſſings Ruhm und ſein gefälliges, heiteres Weſen brachte ihn mit manchen angeſehenen Leuten in Verbindung, wie dies ſchon in Breslau der Fall geweſen, wo er mit

mehrern Adeligen befreundet wurde. Besondere Neigung 1766
wandte ihm der junge Leopold von Brenkenhoff zu, der im Jahre 1750 zu Dessau geborene Sohn des eben als Geheimer Finanzrath höchst einflußreichen Franz Balthasar von Brenkenhoff, der gerade kein besonderer Gönner der Wissenschaft und Kunst war. Da er eben mit seinem Hofmeister unzufrieden war, wählte der leidende, zum Militärstande bestimmte junge Freiherr Lessing zu seinem Gesellschafter, ja er zog sogar zu ihm, und so wurden sie sich immer vertrauter und gewogener. Lessing versprach auch dem jungen Freunde, ihn nach Pyrmont zu begleiten, das er seiner Gesundheit wegen besuchen mußte; doch war die Reise nach Dresden noch nicht aufgegeben. Mit den alten Freunden erhielt sich die frühere Verbindung; Mittwochs und Sonnabends war er gewöhnlich Abends mit Mendelssohn bei Nicolai. Dieser erkannte ihn an seinem ganz eigenthümlichen Klopfen, das ihn, wider seinen Willen, immer verrieth. Auch mit dem zehn Jahre jüngern, scharfsinnigen Theologen Joh. Aug. Eberhard, der damals noch Hauslehrer bei dem Minister von der Horst war, verkehrte er freundlich. Nach außen knüpfte er noch immer keine Verbindungen an. Seinen „Laokoon" sandte er weder an Hagedorn, der die gewünschte Beförderung hätte unterstützen können, noch an den berühmten Winckelmann, obgleich Freund Nicolai mit diesem in Verbindung stand; sogar der Anschein, sich durch vornehme Gönner befördern zu lassen, war ihm, obgleich er den leidigen Lauf der Welt kannte, zu widerwärtig, als daß er diesen gemeinen Weg zu wandeln sich hätte entschließen können. Nur dem alten, so lange vernachlässigten Freunde Gleim, den er auch bald auf der Reise wiederzusehen gedachte, sandte er das Buch nach

1766 einiger Zeit mit der Bemerkung, er sehe voraus, daß er alle seine Freundschaft nöthig haben werde, um diesen „Mischmasch von Pedanterie und Grillen" zu lesen. Leider war dieser unterdessen mit Ramler ganz zerfallen, ja der Aerger über diesen hatte ihm eine Krankheit zugezogen, von welcher er eben genas. Mit gewohnter Ueberschwänglichkeit erwiederte der Halberstädter Freund und lud den Verfasser des „Laokoon" ein, in der Stadt oder auf seinem Gartenhause, so lange er wolle und könne, bei ihm zu bleiben; er selbst wolle ihm bis Grüningen, wo die schöne Kirche sei, entgegenreisen.

Kurz vorher erhielt Lessing zu seiner großen Ueberraschung einen Brief von seinem Sächsischen Landsmann Klotz. Er hatte sich im „Laokoon" gegen dessen Ansicht erklärt, daß die Stelle von Thersites aus dem Homer wegzuwünschen sei, aber ihn als einen Gelehrten „von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke" ausgezeichnet.

„Ich verspare es auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären",

hatte er dabei bemerkt. Welch eine glänzende Laufbahn hatte dieser Mann gemacht, den er als dreijähriges Kind einst in Bischofswerda gesehen, ehe er selbst nach Meißen ging. Christian Ad. Klotz war auch ein Schüler von St. Afra; seit 1758 hatte er zu Leipzig studirt, war dann zwei Jahre in Jena gewesen, wo er Magister wurde und den kaiserlichen Dichterlorberkranz empfing, wie Schönaich zu Leipzig, Dusch zu Göttingen. Schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, als der drei Jahre ältere Lessing Sekretär in Breslau war, ward er als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen berufen, um vorläufig den im vorigen Jahre verstorbenen berühmten Gesner zu vertreten; aber

zu seinem Aerger ward die Professur selbst nicht ihm, son- 1766
dern Heyne zu Theil, dem er weis machen wollte, er selbst habe zu seiner Berufung beigetragen. Durch die Gunst von Quintus kam er 1765 als Professor der Beredtsamkeit mit dem Hofrathscharakter nach Halle. Er hatte eine Menge

Abb. 27. Christian Adolf Klotz.
Nach einem Gemälde von 1770 in der Gleimschen Sammlung.

kleiner philologischer Schriften und Lateinischer Gedichte herausgegeben, die seine geistige Gewandtheit, mancherlei Kenntnisse, aber auch die größte Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit zeigten; eine bedeutende wissenschaftliche Arbeit hatte er gar nicht unternommen, da Ausdauer und Gründlichkeit ihm mangelten, seine Ehrsucht überall nur auf raschen Erfolg und Aufsehen gerichtet war. Mit besonderer Lust er-

1766 ging er sich in Lateinischen Satiren und Streitschriften, die ihm den Namen eines großen Gelehrten und witzigen Kopfes verschaffen sollten; besonders berüchtigt hatte ihn sein Streit mit Peter Burmann gemacht. Seit 1764 hatte er sich ein Organ seiner gelehrten Diktatur in den „Acta literaria" gegründet. Dieser durch große Fertigkeit und noch größere Anmaßung in Ansehen stehende Philolog, der sich jetzt auch der Münzkunde zu widmen begonnen hatte und, gleich Lessing, die Archäologie in Deutscher Sprache behandeln wollte (schon hatte er ein Schriftchen gegen Winckelmann losgelassen), wandte sich am 9. Mai mit größter Freundlichkeit an den Verfasser des „Laokoon", bei dem er sich mit der Erinnerung einführte, er habe ihn einst in seinem zartesten Alter im Hause seines Vaters zu Bischofswerda gesehen. Damit verband er die Versicherung, er habe es allezeit für seine Pflicht gehalten, einer seiner aufrichtigsten Verehrer zu sein, so daß vielleicht wenige ihn so zärtlich, ohne alle Nebenabsichten geliebt.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr ‚Laokoon'!" fügte er hinzu. „Ich bin Ihnen es schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarei und Unwissenheit herrscht, und wo ich nur verdrießliche Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geständniß nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin so frei zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche in den ‚Actis literariis' Ihnen mitzutheilen. Ich thue es, um noch mehr von Ihnen zu lernen; denn wie viel habe ich schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!"

Lessing ging auf diesen Ton zuvorkommender Höflichkeit ein. Die schmeichelhaften Erwähnungen, die Klotz in seinen Schriften von seiner Person gemacht, hätten ihm eine Einladung sein sollen, äußerte er, sich ihm zu nähern, „um

einer gleichsam angeborenen, stillschweigenden Freundschaft 1766
das Siegel der Erklärung aufzudrücken"; dieses würde er neulich bei Gelegenheit seines „Laokoon" gethan haben, wenn er nicht gefürchtet, sein Brief würde das Ansehen einer schriftstellerischen Empfehlung haben.

„Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sei blos in der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffener Mann erst gereizet werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns ebenso wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit ebenso verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein anderer entdecket, als wenn ich sie selber entdecke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den ‚Actis literariis' nicht anders als freuen."

Das war Artigkeit gegen Artigkeit fein abgewogen. Schließlich bat er Klotz, auf seiner Rückreise von Pyrmont ihm persönlich seine Verehrung und Hochachtung versichern zu dürfen.

Auch diesmal fanden sich wieder Brandes und dessen Gattin mit der Schuchschen Truppe in Berlin ein, nachdem sie sich kurze Zeit von ihr getrennt und in München gespielt hatten. Brandes hatte ein schon in München mit Beifall aufgenommenes Trauerspiel „Miß Fanny", nach einem französischen Roman, mitgebracht, das auch in Berlin Beifall fand; aber Lessing verkümmerte ihm durch seine scharfen Bemerkungen alle Lust daran. Der Buchhändler Voß, bei dem er mehr Antheil zu finden hoffte, schenkte ihm Lessings „Theatralische Bibliothek" und Diderots „Theater" mit der Bemerkung:

„Lesen Sie darin mit Bedacht, Freund, und Sie werden Zurechtweisung finden."

1766 Brandes arbeitete wirklich das Stück um. Für die Geschichte des Deutschen Theaters war es wichtig, daß Schuch damals die Hanswurstkomödie, in welcher sich sein Vater seine Lorbern erworben, ganz fallen ließ. Freilich waren seine Haupttragödien Lessing schon in Breslau zuwider gewesen und die reine Natur lieber als diese verzerrenden Forcetouren.

Anfangs Juli ging Lessing mit Brenkenhoff nach Pyrmont. Von hier aus ließ er dem Vater durch den Hauptmann von Minckwitz sagen, er werde bald nach Dresden und von da nach Kamenz kommen. Eine sehr bedeutende Bekanntschaft machte er in Pyrmont an dem Justitiar Justus Möser aus Osnabrück, der damals noch nicht in weitern Kreisen bekannt war, aber eben im Osnabrückischen Intelligenzblatt für patriotische Ausbildung wirkte. Dagegen ging Mendelssohns Wunsch nicht in Erfüllung, daß der jetzt als Regierungs- und Konsistorialrath nach Bückeburg berufene Thomas Abbt, der in den „Literaturbriefen" an Lessings Stelle getreten war, der Verfasser der Schriften „Vom Tod fürs Vaterland" und „Vom Verdienst", nach Pyrmont kommen, an Lessings „offenem, feurigem Wesen" Gefallen finden und mit ihm den Freundschaftsbund schließen möge. Beide sollten sich nie sehen, da der Tod wenige Monate später Abbt in der Blüte der Jahre dahinraffte. Ende Juli kam Lessing allein auf einige Tage nach Göttingen, wo er einen Auflauf der Studenten erlebte. Er sah damals Kästner wieder, der am 2. August an ihn das Epigramm richtete, wäre ihm Amphions Kunst verliehen, so müßte er für die wild gewordenen, schwärmenden Studenten singen. Auch lernte er jetzt den ihm schon lange gewogenen, aber freilich seinen jetzigen Studien fernstehenden Michaelis kennen.

Leſſings Bemerkung, die gewöhnlichen Chriſten erführen ſo 1766
wenig von dem, was die Schriftgelehrten über die Bibel in ihren Hörſälen und ihren Lateiniſchen Schriften vortrügen, brachte Michaelis auf den Plan einer Ueberſetzung des alten Teſtaments mit Anmerkungen für Ungelehrte. Vor allem mußte die große Univerſitätsbibliothek Leſſing anziehen, deren Vorſteher damals Heyne war, dem Leſſing von Breslau aus einen gelehrten Dienſt erwieſen hatte. Wir wiſſen nicht, daß er dieſen, der damals mit Michaelis auf geſpanntem Fuße ſtand, beſuchte. Doch traf er auf der Bibliothek den Heyne ſeit lange befreundeten, Leſſing gleichalterigen Kuſtoden Magiſter Joh. Andr. Dietze aus Leipzig, der, nachdem er ſein Vermögen auf größere Reiſen verwendet, eben durch Heynes Freundſchaft dieſe Stelle erhalten hatte. Er war mit den neuern Sprachen und Literaturen, beſonders auch mit der Spaniſchen, vertraut, auf die Leſſing gerade ſehr verſeſſen war. Wenn uns berichtet wird, Leſſing ſei ſehr hochfahrend und abſprechend aufgetreten und habe Dietze mehr als einmal in Verlegenheit geſetzt, ſo fiel er wohl nur durch dieſelbe Lebhaftigkeit, womit er in Breslau Leuſchner zur Verzweiflung brachte, auch dem trotz aller Reiſen ſcheuen und ſtillen Dietze etwas unbequem, doch flößte er ihm große Achtung ein. Nur flüchtig ſah Leſſing das Antiken- und Münzkabinet in Kaſſel.

Statt über Halle, ging Leſſing über Halberſtadt, wo er im Kreiſe Gleims, ſeiner „charmanten" Nichte, der als Gleminde gefeierten Sophie Dorothea Gleim, und ſeines Neffen, der gleich darauf Lehnsſekretär wurde, in ſeinem Hauſe und ſeinem Garten vor dem Gröperthore äußerſt angenehme Tage verlebte. Die Herzlichkeit und der Enthuſiasmus des freilich ſich zu viel zutrauenden Dichters zogen

1766 Leſſing an; dieſer war von ſeiner Perſönlichkeit zu innigſter Theilnahme hingeriſſen. Er ließ ihn damals für ſeine Sammlung von Freundesbildern malen. Nur ein Schatten fiel in dieſe Tage, daß Gleim ſeines Ramler, mit dem er für ewig gebrochen, nicht gedenken konnte. Unendlich verdroß es dieſen, daß Leſſing in der Stadt ſeines Helden zu keiner Stellung kam. Durch den Kammerherrn von Spiegel wollte er ihn zu der erledigten Stelle eines Aufſehers des Antiken- und Münzkabinets in Kaſſel empfehlen laſſen. Gleim gedachte auch einer Verſificirung von Klopſtocks „Tod Adams", was den Freund eben nicht angenehm an ſeinen von ihm verſificirten „Philotas" erinnern mußte. Leſſings liebſter Aufenthalt war Gleims ausgeſuchte Bibliothek, aus der er ſich einzelne Werke lieh, die er zu ſeinem Kunſtſtudium benutzen wollte. Auch borgte er von ihm zur Weiterreiſe 6 Piſtolen. Da Gleim über Lauchſtedt nach Leipzig und Dresden zu gehen gedachte, hoffte er in der Sächſiſchen Reſidenzſtadt mit ihm zuſammenzutreffen, wohin die Kunſtſammlungen und das Verlangen nach Hagedorns Bekanntſchaft ihn zogen.

Vergebens hatte Klotz auf Leſſings Ankunft gewartet, deſſen „Laokoon", wie er am 13. Auguſt an einen Mitarbeiter der „Acta" ſchrieb, „ihm vierzehn Tage geraubt hatte". Er hatte unterdeſſen einen ehrenvollen Ruf als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften an die École militaire zu Warſchau erhalten, den er in gewohnter Weiſe benutzte, ſich durch den guten Quintus eine Erhöhung des Gehaltes und den Titel eines Geheimderaths zu erwirken, was ihm auch gelang, obgleich ſeine akademiſche Lehrthätigkeit äußerſt unbedeutend war; aber einer ſeiner Freunde hatte ihn als hochbedeutenden Philologen in einer wunderlich geſpreizten

lateiniſchen Lebensbeſchreibung der Welt geprieſen. So 1766
etwas wirkt freilich, wenn die Beförderung, wie es meiſt der Fall, in der Hand Unkundiger liegt. Aber der gute Quintus wollte jetzt Leſſing die noch immer unbeſetzte Bibliothekarſtelle verſchaffen. Winckelmann hatte ſchon am 28. Juni ſeinen unterdeſſen nach Berlin zurückgekehrten Freund Stoſch beauftragt, Quintus mitzutheilen, daß die Herausgabe ſeiner „Monumenti inediti“ es ihm möglich mache, auf alle öffentlichen Stellen zu verzichten; erſt nach Vollendung des Druckes werde er nach Deſſau und Berlin reiſen, aber nur um den Fürſten von Deſſau und ſeinen Freund Stoſch zu ſehen. Freilich ſchrieb er noch am 3. Auguſt, die beiden Bedienungen, die ihm der König unter anſehnlichen Vorſchlägen zugedacht, ſchienen noch auf ihn zu warten; aber Friedrich wollte ſo wenig auf Winckelmanns Forderungen eingehen, als dieſer eine Stelle anzunehmen dachte, die ihn von dem ihm unerſetzlichen Rom wegführte. Ueber Leſſings „Laokoon“ hatte ſich Winckelmann indeſſen ſo anerkennend geäußert, daß diejenigen, welche dieſen für die Stelle gewünſcht hatten, Leſſing dazu mit gutem Gewiſſen empfehlen durften. Freilich hatte der Römiſche „Antiquario nobile“ auf die erſte ungenaue Nachricht vom „Laokoon“, den der bekannte Dichter Leſſing, der Hofmeiſter eines Studenten in Halle, wider ihn geſchrieben, ſich ſehr wegwerfend darüber geäußert, aber doch nicht allein ſeinen Verleger gebeten, ihm dieſe Schrift und die von Klotz zu verſchaffen, ſondern auch dem damals zweiundzwanzigjährigen Sohne des Schleſiſchen Miniſters Schlabrendorf aus Breslau, der zu Rom ihm ſehr nahe getreten war, denſelben Wunſch geäußert. Auf Schlabrendorfs Anerbieten, dasjenige zu beſorgen, was er etwa an Leſſing gelangen laſſen wolle, hatte er noch vornehm erwiedert, er

1766 wüßte nicht, womit einem Dichter gedient ſein könne als mit Sonetten. Als er aber den „Laokoon" und Schlabrendorfs Auszüge daraus empfangen, äußerte er gegen letztern:

„Leſſing, von dem ich leider nichts geſehen hatte, ſchreibt, wie man geſchrieben zu haben wünſchen möchte, und wenn ich nicht ſeine Reiſe [nach Pyrmont] von Ihnen erfahren, wäre ich demſelben mit einem Schreiben zuvorgekommen. Es verdienet derſelbe alſo, wo man ſich vertheidigen kann, eine würdige Antwort. Wie es rühmlich iſt, von rühmlichen Leuten gelobet zu werden, kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurtheilung gewürdigt zu werden."

Gegen ſeinen Dresdener Verleger ſprach er ſich in ähnlicher Weiſe aus. Winckelmanns günſtiges Urtheil mußte bald in weitere Kreiſe dringen, ja der an Leſſing warmen Antheil nehmende junge Freiherr ſcheint es abſichtlich verbreitet zu haben. Daraufhin wagte es denn Quintus, dem Könige Leſſing zur Bibliothekarſtelle vorzuſchlagen; doch that er es auf ſo ungeſchickte Weiſe, vielleicht auch zu unglücklicher Zeit, daß die Sache völlig mißglückte. Da Friedrich auf Leſſing nicht eingehen wollte, rühmte der unglückliche Quintus dieſen als einen der gelehrteſten Männer, ja in der Hitze betheuerte er, wolle Friedrich keinen Deutſchen als Bibliothekar haben, ſo werde er überhaupt keinen tüchtigen Mann erhalten, da die Franzoſen und die übrigen Völker ſich nicht mehr auf die dazu nöthigen Kenntniſſe verlegten. Der dadurch hervorgerufene Wortwechſel endete mit Friedrichs Drohung, nach Paris zu ſchreiben, wo er ſchon ohne ihn und die Deutſchen einen Bibliothekar bekommen werde. Wir wiſſen nicht, was den König gegen Leſſing verſtimmte, ob es die Erinnerung an die Geſchichte mit Voltaire allein war, ihm auch ſein Streit mit dem großen Gottſched, den er, wie Sulzer ſpottete, „der größte Held und witzigſte Kopf den dümmſten Dichter", geehrt

hatte, zu Ohren gekommen war, oder ob Neid und Böswil- 1766
ligkeit ihn verleumdet hatten; denn Friedrich war falschen Berichten so zugänglich, daß man ihm in den Kopf gesetzt hatte, Winckelmann sei Auditeur beim Regimente des Prinzen Heinrich gewesen und ihm persönlich bekannt, da man ihn mit dem tollen Spandauer Ewald verwechselte, der den Dienst verlassen und in die weite Welt gewandert war, auch Winckelmann in Rom große Noth gemacht hatte. Mit Friedrichs ungnädiger, ja erbitterter Ablehnung war für Lessing jede Aussicht geschwunden, eine seiner würdige Stellung in Berlin zu erhalten. Und dazu ärgerte es ihn, daß der König glauben mußte, er selbst stecke hinter der so übel abgelaufenen Empfehlung, und die Kunde, dieser habe ihn verächtlich abgelehnt, werde in beliebter Entstellung sich verbreiten.

Auch Klotz mag durch seinen damals in Berlin anwesenden Freund Hausen, der sich mit den Gelehrten in Verbindung gesetzt hatte, davon erfahren haben. Wenn Hausen fünf Jahre später behauptete, er sei damals bei Lessing gewesen, den er gefragt, wie er über die Beschäftigung von Klotz mit der allgemeinen Weltgeschichte urtheile, so erweist der gleich anzuführende Brief von Klotz an Lessing dies als Lüge, die sich schon dadurch kennzeichnet, daß Hausen Lessing damals in Wolfenbüttel weilen läßt. Am 11. Oktober sandte Klotz Lessing seine in den „Acta“ gedruckte Beurtheilung, welche von den ekelhaftesten, jedes Maß überschreitenden Lobpreisungen überfloß, aber nichts Erhebliches zur Sache bot, nur Nebensächliches benutzte, um seine wohlfeile Gelehrsamkeit schillern zu lassen. In seinem Briefe hatte er bemerkt:

„Ein Mann von gegründetem Ruhme und edlem Bewußtsein

1766 seiner Verdienste erlaubt dem andern gern, seine schwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, so verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften und liebt ihn wegen seines guten Willens. Dieser Gedanke verspricht mir eine freundschaftliche Aufnahme meiner Einfälle von Ihnen."

Lessing merkte wohl, daß es Klotz nur um gleiche Artigkeiten von seiner Seite zu thun war, wozu er nicht geneigt sein konnte, da er die Hohlheit seiner Gelehrsamkeit durchschaute und ihm nicht entging, daß der ganze Mann auf äußern Schein gestellt war, es ihm nur darauf ankam, mit ihm auf gutem Fuße zu bleiben, ihn zu seinem Anhänger, höchstens zu seinem Verbündeten zu gewinnen. Daß er seine Beurtheilung des „Laokoon" mit einem Ausfall auf Winckelmann schloß, war Lessing zuwider, und wenn er kurz vorher in einem Briefe an Herrn von Murr Lessing ein „göttliches Genie" nannte und ihm große Gelehrsamkeit zuschrieb, so that er dies, weil er auf Lessings Freundschaft spekulirte, die ihm um so werther war, je höher man diesen stellte. Doch Lessing würde vielleicht auch diesmal den Brief nicht unerwiedert gelassen haben, hätte er ihn nicht in der Zeit äußerster Verstimmung erhalten, die ihn auch nicht dazu kommen ließ, dem guten Gleim zu antworten, von dem er Bücher und Geld geliehen, in dessen Hause er sich der freundschaftlichsten Aufnahme zu erfreuen gehabt hatte. Als er endlich am 31. Oktober das geliehene Geld dem Halberstädter Freunde zurückschickte, entschuldigte er sich damit, daß er krank, verreist und wieder verreist gewesen, Verdruß und Beschäftigungen gehabt; was ihn eigentlich drückte, verrieth er auch Gleim nicht. Es schien ihm jetzt unmöglich, länger in Berlin zu bleiben, das ihm schon durch das dort herrschende Treiben verhaßt ge-

weſen, jetzt, wo er in der einzigen Ausſicht, die er ſeit Jahren 1766
wenigſtens von ferne gehabt, auf eine verletzende Weiſe ſich getäuſcht ſah, unerträglich geworden. Leſſings Schweigen aber mußte den in Amt und Würden ſtehenden Geheimrath, der Leſſing zu ſich herüberzuziehen gedachte, äußerſt erbittern.

Mit der Fortſetzung des „Laokoon" wollte es unter dieſen Umſtänden um ſo weniger gelingen, als deſſen Aufnahme ihn nicht befriedigen konnte, da man ſich nur an Nebendinge hielt, den Hauptpunkt überſah. In den „Göttingiſchen gelehrten Anzeigen" war er nicht von ſeinem frühern Beurtheiler, Michaelis, ſondern von einem andern beſprochen worden (Leſſing wußte nicht, daß es Haller war), der nur das berichtigte, was über eine Stelle aus ſeinen „Alpen" bemerkt worden war, ſonſt die „Subtilität" des Verfaſſers „mit Vergnügen und Hochachtung" anerkannte und ihn wegen ſeiner tiefen Kenntniß der Alten ſelbſt über Winckelmann ſetzte. Herder hatte in der erſten, ohne ſeinen Namen in dieſem Herbſt erſchienenen Sammlung der „Fragmente über die neuere Deutſche Literatur" unter den „klaſſiſchen Schriftſtellern" auch mit großer Anerkennung Leſſings gedacht, nur bedauert, daß er von ihm kein einziges ausgearbeitetes proſaiſches Werk anführen könne, wobei es in einer Anmerkung hieß:

„Nach der Zeit, da ich dies geſchrieben, iſt ſein ‚Laokoon' erſchienen, von dem ich zur andern Zeit reden werde."

Die „Fragmente" lehnten ſich an die „Literaturbriefe" an, beſonders ſprachen ſie Herders abweichende Anſicht über Briefe aus, die von Leſſing herrührten, als deren Verfaſſer er freilich nicht ſicher bekannt war.

Während die Ausführung des zweiten Theiles des „Laokoon" nicht recht vorſchritt, hielt Leſſing ſich an den

1766 Druck der Luſtſpiele und förderte die letzte Bearbeitung der „Minna“. Wahrſcheinlich ging er daran bald nach ſeiner Rückkehr von Pyrmont. Er las das Stück aktweiſe Ramler vor; jeden Akt ließ er ihm dann ſo lange, bis er den folgenden brachte. Ramler ſchrieb auf ein beſonderes Blatt ſeine Bedenken und Aenderungen, worüber ſich denn die Freunde beſprachen. Nach Nicolais ſpäterm Berichte ſoll Leſſing nur an drei Stellen, um auch einmal Recht zu haben, Ramlers Aenderung nicht angenommen haben.

Da erhielt Nicolai den vom 4. November datirten Auftrag des Hamburgiſchen Theaterdirektors Löwen, bei Leſſing anzufragen, ob dieſer bei dem dort nächſte Oſtern ins Leben zu rufenden Nationaltheater die Stelle eines Dramaturgen und Konſulenten mit einem Jahrgehalte von 800 ſchweren Thalern (3200 Mark) anzunehmen bereit ſei. Beigefügt war die von Löwen aufgeſetzte „Vorläufige Nachricht“ über die Neugeſtaltung des Hamburgiſchen Theaters. Am 31. Juli 1765 war das von Ackermann auf dem Gänſemarkt an der Stelle des alten Opernhauſes erbaute ſchön ausgeſtattete, neue Theater eröffnet worden; aber bei aller äußern Pracht wollte das Unternehmen nicht gedeihen, woran Ackermanns Leitung und innere Zwiſtigkeiten die Schuld trugen. Löwens „Theatraliſche Schriften“, welche den traurigen Zuſtand der Ackermannſchen Geſellſchaft aufdeckten, hatten auf die Hauptgebrechen der Deutſchen Bühne hingewieſen, die noch immer in den Jahren der Kindheit ſtehe. Gottſcheds Verdienſte um das Theater ſeien nur in das Fach des Direktors gefallen; als Dichter verdienten blos Schlegel, Gellert, Leſſing, Krüger, Cronegk und Weiße Aufmerkſamkeit und Achtung; den erſten Platz behaupte

Leſſing, von dem damals „Miß Sara“, „Der Freigeiſt“ und 1766
„Der Schatz“ mit großem Beifall gegeben wurden.

„Wenig gute Schriftſteller, noch weniger gute Akteurs und gar keine Aufmunterung!“

rief Löwen aus, wie vor vielen Jahren ſchon Leſſing auf dieſelben Mängel hingewieſen hatte. Das Hauptübel liege in der Prinzipalſchaft der Wandertruppen; man müſſe ſtehende Bühnen unter der Leitung des Fürſten oder der Republik haben, welche einem mit feiner Kenntniß der Künſte und Wiſſenſchaften begabten Manne, der nicht ſelbſt Schauſpieler ſei, die Annahme der Schauſpieler, die Wahl der Stücke und die ganze Theaterverwaltung überließen. Wo aber ſei in Deutſchland etwas für die Hebung des Theaters zu hoffen? Berlin ſcheine dazu der geeignetſte Ort; aber gerade in der größten Deutſchen Reſidenz des Nordens, dem Aufenthalte der vortrefflichſten Deutſchen Genies, eines Sulzer, Mendelsſohn, Ramler, Leſſing und Nicolai, habe die ſchlechteſte Truppe, und zwar mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, ihre Bühne. In Wien mangle es an guten Schriftſtellern. Dies beſaß ſchon eine vom Staat unterſtützte, ſtehende Bühne, was Löwen hauptſächlich verlangte; aber wie ſtand es mit dem Geſchmack des Publikums, das ſelbſt in der „Miß Sara“ den Hanswurſt nicht entbehren wollte! Die Stadt Hamburg könne freilich den äußerlichen Aufwand beſtreiten, dies werde aber aus mancherlei Urſachen nicht in vollem Maße geſchehen; vor allem fehle es an Männern von wahrem Genie für das Theater, da bloße Neigung und Geſchmack nicht hinreichten. Neben der Aufhebung der Prinzipalſchaft forderte Löwen eine theatraliſche Akademie, die gewiß mehr nützen würde als alle ſogenannten Deutſchen Geſellſchaften, und die ſitt-

1766 liche Hebung des Standes durch eine den Römiſchen Cenſoren entſprechende Behörde. An auch nur theilweiſe Ausführung eines ſolchen Planes in Hamburg dachte Löwen ſelbſt nicht, als die Eiferſucht der Schauſpielerin Friederike Sophie Henſel, welche die fünf Jahre jüngere, nicht große, aber anmuthige und muntere, auch als Tänzerin bewunderte Wienerin Karoline Schulz zu verdrängen ſuchte, die Gründung der Hamburgiſchen Nationalbühne zur Folge hatte. Die eben im achtundzwanzigſten Jahre ſtehende, durch ihre hohe Geſtalt, ihre regelmäßig ſchönen, würdevollen Züge, ein mächtiges, biegſames Organ und lebendige Empfindung zu einer tragiſchen Schauſpielerin geſchaffene Frau hatte ſich mit ihrem Gatten von der Truppe des Harlekins Kirſch 1764 der damals in Danzig ſpielenden Schuchſchen zugewandt, der ſich auch Eckhof mit ſeiner Gattin angeſchloſſen, war aber bald mit dieſen zu der ſeit dem September desſelben Jahres in Hamburg weilenden Ackermannſchen Geſellſchaft getreten, bei der ſie ſich ſo glänzend entwickelte, daß ſie als tragiſche Heldin höchſten Beifall fand. Dennoch regten ſie die Triumphe der von der jungen Männerwelt vergötterten Karoline Schulz bitter auf. Ihrem Verehrer, dem durch Geſchmack und Bildung ausgezeichneten frühern Kaufmanne Abel Seyler, klagte ſie, daß ihr Wirkungskreis zu beſchränkt, ſie von manchen ihr zuſtehenden Rollen durch die Schulz ausgeſchloſſen ſei. Ein Tapetenfabrikant Bubbers, der ſich ſelbſt früher als Schauſpieler im feinen Franzöſiſchen Luſtſpiel ausgezeichnet hatte, und der auch als Dichter bekannte Löwen, der ſeine junge Frau, eine Tochter Schönemanns, wieder der Bühne zuführen und ſich eine einträgliche und einflußreiche Stellung am Theater verſchaffen wollte, beredeten im Verein mit der Henſel deren Verehrer,

sich an die Spitze eines neuen Theaterunternehmens zu 1766
stellen, das einträglich und ehrenvoll zu werden verspreche. So verband sich denn Seyler mit elf andern Kaufleuten und Bürgern zur Gründung eines Nationaltheaters. In den engern Ausschuß wurden Bubbers, Seyler und Tillemann, ein früherer Kaufmann, gewählt. Diesem Ausschusse verpachtete Ackermann am 24. Oktober 1766 auf zehn mit Fastnacht beginnende Jahre sein Schauspielhaus nebst der gesammten Ausstattung. Löwen ward zum Direktor erwählt; er sollte die Stücke bestimmen, die Rollen vertheilen und Vorlesungen zur Ausbildung der Schauspieler halten. Dieser aber war klug genug, sich die bedeutendste dramaturgische Kraft Deutschlands zuzugesellen, indem er den Ausschuß zur Berufung Lessings bestimmte.

Dieser wies den ehrenvollen Auftrag nicht von der Hand. Von Berlin sah er sich verwiesen, da der König, der, wie Sulzer noch ein Jahr später schrieb, sich selbst den Antrag der neuen Mitglieder der Akademie vorbehalten hatte und damit rarer that als mit seinem gelben Bande, ihm entgegen war und bei seinem entschiedenen Eigensinne sich nicht entschließen konnte, sich selbst vom Werthe der ihm zu Gebote stehenden Deutschen Kräfte zu überzeugen. Von Kassel, wo die Stelle freilich noch unbesetzt war, hörte er nichts, und auch in Dresden zeigte sich keine Aussicht. Ja Gleim selbst, der sich acht Tage in der Sächsischen Residenz aufgehalten und täglich mit Hagedorn über Lessing gesprochen, hatte keinen Gedanken daran, sondern erwähnte gegen diesen nur die Kasseler Aussicht, obgleich er hörte, daß in Dresden alles gegen Winckelmann sei und dieser grob und heftig gegen Lessing auftreten werde. Dieses Gerücht beruhte nur auf einigen unwirschen Aeußerungen,

1766 wie sie dem leidenschaftlich hitzigen Manne oft entfuhren der sich freilich über Lessings scharfe Dialektik manchmal durch die Verachtung hinwegzusetzen suchte, daß er von Kunstwerken nichts verstehe und erst bei ihm zu Rom in die Schule gehen müsse. Noch am 10. December bat er Schlabrendorf, Herrn Lessing, dessen dieser mit Achtung gedacht hatte, seine Hochachtung zu versichern; schreiben könne er nicht, da er den Briefwechsel mit Deutschland scheue, und Lanzen brechen wolle er mit keinem Deutschen Gelehrten von Rom aus, überhaupt nur noch Italienisch schreiben.

Nachdem Lessing dem Vater die 200 Thaler, welche dieser acht Tage vor Weihnachten zu erhalten gewünscht, besorgt hatte, reiste er nach Hamburg, wo er im Gasthof zum schwarzen Adler in der großen Johannisstraße, neben dem alten Krameramtshause, an der Stelle der jetzigen Bank, seine Wohnung nahm. Von hier schrieb er erst nach mehr als zehn Tagen, am 22., dem Bruder, die Sache nehme einen sehr guten Gang, es komme nur auf ihn an, sie unter den vortheilhaftesten Bedingungen abzuschließen.

„Allein du kennst mich, daß der klingende Vortheil bei mir eben nicht der vornehmste ist! und solchemnach äußern sich andere Bedenklichkeiten, derentwegen ich erst beruhigt sein muß, ehe ich mich völlig bestimme."

Es galt, die Grenze seiner Thätigkeit zu bestimmen und besonders die Verpflichtung, jährlich eine Anzahl von neuen Stücken zu liefern, von sich abzulehnen, wogegen er sich bereit erklärte, seine „Minna" zuerst in Hamburg aufführen zu lassen. Von den Leistungen der dortigen Ackermannschen Truppe konnte er sich selbst überzeugen. Vor allen glänzten der ihm längst bekannte Eckhof und die Hensel, aber auch die meisten übrigen Schauspieler waren

brauchbar; natürlich mußte die Schulz mit ihrem Bruder 1766
weichen, da man die Abschaffung des Ballets beschlossen hatte. Freilich schien diese Maßregel aus der Absicht, bloße Schau- und Sinnenlust zu verbannen, sich von selbst zu ergeben; doch sollte gerade sie dem jungen Unternehmen großen Schaden bringen, da sie bei dem herrschenden Geschmacke manche vom Besuche abhielt und der neidischen Feindseligkeit, der man gleich zu Anfange begegnete, eine erwünschte Handhabe bot. Auch verlor die Bühne dadurch nicht allein die besonders die jüngern Leute anziehende Schulz, sondern auch Ackermanns talentvollen Stiefsohn, den später so berühmten Schröder, der Balletmeister war, aber auch im Lustspiele sich auszeichnete. Das Schlimmste war, daß für die flüssigen Geldmittel nicht ausreichend gesorgt und die Verwaltungsgeschäfte nicht gehörig vertheilt waren. Am wenigsten hatte Lessing für seine Sicherstellung gesorgt, während den Schauspielern eine solche wenigstens in Aussicht gestellt wurde. Wie manche Bedenken auch Lessing in den persönlichen Verhältnissen der Unternehmer und ihrer Stellung zum Publikum finden mochte, der begeisterte Wille, in der großen, bildungsreichen Welthandelsstadt eine freie Bühne zu einer des Deutschen Volkes würdigen Blüte zu bringen, ließ ihn den kühnen Schritt wagen. Ausschweifende Hoffnungen hegte er nicht, aber das reiche, große, freie Hamburg bot ihm ungesucht mehr, als er irgend anderswo zu erwarten hatte, wenigstens dachte er hier behaglich, in Förderung eines ihm so sehr am Herzen liegenden Zweckes, zu leben.

Verhängnißvoll für die Wendung seines Lebens sollte auch die vielversprechende Bekanntschaft Bodes werden, die er schon jetzt in Hamburg machte. Der ein Jahr nach

TAYLOR INST. OXFORD

1766 Leſſing aus niederſtem Stande in Braunſchweig geborene Joh. Joach. Chriſtof Bode hatte ſich nach mancherlei Schickſalen vor neun Jahren in Hamburg niedergelaſſen, wo er ſich durch Muſikunterricht und Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen, zum Theil auch für

Abb. 28. Johann Joachim Chriſtof Bode.
Nach dem Bildniſſe von Lips in „Bodes literariſchem Leben“ (1796).

die Hamburgiſche Bühne, unterhielt. Zwei Jahre führte er die Redaktion des „Hamburgiſchen Korreſpondenten“, dann heiratete er eine junge, reiche, ſchöne und liebenswürdige Dame. Leider dauerte ſein Glück nur ſehr kurze Zeit, da ſeine Gattin durch einen Sturz vom Pferde ihr Leben einbüßte. Obgleich ſie ihn zum Erben ihres Vermögens ein-

gesetzt hatte, verzichtete er auf den größten Theil desselben, 1766
doch gestatteten ihm die erhaltenen Mittel jetzt nach dem Verluste seines höchsten Glückes die Erfüllung seines Lieblingswunsches, die Anlegung einer Buchdruckerei. Lessing, der von dem gemüthlichen, lebhaften, bei aller Derbheit empfindungsvollen, für Freundschaft, Vaterland und Menschheit begeisterten Manne sich sehr angezogen fühlte, zeigte sich nicht abgeneigt, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen und sich durch den Verlag eigener und fremder Werke ein einträgliches Geschäft zu gründen. Schon dachten sie an die Uebernahme der Werke Gleims, welche dieser zu einer Gesammtausgabe eben bearbeitete; den eigentlichen Grund des Geschäfts sollte Lessings Dramaturgie mit den übrigen Drucksachen der Nationalbühne bilden.

Noch ehe der Vertrag mit den Theaterunternehmern abgeschlossen war, beauftragte Lessing den Bruder, gegen Neujahr die Wohnung zu kündigen, da er auf keinen Fall über Ostern in Berlin bleiben werde. Als er gegen den 10. Januar zurückkehrte, galt es zunächst, die Durchsicht der „Minna" mit Ramlers Hülfe zu vollenden. Aber auch die antiquarischen Studien zur Fortsetzung des „Laokoon" ruhten nicht ganz. Den größten Theil seiner Bibliothek wollte er in Berlin verkaufen, um aus dem Erlös zunächst seine auf 500 Thaler sich belaufenden Schulden zu bezahlen. Gleim hatte ihm unterdessen 10 Louisd'or geschickt; wahrscheinlich wußte er von Friedrichs Ablehnung und wollte, in seiner stets mildthätigen Gutmüthigkeit, Lessing zum neuen Jahre eine Freude bereiten, wobei er die Möglichkeit der Rücksendung geschickt abzuwenden suchte.

„Warum, mein liebster Freund, warum schickten Sie mir doch die 30 Thaler zurück?" schrieb er. „Sie hätten damit nicht eilen

1767 konnte. Was half es, daß dieser ihm Winckelmanns ehrenvolles Urtheil aus einem Briefe an Schlabrendorf mittheilte? Friedrich, der die Deutsche Wissenschaft und Kunst zu heben berufen war, hatte sich mehr als je von ihnen abgewandt, ihn selbst, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, verächtlich zurückgewiesen. Die Welt hielt ihn für einen gewöhnlichen Tagsschriftsteller, der zu nichts Tüchtigem zu brauchen sei, während die leeren Köpfe des höchsten Ansehens und der ausgiebigsten Stellen genossen, es überall Leute gab, die man diesem „unruhigen Kopfe" vorzog. So stand er jetzt, nach vollendetem achtunddreißigstem Lebensjahre, noch aussichtslos da, allein auf eine Privatunternehmung angewiesen, deren zum Theil unlautere Triebfedern ihm nicht ganz entgingen. Dem guten Gleim theilte er auch mit, daß er an Bodes neuem Geschäfte sich zu betheiligen gedenke, und man wünsche, er möge ihnen den Verlag seiner Werke überlassen und deren neue Bearbeitung rasch fördern.

„Eilen Sie! wer weiß, wie lange wir athmen! Wir müssen machen, daß wir um so länger leben. Kann ein Autor den andern dringender ermuntern?"

Das Wort war ihm aus dem Herzen geflossen; auch ihm selbst fiel es auf die Seele, wie wenig er noch von dem, wozu er sich fähig fühlte, geleistet. Und dabei hatte er äußerlich so wenig erreicht, daß er des Liebsten, was er besaß, was er in Breslau mit Mühe erworben, sich jetzt entäußern mußte.

„Meine Bibliothek wird springen", äußert er; „ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen vorhabenden [antiquarischen] Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich mich ihrer entschlagen muß, daß ich mich ihrer an einem Orte entschlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu thun?"

Besonders die großen Journale, „einen Praß von 1767
siebentehalbhundert Bänden", die ihm herzlich zur Last seien, wünschte er gern vortheilhaft zu verkaufen. Bei der reichen Ausbeute, die er aus ihnen zu gewinnen wußte, würde er auch sie gern behalten haben, hätte er nicht des Geldes zur Tilgung seiner Schulden dringend bedurft. Auf die Reise nach Dresden und Kamenz mußte er ganz verzichten, wie gern er auch Hagedorn kennen gelernt und die Eltern wiedergesehen hätte. Das Verhältniß zu dem jungen Brenkenhoff, der bald in Dienst treten sollte, hatte sich durch längere Abwesenheit etwas gelockert.

Die Ausfeilung der „Minna" wurde vor dem Anfange des Frühlings vollendet. Die glückliche Darstellung des Kampfes der Ehre und Liebe ruht auf den durch die Beendigung des siebenjährigen Krieges hervorgerufenen Zuständen, wobei der heldenhafte, großmüthige Preußenkönig im höchsten Glanze sich zeigt, Preußische Ehrenhaftigkeit neben Sächsischer Anmuth zu belebter Erscheinung kommen. Aber was half es Lessing, das erste nationale Deutsche Lustspiel geschaffen, den König, fern von aller Schmeichelei, mit tiefem Gefühl seiner Größe auf der Bühne geschildert, dabei die äußere Form auf das feinste durchgearbeitet, den Ausdruck zur reinsten Vollendung gebracht, das erste von Deutschem Sinne und Leben durchglühte Lustspiel geliefert zu haben? Von Friedrich verstoßen, mußte er die ihn anwidernde Königsstadt verlassen, um Dramaturg einer Hamburgischen Gesellschaft zu werden. Wie wenig selbst Nicolai den hohen Werth der Dichtung zu würdigen wußte, zeigt dessen Brief an den ihm jetzt näher als Lessing stehenden Meinhard vom 21. März, worin er diesem mit seiner bekannten Geschwätzigkeit verräth:

1767 „Leſſings Luſtſpiele kommen auf Oſtern heraus. Ein neues Stück iſt dabei: ‚Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück'. Die Idee dazu iſt neu und ſonderbar. Indeſſen kommen viele Stiche auf die Preußiſche Regierung darin vor (?), die ich als ein Preußiſcher Unterthan wohl weg wünſchen möchte .... Ich habe das Stück noch nicht ganz geleſen, ſondern nur die Bogen, die abgedruckt ſind. Die Hauptſache iſt, daß ein Sächſiſches Fräulein einen verabſchiedeten Preußiſchen Major heiraten will. Der Charakter dieſes Majors von Tellheim iſt der lebendige Charakter des ſeligen Kleiſt und hat deshalb für mich eine beſondere Rührung gehabt."

Kurz vor der Abreiſe ſollte der Zufall, um Leſſing die trotz allem ſchweren Tage vor dem Scheiden durch eine ſpannende Thätigkeit leichter überſtehen zu laſſen und das Hamburgiſche Leben an das bisherige durch ein eigenes Band anzuknüpfen, ihm noch eine neue dramatiſche Arbeit zuführen. In einer Abendgeſellſchaft der Freunde wagte Leſſing, als die Rede auf theatraliſche Stoffe kam, in ſeiner lebhaften Weiſe die keck auf die Spitze getriebene Behauptung, aus jedem Gegenſtande könne man ein Bühnenſtück machen, alles komme auf die Bearbeitung an; arm ſei der Stoff nur, wenn der Dichter es ſei. Auch erklärte er auf Ramlers Frage, ob er dies thatſächlich beweiſen wolle, ſich dazu bereit, und als dieſer mit allgemeiner Beiſtimmung ein Stück verlangte, deſſen Kataſtrophe ein Schlaftrunk ſei, verſprach er, ein ſolches in nächſter Zeit zu liefern. Gleich am Morgen bedachte er im Bette, in dem er, um ungeſtörter zu ſein, länger liegen blieb, den Plan ſeines dreiaktigen Luſtſpiels, den er in den nächſten Tagen ſchematiſirte, ja er begann ſchon mit der Ausführung, aber die Unruhe des Loslöſens von den gewohnten Verhältniſſen hinderte vorläufig die Vollendung. Die Fabel des Stückes war recht glücklich erſonnen und der Charakter des ver-

geßlichen der beiden feindlichen Brüder geschickt als Grund- 1767
lage benutzt. Freilich mit „Minna" hätte das leicht aufgebaute Lustspiel sich nicht vergleichen lassen; die Gegner würden es, wenn es auch ein gutes Theaterstück geworden, als Rückschritt bezeichnet haben.

Wenige Tage vor seiner Abreise erhielt Lessing noch einen sehr guten Brief seines Gleim, der sich gar nicht darüber beruhigen konnte, daß die Berliner Patrioten nicht alle möglichen Schritte zu seiner Erhaltung gethan; nur diese treffe die Schuld, nicht den König, der wegen seiner französischen Erziehung gegen alles Deutsche gleichgültig sei. Auch daß ihm Gleim noch immer leere Hoffnung auf Kassel machte, konnte ihn nicht trösten, da er einmal in Hamburg angenommen und man früher dort gar nicht an ihn gedacht hatte. Gleims „Blöden Schäfer" nahm er mit, um ihn zu Hamburg aufführen zu lassen. In Berlin selbst wandten sich mehrere an ihn, die durch ihn beim Hamburgischen Theater eine Anstellung erwarteten, und er versprach, was er vermochte. Eine seiner Hauptsorgen war Bruder Karl, den er nicht in sein jedenfalls anfangs sehr zerstreutes Hamburgisches Leben mitnehmen mochte. Sein Versuch, eine bürgerliche Stellung zu erhalten, war ihm, obgleich er sich an von Brenkenhoff gewandt, nicht gelungen, so daß er sich durch literarische Arbeiten fortzubringen suchen mußte. Zunächst sollte er den Verkauf der Bibliothek einleiten. Seine Neigung trieb ihn zum Lustspiel, worin er sich schon längst unter den Augen des Bruders versucht hatte, ohne aber dessen Beifall zu erhalten.

In das Ende seines Berliner Lebens fiel das Erscheinen seiner „Lustspiele", deren Schluß „Minna" bildete, aber sie kam auch allein heraus. Schon am 4. April kündigte

1767 die Voſſiſche Zeitung die Einzelausgabe an, fünf Tage ſpäter (ſchon hatte er Berlin verlaſſen) brachte ſie eine nichts weniger als enthuſiaſtiſche Anzeige. Während der letzten Tage war Leſſing ſo in Anſpruch genommen, daß er nicht einmal vom Bruder Abſchied nehmen konnte, da ihn in der Geſellſchaft der Freunde die Stunde der Abfahrt überraſchte. So ſchied er denn zum viertenmal von dem für ihn ſo erinnerungsreichen Berlin, das dem nach einer geſicherten, ſeiner würdigen Stellung ſich ſehnenden hellſten Kopfe der Zeit keine Stätte gewähren ſollte: die Stadt der Intelligenz verlor ihren intelligenteſten Bürger, welcher faſt die Hälfte ſeines Lebens um eine Stellung in der Nähe des großen Königs geworben hatte, der ihn mißwillig von ſich wies und auch ſeine „Minna“ nie eines Blickes würdigte.

Achtes Buch.

Dramaturg und Archäolog.

I.

Auch die reichsfreie große Welthandelsſtadt brachte 1767
dem aus dem verhaßten Berlin Geflohenen kein behagliches Leben. Während der drei Jahre, die Leſſing in Hamburg verlebte, ſollte er die ſchwerſten Kämpfe und Enttäuſchungen erleiden, die ihn zu dem verzweifelten Entſchluſſe trieben, dem undankbaren Vaterlande den Rücken zu kehren. Nur ſeine Schulden hielten ihn, wie früher in Leipzig von der Abreiſe nach Berlin, jetzt von der Flucht nach Italien zurück, bis ein unerwarteter Umſchwung ihn aus der trotz aller Vermoderung der geiſtlichen und weltlichen Verwaltung ihm lieb gewordenen freiſtädtiſchen Königin der Elbe in die einſame, düſtere Okerſtadt, die verlaſſene herzogliche Reſidenz, verſetzte, wo er bei einer ſeinen Wünſchen entſprechenden Thätigkeit die Ordnung ſeiner verworrenen Verhältniſſe und das Glück eines Familienlebens erwartete, deſſen wenn auch noch entfernte Ausſicht dem einundvierzigjährigen

1767 Manne, den bisher noch keine Liebesneigung ergriffen hatte, gerade die letzten Hamburgischen Monate gebracht hatten. Geistig gehört diese Zeit zu der bildungsreichsten und ergiebigsten seines Lebens. Konnte er auch keine der ihm vorschwebenden, zum Theil begonnenen dramatischen Dichtungen ausführen, die freilich abgebrochene „Dramaturgie" und die archäologischen Schriften brachen siegreich eine neue Bahn, zertrümmerten größere und kleinere Götzen mit einer bisher unerreichten genialen Geisteshelle und einer von sittlicher Würde geweihten Schärfe. Und wie er überall die gegebenen Zustände für seine Ausbildung zu verwerthen wußte, so sehen wir ihn auch in Hamburg aus allem das für ihn Gemäße sich aneignen, das für seine Entwicklung folgenreich werden konnte und wurde. Die lebendige Verbindung der Handelsstadt mit Spanien erfüllte sein Verlangen nach näherer Kenntniß der dramatischen Literatur dieses Volkes, mit dessen Sprache er sich längst vertraut gemacht hatte; die Kunst- und Bücherschätze, auch die theologischen, wurden benutzt; er beobachtete den theologischen Zwiespalt zwischen den Orthodoxen und den Aufgeklärten, die Sitten und besonders die reiche Sprache des Hamburgischen Volkes zogen ihn an, und mit den verschiedensten gebildeten Kreisen trat er in nähere Beziehung, während er zugleich von dem Wohlleben der Stadt sein bescheiden Theil genoß.

Mit den besten Erwartungen und der gespannten Aussicht auf den Erfolg seiner „Minna" kam er am Ende der ersten Aprilwoche in Hamburg an, wo er seine Wohnung bei einem wohlhabenden Kaufmanne, dem Kommissionsrath Joh. Friedr. Schmidt, auf dem Brooke nahm. Das Haus ist nicht mehr nachzuweisen. Sein Wirth, mit dem er auch im Herbste nach der Neustadt im Michaeliskirchspiel ver-

zog, ward einer seiner nächsten Freunde. Er war in dem- 1767
selben Jahre mit Lessing zu Langensalza geboren, seit 1763 mit der Wittwe eines Mitgliedes des Rathes verheiratet. Wie Bode und Löwen, übersetzte auch er für die Bühne. Neben der ersten Einrichtung nahm das Theater, das am 22. eröffnet wurde, seine meiste Zeit in Anspruch. Die Unternehmer hatten außer den Lessing bekannten Schauspielern die in Soubretten- und affektirten Damenrollen ausgezeichnete neunundzwanzigjährige Susanne Mecour aus Frankfurt am Main gewonnen, welche sich ausbedungen hatte, daß die von Lessing herauszugebende Dramaturgie ihre Leistungen keiner Kritik unterwerfe. Das war eine Beschränkung, welche diesen ärgern und auch seine Besprechung der übrigen Damen beeinflussen mußte. Einige Schauspieler sollten erst auf der Bühne sich zeigen, ehe über ihre Annahme entschieden wurde.

Am Tage der Eröffnung wurde die Ankündigung der in Bodes und Lessings Druckerei auf Kosten des Theaters gedruckten „Hamburgischen Dramaturgie" gratis ausgegeben. Jeden Dienstag und Freitag sollte eine Nummer erscheinen; die einzelne wurde für einen Schilling verkauft; der Preis des vollständigen, auf 100 Nummern berechneten Jahrgangs war auf 5 Mark festgesetzt. Die Ankündigung, ein Muster freier, selbstbewußter Einsicht, sprach das ehrenvollste Vertrauen zu dem Publikum aus. Sie begann mit den guten Absichten der Unternehmer, welche freilich von einzelnen, die nur Nebenabsichten dabei argwöhnten, verkannt würden; sollten die Gegner deshalb die Sache selbst scheitern zu machen suchen, so seien sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft.

„Glücklich der Ort, wo diese Elenden den Ton nicht angeben,

1767 wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger sich in den Schranken der Ehrerbietung hält und nicht verstattet, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen und patriotische Absichten ein Vorwurf ihres spöttischen Aberwitzes werden! So glücklich sei Hamburg in allem, woran seinem Wohlstande und seiner Freiheit gelegen; denn es verdient so glücklich zu sein!"

Schon dadurch, daß eine Gesellschaft Bühnenfreunde sich verbunden, nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu lassen, sei viel gewonnen; bei einer nur mäßigen Betheiligung würden daraus leicht und geschwind alle andern nöthigen Verbesserungen erwachsen. Das Publikum möge kommen, sehen, hören und richten, nur dürfe sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halten.

„Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann."

Gäbe es schon bei einer werdenden Bühne viele Stufen bis zur Vollendung, so sei eine verderbte, und eine solche sei, wie er fürchte, die Deutsche, von der Höhe natürlicherweise noch weiter entfernt.

„Alles kann folglich nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen."

Die Dramaturgie solle ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten und jeden Schritt begleiten, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers machen werde. In Bezug auf die Wahl der Stücke bemerkte er, die Schuld, daß nicht immer Meisterstücke gegeben würden, liege an der Seltenheit derselben; indessen lerne man auch an Mittelmäßigem urtheilen, wenn dieses für nicht mehr ausgegeben werde als für das, was es sei, und gewisse mittelmäßige Stücke müßten auch schon

wegen einiger für den Schauſpieler vorzüglichen Rollen 1767
beibehalten werden. Vor allem ſei ſtrenge zu unterſcheiden, was auf des Dichters und was auf des Schauſpielers Rechnung falle; dies dürfe vor allem der Schauſpieler fordern. Dieſer müſſe überall mit dem Dichter denken, auch da, wo jenem etwas Menſchliches widerfahren ſei.

„Man hat allen Grund, häufige Beiſpiele hievon ſich von unſern Schauſpielern zu verſprechen",

fügt er mit beſcheidener Empfehlung des gewonnenen Perſonals hinzu. Nur möge man die erſte Vorſtellung nicht entſcheiden laſſen. In den nächſten Tagen würden ſich die Urtheile noch ſehr durchkreuzen; um ein ruhiges Gehör zu gewinnen, ſolle das erſte Stück der „Dramaturgie" nicht vor dem Anfange des künftigen Monats erſcheinen.

Täglich, mit Ausnahme des Sonnabends und Sonntags und beſonderer Feiertage, wurde geſpielt. Leſſing war regelmäßig gegenwärtig; nur ſpäter, wo er nicht mehr über die Schauſpieler berichtete oder die Beſprechung in der „Dramaturgie" aufgegeben hatte, hielt er nicht immer das Stück aus oder fehlte. Bei Gelegenheit der einzelnen Vorſtellungen wollte er allmählich die Theorie des Dramas und der Schauſpielkunſt in derſelben Weiſe entwickeln, wie er im „Laokoon" ſeine Bemerkungen an Werke der Dichtung und der bildenden Kunſt angeknüpft hatte, wobei er Bedacht nahm, durch möglichſte Abwechslung und lebendige Darſtellung alle gebildeten Freunde der Bühne anzuziehen, zugleich auch einzelne im Publikum gemachte Aeußerungen gebührend berückſichtigte. Leider hatte er auf die Auswahl der Stücke und die Einübung der Schauſpieler keinen oder nur äußerſt geringen Einfluß, da dieſes die Sache des Direktors Löwen war. Mit geſpannter Erwartung ſah man

1767 Leſſings dramaturgiſchen Blättern entgegen, neben denen kein ſtädtiſches Zeitungsblatt über das Theater berichtete.

Während des erſten Monats erſchienen die ſieben erſten Stücke, welche ſich auf die erſte, am folgenden Tage wiederholte Vorſtellung beſchränkten. Zunächſt wurde das Hauptſtück des Abends, das von einer Wiener „Feder“ erſt vollendete Trauerſpiel, Cronegks „Olint und Sophronia“, einer ſcharfen Kritik unterzogen, die Abweichungen Cronegks von der zu Grunde liegenden Erzählung Taſſos als fehlerhaft nachgewieſen, die jungen tragiſchen Dichter vor zu großer Häufung heldenmüthiger Geſinnungen gewarnt, eine eigentlich chriſtliche Tragödie als eine äußerſt ſchwierige, bisher noch nicht gelöſte Aufgabe dargeſtellt. Der im ganzen guten und prachtvollen Darſtellung des mittelmäßigen Stückes wurde ehrenvoll gedacht, Eckhofs künſtleriſche Leiſtung zergliedert, das Spiel der Henſel, „einer der beſten Deutſchen Actricen“, einſichtig gelobt und über die Schauſpielkunſt ſelbſt treffende Bemerkungen gemacht. Das zu dem Cronegkſchen Stücke gegebene, nach dem Franzöſiſchen gearbeitete Luſtſpiel fertigte Leſſing kurz ab: das Lächerliche deſſelben eigne ſich für eine ſatiriſche Erzählung, nicht für die Bühne, auf der es ekelhaft werde. Auch der zum Stücke gedichtete Prolog und Epilog von dem ehemals von Leſſing ſo ſcharf getroffenen Duſch, zur Zeit Profeſſor in Altona (Leſſing ſelbſt hatte gern dieſe Gelegenheitsdichtung einem andern überlaſſen), wurden mitgetheilt und eingehend beſprochen, über den Werth eines Prologs und Epilogs gehandelt. Leſſing wünſchte, daß Deutſche Originalſtücke immer eine ſolche Einführung und Empfehlung erhielten, und er empfahl dazu den Deutſchen Dryden, den Hamburg in der Nähe habe, eben Duſch, dem er einſt das

moraliſche Lehrgedicht als ſein Gebiet angewieſen hatte. 1767
Er benutzte dieſe Gelegenheit nicht allein, um ſich über ein mißverſtandenes Wort des Epilogs zu äußern, ſondern auch um des Unwillens zu gedenken, den ſein unverhohlenes Urtheil über Cronegks Stück bei einigen Leſern erregt. Mit ehrlichem Freimuth erklärt er:

„Wenn ihnen beſcheidene Freiheit, bei der ſich durchaus keine Nebenabſichten denken laſſen, mißfällt, ſo laufe ich Gefahr, ſie noch oft unwillig zu machen.“

So wenig er die Abſicht habe, einem Leſer einen Dichter zu verleiden, welchen ungekünſtelter Witz, viele feine Empfindung und die lauterſte Moral ſchätzbar machten, ſo entſchieden müſſe er ihm andere Eigenſchaften abſprechen, die ihm die Natur verſagt oder die eine Reife erforderten, zu der er bei ſeinem frühen Tode nicht gelangt ſei. Das war freilich für die jungen Dichter ein hartes Wort, das noch verſchärft wurde durch den Vergleich des Wetteifers der Deutſchen Dichter mit dem Wettlaufe im Lande der Hinkenden.

Eine ſo umfaſſende Beurtheilung einer einzigen Vorſtellung war eine unerhörte Erſcheinung; welche Tiefe, welcher Scharfſinn, welche Kenntniß der Kunſt und welche ganz einzige Darſtellung in einer — Theaterkritik! Leider war ſchon damals Leſſings Vertrauen auf den Erfolg des neuen Unternehmens erſchüttert. An demſelben 22. Mai, an welchem das ſiebente Stück ausgegeben wurde, ſchrieb er ſeinem Bruder Karl:

„Mit unſerm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anſtehen. Es iſt Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner iſt.“

Er hatte damals die ganze Sorge für die von Bode angelegte Druckerei über ſich. Mit dieſem hatte er, obgleich

1767 er nicht Hamburgischer Bürger geworden, einen genau eingehenden Gesellschaftsvertrag geschlossen, wonach sie Schaden und Vortheil zu gleichen Theilen tragen wollten. Sogar das Zeichen der Buchdruckerei war darin festgesetzt, eine Maiblume mit der Unterschrift: „Ex utili gloria“ („Aus dem Nützlichen Ruhm“). Lessing hatte alles, was er besaß, eingeschossen, und wahrscheinlich schon damals noch Geld dazu geborgt, vielleicht von seinem Wirthe. Das Geschäft sollte nicht allein ihm ein sicheres Auskommen gewähren, sondern auch zum Vortheil der Deutschen Schriftsteller dienen, die, nach damals verbreiteter Ansicht, von den Buchhändlern ausgebeutet würden und nicht den ihnen zustehenden Antheil am Gewinn hätten. Vergebens hatte Nicolai schon in Berlin Lessing die auf die Spitze getriebene Behauptung entgegengestellt, die Buchhändler lebten von den schlechten Büchern, die sie allein in Stand setzten, auch gute zu übernehmen. Er hatte gesehen, daß Nicolai gar gute Geschäfte machte; konnte dieser ja den ersten Band der „Literaturbriefe“, für die Lessing sehr mäßig bezahlt worden war, in dritter Auflage drucken. Da Bode schon im April mit einem Russischen Obersten ins Aachener Bad reiste, so mußte er allein bis zu dessen erst im August erfolgender Rückkunft der Buchdruckerei vorstehen. Dadurch war er, wie er gegen den Bruder äußert, „in Arbeit und Embarras gekommen“, die ihm alle Zeit und Lust zu Briefen raubten, so daß er mehrere Monate an niemand, nur an den Bruder das Allernothwendigste, schrieb. Freilich nahmen auch das bewegte Hamburgische Leben und manche Bekanntschaften ihm viele Zeit, und trotz der Buchdruckerei konnte er einige Tage bei Hamburg auf dem Lande verleben. Leider verfolgten ihn die Schurkenstreiche seines frühern Bedienten bis nach

Hamburg. Dieſer hatte nicht allein, wie ſein Bruder entdeckte, eine Anzahl Werke, die Leſſing ſehr werth waren, verkauft, ſondern auch, obgleich er regelmäßig bezahlt worden war, eine Forderung von 28 Thaler für rückſtändigen Lohn gemacht, ja ſich deshalb an den Kapitain von Stein gewandt. Dazu machte ihm das Fortkommen ſeines Bruders Karl, für den er nichts zu thun vermochte, manche Sorge, und es drückte ihn, daß er ſeinen guten Vater in Kamenz nicht unterſtützen konnte. 1767

Die „Dramaturgie" ging indeſſen ihren Gang. In den neun folgenden, bis zum 23. Juni erſcheinenden Stücken wurde der Kampf gegen den größten lebenden Franzöſiſchen Tragiker, den eiteln, ſittlich von Leſſing verachteten Voltaire wacker fortgeſetzt, ſeine großen Schwächen im Gegenſatz zu dem genialen Shakespeare, den dieſer zu überſchauen glaubte, mit ätzender Schärfe aufgedeckt. Selbſt ſeiner „Zaire", dem „Lieblingsſtück der Damen", wurde blos der „Kanzleiſtil der Liebe" zugeſprochen; nur an einem Stücke habe die Liebe ſelbſt arbeiten geholfen, an Shakespeares „Romeo und Julie". Dagegen würdigte Leſſing nach Verdienſt die Franzöſiſchen Komödien. Luſtig ſchilderte er, wie Frau Gottſched, „die Freundin und brave Ehefrau des weiland berühmten Herrn Profeſſors" (Gottſched war Ende 1766 geſtorben), aus drei Aufzügen des Destouches fünf gemacht. Bei Heufelds „Julie" ging er auf Rouſſeaus zu Grunde liegende „Neue Heloiſe" zurück, von welcher er ſo ungünſtig wie ſein Freund Mendelsſohn urtheilte, und er zeigte, wie wenig es dem nicht unbegabten Dichter gelungen, daraus ein gutes Theaterſtück zu machen. Als unſer beſtes komiſches Originalſtück in Verſen ward Schlegels „Stumme Schönheit" bezeichnet. Daß des Direktors

1767 Löwen „Neue Agneſe" und ſpäter deſſen andere Sachen möglichſt gnädig wegkamen, war natürlich. Von ſeinen eigenen Stücken waren die Zeit über der „Schatz", „Miß Sara" und der „Freigeiſt" zur Aufführung gekommen. „Minna" wagte man nicht ohne die Genehmigung des Preußiſchen Miniſteriums zu bringen, die aber der mit Leſſing befreundete Preußiſche Miniſterreſident von Hecht, trotz eines von Leſſing eingegebenen Promemorias, nicht erlangen konnte. Bei dem „Schatz" und dem „Freigeiſt" ſpricht Leſſing faſt nur von der vortrefflichen Aufführung, bei „Miß Sara" gedenkt er der lobenden Auszeichnung eines Franzöſiſchen Kunſtrichters im „Journal étranger"; mit ſeinen Ausſtellungen möge dieſer wohl Recht haben, doch glaube er, der Verfaſſer werde lieber ſeine Fehler behalten, als ſich der undankbaren Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen. Die Schauſpieler werden häufig einſichtig gelobt, beſonders Eckhof, Frau Löwen, deren Deklamation nur in der Muſik der Sprache von Eckhof übertroffen werde, und Frau Henſel.

Während der letzten Woche, vom 15. bis zum 23. Juni, war Klopſtock in Hamburg zum Beſuch. Leſſing fand ſich auch jetzt freundlich mit dem berühmten Dichter zuſammen, wenn dieſem auch noch ſein Lateiniſches Epigramm und die ſcharfe Beurtheilung von Cramers „Nordiſchem Aufſeher" ſchwer auf der Seele lagen. Dennoch blieben ſein freundliches und gefälliges Entgegenkommen und ſeine entſchiedene Bedeutung auf Klopſtock nicht ohne Wirkung, obgleich Leſſing ſich in gedrücktem Zuſtande befand. Sechs Wochen ſpäter ſchrieb dieſer an Nicolai:

„Ich hätte manche angenehme Stunde mit ihm haben können,

wenn ich sie zu genießen gewußt. Ich fand, daß er mir besser gefallen müßte als jemals." 1767

Klopstock theilte ihm sein Bardiet „Hermanns Schlacht" mit, das er vortrefflich fand, „wenn es auch schon etwa keine Tragödie sein sollte". Auch seine Abhandlung „Vom Silbenmaß" und die neuen, meist in eigenthümlichen Versmaßen gedichteten Oden las Lessing. Jene Abhandlung erregte in Lessing „einige Grillen über die Prosodie", die er aufs Papier werfen wollte. Ueber seine Kopenhagener Freunde, von Gerstenberg, dessen schon die „Literaturbriefe" ehrenvoll gedacht hatten, und Sturz theilte Klopstock ihm manches mit, und er veranlaßte, daß diese mit ihm in Verbindung traten. Auch mit Klopstocks Vetter aus Langensalza, Polykarp Aug. Leisching, dem Gründer des Hamburgischen Adreßcomptoirs und dem Herausgeber der „Neuen Zeitung", kam er damals in nähere Verbindung. Als berühmter Dichter wurde Lessing von Einheimischen und Fremden viel aufgesucht. Am nächsten verkehrte er mit Eckhof und Schmidt, auch mit dem Direktor Löwen und dem Ausschuß des Nationaltheaters, besonders mit Seyler; mit manchen Familien, als deren vertrauten Gast wir ihn später finden, wird er schon damals sich berührt haben.

In den nächsten sieben Wochen fuhr Lessings „Dramaturgie" auf dem eingeschlagenen Wege rüstig fort, doch wurde er einmal durch die Eitelkeit einer Schauspielerin geärgert und zum Entschlusse gebracht, sich in Zukunft jeder Bemerkung über das Spiel zu enthalten. In Stück 20 (vom 7. Juli) hatte er bei der Vorstellung der „Cenie" zuerst das Spiel der Frau Löwen gerühmt, dann ein nicht geringeres Lob der Frau Hensel ertheilt, nur einen einzigen, aber

1767 „sehr seltenen, sehr beneidenswerthen" Fehler hatte er an ihr bemerkt:

„Die Actrice ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exercirt. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte."

Das war für die eitle Frau, die allen Rollen zu genügen sich schmeichelte, zu viel. Sie beklagte sich über das Urtheil und wünschte, Lessing solle auch ihrer in Zukunft so wenig gedenken als der Mecour. Sie wandte sich deshalb an Seyler, der dann ihren Wunsch dem Dramaturgisten mittheilte. Lessing rächte sich auf eigene Weise. In Stück 25 (vom 24. Juli) sagte er von Frau Löwen, sie habe als Elisabeth im „Essex" mit Recht mehr die zärtliche Frau als die stolze Monarchin sehen und hören lassen, fügte aber die freilich allgemeine, aber ihr Ziel scharf treffende Bemerkung hinzu:

„Es ist nicht blos eigensinniger Geschmack, wenn ich so urtheile; noch weniger ist es meine Absicht, einem Frauenzimmer ein Kompliment zu machen, die noch immer eine Meisterin in ihrer Kunst sein würde, wenn ihr diese Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künstler, er sei von meinem oder dem andern Geschlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltener beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist es nicht werth, daß wir ihn studiren."

Nach dieser Erklärung unterblieben alle weitern Bemerkungen über die Leistungen der Schauspieler.

An den weitreichendsten allgemeinen Bemerkungen und den treffendsten Urtheilen fehlte es auch jetzt nicht. Besonders mußte Voltaire herhalten wegen der geschichtlichen Kritik, die er an des jüngern Corneille „Essex" geübt.

Leſſing zeigte, wie ſehr dieſer, während er hiſtoriſche Un- 1767
richtigkeiten im Stücke nachweiſen wolle, ſeine eigene Unwiſſenheit bloßgeſtellt habe. Auch hielt er ihm mit beißender Schärfe vor, wie er nur aus Unkenntniß des Weſens der Tragödie und aus Chikane die geſchichtliche Wahrheit gegen Corneille angerufen.

„Was die Chikane anbelangt, die iſt, wie die ganze Welt weiß, Voltaires Werk nun gar nicht. Was ihr in ſeinen Schriften hier und da ähnlich ſieht, iſt nichts als Laune; aus bloßer Laune ſpielt er dann und wann in der Poetik den Hiſtorikus, in der Hiſtorie den Philoſophen und in der Philoſophie den witzigen Kopf.“

Weiter ſetzte er ihm die ſcharf zugeſpitzte Behauptung entgegen, die Geſchichte ſei für die Tragödie nur ein Repertorium von Namen, wie er ſchon früher ſich auf den Ariſtoteles wegen der Frage berufen hatte, wie weit der tragiſche Dichter ſich um die geſchichtliche Wahrheit zu bekümmern habe. Bei der „Rodogune“ des ältern Crébillon, den man ſtatt den großen den ungeheuern, den titaniſchen hätte nennen ſollen, wurde gleichfalls Voltaire mit ſeiner hiſtoriſchen Controle abgewieſen und ihm der Rath ertheilt, ſtatt deſſen lieber die Data ſeiner allgemeinen Weltgeſchichte zu verbeſſern. Bei Gelegenheit von Du Belloys „Belagerung von Calais“ rühmte Leſſing die Eiferſucht der Franzoſen auf ihren Ruhm gegenüber der Deutſchen Barbarei.

„Unſere Gelehrte ſelbſt ſind klein genug, die Nation in der Geringſchätzung alles deſſen zu beſtärken, was nicht geradezu den Beutel füllt.“

Wie wenig Hamburg der neuen Unternehmung entgegengekommen, verräth das ſcharfe Wort:

„Man äußere den Wunſch, daß eine reiche, blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geſchäfte haben wollen (das wird doch wenigſtens das

1767 Theater sein?), durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge — und sehe und höre um sich."

Von großer Bedeutung waren die Bemerkungen über die Nothwendigkeit, die ausländischen Stücke in Prosa zu übersetzen. Auch Frau Prof. Gottsched erscheint wieder auf dem Plane. Freilich habe sie einige Stücke des Destouches eben nicht verdorben, aber ihr sei der Ausdruck jeder feinern Empfindung versagt, sie paraphrasire diese in ihren gesunden Menschenverstand, bringe auch den häßlichen Ton des Ceremoniels herein. Von Gellerts Lustspielen wird gerühmt, daß sie das meiste ursprünglich Deutsche haben, dagegen vor dem Extrem des Provinzialen gewarnt. Den Hanswurst vertheidigt er im Sinne Mösers, der aus Mißverständniß Lessing für einen Gegner desselben gehalten. Seines „Freundes" Weiße „Amalia" wird dessen übrigen Stücken vorgezogen, kommt aber nicht ohne ein paar bedeutende Ausstellungen weg. Auch auf die zu einigen Stücken gelieferten Symphonien, besonders auf die von Agricola zur „Semiramis", geht Lessing einsichtig ein und sucht ihre Bedeutung auf eine noch heute beachtenswerthe Weise festzustellen.

War auch schon die volle Lust an der Arbeit geschwunden, da sich kein auf seine Absichten eingehendes Publikum, fast nur Gegner und Gleichgültige fanden, so wollte er doch den ersten, 52 Stücke umfassenden Band auf Michaelis fertig liefern. Ein großer Uebelstand war es, daß die „Dramaturgie" nur in Hamburg verkauft, nicht nach Leipzig versandt wurde, was die Buchhändler aufbrachte, so daß sie keine Bestellungen darauf machten. Und Lessing stand ganz allein, da Bode sich noch auf der Reise befand, auch die Unternehmer, auf deren Kosten die „Dra-

maturgie" gedruckt wurde, nichts vom Buchhandel ver- 1767
ſtanden. Seine Lage verſtimmte ihn ſo arg, daß er zwei auf die „Dramaturgie" bezügliche Briefe Nicolais gar nicht beantwortete. Endlich, am 4. Auguſt, erwiederte er:

„Ich bin verdrießlich, ärgerlich, mehr, als ich es in meinem Leben geweſen bin, und bin es blos und allein über mich; ich denke daher nicht gern an meine Freunde; denn ich müßte zugleich an mich denken, und ich mag an mich nicht denken."

Zugleich ſandte er die vierundzwanzig von Nicolai verlangten Exemplare der „Dramaturgie", nebſt vier für ihn, Mendelsſohn, Ramler und Agricola; die Preisbeſtimmung überließ er ihm, doch möge er nicht zu billig und keine einzelnen Stücke verkaufen. Aber nur zu bald ſollte er von einem ſchändlichen Nachdruck erfahren, der von Leipzig aus unter der erſonnenen Firma „J. Dodsley und Compagnie" verbreitet wurde. Der Name des Londoner Buchhändlers war gleichzeitig auf dem Nachdrucke des „Hypochondriſten" mißbraucht worden, der die Firma „Joh. Dodsley und Kasp. Moſer" führte. Leſſing zeigte ſogleich am 21. Auguſt in der von Freund Leiſching herausgegebenen „Neuen Zeitung" an, daß die Fortſetzung zunächſt unterbleiben, das Ganze bandweiſe erſcheinen ſolle; aber die Fortſetzung war ihm zunächſt verleidet. Dem Theaterunternehmen konnte eine weitere Verzögerung nichts ſchaden, da die „Dramaturgie" am 14. Auguſt erſt bei der Vorſtellung vom 1. Juli angekommen war. Der „Neuen Zeitung" bediente ſich von jetzt an Leſſing zu ſeinen Anzeigen; in ihr ließ er auch die zu Breslau gedichteten luſtigen Erzählungen und ein paar ältere Sinngedichte ohne ſeinen Namen erſcheinen.

Unterdeſſen hatte Leſſings eigene dramatiſche Muſe nicht

1767 geruht. Den „Schlaftrunk" hatte er größtentheils vollendet und bereits den Druck begonnen, doch sollte er nicht vor der Aufführung erscheinen. Auch an seinem „Doktor Faust" arbeitete er „aus allen Kräften"; er dachte ihn noch im Winter spielen zu lassen. Der Himmel sollte darin über den Teufel triumphiren, höchst wahrscheinlich, wie in dem aus späterer Zeit erhaltenen Plane, die Höllenmächte durch ein dem Faust untergeschobenes Phantom getäuscht werden, bei welcher Wendung eine ähnliche Dichtung Calderons zu Grunde zu liegen scheint. Lessing wollte das in den „Literaturbriefen" gegebene Wort einer Erneuerung des alten Faustspiels, dessentwegen er von den Gottschedianern verspottet worden war, in ganz eigenthümlicher Weise einlösen. Daneben schwebten ihm zeitweilig noch andere Pläne vor, so ein „Philoktet" und eine „Arabella", ja auch seine „Emilia" war nicht aufgegeben; doch wollte er zunächst durch das leicht gearbeitete Lustspiel, unbekümmert, was die ihm ungünstige Stimme der Welt darüber sage, und das Wagniß eines eigenthümlich erneuerten „Doktor Faust" die Hamburgische Bühne beleben und seine dramatische Gabe nicht unbenutzt lassen, trotz des Aergers, den ihm die gleichgültige Aufnahme seiner „Minna" machte. Wie sehr er damals durch das Anschauen der Bühne und die theoretische und kritische Beschäftigung mit derselben zur dramatischen Dichtung neigte, zeigt das durch das andauernde Verbot seiner „Minna" ihm am 4. August entrissene Wort an Nicolai:

„Der Zufall ist mir im Grunde recht lieb; er hilft mir eine Lust ersticken, die mich leicht hätte zu weit führen können."

Daß endlich die Deutsche Armuth an tüchtigen Bühnenstücken zu schwinden beginne, war sein wärmster Wunsch. Deshalb bedauerte er so sehr, daß weder Klopstocks „Her-

mann's Schlacht" noch Gerstenbergs grausiger, von Shakes- 1767
peares Kraft genährter „Ugolino", der ihm anfangs Au-
gust in der Handschrift mitgetheilt worden war, aufgeführt
werden könne.

Auch manches andere ärgerte und drückte Lessing. Da
der unverschämte Reich seine Klage wider ihn beim Regi-
mentsgerichte anhängig gemacht hatte, wurde der Preußische
Ministerresident in Hamburg angewiesen, Lessing zur Zah-
lung der Forderung anzuhalten oder die Sache bei dem
dortigen Gerichte anhängig zu machen, damit Reich zu
seiner rechtmäßigen Forderung gelange. Lessing war über
die Niederträchtigkeit des Menschen tief entrüstet. Als die
Sache ihm im September von Hecht vorgelegt wurde, er-
klärte er, weder schwören noch bezahlen zu wollen, da in
Hamburg ihn niemand dazu zwingen könne; nur wenn er
wisse, welche Genugthuung ihm sein Schwur verschaffe,
werde er ihn leisten. Der Schurke stand endlich von seiner
Forderung ab, als man ihm vorhielt, er müsse, wenn
Lessing schwöre, Spießruthen laufen. Sehr bekümmerte es
ihn, daß er Karls Noth nicht zu lindern vermochte, nur
eine kleine Forderung konnte er ihm zuweisen, die er noch
in Berlin hatte. An seinen Vater wagte er nicht mehr zu
schreiben, da er nichts zu seiner Unterstützung thun konnte.
Eben trug er sich mit der Absicht, sich eine Zukunft zu
gründen. Das mit Bode unternommene Geschäft (Bode &
Compagnie) sollte jetzt wirklich nach dem frühern Plane
ausgedehnt werden, unter anderm ein „Deutsches Museum"
in schöner Ausstattung auf Italienischem Papier erscheinen;
Klopstock und Gerstenberg versprachen dazu ihre neuesten
Sachen, und auch andere bedeutende Schriftsteller hoffte
man dafür zu gewinnen. Hierzu mußte Lessing neues Geld

1767 einschießen und von Freunden borgen. Der Bruder hatte unterdessen den Katalog der zu versteigernden Bücher drucken lassen, den Lessing mit Angabe der Preise zurückschickte. Nach Abzug der Kosten würden, hoffte er, noch 660 Thaler herauskommen, wovon 500 Thaler an Voß und die Miethe zu zahlen seien; auch sollte Karl sich davon nehmen, was er nothwendig brauche.

Der Kreis seiner Bekannten hatte sich mittlerweile immer weiter ausgedehnt. Am folgenreichsten sollte für ihn das Haus des Seidenhändlers Engelbert König werden. Er war ein Vierteljahr vor Lessing in Lütringhausen bei Elberfeld als Sohn eines Schulmeisters geboren, ein stattlicher Mann, ein tüchtiger, unternehmender Fabrikherr von redlichem Sinne, der, obgleich er elf Geschwister hatte unterstützen müssen, auch schon in Wien eine Seiden- und eine Tapetenfabrik gegründet hatte. Die Seele des Hauses war seine Gattin, Eva Katharina, die am 22. März 1736 zu Heidelberg geborene Tochter eines Kaufmanns, mit welcher er seit dem Juli 1756 vermählt war. Sie war eine liebevoll sorgsame Mutter ihrer drei Kinder (drei andere waren früh gestorben), eine treue Gattin, eine Frau von Geist und Verstand, die männliche Entschlossenheit und Thatkraft mit edler Weiblichkeit und reinem Gefühle verband, das Ideal einer Frau für Lessing, dem jede tändelnde Galanterie widerstand. Hausfreunde waren der seit sechs Jahren in Hamburg wohnende Münzmeister Otto Heinr. Knorre nebst dessen Gattin und die Familie seines Wirthes Schmidt. Auch mit dem Reimarusschen Hause kam er schon jetzt in Verbindung. Den berühmten Professor Herm. Sam. Reimarus, den gelehrten Philologen, den scharfsinnigen Naturforscher und Vernunftlehrer, wird er kaum noch gesehen haben, da

dieſer ſchon am folgenden 1. März in hohem Alter ſtarb; 1767
dagegen lernte er deſſen Sohn, den ihm gleichalterigen Arzt und Naturforſcher Joh. Alb. Heinrich, und deſſen edle, tief fühlende Tochter Eliſe (ſie war am 22. Januar 1735 geboren) näher kennen, wenn auch das Verhältniß erſt ſpäter

Abb. 29. Johann Albert Heinrich Reimarus.
Nach einer Kreidezeichnung aus ſeiner Jugend.
Mit Genehmigung von Herrn Dr. Wilh. Sieveking in Hamburg.

inniger wurde. In dieſem durch Bildung und ſchönen Menſchenſinn ausgezeichneten, die Edelſten und Weiſeſten anziehenden Kreiſe fand er den Arzt Dr. Grund, deſſen Schwager Legationsrath Zink nebſt Frau, beide literariſch thätig, den Campagnenmeiſter Behn beim Arſenal, den ein Jahr ältern Prof. Büſch und deſſen Schwager, den Kaufmann Aug. Gottfr. Schwalb, der Beſitzer einer ſchönen Ge-

1767 mäldegallerie war. Im Schwalbiſchen Hauſe ſoll er oft Abends vor Tiſche als leidenſchaftlicher Spieler mit den Frauen Büſch und Knorre ſeine L'homberpartie gemacht haben; wenn man darauf ſtichelte, daß die andern ihrentwegen mit dem Eſſen warten müßten, pflegte er zu erwiedern: „Tous les hommes d'esprit aiment le jeu à la fureur". Andere nähere Bekannte Leſſings waren der Paſtor Jul. Guſt. Alberti an der Katharinenkirche, ein aufgeklärter Prediger und feiner Mann, deſſen Freund Baſedow, damals Profeſſor in Altona, der ehemalige Mitarbeiter am „Nordiſchen Aufſeher", den Leſſing in den „Literaturbriefen" ſo ſtark gerüttelt hatte, der gelehrte und umſichtige Rektor des Johanneums Joh. Sam. Müller, der geiſtvolle Kaufmann Moſes Weſſely, Glaubensgenoſſe und Freund Mendelsſohns. Auch die ſchönen und reichen Sammlungen Hamburgs erſchloſſen ſich ihm; ſo ſah er die Gemälde bei Bürgermeiſter Grefe, die Portugieſiſchen Bücher bei Kaufmann Rameyer, die neuern Münzen und Medaillen bei Geldwechsler Pahlmann. In den Kirchen blieben die zahlreichen Denkmäler und Gemälde nicht unbeachtet.

Anfangs September empfing Leſſing den Beſuch des dreiundzwanzigjährigen Flensburger Pfarrersſohnes Heinr. Chriſtian Boie, der eben von Jena, wo er drei Jahre ſtudirt hatte, nach der Heimat zurückkehrte. Er hatte ſich neben ſeinem juriſtiſchen Fache eifrig mit der ſchönen Literatur abgegeben, lyriſche Gedichte in franzöſiſchem Geſchmacke gedichtet, aber noch lebhafter ſich mit Engliſchen Schauſpielen beſchäftigt und einige derſelben überſetzt. Seine Bearbeitung von Otways „The Orphan", unter dem Titel „Monimia", wollte er drucken laſſen. Zuerſt beſuchte er Klotz in Halle, der ſich einen Anhänger in ihm zu gewinnen

suchte. Mit seiner gewohnten stürmischen Freundlichkeit 1767
empfing ihn Gleim in Halberstadt. Zu Braunschweig war sein Freund, der dreiundzwanzigjährige Hamburger Joh. Joach. Eschenburg, als Informator am Karolinum angestellt, der bereits seit dem vorigen Jahre zu Hamburg die „Unterhaltungen" herausgegeben, die mannigfaltige Beiträge, prosaische und poetische, fremde und eigene, brachten. Durch Eschenburg lernte Boie den Abt Jerusalem und den Dichter Zachariä kennen. In Hamburg suchte er Alberti, Basedow und Löwen, in Altona Dusch auf. Schüchtern ging er endlich auch zu Lessing, dessen Gedichte ihn schon als Knaben erfreut hatten. Dieser nahm ihn nach seiner freundlichen Weise zutraulich auf, wie ihm Gleim vorausgesagt hatte, der ihm aber keinen Brief an seinen ihm jetzt ferner stehenden alten Freund mitgab. Lessing ermunterte ihn dringend, seine „Monimia" zu vollenden, die mit einigen Aenderungen wohl auf die Bühne zu bringen wäre. Günstig sprach er sich über das in Nachahmung der „Miß Sara" nach dem Englischen bearbeitete bürgerliche Trauerspiel „Julie" von Sturz aus, das dieser im Frühjahre zu Kopenhagen mit einem „Briefe über das Deutsche Theater an die Freunde und Beschützer desselben in Hamburg" herausgegeben hatte. Der Darmstädter Helferich Peter Sturz, sieben Jahre jünger als Lessing, war vor drei Jahren als Sekretär nach Kopenhagen gekommen, wo er sich der Freundschaft Klopstocks erfreute. Obgleich Sturz Lessings in seinem „Briefe" gar nicht gedacht hatte, äußerte dieser sich günstig über sein Stück, das er lieber gemacht haben möchte als den von manchen Seiten gepriesenen „Medon" des Leipziger Professors Clodius. Die Rede kam auch auf die in Schleswig erschienenen „Briefe über Merk-

1767 würdigkeiten der Literatur", in welchen Leſſing ſehr viel Neues und Gutes fand, nur mit dem „koſtbaren" Ton derſelben war er nicht zufrieden. Er wußte, daß Gerſtenberg, den er ſehr hochachtete, der Hauptverfaſſer war; mit ſeinen Urtheilen konnte er freilich nicht immer übereinſtimmen, da dieſer das Anſehen ſeines Ariſtoteles nicht anerkannte. Auch die von Eſchenburg herausgegebenen „Unterhaltungen" wurden beſprochen. Man hatte Leſſing die Fortſetzung derſelben angetragen, dieſer aber hatte ſie abgelehnt, weil er den Verleger Bock im Verdachte hatte, er ſei beim Nachdrucke der „Dramaturgie" betheiligt. Daß Eſchenburg darin kleine Franzöſiſche Stücke überſetzt hatte, war ihm bekannt; mit ſolchen Kleinigkeiten, meinte er, dürfe man ſich nicht abgeben, da wir noch ſo wenig Großes hätten, und ſo wünſchte er, auch Eſchenburg möge ſich an größern dramatiſchen Arbeiten verſuchen; es galt ihm, begabte Köpfe dazu heranzuziehen, wenn er auch keine Meiſterwerke von Jünglingen erwartete. An Eſchenburg, dem Boie auch dieſes mittheilte, ſchrieb er:

„Von Leſſing bekommen wir bald eine neue Komödie, „Der Schlaftrunk", die ſchon gedruckt iſt (?), aber vor der Aufführung nicht ausgegeben wird, „Arabella", ein Trauerſpiel, und die neue „Matrone von Epheſus" [über die ſich die „Dramaturgie" ausgeſprochen]. Er hat verſchiedene andere Sachen unter den Händen, und darunter recht kühne Originalſtücke; aber Verſe hat er ſeit langer Zeit nicht mehr gemacht, und wird ſich auch nicht um die bekümmern, die er gemacht hat."

Aeußerſt ungehalten zeigte er ſich über die plumpen Mißurtheile der Klotzianer. Auch über das Scheitern des Hamburgiſchen Theaterunternehmens ſprach er nicht ohne Bitterkeit. So außerordentlich zutraulich zeigte ſich Leſſing gegen den ſtrebſamen Muſenjünger.

Am 21. kam endlich von Berlin die Erlaubniß, die

längſt vorbereitete „Minna“ auf die Bühne zu bringen. Die 1767
erſte Vorſtellung fand neun Tage ſpäter ſtatt; am folgenden Abend wurde ſie wiederholt, dann bis zum 4. December noch dreimal gegeben. Das Stück fand, wenn auch keine begeiſterte Aufnahme, doch den reinſten Anklang bei allen Kennern. Die Hauptrollen befanden ſich in den Händen Eckhofs und der Henſel; freilich genügte Eckhof dem Dichter nicht ganz, da ſeine Perſönlichkeit dazu nicht paßte, wenn er auch den Charakter lebendig gefaßt hatte. Ackermanns Wachtmeiſter und der Mecour Franziska waren vollendete Spiegelbilder der Dichtung; der Wirth wurde von dem jungen Borchers vortrefflich wiedergegeben, nur Henſels Juſt ließ viel zu wünſchen übrig. In der „Minna“ waren zum erſtenmal in ſich geſchloſſene, echt Deutſche Charaktere und ein aus dem geſchichtlichen Leben Deutſchlands, ja aus ſeiner nächſten Vergangenheit geſchöpfter Stoff der Bühne geboten.

Eine der anziehendſten Bekanntſchaften machte Leſſing in dieſem Herbſte an dem Prof. Ebert in Braunſchweig, der ihn ſchon vor acht Jahren durch Gleim hatte grüßen laſſen. Leſſing, der ihn vielleicht ſchon als Leipziger Student gekannt, ſchätzte ihn beſonders wegen ſeiner Ueberſetzung von Young. Als der jetzt dreiundfünfzigjährige kleine, freundliche Mann, deſſen äußeres Weſen freilich etwas wunderlich war, im Herbſt wieder ſeine Vaterſtadt beſuchte, wurde dieſer mit ihm ſo vertraut, daß er ſelbſt auf ſeine Spielluſt und andere Eigenheiten in ähnlich ſcherzender Weiſe wie Mendelsſohn zu ſpotten ſich erlauben durfte, was ihm Leſſing durch heitere Hervorhebung ſeiner Eigenheiten, beſonders ſeiner Verehrung der Tafelfreuden, widergeben konnte. Ebert war mit dem Königſchen Hauſe und

1767 den gebildeten Kreiſen Hamburgs vertraut. Leſſing ſchätzte ihn auch als Freund Klopſtocks und Gleims.

Schon die Vorſtellungen der „Minna“ fielen in die Zeit des Niederganges des Hamburgiſchen Nationaltheaters. Die für daſſelbe beſtimmten Gelder waren in Folge der prächtigen Ausſtattung und des Einfluſſes der Feinde des

Abb. 30. Johann Arnold Ebert.
Nach dem Gemälde von Kalau (1770) in der Gleimſchen Sammlung.

Unternehmens bereits Ende September aufgebraucht. Am 2. Oktober ſah man ſich genöthigt, nach den Hauptſtücken Harlekinaden zu geben, ja Luftſpringer auftreten zu laſſen; aber auch dies Mittel wirkte nicht, beſonders als Franzöſiſche Komödianten in Hamburg eintrafen. Schon am 4. December wurde die Schlußvorſtellung gegeben, Voltaires „Mahomet“ mit einem Ballet. Frau Löwen hielt die Dankrede, worin ſie dem Publikum ſagen mußte, vom denkenden Parterre

allein könne das Deutsche Schauspiel nicht leben, und doch 1767
wolle der Deutsche von der Kunst „nur leben, und nichts mehr"; die Deutschen, schloß sie, möchten nur sie, ihre Landsleute, nicht vergessen. So schied die Nationaltruppe von Hamburg, um den Winter ihr Leben in Hannover zu fristen.

Lessing blieb in Hamburg zurück, wo er vom 8. December an die Fortsetzung der „Dramaturgie" erscheinen ließ; wöchentlich wurden jetzt vier Stücke ausgegeben, da bei der Rückkehr der Schauspieler der erste auf hundert berechnete Jahrgang vorliegen sollte. Ueber die gründliche Täuschung seiner Hoffnung und seine bedrängte Lage war er äußerst mißmuthig. Erst am 21. December vermochte er dem Vater auf seinen vor mehr als drei Wochen erhaltenen Brief zu erwiedern. Dieser hatte ihn an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage gebeten, nur alle Vierteljahre kurze Nachricht von seinem Befinden zu geben; auch hatte er ihm mitgetheilt, daß er Neujahr sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum mit einer Dankpredigt feiern werde. Der Kamenzer Rath war vor kurzem so halsstarrig gewesen, die Bewerbung seines Sohnes Theophilus um die erledigte Katechetenstelle abzulehnen, die dem im Dienst ergrauten Manne nach so manchen Leiden ein letzter Trost gewesen wäre. Nur um ihm die unangenehmsten Briefe zu ersparen, schrieb Lessing dem Vater, habe er bisher geschwiegen, da er immer in Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten gesteckt, doch werde Karl von ihm Nachricht gegeben haben. Leider sei er nicht im Stande, dem Vater sein Alter ebenso bequem und angenehm zu machen, als Gott es ihm ruhig und gesund gemacht. Dabei müsse er fürchten, wenige würden in Kamenz an seinem Ehrentage aufrichtigen Antheil nehmen. Gern würde er ihm dazu

1767 wieder Wein und Zucker schicken, aber er müsse warten, bis die Elbe wieder offen sei. An ein Glückwunschgedicht zu denken, lag ihm ganz fern; er hatte der lyrischen Dichtung längst entsagt, und was sollten ihm Reimverse, wo er die traurige Lage des von seiner Gemeinde mißhandelten Jubelgreises so tief wie die eigene fühlte! Ueber seine Verhältnisse konnte er dem Vater nur mittheilen, daß er alles, was er habe zusammenbringen können, in ein gemeinschaftliches Geschäft geschossen, von dem er, wenn es einmal im Gange sei, als ehrlicher Mann leben und auch seine Geschwister unterstützen zu können hoffe.

In den nächsten vier Wochen lieferte er regelmäßig seine vier Stücke, die bei dem Format der „Dramaturgie" zusammen so viel wie ein Bogen engen Druckes enthielten. Freilich hatte er den Stoff dazu längst bereit, aber die sorgsame Ausarbeitung und feine Ausfeilung erforderten doch viele Mühe und Zeit, da er sich oft von dem Gegenstande zu genauerer Untersuchung hinreißen ließ und er den ihn drückenden Kummer zuweilen in gesellschaftlicher Zerstreuung zu verscheuchen suchte. Da er mit der Besprechung der Vorstellungen sehr im Rückstande geblieben war und die Schauspieler nun gar den Winter auswärts spielten, glaubte er in der Beurtheilung der Stücke sich weiter ergehen zu dürfen, besonders die Frage nach der dichterischen Komposition gründlicher behandeln und den Französischen, besonders von Voltaire genährten Dünkel, ihr Klassicismus enthalte das auf der Ueberlieferung der Griechen beruhende, für alle Völker maßgebende Ideal der Tragödie, in seiner Nichtigkeit zeigen zu müssen. In der Beurtheilung von Favarts „Soliman II." und Voltaires „Merope" lieferte er zwei unvergängliche Muster ästhetischer

Kritik. Favarts Lustspiel vergleicht er mit Marmontels zu 1768
Grunde liegender „moralischer Erzählung", wobei das, was die Franzosen moralisch nennen, ergetzlich getroffen wird, und beweist sodann, daß die Abänderungen in dem Wesen der dramatischen Dichtart gegründet seien. Mit voller Gewalt edler sittlichen Strenge erhebt er sich bei Voltaires „Merope" gegen den eiteln, sein Vorbild Maffei durch lügenhafte Darstellung herabsetzenden Dichter, wobei er mit sarkastischem Spotte die durch dieses Stück aufgekommene Mode des Hervorrufens der Dichter geißelt. Er zeigt, wie Voltaire trotz der Vornehmheit, womit er sich über Maffei hinwegsetzt, von diesem Fabel, Plan und Sitten genommen und dessen Ausführung mehrfach verdorben; nur einmal habe er ihn wirklich verbessert und sich als Dichter gezeigt. Aber damit nicht genug, rückt er dem ganzen Französischen Klassicismus auf den Leib. Da sehen wir denn, wie es sich mit der gerühmten Französischen Einheit von Ort und Zeit verhält, wie die große Nation sich diese willkürlich zurecht gelegt, ihren Regeln eine Ausdehnung gegeben, daß es kaum noch Regeln sind, oder sich ihrer auf eine gezwungene, anstößige Weise bedient.

„Besonders ist Voltaire ein Meister, sich die Fesseln der Kunst so leicht, so weit zu machen, daß er alle Freiheit behält, sich zu bewegen, wie er will; und doch bewegt er sich oft so plump und schwer und macht so ängstliche Verdrehungen, daß man meinen sollte, jedes Glied von ihm sei an ein besonderes Klotz geschmiedet."

Das waren ehrliche Deutsche Hiebe! Voltaire that sehr wohl, daß er Lessings Kritik nicht lesen wollte; auch seine Verehrer begnügten sich, auf die Vermessenheit des Deutschen zu schimpfen, der mehr Geschmack haben wolle als die Nation, die sich allein dessen rühmen dürfe; nie-

1768 mand wagte zu seiner Vertheidigung aufzustehen, obgleich Lessing im einzelnen nachgewiesen, wie jämmerlich es in der gepriesenen „Merope" mit der Einheit des Ortes und der Zeit bestellt sei. Nachdem er dies mit der ihm eigenen, immer gerade und schwer auf den Kopf treffenden Schärfe gethan, spielte er den entscheidenden Trumpf auf. Die Einheit der Handlung war bei den Alten das Hauptgesetz; der nicht aus der Natur der Dichtart geflossenen, sondern durch den Chor aufgezwungenen Einheit der Zeit und des Ortes unterwarfen sie sich mit einer Biegsamkeit und einem Verstande, daß sie in den meisten Fällen weit mehr dabei gewannen als verloren. Die durch die wilden Intriguen der Spanischen Stücke verwöhnten Franzosen fanden keinen Geschmack an der Einheit der Handlung, nahmen dagegen ohne Noth das Joch der beiden andern Einheiten auf sich, nur setzten sie an deren Stelle willkürlich einen unbestimmten Ort und eine Zeitdauer ohne Sonnenauf- und Untergang. Und Lessing ist, was wohl zu merken, einsichtig genug, ihnen diese Beschränkung zuzugestehen, da auch bei dieser vortreffliche Stücke möglich seien; aber die Anmaßung, diese ihre einseitig beschränkte Form als die einzig richtige, echt klassische darzustellen, ekelte ihn an. Doch gibt man auch, fährt er fort, diese „Pedanterie" zu, „die strengste Regelmäßigkeit kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen." Das nähere Eingehen auf diese groben Fehler führt ihn auf die falsche Sucht nach Ueberraschungen, wobei er die Vertheidigung der viel getadelten Prologe des Euripides übernimmt, weiter auf die genaue Erörterung einer Stelle aus Aristoteles „Poetik" und auf das Fabelbuch des Hygin, was freilich außerhalb des Kreises einer für das

Theaterpublikum bestimmten Wochenschrift lag, wie Lessing 1768
selbst mit spottender Laune hervorhebt.

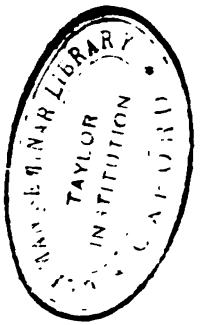
„Wahrlich, ich bedaure meine Leser, die sich an diesem Blatte eine theatralische Zeitung versprochen haben, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann. Anstatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine lustige oder rührende Romane gebracht; anstatt beiläufiger Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die doch wohl sein müssen, die sich mit Komödienschreiben abgeben; anstatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig skandalöser Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen: anstatt aller dieser artigen Sächelchen, die sie erwarteten, bekommen sie lange, ernsthafte, trockene Kritiken über alte, bekannte Stücke; schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht sein sollte; mitunter wohl gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollen sie lesen? Wie gesagt, ich bedaure sie; sie sind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen: besser ist es, daß sie es sind als ich. Und ich würde es sehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetze machen müßte. Nicht, daß ihre Erwartungen sehr schwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde sie vielmehr sehr bequem finden, wenn sie sich mit meinen Absichten nur besser vertragen wollten."

Diese war von Anfang ab auf die Bildung des Geschmackes des Publikums gerichtet; daß er die Kritik des Spieles aufgab, war nicht seine Schuld; die Erwartung, in welcher er die „Dramaturgie" unternommen, war leider nicht in Erfüllung gegangen, und so glaubte er sich seinen Leserkreis selbst bestimmen zu dürfen.

Bitterster Unmuth, Vertiefung in die Geschichte der dramatischen Literatur, andere Arbeiten, wie sein Antheil an Bodes Uebersetzung von Sternes „Empfindsamen Reisen", die er durchsah, vielleicht auch die schwierige Uebersetzung der ersten sechs Bogen von Noverres „Briefen über die Tanzkunst und die Ballette" (das übrige lieferte später Bode), auch Abhaltungen mancher Art ließen ihn nicht

1768 nach Wunsch vorwärts kommen, so daß nach dem 5. Januar wöchentlich nur noch drei oder zwei Stücke erschienen (schon am 22. schrieb er wegen einer Vignette an Meil), er am 15. April mit Stück 82 abbrach. Auch diese 31 Stücke zeigten so wenig eine Spur von Ermattung, von Mangel an Schärfe, Laune und besonnenem Beherrschen des Stoffes, daß er mit sicherm Selbstbewußtsein im Kampfe gegen die Franzosen und Voltaire fortschritt, den er sich nun einmal, wie er spitzig bemerkt, als denjenigen ausgesucht habe, mit dem er streite, um nach und nach in die Materie zu kommen. Er müsse, schrieb er damals an Nicolai, jetzt um sich greifen, um die Materie so lange zu dehnen, bis die Gesellschaft wieder von Hannover komme. Aber zu dehnen brauchte er nicht, da so manche Vorstellungen noch zu besprechen waren; es galt ihm, den Kampf gegen die französische Tragödie allseitig zu verfolgen und auf das Ziel der wahren Tragödie hinzuweisen. Seine weit sich verbreitenden Betrachtungen schließt er an Corneilles „Essex", die „Brüder" von Romanus und Weißes „Richard III." an. Ersterm stellte er die frühere Darstellung des Engländers Banks und ein Spanisches Drama entgegen, die beide in ihrer Art den Vorzug vor der französischen Dichtung verdienten. Von allerhöchster Bedeutung sind hier außer der Charakterisirung der Englischen und Spanischen Originalität die Bemerkungen über die tragische Sprache. Wohlthuend überrascht uns das gelegentliche rücksichtslose Lob von Wielands „Agathon", einem Werke, das unter die vortrefflichsten unseres Jahrhunderts gehöre.

„In Frankreich und England würde es das äußerste Aufsehen gemacht haben, der Name des Verfassers würde auf aller Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es und damit gut. Unsere Großen


TAYLOR
INSTITUTION

lernen fürs erste an den *** [gemeint sind die berüchtigten Crébillonschen Romane] kauen." 1768

Auch hier, wie in der Besprechung der „Brüder", wendet er sich gegen Voltaires leeres, aus Unkunde hervorgegangenes Gerede. Noch tiefer führt ihn seines Freundes Weiße „Richard III." in das Herz seines Gegenstandes. Das Stück sei „eines von unsern beträchtlichsten Originalen, reich an großen Schönheiten", die zeigten, daß der Dichter die damit verwebten Fehler zu vermeiden Kräfte genug gehabt, hätte er selbst sich diese nur zutrauen wollen. Sein „Richard" sei nach der Bestimmung des Aristoteles kein tragischer Charakter, das größte, abscheulichste Ungeheuer, das nicht die eigentlich tragische Wirkung, Mitleid und Furcht, erregen könne. Und so geht er genau auf die Aristotelische Bestimmung des Wesens der Tragödie ein und entwickelt mit großem Scharfsinne die seit vielen Jahren bei ihm feststehende Auffassung des Aristoteles, wobei er die bodenlose Willkür der von Corneille aufgebrachten, von seinen Nachfolgern gläubig angenommenen Theorie des Dramas nachweist. Freilich halte unser Publikum Weißes „Eduard III." für ein interessantes Stück, da es beschäftigt und vergnügt werde, aber damit sei es nicht genug; ein Werk müsse die Wirkungen haben, die ihm vermöge seiner Gattung zukommen, und wenn irgend eines, ein dramatisches, die wichtigste Dichtart von allen, da sie allein Mitleid und Furcht errege. Aber das Publikum nehme vorlieb, weil es gleichgültig und kalt gegen das Theater sei, in das wir „fast alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langeweile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, gehen". Nicht allein die Deutschen, die es treuherzig genug bekennen, haben kein

1768 Theater, auch die Franzoſen haben es nicht, obgleich ſie ſeit hundert Jahren ſich eines ſolchen rühmen, ja ſelbſt ihre Nachbarn damit hintergangen haben. Dieſe beſitzen nur deshalb keine wahre Tragödie, weil ſie ſeit hundert Jahren aus Eitelkeit gewähnt, ſie zu beſitzen, und zwar die echt Griechiſche in gereinigter Form, wie auch Gottſched, weil er ſich aus Eitelkeit für einen Dichter gehalten, nie einer geworden. Schließlich zeigt er, wie Corneille ſämmtliche auf die höchſte Wirkung der Tragödie berechneten Regeln des Ariſtoteles entkräftet, verſtümmelt, gedeutelt und vereitelt.

Während Leſſing ſo mit warmem Ernſte und genialer Einſicht feſte Regeln für die tragiſche Kunſtform feſtzuſetzen bemüht war, hatte ſich die Klotziſche Rotte mehr als je der Kritik bemächtigt, die ſie mit leichtfertiger Unkenntniß, grenzenloſer Eitelkeit und gewiſſenloſer Parteilichkeit übte. Klotz war Mitarbeiter an Nicolais „Allgemeiner Deutſcher Bibliothek", doch gerieth er mit dieſem in Zwieſpalt, der, wie er wußte, mit Leſſing befreundet war. Sein Uebermuth trieb ihn, mit dem Anfange des Jahres 1768 eine „Allgemeine Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" herauszugeben, in welcher er mit dem von ihm nach Halle gezogenen Profeſſor J. G. Jacobi, mit ſeinem Schüler, dem fünfundzwanzigjährigen Profeſſor Friedr. Juſt Riedel in Jena und andern Verbündeten ſich das Oberrichteramt anmaßte, um ſeine Kabalen- und Parteiherrſchaft auch in den ſchönen Wiſſenſchaften zu üben. Schon am 2. Februar ſchrieb Leſſing:

„Das iſt doch unleidlich, was die Kerle in Halle ſudeln! und in was für einem Tone! Das zweite Stück aber iſt ſchon ſo elend, daß ich der ganzen Lufterſcheinung eine ſehr kurze Dauer verſpreche. Die Königsberger [Hamann in den Königsbergiſchen Zeitungen] fangen ſchon ritterlich an, ſich über den Herrn Geheimenrath luſtig zu machen."

Besonders ärgerte ihn das Urtheil über Ramlers 1768
„Lieder der Deutschen", ja es juckte ihn, darüber noch ein „Literaturbriefchen" zu schreiben.

Zu dem von Bode und Lessing beabsichtigten „Deutschen Museum", das in schöner Ausstattung in dem von Lessing geliebten Quartformat erscheinen sollte, hatte Klopstock seine „Hermanns Schlacht", seine neuen Oden u. a., Gerstenberg seinen „Ugolino" zugesagt. Lessing bewunderte letztern, aber er schien ihm über die Gattung hinauszugehen, da er statt Mitleid eine gänzlich schmerzhafte Empfindung errege, so daß er ihn nicht zum zweitenmal lesen möge. Den Druck desselben konnten sie bis Ostern nicht fertig stellen. Ihr Gesuch um Censurfreiheit für die „Dramaturgie" und die für das Theater zu druckenden Stücke hatte man von Wien aus nicht blos abgelehnt, sondern diesen Bescheid mit einer unliebsamen Bemerkung dem Magistrat der freien Reichsstadt zukommen lassen.

Die Versteigerung von Lessings Büchern in Berlin hatte schlechten Erfolg gehabt, die bedeutendsten Werke waren zurückgeblieben, das Abgegangene schlecht bezahlt worden, nur aus Warschau waren für die Zaluskische Bibliothek Bestellungen eingegangen. Die Berliner Freunde, selbst Nicolai, hatten sich nicht für die Sache verwandt. Auch Gleim that nichts; er schwärmte eben für Klotzens Freund J. G. Jacobi, dem er freilich näher stand als dem hellen Denker Lessing. So war auch diese Aussicht, zu Geld zu kommen, vereitelt; vorab sollte Karl die kostbaren Sammelwerke zu guten Preisen zu veräußern suchen. Da die Kasse der Theaterunternehmer übel bestellt, auch von der Druckerei noch an keine Einnahme zu denken war, befand sich Lessing

1768 in ärgſter Noth. Da traf von Kamenz ein Brief ein, worin der Vater dringend um 100 Thaler auf Oſtern bat.

„Ich erliege unter Arbeit und Sorgen", erwiederte Gotthold am 20. März, „und von dieſen letztern iſt es gewiß nicht meine geringſte, daß ich meine Eltern in ſo dringender Verlegenheit wiſſen muß, und nicht im Stande bin, ihnen ſo geſchwind beizuſtehen, als ich wünſchte... Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch geweſen, und kann mich kaum einem oder zwei vertrauen, deren Beiſtand ich bereits mehr als gebraucht habe und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen."

Doch verſprach er in ſeinem lebhaften Eifer, zu Johannis das Geld zu ſchaffen, es möge herkommen, woher es wolle. Auch den angekündigten Beſuch von Theophilus mußte er ablehnen, da dieſer bei ihm aus dem Regen in die Traufe kommen würde. Selbſt Karls Bericht von der begeiſterten Aufnahme, welche ſeine „Minna" in Berlin gefunden, und ſein Zuruf:

„Ich dürfte nicht an deiner Stelle ſein, ich ſchriebe Komödie auf Komödie; denn Menſchen vergnügt machen heißt ſie in den glücklichſten Zuſtand ſetzen",

konnte keine freudige Stimmung in ihm erregen. Der ihm widerwärtige Döbbelin habe ſie wohl deshalb ſo oft gegeben, meinte er, weil er wenige andere Stücke beſetzen könne. Zum Ueberfluſſe hatte noch ein ſogenannter guter Freund, der aus Berlin gekommen, ihm die Verſicherung gegeben, es ſei oft in ſeiner „Minna" leer geweſen. Döbbelin, in deſſen Bude kein Menſch mehr kommen wollte, hatte das Stück ſchon lange geben wollen. Der 21. März war der denkwürdige Tag, wo dieſer durch „Minna" die Berliner verſöhnte und ſich ein beſetztes Haus verſchaffte. Am Ende des Stückes wurde es (ein ganz unerhörter Vorgang in Berlin) wieder verlangt, was ſich an den folgenden Abenden wiederholte, ſo daß „Minna" zehnmal hinter-

einander gegeben wurde, und auch am zehnten Abend hätte 1768
man die Wiederholung gefordert, aber die Anwesenheit des Prinzen Heinrich hielt den lauten Zuruf des Publikums zurück. Bis zum 23. April wurde sie, trotz der Spielpause der zwischenfallenden Ostertage, neunzehnmal gegeben. Waren auch die Rollen nicht aufs beste besetzt, so wurde das Stück doch nach dem Urtheil eines so guten Kenners wie Bruder Karl nicht verdorben. Der Schauspieler Schmelz, dessen Sprache freilich nicht die angenehmste war, gab den Tellheim ganz ausgezeichnet, Döbbelin entzückte als Wachtmeister. Die Volksdichterin Karschin, der Lessing nichts weniger als gewogen war, schreibt von der siebenten Vorstellung (sie hatte das Stück vorher zweimal gesehen):

„Die Galerie, die Logen, das Parterre, alles wird voll; ich mußte mich begnügen, einen Platz auf dem Theater zu finden; denn auch das war auf beiden Seiten besetzt, ein außerordentlicher Zusatz zur Ehre des Herrn Lessings; denn vor ihm hats noch keinem Deutschen Dichter gelungen, daß er den Edlen und dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeisterung eingeflößt und so durchgängig gefallen hätte."

Aber dieser Jubel seiner Berliner rührte ebenso wenig des Königs Herz, wie er Lessings niederschmetternden Kritiken des Französischen Dramas sein Ohr zuwandte; er beklagte die geistige Armuth der Deutschen, ihre Geschmacklosigkeit, obgleich ihm bei seinem völligen Mangel an jeder Kenntniß der neuern Leistungen alle Berechtigung zu einem Urtheil abging. Der aus der Königsstadt geflohene, bewunderte Dichter schrieb damals verzweiflungsvoll dem Bruder:

„Gott sei Dank, bald kömmt die Zeit wieder, daß ich keinen Pfennig in der Welt mein nennen kann als den, den ich verdienen

1768 soll! Ich bin unglücklich, wenn es mit Schreiben geschehen muß! Nimm meinen brüderlichen Rath und gib den Vorsatz ja auf, vom Schreiben zu leben.... Sieh, daß du ein Sekretär wirst oder in ein Kollegium kommen kannst. Es ist der einzige Weg, über lang oder kurz nicht zu darben. Für mich ist es zu spät, einen andern einzuschlagen. Ich rathe dir damit nicht, zugleich alles gänzlich aufzugeben, wozu dich Lust und Genie treiben."

Aber eben war ihm am fernsten Himmel ein schwacher Hoffnungsschein aufgegangen. Klopstock, dem der Preußenkönig zuwider war, weil er die Deutsche Dichtung verachtete, hatte große Aussicht auf Kaiser Joseph gesetzt, dem er seine „Hermanns Schlacht" zu widmen gedachte. Dem kaiserlichen Gesandten in Kopenhagen hatte er eine Denkschrift zur Mittheilung an den Fürsten Kaunitz übersandt, welche seinen Plan zur Hebung Deutscher Wissenschaft und Kunst in der Kaiserstadt entwickelte. Danach sollten Lessing und Gerstenberg Unteraufseher der Schaubühne unter einem die Staatsgewalt vertretenden Oberaufseher werden, ihnen die ganze Kunstseite des Theaters frei überlassen sein, die Wahl der Stücke, die Annahme und Unterweisung der Schauspieler. Einer der wenigen, denen Klopstock sein Geheimniß mittheilte, war Lessing, der, da er keine andere Aussicht sah, sich von Klopstocks Begeisterung fortreißen ließ.

Es war nun ein Jahr, seit er Hamburg mit jetzt grausam zerstörten Hoffnungen betreten hatte; sein Geist verlangte nach einer Erfrischung in anderer Umgebung, und so beschloß er, trotz seiner bedrängten Verhältnisse, zur Ostermesse Leipzig zu besuchen, wo die Druckerei Geschäftsangelegenheiten hatte und er so viele Freunde besaß, ja er dachte, wenn es irgend möglich, auch seine Berliner Freunde aufzusuchen. Mehrere befreundete Damen gaben ihm Berliner Schuhe mit, die von dem dortigen Meister kunstfertig

hergestellt werden sollten. Ende April (die Meßwoche be- 1768
gann mit dem 1. Mai) trat er die Reise nach Leipzig an, die ihn zu dem archäologischen Feldzuge gegen Klotz bestimmen sollte.

2.

Seit drei Jahren hatte Lessing die Musenstadt an der Pleiße bereits nicht mehr besucht, wo die Gesellschaft seines Freundes Koch in dem auf der niedergelegten Bastei neu erbauten Theater seit dem Oktober 1766 ihre Vorstellungen gab. Hier sah er seine „Minna", in der ihm aber nur Brückner als Tellheim besser gefiel als Eckhof, die übrigen Schauspieler schienen ihm alle unendlich unter den Hamburgischen zu stehen. Das neue Gebäude und die von Oeser gemalten Dekorationen hatten seinen Beifall. Wenn er auch mit den Schauspielern, besonders mit Brückner, Brandes, der aber auf seine „Dramaturgie" nicht gut zu sprechen war, dessen Frau und Koch viel verkehrte, so widmete er doch den größten Theil seiner Zeit den zur Messe anwesenden Berliner Freunden Nicolai und Voß, mit denen er sich über buchhändlerische und literarische Angelegenheiten unterhielt. Unter den alten Freunden war der bedeutendste der Steuereinnehmer und Theaterdichter Weiße. Dieser war mit der künstlerischen Strenge seiner „Dramaturgie" nichts weniger als zufrieden; auf die Wirkung allein komme es an, meinte er, und so solle man auch die Stücke der Ausländer nur nach dem Eindrucke beurtheilen, den sie auf der Bühne ihres Volkes machten. Als ob Lessing sich um die Wirkung nicht gekümmert und den Franzosen nicht ihr klassisches Drama ruhig hätte lassen wollen, hätten sie dies nicht aller Welt als allgemein mustergültig aufnöthigen

1768 wollen; als wäre es nicht seine Absicht gewesen, den Geschmack der Zuschauer dadurch zu bilden, daß er auf die der Bestimmung des Dramas entsprechenden Wirkungen hielt. In der ersten Zeit sah Lessing Weiße nur wenig, da er selbst von so vielen Seiten in Anspruch genommen war; nach Beendigung der Messe vernahm er zu seiner Verwunderung, daß dieser am 15., ohne ihm vorher ein Wort davon zu sagen, aufs Land zu einer Wasserkur gegangen, von wo er erst nach Lessings Abreise zurückkehrte. Ein solches Betragen des so förmlichen Mannes mußte auch Lessings Bekannten auffallen, und es war nicht zu verwundern, daß man dieses der Mißstimmung Weißes wegen der „Dramaturgie" zuschrieb. Nachweislich war Weiße, wie auch dessen Freund Garve, so übel auf jene zu sprechen, daß er behauptete, Lessing urtheile nie nach der Wirkung, die doch die wahre Probe eines Stückes ausmache. Eine leere Ausrede war es, wenn Weiße drei Monate später an Lessing schrieb, ein gewisser Dummkopf habe ihn beredet, er sei über die Beurtheilung seiner „theatralischen Possen" verdrießlich gewesen. Vielleicht deutet Weiße hier auf Lessings alten witzigen Freund Saal, den freilich seine Schmähung am wenigsten getroffen hätte. Auch den damals kränkelnden Gellert besuchte Lessing. Auf diese Zeit beziehen wir am sichersten Karls Bericht, sein Bruder habe, als der kranke Gellert bei seinem Besuche gerade in einem Erbauungsbuche las, freimüthig geäußert, zu seiner Erheiterung bedürfe er ganz anderer Bücher, worauf dieser in großer Aufregung erwiederte:

„Stören Sie mich nicht in meinem Glauben, in dem einzigen Trost meiner Krankheit!"

Auch mit gelehrten Kreisen verkehrte er, wie es scheint,

besonders mit seinem Lehrer Erneſti und dem Appellations- 1768
gerichtsrath Platner. Aber wie großen Beifall auch seine „Minna" in Leipzig gefunden, wo sie selbst von einer Privatgesellschaft aufgeführt wurde, zu welcher der junge Goethe und Engel gehörten, seine dramaturgischen und ästhetischen Ansichten hatten unter den Kunstgelehrten wenig Anhänger gefunden.

Da er die Reise nach Berlin aufgegeben, wollte er Klotz in Halle besuchen; daß dieser ihn in dem „Beitrag zur Geschichte des Geschmackes und der Kunst aus Münzen" angegriffen, hatte er unbeachtet gelassen. Als er aber nun dessen neue Schrift „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" und die Vorrede zum zweiten Theil der „Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst" von Caylus gelesen, auch von seinem Treiben und seinem Charakter manches Bedenkliche vernommen, gab er seinen Besuch auf und entschloß sich, der Unwissenheit des immer anmaßender hervortretenden Geheimenraths öffentlich entgegenzutreten. In der erstern Schrift hatte Klotz ihn viermal eines Bessern zu belehren gesucht, ihn aber aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden oder aus Neckerei nicht verstehen wollen; in jener Vorrede hatte er mit einer vorgeblichen Entdeckung über die Ahnenbilder der alten Römer geprahlt, die Lessing, der nicht wußte, daß Klotz sie Christ gestohlen, für sehr verfehlt hielt.

In Hamburg hatten unterdessen die von Hannover zurückgekehrten Schauspieler am 13. die Vorstellungen wieder begonnen und von Lessings Stücken den „Misogyn", „Minna" und den „Schatz" aufgeführt. Unter der Truppe war auch jetzt Schröder, mit dem Lessing damals zuerst in Verbindung kam; er hatte zur Zeit nur Bedientenrollen, urtheilte

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

1768 fein und ſcharf über das Spiel von andern, beſonders von Eckhof, deſſen Darſtellung des Tellheim er, im Widerſpruch mit Leſſing, hoch ſtellte. Leider waren die Finanzen des Unternehmens in ſo übler Lage, daß ſchon im Juni die Kaſſe bei der Oeffnung von oft ſehr lauten Gläubigern umlagert war und die Schauſpieler äußerſt unregelmäßig bezahlt wurden. Wie mochte es da mit Leſſings Gehalt beſtellt ſein! So mußte ihm das Theater immer mehr zur Laſt werden. Von der Abſicht, den Schluß des zweiten Bandes der „Dramaturgie" in wenigen Wochen folgen zu laſſen, ja noch weitere Bände zu liefern, brachte ihn der Kampf gegen Klotz bald ganz ab. Schon am 9. Juni bot er Nicolai eine eben begonnene Schrift von 10 bis 12 Bogen, die gegen die Anſicht von Klotz über die Ahnenbilder der Römer gerichtet ſein werde, zum Verlag an. Nicolai ſollte ſie übernehmen, weil Klotz als ſein Gegner aufgetreten ſei; ſonſt würde er ſie in ſeiner Druckerei für Voß oder für Cramer in Bremen drucken, der alles ihm von Bode oder Leſſing Zugewieſene, freilich nur für geringes Honorar, übernahm.

„Der Mann nimmt das Maul gar zu voll und möchte lieber ein Orakel in ſolchen Dingen vorſtellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſendern armen Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geſchnittenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Kompilation aus Lippert [der ‚Daktyliothek'] und Winckelmann, die er öfters gar nicht verſtanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazu gethan, iſt jämmerlich."

Das Klotziſche Buch hatte er bereits ſcharf durchgenommen, aber zunächſt die Arbeit über die Ahnenbilder begonnen, die er unter dem Namen eines Schulmannes herausgeben wollte; um ihr aber den bezeichneten Umfang

zu geben, mußte er manches aus Klotzens Schrift heran- 1768
ziehen. Die nächste Veranlassung, gegen Klotz aufzutreten, bot ihm eine Anzeige der genannten Schrift in dem ihm feindlichen, von dem Licentiaten Albr. Wittenberg, einem verdorbenen Advokaten, herausgegebenen „Hamburgischen Korrespondenten", deren Verfasser Dusch war. Wie freundlich auch die „Dramaturgie" sich über diesen geäußert hatte, Dusch freute sich, Lessing etwas anhaben zu können, und so verkündete er der Welt, Klotz habe Lessing einen unverzeihlichen Fehler nachgewiesen. Einen solchen Vorwurf durfte dieser, bei der Verbreitung des „Korrespondenten" nicht blos in Hamburg, sondern in ganz Norddeutschland, nicht auf sich sitzen lassen, und so schrieb er einen an den Redakteur gerichteten Brief, den er in den „Neuen Zeitungen" und im „Korrespondenten" einrücken ließ. Nach witziger Abfertigung der Beurtheilung wandte er sich gegen Klotz selbst, der, wie er nachwies, seine deutlichen Worte nicht verstanden und ihn mit ihm entgangenen Dingen habe widerlegen wollen, die aber bei ihm zu lesen seien. Viermal, schließt er, habe Klotz ihm die Ehre erwiesen, ihn eines Bessern zu belehren, aber nicht gegen ihn, sondern gegen einen gestritten, dem er seinen Namen gebe, den er zugleich zu einem großen Ignoranten und zu einem unserer besten Kunstrichter mache; er selbst kenne sich zu gut, als daß er sich für eines von beiden halten könne. Der Beifall, den diese „Kriegserklärung" fand, und die Einsicht, daß die Abhandlung über die Ahnenbilder zu viel nicht zum Hauptgegenstande Gehöriges bringen müsse, bestimmte Lessing, diese liegen zu lassen und in der Weise des ersten Briefes die Klotzische Schrift weiter durchzunehmen. Rasch entwarf er seinen Plan und begann leidenschaftlich mit der

1768 Ausführung der Briefe. Da traf ihn wie ein Blitz aus heiterer Höhe die Kunde, daß Winckelmann, von dessen Reise nach Berlin und Dessau so viel die Rede gewesen, am 8. Juni zu Triest von ruchloser Hand ermordet worden sei. Die zuerst als dunkles Gerücht umgehende Nachricht brachten die „Neuen Zeitungen" am 4. Juli. Sie erschütterte ihn noch tiefer als es mehrere Monate vorher Sternes Tod gethan: dabei aber ärgerte es ihn, daß Winckelmann den Mörder zum Raube gereizt hatte; denn er sollte mit ihm von seinem Besuche bei der Kaiserin und von den goldenen und silbernen Schaumünzen gesprochen, die er von dieser und Kaunitz erhalten, ja sie ihm gezeigt haben.

„Das ist seit kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte", schreibt er in bitterm Unmuth den 5. an Nicolai. „Das kömmt aber daraus, wenn man Kaiser besucht und Schätze sammeln will."

Er schreibe schon am fünfundzwanzigsten Briefe gegen Klotz, bemerkte er Nicolai weiter, und werde ihm nächstens die ersten Bogen seiner „Briefe antiquarischen Inhalts" schicken, wie das Buch heißen solle. Auch die Abhandlung über die Ahnenbilder wollte er jetzt unter seinem eigenen Namen erscheinen lassen.

„Herr Klotz wird Feuer speien, aber mag er doch! Er verdient nicht, daß man das geringste Menagement für ihn braucht. Ich ärgere mich nur, daß mir hier zu dergleichen Arbeiten verschiedene Bücher fehlen, um Herrn Klotz seines plagii desto augenscheinlicher zu überführen. Er ist der unwissendste, unverschämteste Ausschreiber, den ich kenne."

Nicht blos persönlicher Aerger, sondern auch sittlicher Unwille über den anmaßenden, oberflächlichen Plagiator trieb ihn, diesen der Welt zu entlarven, daß er sich ihr nicht etwa als einen zweiten Winckelmann darstelle. Da

ihm das Erscheinen des Buches zu lange dauerte, ließ er 1768
den zweiten bis fünften Brief, die sich unmittelbar an den im ersten behandelten Gegenstand anschlossen, auch im letzten Drittel des Juli in den „Neuen Zeitungen" drucken. Schon am 1. August sandte er Nicolai die vier ersten, Brief 1—8 enthaltenden Aushängebogen der Buchausgabe mit der Bemerkung, die Briefe würden interessanter werden, wenn er mit seiner Vertheidigung zu Ende sei und auf den Gegenstand selbst komme, wo er verschiedenes auseinandersetzen wolle, worin auch Lippert geirrt habe. Nicolai müsse diese „Antiquarischen Briefe" verlegen; die Abhandlung über die Ahnenbilder solle, gleichfalls in solche Briefe zerlegt, den zweiten Theil bilden.

„Den Druck wollen wir Ihnen so billig machen als möglich. Mein Honorarium hingegen möchte ich gern so hoch angesetzt wissen als möglich; denn für wenig oder nichts kann ich mich nicht mit einem solchen Dummkopf zanken."

Schon am folgenden Tage brachte der „Hamburgische Korrespondent", als das verbreitetste Blatt, Lessings nicht unterzeichnete Anzeige von der Uebersetzung der „Bibliothek Apollodors", die Klotzens Freund, Joh. Georg Meusel in Halle, herausgegeben. Klotz hatte in der Vorrede es für unnöthig erklärt, die Güte und Treue der Uebersetzung zu loben, da des Verfassers eigene Schriften „wegen ihrer starken Empfehlungen, die sie von der Belesenheit, dem Geschmack und der Beurtheilungskraft erhalten", auch für den Werth dieser Arbeit Zeuge seien. Lessing gesteht, daß ihm diese Schriften ganz und gar nicht bekannt seien, so daß er die Uebersetzung nur aus sich selbst habe beurtheilen können, und da befinde er sich denn in der äußersten Verlegenheit, mit Klotz nicht übereinstimmen zu können. Nach-

1768 dem er eine von Meusel zum Unsinn verdorbene Stelle erörtert, ruft er aus:

„Wehe ihm, wenn man seine eigene Schriften nach seiner Uebersetzung beurtheilen darf!“

Doch scheidet er nicht, ohne sich noch über eine Aeußerung von Klotz selbst lustig gemacht zu haben.

Um diese Zeit war Bruder Karl bei Lessing auf Besuch. Dieser fand ihn äußerst mißvergnügt, da er keine Aussicht hatte, aus seiner drückenden Noth zu kommen und den Seinigen den gewünschten Beistand zu leisten. Doch bei allem Unmuth arbeitete er rüstig an seinen „Briefen“ weiter. Am 18. und 20. gaben die „Neuen Zeitungen“ den neunten, so wichtigen Brief, der über die Perspektive handelte; die drei vorhergehenden waren absichtlich übersprungen. Nach einem kurzen Aufenthalte auf dem Lande sandte er Nicolai sechs weitere Aushängebogen. Ein paar Tage vorher hatte der „Korrespondent“ eine in ruhigem Tone Lessings Heftigkeit tadelnde Antwort von Klotz gebracht, welcher dieser am 25. eine geharnischte, den Gegner aus seinen Schlupfwinkeln treibende Erwiederung entgegensetzte, die damit schloß, daß er freilich früher Klotz für einen Gelehrten von sehr feinem und richtigem Geschmack gehalten, doch sei ein solcher noch lange kein Kunstrichter, wozu er jetzt ebenso wenig Anlage in ihm finde als vorher, und auch das Lob eines sehr feinen und richtigen Geschmackes würde er ihm nicht ertheilt haben, wenn er schon damals die „Deutsche Bibliothek“ herausgegeben hätte, in welcher er (seine Lustspiele) sehr gelobt worden, und die er ganz gewiß wieder loben würde, wenn er Lust hätte, weiter darin gelobt zu werden. Klotz gönnte Lessing recht gern seinen Ruhm als Lustspieldichter, nur sollte dieser ihn dafür

als Archäologen gelten lassen und seine ihm das Ansehen 1768
eines großen Kunstkenners gebenden Bemerkungen ruhig hinnehmen oder seine bescheidenen Zweifel mit hoher Anerkennung seines Verdienstes äußern. Zu seinem Unglück war Lessing entschlossen, die Oberflächlichkeit, Flüchtigkeit und Unkenntniß des eiteln Geheimenraths, der durch Kabalen und Lügen sein Reich ausbreitete, an den Pranger zu stellen und ihm das Handwerk zu legen; zum Vortheil der Wissenschaft und der Sittlichkeit wollte er mit ihm den Kampf auf Leben und Tod wagen. Und er hat diesen mit seiner ganzen schlagenden Beredtsamkeit, mit seiner ganzen scharfsinnigen Geistesgewandtheit, mit seiner ganzen umfassenden Kenntniß gegen den gelehrten Prahler und Flunkerer durchgeführt, mochten auch selbst Lessings Freunde, mit Ausnahme von Ramler, ihn wegen seiner Heftigkeit tadeln, die doch allein der zu dieser Auseinandersetzung passende Stil war. Der schleichende, süße Komplimentirton, bemerkte er im Vorbericht, schicke sich weder zu der Sache noch zur Einkleidung, noch liebe ihn der Verfasser, der mehr das Lob der Bescheidenheit als das der Höflichkeit suche.

„Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie gibt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit gibt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten. Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr ebenso weit als von der Grobheit entfernt. Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der wahre Grobe, er mag sich noch so höflich ausdrücken. Doch es sei, daß jene Gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften ebenso schal und falsch machen als unsern Umgang?"

Leider bedarf auch die Gegenwart dieser Mahnung noch gar sehr.

1768 Schon am 24. September meldete er Karl, der vor sieben Wochen nach Berlin zurückgekehrt war, morgen werde er den ersten Band der „Antiquarischen Briefe" nach Leipzig senden; zugleich aber überraschte er ihn mit der Nachricht:

„Auf den instehenden Februar gehe ich mit dem ersten Schiffe von hier nach Livorno und von da geraden Weges nach Rom. Ich verkaufe alle meine Bücher und Sachen, wovon der Katalog bereits gedruckt und die Auktion auf den 16. Januar angesetzt ist."

Näher erklärte er sich in einem vier Tage später geschriebenen Briefe an Nicolai, dem er vorschlug, den Druck des zweiten Bandes sogleich anfangen zu lassen, wozu er Materie genug vor sich sehe, nur ekele es ihn schon vor Klotzen, so daß er, um sich bessere Gegner zu suchen, fleißig Abschweifungen machen werde.

„Ich habe in Rom wenigstens ebenso viel zu suchen und zu erwarten als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben, aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland .... Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits [vom nächsten Jahre an] losgesagt, und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wiederkam."

Auch dem Freunde verräth er nicht, was er in Rom wolle; er werde es ihm aus Rom selbst schreiben, bemerkt er. Bei seinen „Antiquarischen Briefen" hatte er den Mangel an Anschauung der Antiken immer mehr empfunden und sich deshalb rasch entschlossen, demselben gründlich abzuhelfen, da er sich nach dem Scheitern des Theaterunter-

nehmens auf das archäologische Studium angewiesen sah. 1768
Nach Italien hatte ihn ja schon in Breslau seine Sehnsucht getrieben. So viele Freunde er auch in Hamburg, wie an allen Orten gefunden, wo er längere Zeit verweilte, sie vermochten ihn nicht zurückzuhalten, da ihm der Ort jetzt keine entsprechende Thätigkeit bot.

Die „Antiquarischen Briefe" waren eine große That gegen den leidigen gelehrten Kabalenschmied, deren Werth derjenige am besten würdigen wird, der selbst erfahren, wie ähnliche gemeine Kabalen noch immer die gelehrten Kreise verderben. Ihre frische Lebendigkeit, ihre lustige Verhöhnung, ihre eindringende Schärfe bei selbstbewußter Ruhe, ihre sittliche Würde verleihen ihnen, obgleich die behandelten Gegenstände heute meist längst, oft in anderer Weise, erledigt sind, ewige Jugend, wenn auch das vorgesetzte Motto darauf deutet, daß sie, anders als „Laokoon", nur für den Augenblick geschrieben seien. Manche von Lessing aufgestellte Ansichten, wie die über die Perspektive, sind auch noch heute allgemein anerkannt; daß er bei anderm in der Hitze des Gefechts sich versehen, kann bei der klassischen Methode der Behandlung den Werth der „Briefe" nicht beeinträchtigen, die nur freilich oft bedauern lassen, daß ein solcher Geist mit einem Klotz und Riedel streiten mußte. Wenn Lessing von letzterm nach seiner „Theorie der schönen Wissenschaften" urtheilte, er verspreche einen guten Denker, als den er sich schon in vielen Stücken gezeigt, so glaubte er den nicht unbegabten jungen Mann ermuntern, ihn womöglich auf die bessere Bahn, die er ihm zeigte, leiten zu können, aber der Teufel der Eitelkeit ritt diesen fast noch mehr als seinen Meister Klotz; er ward ein noch größerer Lump, der durch seine Ränke frei-

1768 lich das von Klotz erstrebte Wien eroberte, aber um jämmerlich zu enden.

Auch auf Heyne kamen die „Briefe". Dieser hatte in einer nicht unterzeichneten Anzeige von Winckelmanns neuestem Werke, die er für die „Göttingischen Anzeigen" geschrieben, Lessing Schuld gegeben, er habe im „Laokoon" den Borgheſischen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechselt. Winckelmann habe dies absichtlich unerwähnt gelassen, der Lessings als eines einsichtsvollen und gelehrten Schriftstellers gedenke, nur seine Zeitbestimmung des Laokoon durch Gründe bestritten habe. Lessing sprach seine Verwunderung über einen solchen ebenso harten als haltlosen Vorwurf des Beurtheilers aus, unter dem er Heyne vermuthen mußte. Deshalb schloß er mit der entschiedenen Verwahrung:

„Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, den Göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten."

Dabei bemerkte er, was man gegen seine Deutung jenes sogenannten Fechters erinnert, sei ganz unerheblich; man hätte ihm etwas ganz anderes einwenden können, und er erwarte nur diese Einwendung, um sodann entweder das letzte Siegel auf seine Muthmaßung zu drücken oder sie gänzlich zurückzunehmen. Die Sache war einfach die, daß er bei der Deutung der Stelle des Nepos, auf die er seine Auffassung gegründet, die Berichte Griechischer Schriftsteller über dieselbe Sache unbeachtet gelassen, was ihm selbst bald nach dem Erscheinen des „Laokoon" auf die Seele gefallen war.

Unmittelbar vor dem Erscheinen der „Briefe", am 24. und 27., hatte Klotz in dem „Korrespondenten" sich zu rechtfertigen gesucht, wobei er sein Befremden äußerte, daß Les-

fing so unwillig über seine Einwendungen sei, da er ihn 1768
doch selbst in einem freundlichen Briefe dazu aufgefordert. Zum Beweise, daß er dem Verfasser des „Laokoon" nicht durch das Aufdecken von Fehlern habe beschwerlich fallen wollen, versicherte der ehrliche Mann, daß er die neuerdings in den „Göttingischen Anzeigen" bemerkte Verwechslung, obgleich er sie längst bemerkt, nicht gerügt habe. Das waren zwei grobe Lügen; die eine konnte man, obgleich sie handgreiflich war, nicht beweisen, und Klotz hoffte in der auf ihr Glück bauenden Weise solcher Leute, Lessing werde seinen ersten an ihn gerichteten Brief nicht mehr besitzen.

Das Bühnenunternehmen sank immer tiefer, so daß Ackermann schon im September mit dem Ausschusse einen Vertrag schloß, wonach von Ostern ab das Theater an ihn zurückfiel; auf den Winter ging die Truppe wieder nach Hannover. Von Lessing wurde viermal „Minna", auch der „Misogyn" und „Miß Sara" gegeben. Zuerst wollte er die „Dramaturgie" beenden, aber weder zu dieser, noch zum zweiten Theile der „Antiquarischen Briefe" konnte er zunächst gelangen. Er schrieb fleißig an seinen „Kollektaneen", da die Bücher bald verkauft werden sollten (auch tragische und komische Sujets merkte er sich aus diesen an), und bereitete sich auf die Italienische Reise vor.

Im Oktober machte er zwei bedeutende Bekanntschaften. Ebert, der ihn im Sommer besucht hatte, empfahl ihm seinen ihm längst aus den „Unterhaltungen" und durch Boies Mittheilungen bekannten Landsmann Eschenburg. Er nahm den vielversprechenden jungen Mann freundlich auf.

„Ich dächte", schrieb er an Ebert, „wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachsen, ja auf alle Weise zu Freunden. Sie möchten sonst, anstatt blos in unsere Fußtapfen zu treten, uns die

1768 Schuhe austreten. Meinetwegen zwar; denn machen uns dieſe nicht ſchon vergeſſen, ſo thun es ſicherlich ſpätere.“

Gleich darauf ſtellte ſich der Kammerrath Karl Heinr. von Heinecken aus Dresden ein, der eben den erſten Band ſeiner „Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen“ heraus-

Abb. 31. Johann Joachim Eſchenburg.
Nach dem Gemälde von Weitſch dem jüngern in der Gleimſchen Sammlung.

gegeben hatte. Der einundſechzigjährige Mann, der nach dem Tode ſeines Gönners, des Grafen von Brühl, auf kurze Zeit verhaftet worden, hatte ſich durch das auf ſeine Koſten herausgegebene Prachtwerk über die Dresdener Gallerie ein großes Verdienſt erworben. Mit Hagedorn ſtand er auf geſpanntem Fuße, und er berichtete Leſſing manches,

was ihn gegen diesen verstimmen mußte, besonders dessen 1768
Freundschaft mit Klotz. Letzterer hatte, um sein Ansehen zu vermehren, jetzt das Gerücht ausgehen lassen, er sei nach Dresden berufen.

Mit Klopstock stand Lessing noch in freundlicher Beziehung. Dieser hatte eben die Kunde erhalten, der Kaiser habe seine Widmung von „Hermanns Schlacht" genehmigt, ihm ein Medaillon, worauf sein mit Laubwerk von Brillanten umgebenes Brustbild, zum Geschenk gemacht; über seinen Plan werde er nächstens entscheiden. Auch Lessing schien eine Erfüllung von Klopstocks Traum nicht unmöglich, doch gab er darüber seine Reise nach Rom nicht auf; vorher wollte er noch Klopstock in Kopenhagen besuchen. Von Heyne erhielt er damals in Folge seiner Aufforderung in den „Briefen" das freundliche Geständniß, daß die Verwechslung ein Irrthum von seiner Seite gewesen; doch hob er gegen Lessing hervor, die Stelle des Nepos könne nach den Griechischen Parallelstellen nur vom Stemmen des Knies gegen den Schild verstanden werden.

Während er selbst nicht wußte, wie er das Geld zu seinen Reisen nach Kopenhagen und Rom aufbringen solle, bat Mitte Oktober Theophilus, der endlich das kaum 200 Thaler eintragende Konrektorat in Pirna erhalten hatte, um rasche Sendung von 50 Thaler, die er zu seiner Einrichtung brauche.

„Das ist auch schon lange das Ansuchen des Herrn Vaters gewesen. Denn wenn dieser Vorfall mit mir nicht gekommen wäre, würde er sich vielleicht eher gedulden müssen und können, ob es ihm gleich verdrießlich genung fällt, noch Jahr und Tag in dem Umstande zu bleiben, in welchen ihn, wie du weißt, die Bosheit nichtswürdiger Seelen versetzet hat. Wie gesagt, wenn es dir möglich ist, so wiederhole noch dieses Mal eine Handlung, die dir schon vielmals Ehre ge-

1768 macht hat und dir gewiß keiner von uns weiter zumuthen würde, wenn er nur im Stande wäre, dich abzulösen."

Lessing erklärte, erst Ende Februar das Verlangte schicken zu können. Als zu derselben Zeit ein alter guter Bekannter, der Leipzig hatte verlassen müssen, in Berlin unterzukommen wünschte, empfahl Lessing ihn auf das dringendste an Nicolai, der ihm auch auf seine Rechnung zwei oder drei Louisd'or geben möge. Später bat er diesen, wie äußerst hart es ihm auch falle, den Unglücklichen zu unterstützen, im Falle äußerster Noth ihm noch ein paar Louisd'or auf seine Rechnung zu reichen.

Bitter ärgerte es ihn, daß alle, die von seiner Reise nach Italien hörten, es, in völligster Verkennung seiner viel edlern Natur, für selbstverständlich hielten, er wolle dort Winckelmann vertreten, ja zu diesem Zwecke, gleich diesem, katholisch werden, was natürlich seine Feinde eifrig ergriffen und es durch ihre Zeitschriften verbreiteten, da er doch nicht, um zu lehren, sondern um zu lernen, nach Rom ging, weil ihm eben noch jede Kenntniß der Antiken abging. Indessen machten die „Antiquarischen Briefe" das größte Aufsehen. Nicolai schrieb von Leipzig aus:

„Selbst Klotzens beste Freunde, (z. B. Hofrath Bel) sagen, daß Klotz sich an einen für ihn zu starken Streiter gewagt habe. Klotz ist halb rasend darüber geworden; er hat einen unvernünftigen Brief an mich geschrieben, worin er mir seine Freundschaft aufsagt (der ich längst entsagt hatte), weil ich Schmähschriften gegen ihn druckte, und was der Narrheiten mehr sind. Jedermann ist begierig, zu sehen, wie er sich aus der Sache ziehen wird. Alles freuet sich über die ‚Antiquarischen Briefe'; denn bisher hat sich noch niemand getraut, seine Meinung über Klotzens Unverschämtheit öffentlich zu sagen. Aber nun werden gewiß mehrere nachfolgen."

Nicolai selbst hatte in der Widmung des vierten Theiles seines „Vademecums für lustige Leute" die unver-

schämte Selbstberäucherung der Klotzischen Clique verspottet 1768
und war eben im Begriffe, ihm in der Schrift „Ratzebergers Vertheidigung" noch derber die Wahrheit zu sagen. Auch Herder rüstete sich gegen ihn. Die Klotzische Rotte hatte ihn auf das gemeinste verfolgt, hatte, trotz der Anonymität der „Fragmente", um ihm in seiner Stellung zu schaden, seine persönlichen Verhältnisse vor das Publikum gebracht, ja vor einem Diebstahl eines Exemplars der noch nicht ausgegebenen zweiten Auflage sich nicht gescheut. Schon sein erstes „Kritisches Wäldchen" äußerte sich ein paarmal sehr scharf über Klotz; aber es war eigentlich Lessings „Laokoon" gewidmet, mit dem Herder, bei aller hohen Anerkennung, in einzelnen Punkten nicht übereinstimmte.

Klotz war indessen rasch mit einer Antwort, sowohl in der „Hallischen Zeitung" wie in der „Deutschen Bibliothek", bei der Hand. Er machte es sich aber dabei sehr bequem, da er alles dreist ableugnete, ja er entblödete sich nicht, Lessing als gedungenen Geschäftsdiener Nicolais darzustellen.

„Damals, als ich noch an keine ‚Deutsche Bibliothek' gedacht [oder, wie es in der ‚Hallischen Zeitung' noch saftiger heißt, „als meine ‚Deutsche Bibliothek' noch nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von seiner ‚Allgemeinen Bibliothek' weniger Exemplare auf der Messe verkaufte"], stand ich bei Herrn Nicolai und seinen Freunden noch in Gnaden. Aber sobald ich mich an die Spitze der über den kritischen Despotismus Unzufriedenen stellte, so sahe man mich auch mit andern Augen an; dann schrieb der jüngere Herr Kandidat Lessing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, wovon der eine so ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines großen Ministers unterdrückt ward; dann ergriff Herr Magister Lessing die Feder; dann ward ich selbst in der ‚Allgemeinen Bibliothek' gemißhandelt."

Solche gemeine, dazu erlogene Persönlichkeiten sollten Lessings Kritik entwaffnen! Und derselbe Mensch suchte

1768 gleich darauf eine Versöhnung mit Nicolai hinter Lessings Rücken herbeizuführen, wurde aber von diesem entlarvt.

Unterdessen hatte Lessing die Bekanntschaft des achtundzwanzigjährigen Schleswiger Pfarrerssohnes Matthias

Abb. 32. Matthias Claudius.
Nach „Matthias Claudius" von Herbst. Mit Genehmigung des Verlegers.

Claudius gemacht, dem von Leisching die Herausgabe der im vorigen Jahre von ihm gegründeten „Adreß-Comptoir-Nachrichten" anvertraut hatte. Claudius war von mittelgroßer Gestalt; aus seinen herrlich blauen Augen strahlte das milde Feuer herzlicher Gutmüthigkeit; das nicht schöne Gesicht deutete auf volle Gesundheit; die gebogene Nase

und die stark hervortretenden Lippen vollendeten den eigen- 1768
thümlichen Gesichtsausdruck. Nach seinen Studentenjahren hatte der zu stiller Beschauung neigende Jüngling längere Zeit im frommen elterlichen Hause zu Reinfeld zugebracht; die Stelle eines gräflichen Sekretärs zu Kopenhagen, wo er mit Klopstock befreundet wurde, hatte er nach einem Jahre aufgegeben, da ihn das hochfahrende Wesen seines Herrn verletzte, und so hatte er wieder mehrere Jahre in seinem „Vaterflecken" gelebt, ohne sich zu irgend einer äußern Stellung zu bestimmen, als ihn Leisching, wohl auf Klopstocks Empfehlung, nach Hamburg berief. Die frische Munterkeit, die reine Unschuld und gutmüthige Herzlichkeit des mädchenhaft scheuen, für alles Edle und Schöne kindlich schwärmenden Naturmenschen, dessen schlicht zurückgestrichenes, durch einen Kamm zusammengehaltenes Haar ihm ein etwas wunderliches Ansehen gab, zogen Lessing an, dessen Treuherzigkeit und Redlichkeit, bei aller bittern Schärfe, aller oft stürmischen Lebhaftigkeit und unruhigen Zerstreutheit, Claudius wohlthätig empfand. Bald entwickelte sich ein vertrauter Verkehr, da Lessings Unmuth in der Gesellschaft herzlicher, offener Freunde rasch heiterster geselliger Theilnahme wich. Schon am 4. November läßt Lessing Gerstenberg, dessen schon vor drei Wochen erhaltenen Brief er noch nicht erwiedert hatte, durch Claudius grüßen.

„Lessing läßt viel grüßen; ich komme eben von ihm", schreibt dieser. „Ihr Brief ... soll noch beantwortet werden, ehe Sie sichs versehen, sagte er; ich wills aber nicht gesagt haben; denn zerstreuter ist in dieser Gegend kein Mensch als er .... Nächstens will Lessing eine Recension von ‚Ugolino' in die ‚Neue Zeitung' einrücken lassen. Er will auch nach Kopenhagen kommen."

Sein Zusammenleben mit Lessing war äußerst heiter. Einst wanderte Claudius, erzählt man, mit diesem auf dem

[illegible]

[illegible]

[illegible] legium de propaganda [illegible] nicht einmal ein Jesuit will, [illegible] Wenn wir einander über zwanzig Jahre wiedersehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben! Erinnern Sie mich doch alsdann auch an unser hiesiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht schon vergessen habe, so will ich Ihnen die Geschichte desselben haarklein erzählen. Sie sollen alles erfahren, was sich in der ‚Dramaturgie' nicht schreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben, so werde ich aus der Erfahrung die sichersten Mittel nachweisen können, in Ewigkeit keins zu bekommen."

Gleichzeitig bat er Ramler um seine „Horazischen Oden" mit Angabe der steigenden Schwierigkeit, die einzelnen Metra im Deutschen nachzubilden, und der Rangfolge ihres Wohl-

klanges; er hing eben den „Grillen" nach, die Klopstocks 1768
Abhandlung vom Silbenmaße in ihm erregt hatte.

Weder mit den „Antiquarischen Briefen" noch mit der „Dramaturgie" wollte es vorwärts, wie viel Lessing auch darüber sann und ausführte; seine drückende Lage, die Sorge für die Auktion seiner Bücher, deren Katalog er nach allen Seiten versandte, manche andere Abhaltungen und Zerstreuungen raubten ihm die zur schließlichen Durcharbeitung nöthige Ruhe. Unterdessen erhielt er einen neuen Kampfgenossen in dem Professor der Alterthümer und Vorsteher des Museums zu Kassel, Rudolf Erich Raspe, der „Anmerkungen über die Klotzische Schrift vom Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine" erscheinen ließ, in welchen er die großartige Unkenntniß des Verfassers nachwies.

„Wenn es möglich ist, daß der Mann sich schämen und in sich gehen kann", schrieb Lessing am Ende des Jahres an Raspe, der ihm seine Schrift hatte zugehen lassen, „so dürfte es vielleicht nun geschehen, wenn er sieht, daß ich es nicht allein bin, der ihn in dem Fache der Kunst und des Alterthums für einen unwissenden Prahler erkläret."

Da er seine Reise jetzt über Hannover und Göttingen zu machen gedachte, wollte er vielleicht auch acht oder vierzehn Tage dem Kasseler Museum widmen. Dagegen hatte er sich einen bissigen Gegner dadurch zugezogen, daß er die freundliche Anfrage des Kunstsammlers von Murr in Nürnberg, ob er ihm seine Anmerkungen über den „Laokoon" schicken dürfe, unbeantwortet gelassen, und auch auf eine ihm darauf vorgeschlagene schriftliche Verbindung mit ihm nicht eingehen gewollt, weil er der saumseligste Briefsteller von der Welt sei. Murr ging nun mit Sack und Pack in das Klotzische Lager über. Den schamlosesten und übermüthigsten Widersacher fand Lessing in Riedel, der ihn

1768 Jungfernſtieg, als er bemerkte, daß Leſſing den unentbehrlichen Haarbeutel verloren. Von ſeinem Begleiter darauf hingewieſen, erwiederte er ihm lachend, indem er auf ein Wirthshaus deutete: „Nun, ſo laſſen Sie uns dahin gehen und einen neuen holen.“

Anfangs November kamen Brandes und deſſen Gattin an die Hamburgiſche Bühne; aber trotz des ausgezeichneten Spieles der letztern wollten die Vorſtellungen nicht ziehen, man mußte wieder zu dem Springer Carolo ſeine Zuflucht nehmen. Den 23. ward „Minna“ gegeben, zwei Tage ſpäter mit Weißes „Eduard III.“ die Bühne geſchloſſen. Von dem ſarkaſtiſchen Unmuth, der Leſſing oft befiel, zeugt eine damalige Aeußerung an Ramler, der krank geweſen war.

„Aber wie kann man auch in Berlin geſund ſein?“ ſchreibt er. „Alles, was man da ſieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie geſchwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe ſetzen und ein paar tauſend Meilen in die Welt hinein ſchwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen geſunder wieder, als wir ausfahren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft. Ich denke nicht, daß mir es in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Ort in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu ſchicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jeſuit will, ſo will ich dahin. Wenn wir einander über zwanzig Jahre wiederſehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben! Erinnern Sie mich doch alsdann auch an unſer hieſiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht ſchon vergeſſen habe, ſo will ich Ihnen die Geſchichte deſſelben haarklein erzählen. Sie ſollen alles erfahren, was ſich in der ‚Dramaturgie‘ nicht ſchreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben, ſo werde ich aus der Erfahrung die ſicherſten Mittel nachweiſen können, in Ewigkeit keins zu bekommen.“

Gleichzeitig bat er Ramler um ſeine „Horaziſchen Oden“ mit Angabe der ſteigenden Schwierigkeit, die einzelnen Metra im Deutſchen nachzubilden, und der Rangfolge ihres Wohl-

klanges; er hing eben den „Grillen" nach, die Klopstocks 1768
Abhandlung vom Silbenmaße in ihm erregt hatte.

Weder mit den „Antiquarischen Briefen" noch mit der „Dramaturgie" wollte es vorwärts, wie viel Lessing auch darüber sann und ausführte; seine drückende Lage, die Sorge für die Auktion seiner Bücher, deren Katalog er nach allen Seiten versandte, manche andere Abhaltungen und Zerstreuungen raubten ihm die zur schließlichen Durcharbeitung nöthige Ruhe. Unterdessen erhielt er einen neuen Kampfgenossen in dem Professor der Alterthümer und Vorsteher des Museums zu Kassel, Rudolf Erich Raspe, der „Anmerkungen über die Klotzische Schrift vom Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine" erscheinen ließ, in welchen er die großartige Unkenntniß des Verfassers nachwies.

„Wenn es möglich ist, daß der Mann sich schämen und in sich gehen kann", schrieb Lessing am Ende des Jahres an Raspe, der ihm seine Schrift hatte zugehen lassen, „so dürfte es vielleicht nun geschehen, wenn er sieht, daß ich es nicht allein bin, der ihn in dem Fache der Kunst und des Alterthums für einen unwissenden Prahler erkläret."

Da er seine Reise jetzt über Hannover und Göttingen zu machen gedachte, wollte er vielleicht auch acht oder vierzehn Tage dem Kasseler Museum widmen. Dagegen hatte er sich einen bissigen Gegner dadurch zugezogen, daß er die freundliche Anfrage des Kunstsammlers von Murr in Nürnberg, ob er ihm seine Anmerkungen über den „Laokoon" schicken dürfe, unbeantwortet gelassen, und auch auf eine ihm darauf vorgeschlagene schriftliche Verbindung mit ihm nicht eingehen gewollt, weil er der saumseligste Briefsteller von der Welt sei. Murr ging nun mit Sack und Pack in das Klotzische Lager über. Den schamlosesten und übermüthigsten Widersacher fand Lessing in Riedel, der ihn

1768 in Zeit- und Streitschriften verfolgte; von ihm sollen auch die „Skurrilischen Briefe" herrühren. Lessing, der diese Klotz zuschrieb, meinte, der Tölpel mache es immer ärger. Auch Riedel sollte in den „Antiquarischen Briefen" jetzt um so schlechter wegkommen, als diese viel zu günstig über den eben aufgetretenen jungen Mann geurtheilt hatten. Von allen, die gegen ihn geschrieben hatten, war ihm nur der Verfasser des ersten „Kritischen Wäldchens" achtungswerth, obgleich auch dieser sich nicht habe träumen lassen, wo er hinaus wolle. Nach Nicolais sicherer Ermittelung hielt er Herder für den Verfasser, obgleich dieser selbst die Schrift öffentlich ablehnte. In einem St. unterschriebenen Briefe wandte sich der Verfasser der „Kritischen Wälder" im Januar 1769 an Lessing, um diesem das Erscheinen des ersten Bändchens, dessen Inhalt und Ton er längst durch Nicolai kannte, mit dem Bemerken anzukündigen, er habe nicht wider den „Laokoon" schreiben wollen.

„Jedes Wort sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte; allein jedes Wort werde auch um so schärfer geprüft, was ein Lessing sagt; denn wie viel hat der nicht Nachsager! Der zweite und dritte Theil beschäftigt sich mit einigen Schriften von Herrn Klotz. Ich lese völlig mit kaltem Geblüt; allein seit Gottsched weiß ich keinen Schriftsteller, der sich mit der innern Seichtigkeit des Mannes so heraufgeschrieen hätte! Ich schäme mich vor dem Urtheil der Nachwelt über ein Zeitalter, das einen solchen Mann vergöttert und um dessen Schriftstellerbild ringsum so viel Lobeserhebungen umherflattern als Liebesgötter um den süßen Redner des Lucian oder Postreiterchen von Amoretten in einem bekannten neuern Briefwechsel [zwischen Gleim und Jacobi]. In das Innere der Streitigkeit zwischen Ihnen und demselben habe ich nicht greifen wollen, da ich einen zweiten Theil ‚Laokoons' hoffe und wünsche."

Das war ein Bundesgenosse, wie ihn Lessing sich nur ersehnen konnte, so unangenehm es ihm auch war, daß

Herder ſein Buch dreiſt ableugnete und ſo wenig er ſich 1769
auch durch ihn widerlegt glaubte.

Im Januar machte er eine merkwürdige Bekanntſchaft. Er beſuchte am 24. den einundfünfzigjährigen Paſtor

Abb. 33. Johann Melchior Goeze.
Nach einem Stiche von Fritſch von 1756.

an der Katharinenkirche, Joh. Melchior Goeze, einen geborenen Halberſtädter, der die Säule des in Hamburg von jeher gebietenden ſtarren orthodoxen Glaubens, der entſchiedenſte Gegner von Leſſings feinem und aufgeklärtem Freunde Alberti war. Leſſing liebte nicht das neumodiſche

1769 Christenthum; er ehrte jeden Gottesgelehrten, der fest an den Satzungen der überlieferten christlichen Lehre, besonders des Lutherthums hielt, wie sein alter Vater, der noch in seinem vierundsiebzigsten Jahre seine „Gedanken" über die Vorurtheile gegen die Reformation niederschrieb, worin er beklagte, daß „der um sich gefressene Unglaube sich auf den Thron des Aberglaubens gesetzt". Aber freilich war Lessing schon in Breslau inne geworden, wie wenig das herrschende Lutherthum mit dem Urchristenthum stimme, auf das auch die neuern theologischen Aufklärer nicht eingingen. Goeze, der Lessing wegen seiner Lustspiele und seiner großen, auch theologischen Kenntnisse sehr schätzte, hatte ihn mehrfach zu sich einladen lassen. Dieser besuchte ihn zunächst wegen seiner ausgezeichneten Bibelsammlung. Er fand an ihm „einen in seinem Betragen sehr natürlichen und in Betracht seiner Kenntnisse gar nicht unebenen Mann". Goeze theilte ihm die sonderbare Geschichte mit, wie sich Prof. Wolf der öffentlichen Bibliotheken Hamburgs bemächtigt, sprach mit ihm über seinen Streit mit Semler wegen der Complutensischen Bibel, worin Lessing ihm Recht geben mußte, und sah in seiner vortrefflichen Bibelsammlung besonders alte Deutsche Uebersetzungen näher an, die ihm wegen der Sprache besonders werth waren. Das Gespräch hatte ihm so behagt, daß er sich später mehrfach wieder einstellte, was Lessings über eine solche Verbindung sich entsetzenden Freunde spöttisch dem guten Rheinwein des Hauptpastors zuschrieben.

Anfangs Februar fand im Eimbeckischen Hause die Auktion von Lessings Büchern statt. Die Sammlung enthielt „auserlesene Bücher, zur klassischen Gelehrsamkeit, der Geschichte, den schönen Wissenschaften und der Philosophie

gehörig", unter ihnen die schönsten und besten Ausgaben 1769
der alten Klassiker und die vorzüglichsten Französischen, Italienischen und Englischen Dichter. Auch diesmal war der Verkauf nicht günstig, manches blieb zurück. Der Ertrag blieb weit unter der Erwartung, und doch war auf diesen wie auf das aus dem Bodeschen Kompagniegeschäft ihm zukommende, freilich zum Theil zur Zahlung von Schulden bestimmte Geld bei der beabsichtigten Reise gerechnet. Auch der Wiener Plan hatte keinen Fortgang, die Genehmigung der Widmung von „Hermanns Schlacht" wollte noch immer nicht eintreffen, und so viel man auch von Berufungen Lessings nach Rom, Wien, Dresden und Kopenhagen fabelte, er selbst wußte davon nichts; seine Absicht war, in Rom so ganz zurückgezogen die Antiken zu studiren, daß er von den ihm angebotenen Empfehlungsbriefen keinen Gebrauch zu machen gedachte.

An der „Dramaturgie" und den „Antiquarischen Briefen" wurde unterdessen nebeneinander fortgearbeitet. Die beiden vollständigen Bände der erstern (Stück 83 bis 104 hatten noch gefehlt) erschienen anfangs April. In diesem Schlusse wurden zunächst Corneilles Abweichungen von den Grundsätzen des Aristoteles zu Ende geführt und noch die Vorstellungen von vier Abenden besprochen, wobei die willkürliche Ueberspringung mehrerer Tage in fortgesetzter Zählung auffällt. Ueber drei Stücke berichtete Lessing ganz kurz, dagegen wurden an Diderots „Hausvater" und die schon früher besprochenen „Brüder" von Romanus weitere Betrachtungen angeknüpft; konnte ja vom Hamburgischen Nationaltheater, das die „Dramaturgie" betreffen sollte, kaum mehr die Rede sein. Ueber den den Franzosen „nur so so gefallenden" Hausvater „kramte er alles aus", was

1769 er über das Stück und das dramatiſche Syſtem des Dichters ſich angemerkt hatte. Letztern ſtellte er nicht mehr ſo hoch wie früher; ausführlich bekämpfte er ſeine Behauptung, die Charaktere der Komödie müßten Arten, die der Tragödie Individuen ſein, wobei er auf Terenz, Horaz und Ariſtoteles zu ſprechen kam, endlich eine ähnliche Anſicht des Engländers Hurd weitläufig anführte und erörterte. Ehe er bei den „Brüdern" ſich zu den früher verſprochenen Bemerkungen über die Abweichungen des Deutſchen Dichters von ſeinem Römiſchen Vorbilde Terenz wendet, gedenkt er des der Deutſchen Literatur ſo ſchädlichen Vorurtheils, nur junge Leute ſollten dichten, und der noch verderblichern Verdächtigung aller Kritik und aller Regeln, deren das Genie nicht bedürfe.

„Doch was halte ich mich mit dieſen Schwätzern auf?" ſchließt er. „Ich will meinen Gang gehen und mich unbekümmert laſſen, was die Grillen am Wege ſchwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um ſie zu zertreten, iſt ſchon zu viel. Ihr Sommer iſt ſo leicht abgewartet!"

Und dieſelbe Großartigkeit männlichen Selbſtbewußtſeins athmet der zu den ſchönſten Kleinoden Deutſchen Sinnes und Deutſcher Sprache zählende Schluß der „Dramaturgie". Die niederträchtigen Nachdrucker, die auch zur Klotziſchen Sippſchaft gehörten, hatten 104 Nummern verſprochen, da ſie auf jede Woche zwei rechneten. „Ich werde die guten Leute ſchon nicht zu Lügnern machen müſſen", bemerkt er und gibt dann nach dem hundertſten Stücke als 101 bis 104 noch eine ungefähr den Umfang von vieren umfaſſende Zugabe, in welcher er die Diebe züchtigt, ein „Nachſpiel", zu welchem er einen Prolog, mit Hindeutung auf einen des Terenz, über ſich ſelbſt macht. Berühmt iſt das ironiſch beſcheidene Geſtändniß, daß er kein Dichter,

kein Genie sei, daß er aber von der Kritik etwas erhalten 1769
habe, was dem Genie sehr nahe komme. Die Erfolge seiner Stücke lagen vor, „Minna" war als erstes Deutsches Lustspiel anerkannt, und doch verzichtete er auf den Namen eines Dichters in dem Sinne, in welchem er den fruchtbaren Dramatikern Sophokles, Menander, ja einem Goldoni zukam, der dreizehn Stücke in einem Jahr geliefert. Wie mußten durch solch ein Geständniß die flugs fertigen Komödienfabrikanten sich beschämt fühlen, die ihre Stücke nach der Elle anfertigten, aber auch welche Waare! Darauf gibt er einen kurzen Abriß der Geschichte seines Unternehmens, wobei er mit bitterster Schärfe des gutherzigen Einfalls spottet, ein Nationaltheater den Deutschen zu verschaffen, deren Charakter ja darin bestehe, keinen sittlichen Charakter haben zu wollen, besonders die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen zu machen, die er eben deshalb in ihrer Blöße darstellen, den Wahn der Regelmäßigkeit ihrer Stücke bestreiten mußte. Hier wagt er denn das kühne Wort, er verspreche, jedes Stück des großen Corneille besser zu machen, ohne sich aber darauf etwas einzubilden, da dies jeder könne, der so fest wie er an den Aristoteles glaube. Und darauf die herrliche Selbstbespottung seiner auf die Spitze gestellten Behauptung:

„Eine Tonne für unsere kritische Wallfische! Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen, besonders für den kleinen Wallfisch in dem Salzwasser zu Halle!"

Damit ist der Uebergang zum „Nachspiel" gewonnen, das zunächst einen sich Stl. unterzeichnenden Mitarbeiter der Klotzischen „Bibliothek" auf höchst ergetzliche Weise mitnimmt, welcher der Welt verkündet hatte, der Schluß

1769 der „Dramaturgie" verspäte sich wegen einer viele Mühe machenden Abhandlung wider die Buchhändler. Die Horcher in Hamburg, unter denen Wittenberg, mochten wohl Klotz mitgetheilt haben, daß er etwas über den Buchhandel unter der Feder habe. Wahr sei es, bemerkt er, daß der Nachdruck die Fortsetzung des Werkes verzögert habe und das Erscheinen weiterer Bände hindere. Ihm selbst sei es sehr gleichgültig, daß er „die Hand von diesem Pfluge wieder abziehen" müsse, aber leicht könne auf ähnliche Weise der Fortgang eines nützlichern Unternehmens gehindert werden, und so bringt er das Treiben der verkappten Nachdrucker zur Anzeige, die angeblich sich mit andern Buchhändlern vereinigt, das Selbstverlegen denjenigen zu verleiden, die sich ohne Geschäftskenntniß in den Buchhandel mischen würden. Nachdem er den schamlosen Gesellen noch einige Kolbenstöße gegeben, fordert er sie auf, auch diese seine Erklärung abdrucken zu lassen, allenfalls mit ihrer Vertheidigung, in welchem Tone sie auch immer wollen,

„selbst in dem so interessanten der Klotzischen Schule, reich an allerlei Histörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache".

Von seiner Seite sei es nicht gekränkter Eigennutz, da er nie etwas auf seine Kosten habe drucken lassen, sondern bloßes Rechtsgefühl, das ihn gegen diese Leute aufbringe, welche bandenweise rauben wollten. Kurz vorher ist wohl der Aufsatz „Leben und leben lassen" geschrieben, welcher den Vorschlag enthielt, daß der Verfasser sein Werk auf seine Kosten drucken lasse, aber die Subskription darauf durch die Hände der Buchdrucker gehe.

Die „Dramaturgie" hatte die Punkte, von denen die von der Würde jedes Volkes geforderte Schaffung einer

Nationalbühne in Deutschland abhänge, mit voller Ueber- 1769
zeugungskraft gründlich nachgewiesen. Daß die Französische Bühne aus dem Charakter der Nation sich entwickelt, hatte sie freilich nicht betont, dagegen das Vorurtheil, daß dieselbe der Lehre des Aristoteles entspreche, glänzend zerstört, die Deutschen vor der Nachahmung derselben gewarnt, sie auf die wahre Lehre des Aristoteles hingewiesen, welche der Kanon der Tragödie sein müsse; sie hatte die dramatische Dichtung für die Frucht vollendeter Reife eines Genies erklärt, das sich nach den im Wesen der Dichtung liegenden Regeln richte; endlich hatte sie die Tollheit gerügt, daß junge Leute den dramatischen Lorberkranz springend zu erhaschen suchten, statt ihn durch allgemeine geistige Ausbildung und ernstes Studium zu erringen. Und sein ernstes Wort hat die Verehrung des Französischen Klassicismus zerstört, dagegen drang eben dadurch die ungebundene Freiheit der sogenannten Genies um so rücksichtsloser vor.

Mehr Anstrengung als der Schluß der „Dramaturgie" erforderte der zweite Theil der „Antiquarischen Briefe", der eben ein Musterstück gründlicher, bis ins einzelnste erschöpfender Behandlung, umfassendster Kenntniß, anschaulicher Darstellung und sittlichen Ernstes werden und so den schärfsten Gegensatz gegen die Klotzische Seichtheit, Unkenntniß, Schmiererei und Gewissenlosigkeit bilden sollte. Deshalb dauerte es so lange, ehe er damit zu Stande kam, aber er hatte dabei auch schon Studien zur Fortsetzung der „Briefe" gemacht, welche (denn die Behandlung der Ahnenbilder hatte er zunächst aufgegeben) die Klotzische Schrift bis zu Ende durchnehmen, auf die Bemerkungen der Gegner antworten und zuletzt Klotz als den unverschämtesten Plagiator bloßstellen sollte.

1769 Schon den 29. November hatte er Nicolai geschrieben, am Anfange der Woche habe er den Druck anfangen lassen wollen, aber dabei sich herausgestellt, daß sie für den zweiten Band zu wenig Papier hätten, von dem sie erst im März eine neue Sendung erhalten würden. Doch auch als die Papierfrage erledigt war, gelangte er noch immer nicht zum Drucke. Am Ende des Jahres war der Maler Joh. Ant. Tischbein nach Hamburg gekommen, um dort eine Zeichenschule zu gründen. Der achtundvierzigjährige Mann hatte in Italien viele Antiken sorgfältig gezeichnet. Lessing studirte diese sehr eifrig, besonders auch in Bezug auf den Borgheſischen Fechter, und besprach sich über vieles mit ihm. Eine seiner Zeichnungen des sogenannten Fechters sollte den „Briefen" beigefügt werden, die mit einer durch Heynes „Bemerkungen" veranlaßten neuen Erörterung dieser Frage begannen. Am 5. Januar versprach er Heyne, ihm die betreffenden Briefe in der Handschrift zu senden. Zwei Tage später sandte er an Käſtner die als fünfzigster Brief überschriebene Ausführung über eine in die Sache einschlagende Abhandlung Dingleys, damit dieser die nöthigen Verbesserungen und Zusätze mache. Dieser druckfertige Brief sollte demnach der sechzehnte des zweiten Theils werden. Aber am 14. März konnte er Nicolai erst die fünf ersten Aushängebogen (Brief 35 bis 41) senden.

„Die Materie häuft sich unter der Hand", bemerkt er dabei, „und ich möchte Ihnen gern noch den dritten Theil [der ‚Briefe'] zurücklassen. Aber das muß lediglich von Ihrer Konvenienz abhängen. Wenn Sie Ihre Rechnung nicht dabei finden, so lassen Sie nur den Quark auffliegen. Klotz hat doch wohl genug."

Einen Monat später schreibt er demselben:

„Es ist mein völliger Ernst, den dritten Theil noch hier drucken zu lassen; denn unter fünf bis sechs Wochen komme ich hier noch nicht

weg. Antworten Sie mir, ob Sie es zufrieden sind. Ich mache mit 1769
Fleiß allerlei Digressionen, damit es nicht lasse, als ob es mir sonst um nichts zu thun sei als Klotzen lächerlich zu machen."

Aber noch immer hatte er den gegen Klotz gerichteten persönlichen Schluß der „Briefe" nicht geschrieben, wenn auch schon der erhaltene Entwurf des dritten, ja der Anfang des vierten Theiles gemacht war. Durch Nicolai hatte er unterdessen erfahren, daß Klotz manches aus Christs Vorlesungen über Literatur genommen, von denen Lessing sich deshalb eine Abschrift machen ließ. Doch die Vollendung des Schlusses verzögerte sich immer länger. Während Lessing den 16. April an Nicolai in einer Weise schreibt, welche die baldige Absendung der Exemplare anzudeuten scheint, heißt es am 26. Mai, in drei Wochen längstens müsse der zweite Theil ausgedruckt sein.

„In dieser Zeit werde ich auch mit dem dritten Theile fertig, so daß sogleich damit fortgefahren werden kann. Was ich davon nicht selbst abgedruckt abwarten kann, werde ich mit allem Fleiße abgeschrieben zurücklassen; denn länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen."

Doch erst am 30. Juni übersandte er die weitern Aushängebogen; die beiden letzten, ja sogar die ersten des dritten Theiles sollten in nächster Woche folgen. Aber noch am 10. August hören wir, der zweite Theil sei fertig und der Buchdrucker werde vier oder fünf Tage später die Exemplare abschicken.

Der zweite Theil der „Antiquarischen Briefe" zeichnet sich auch durch musterhafte Komposition aus. Da Klotz schon vor der Göttingischen Beurtheilung bemerkt haben wollte, Lessing habe den Borgheſischen Fechter mit dem miles veles in Florenz verwechselt, so schlägt er diesen, nachdem er seine „kahlen" Bemerkungen abgefertigt, mit

1769 der Eröffnung, der Göttingische Beurtheiler habe seinen Vorwurf der Verwechslung selbst zurückgenommen, oder vielmehr erklärt, daß er das nicht habe sagen wollen, was Klotz behauptet hatte.

„Wird Herr Klotz sagen, daß er das auch gemeint habe? Ich denke wohl, er wird gar nichts sagen; er wird sich ganz in der Stille schämen. Schämen? Auch das wird er nicht."

Eine solche Verwechslung in Bezug auf das Thatsächliche würde ihn um alles Zutrauen gebracht haben, wogegen er jeden Zweifel an seinen Schlüssen sich ruhig gefallen lassen dürfe. Gegen die sachlichen Gründe Heynes bringt er dasjenige vor, was er wohl von seinem Standpunkte bemerken könnte, gibt aber schließlich zu, daß seine Deutung der Worte des Nepos wegen der ihm selbst gleich nach dem Erscheinen des „Laokoon" aufgefallenen Parallelstellen unhaltbar sei; doch in einem Punkte habe er jene Worte richtiger als alle Erklärer gedeutet, was ihm denn auch Heyne zugestand. Diese ganze Erörterung ist ein Meisterstück der Zurücknahme eines begangenen Versehens, ausgezeichnet durch kunstmäßige Behandlung, anschauliche Darstellung und eindringende Sachkenntniß, worin eben der blind zufahrende Klotz ein Stümper war.

Nachdem er diesen Angriff abgeschlagen, wendet er sich wieder zu dem armseligen Klotzischen Buche. Ausführlich widerlegt er zwei Aeußerungen über das Mechanische der Kunst der alten Steinschneider und zeigt, daß Klotz Lippert, den er ausgeschrieben, völlig mißverstanden habe, wobei er kühn genug ist, sich auf das Zeugniß des noch lebenden Lippert selbst zu berufen. Aber auch zu Lippert hat er bedeutende Zusätze zu machen. Der von diesem angeregten Frage über die Vergrößerungsgläser bei den Alten

widmet er eine tief eingehende, von großer Kenntniß 1769
zeugende Erörterung. Eine von Klotz sehr gerühmte Art geschnittener Steine verwirft er mit Raspe als Afterwerke der Kunst; dann ergeht er sich weitläufig über die Cameen, über deren Namen er eine Entdeckung mittheilt, welche von den großen Studien zeugt, die er den Namen der Steine zugewandt. Eine größere Anzahl treffender Bemerkungen macht er nicht gegen Klotz, sondern gegen die, denen er sie nachgeschrieben. Dabei läuft ihm der Beurtheiler des ersten Bandes seiner „Briefe" in der „Jenaischen Literaturzeitung" in den Weg, den er mit einem Denkzettel entläßt.

Klotzens Jenaischer Freund führt ihn auf den Herrn und Meister zurück, dessen gemeinen Ränken die sieben letzten Briefe gewidmet sind.

„Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden", bemerkt er. „Trotz meiner Erwartung, ihn wenigstens hier original zu sehen, hat er es bei den alten bewenden lassen, die er jedoch alle treulich durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letztern immer die erstern wieder aufheben."

Obgleich er nur Klotzens persönliches Verhältniß gegen ihn darstellt, das dieser durch plumpe Lügen entstellt hatte, ist seine Abfertigung dieses gemeinsten aller Geheimenräthe doch von unvergänglicher Wahrheit; denn diese Sucht, durch Schmeichelei und Hinterlist sich emporzubringen und den ehrlichen Mitbewerbern durch Viertel-, halbe und ganze Lügen ein Bein zu stellen, auf wohl verfolgten Schleichwegen zur Höhe zu gelangen, kein noch so schmachvolles Mittel zu scheuen, um sich zu heben, andere zu verkleinern und zu verschwärzen, steht noch immer in voller Blüte. Lessing hat ihr hier den klassischen Schandpfahl gesetzt.

1769 Auf die vollendete Meisterschaft dieser Darstellung, die dem Redlichsten der Redlichen aus vollem Herzen geflossen, hier kein Wort, nur sei bemerkt, daß man mit Unrecht behauptet hat, Lessing sei durch den Spott auf den Geheimerathstitel sich selbst zu nahe getreten, er hätte diese Titelsucht auf sich beruhen lassen, sie nicht als Bauernstolz brandmarken sollen. Wir erkennen darin den nothwendigen Schlußstein des Klotz errichteten Schanddenkmals. Den ihm angeflogenen Titel mißbrauchte der immer leerere und aufgeblasenere Mann als ein wissenschaftliches Panier sogar auf dem Titel einer Zeitschrift, die über die schönen Wissenschaften, von denen er nicht das geringste verstand, mit seinem Gelichter abzurtheilen und die Zierden Deutschlands unter seinen Stuhl zu zerren suchte, ja er wagte mit schamloser Lüge als Handlanger Nicolais den jüngern Kandidaten Lessing und den Magister Lessing zu nennen, offenbar, um auf den Abstand von seiner geheiligten Höhe zu deuten. Einer Standesbezeichnung bedurfte es wahrlich bei Lessings in ganz Deutschland ruhmvoll bekanntem Namen nicht mehr. Mit dem Namen Magister hatte ihn auch ein im vorigen Jahre in Leipzig, wohl von Klotzens Rotte erlassenes „Sendschreiben" bezeichnet, dessen elende Böswilligkeit ihn als einen Bullen und einen Esel mit Hülfe Homers angeschrieen und das die Zähne bleckende „kritische Thier" gemahnt hatte, an den Parnaß sich zu strecken, und was der Gemeinheiten mehr waren. Und dieser niederträchtige Angriff beruhte auf der durch nichts begründeten Voraussetzung, eine Anzeige der „Allgemeinen Bibliothek" sei von Lessing, der für diese noch keine Silbe geschrieben hatte. Diesen Bauernstolz auf einen leeren Titel, den Klotz geschändet hatte, mußte Lessings Geißel treffen, und er traf ihn mit dem

ganzen Bewußtsein, wie hoch er als Mann und Gelehrter 1769
über diesem jämmerlichen Scheinmenschen stand, dessen Lügenpfeile er zerbrochen ihm ins Gesicht schleuderte. Freilich wurde der zweite Theil der „Antiquarischen Briefe" nicht mit demselben Eifer verschlungen wie der erste, weil sein Verständniß manche Kenntniß voraussetzte, auch Klotz schon in den Augen aller Kundigen, die nicht aus Parteilichkeit oder Schwächlichkeit vor der Wahrheit die Augen schlossen, längst gerichtet war, und kurz vorher das zweite und dritte Bändchen von Herders „Kritischen Wäldchen" das schärfste Geschütz gegen ihn aufgefahren, auch Nicolai auf ihn losgeschlagen hatte. Unter den Schwächlingen war der Schwächste der gute Weiße, der in seiner „Bibliothek" kein Wort über den Streit zu äußern wagte, vor Lessings mannhaftem Wesen sich entsetzte und seine hohe Bedeutung nicht zu fassen vermochte. Freilich war der dichtende und schriftstellernde Leipziger Kreissteuereinnehmer ein ganz anderer Mann als der literarische Vagabund, der nirgendwo Ruhe hatte und immer die Welt aufregte, ja selbst Weißes Tragödie, wenn auch in höflicher Weise, Sudelei vorgeworfen hatte!

Die Ursache der langen Verzögerung des Schlusses der „Antiquarischen Briefe" lag nicht allein in der Schwierigkeit der Arbeit selbst und in der Beschäftigung mit dem Entwurfe der folgenden Bände, sondern auch in der gleichzeitigen Wiederaufnahme des „Laokoon" und in einer kleinern sich ihm aufdrängenden archäologischen Abhandlung, deren wir bald gedenken werden, auch in dem ihn zeitweise erfassenden Unmuthe und mancherlei Abhaltungen.

Zu Wien war Ende Januar 1769 die Stegreifburleske eingegangen. Ein reicher Kaufmann, Freiherr von Bender, hatte das Deutsche Schauspiel übernommen. Durch Ver-

1769 mittlung von Bubbers wollte dieſer Leſſing für die neue Nationalbühne gewinnen; man bot ihm jährlich 3000 Gulden, wofür er jedes Jahr zwei Stücke liefern ſolle. Leſſing ging darauf unter der Bedingung ein, daß er nur eine Zeit in Wien zu ſein brauche, er die Stücke auch in Italien ſchreiben könne; denn den Beſuch des längſt erſehnten Landes, das ihm zur Nothwendigkeit gewordene Anſchauen der Antiken mochte er in keiner Weiſe wegen des ihm jetzt in zweiter Reihe ſtehenden Theaters aufgeben. Glücklicherweiſe ging man darauf nicht ein; denn es wurde ihm dadurch eine neue traurige Erfahrung erſpart, da das Unternehmen ſchon nach ſechs Monaten ſcheiterte.

Die Veranlaſſung, ſich dem zweiten Theile des „Laokoon" zuzuwenden, boten ihm die von den Klotzianern geſammter Hand gegen den erſten Theil erhobenen Angriffe, unter denen der immer ſchamloſer ſich hervordrängende Riedel die erſte Stelle einnahm.

„Da ſo viele Narren itzt über den ‚Laokoon' herfallen", ſchrieb er den 13. April an Nicolai, „ſo bin ich nicht übel Willens, mich einen Monat oder länger in Kaſſel oder Göttingen auf meiner Reiſe zu verweilen, um ihn zu vollenden."

In ſeiner wechſelnden unmuthigen Stimmung hatte er ſogar einmal den Gedanken, den „Laokoon" ins Franzöſiſche zu übertragen und die Fortſetzung in dieſer Sprache zu ſchreiben, doch kam er nicht über die Vorrede hinaus. Merkwürdig iſt der neue Schluß derſelben:

„Il y a quelques années que j'en ai donné le commencement en Allemand. Je vais le rédiger de nouveau et d'en donner la suite en Français, cette langue m'étant dans ces matières tout au moins aussi familière que l'autre. La langue Allemande quoique elle ne lui cède en rien étant manié comme il faut, est pourtant encore à former, à créer même, pour plusieurs genres de composition, dont celui-ci n'est

pas le moindre. Mais à quoi bon se donner cette peine, au risque même de n'y réussir pas au goût de ses compatriots? Voilà la langue Française déjà toute créée, toute formée: risquons donc le paquet. Et qu'y a-t-il à risquer? Tout délicats que les François sont sur le chapitre de leur langue: je les connais d'assez bonne composition à l'égard d'un étranger, qui n'y prétend à rien, qu'à être clair et précis." 1769

In gleicher Verſtimmung gegen die Deutſchen mag er, worauf Nicolai deutet, einmal geäußert haben, er werde in Italien nur Lateiniſch ſchreiben.

Bedeutender als alle bisher, auch von Herder und brieflich ſchon 1767 von Sturz ihm gemachten Einwendungen gegen den „Laokoon" ſchienen ihm die Gegenbemerkungen eines ſcharfſinnigen Beurtheilers in Nicolais „Bibliothek" (es war Garve), auf die er ausführlich in einem bedeutenden Briefe an Nicolai vom 26. Mai einging. Hier gibt er zu, daß einiges im „Laokoon" nicht beſtimmt genug hervortrete, aber nur weil es im zweiten Theile ſeine weitere Erörterung finden ſolle; in einem dritten Theile gedachte er nun auch die dramatiſche Dichtung zu behandeln. Mit Wien wollte er ſich jetzt nicht mehr einlaſſen, doch dachte er die Kaiſerſtadt um ihrer Kunſtſchätze willen auf dem Wege nach Italien zu beſuchen. Aber bald leuchtete von dort ein neuer Hoffnungsſtrahl. Der Kaiſer nahm die Zueignung von „Hermanns Schlacht" an, der Dichter empfing das längſt angekündigte Ehrengeſchenk. Klopſtock war voller Hoffnung, auch ſein an Kaunitz mitgetheilter Plan werde genehmigt werden. Seine Begeiſterung ſteckte Leſſing an, ſo daß dieſer an die Möglichkeit glaubte, man werde ihn und Gerſtenberg zur Leitung des Theaters berufen. Klopſtock bat ihn deshalb, ſeine Abreiſe noch aufzuſchieben. Wie troſtlos aber ſeine Zuſtände waren, wie ſeine Schulden ihn noch immer am Weggange hinderten,

1769 beweist der Brief an Karl vom 6. Juli. Hier spricht er sich zunächst über dessen im Druck erschienene Komödien sehr scharf aus. Freilich seien die Stücke immer so gut, wie seine ersten gewesen, und wenn er sich, wie er selbst gethan, zu jedem vier bis sechs Jahre Zeit lasse, könne ihm leicht etwas Besseres gelingen, als er selbst je gemacht habe oder machen werde. Sodann bittet er um ein Verzeichniß seiner in der Auktion unverkauft gebliebenen Bücher, um zu sehen, ob es sich der Mühe verlohne, sie nach Hamburg kommen zu lassen.

„Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch so noch werde ich meine Reise nur kümmerlich bestreiten können. Das Herz blutet mir, wenn ich an unsere Eltern denke. Aber Gott ist mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner von unserer ganzen Familie ist; denn der Aermste ist doch wenigstens nichts schuldig, und ich stecke bei dem Mangel des Nothwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren. Gott mag helfen!"

3.

Noch am 10. August äußert er gegen Nicolai:

„Meine Reise bleibt meinerseits so unwandelbar als das Schicksal; ich muß aber nur, wie ich Ihnen schon geschrieben, noch gewisse Dinge [in Wien] abwarten und gewisse Hindernisse [die in seinen Schulden lagen] heben. Indeß vernehmen Sie es vielleicht plötzlicher, daß ich weg bin, als Sie meinen."

Der dritte Theil der „Antiquarischen Briefe" wäre beinahe schon fertig, fährt er fort, wenn ihm nicht eine Zwischenarbeit auf einmal in den Kopf gekommen. Es war dieses die kleine Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet." Lessing bot sie seinem frühern Verleger Voß an. Schon am 10. August hatte Bruder Karl die drei ersten Druckbogen gelesen. Sie ist eine der schönsten und folgen-

reichsten Arbeiten Lessings, deren Kern die neuesten Unter- 1769
suchungen immer fester begründet haben. Freilich war die nächste Veranlassung auch jetzt wieder ein gelegentlicher Angriff von Klotz; aber diesen stieß er gleich am Anfange als einen seichten Widerspruchsgeist zur Seite und wandte sich sofort zur Sache selbst, zum Beweise, daß die alten Künstler die Gottheit des Todes nur als Zwillingsbruder des Schlafes gefaßt, die wirklichen Gerippe in der Kunst die abgeschiedener Seelen böser Menschen darstellen. Diesen ganz neuen Satz bewies er an der Hand von Kunstdenkmälern auf einfach überzeugende Weise, indem er alles darauf Bezügliche umsichtig erörterte. Aeußerst wichtig und echt Lessingisch war die am Schlusse daraus gezogene Folgerung. Die christliche Vorstellung, daß der Tod eine Strafe für die Sünde sei, habe das ältere heitere Bild des Todes verdrängt; da aber das Christenthum den Tod der Frommen als sanft und erquickend schildere, so könne nichts unsere Künstler abhalten, uns wiederum in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen.

„Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes; und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen? Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt."

Und es war nicht blos die Jugend, welche, wie wir von Goethe wissen, diesem herrlichen Gedanken zujubelte, auch gesetzte Männer freuten sich dieser neuen Offenbarung, selbst Goeze hatte Gefallen an der von Lessing ihm geschenkten Abhandlung, und die Künstler gingen freudig darauf ein. So wurden das Gerippe und der Sensenmann glücklich durch Lessing verdrängt.

1769 Nach der Mitte September kehrte die Ackermannsche Gesellschaft von Braunschweig nach Hamburg zurück. Ihre Hauptzierde war damals Schröder, der, wie früher den Wirth, jetzt den Just in der „Minna" vortrefflich spielte. Von Lessings Bewunderung des großen Schauspielers zeugt das Stammbuchblatt, worin er ihn mahnte, sich weder durch Beifall stolz, noch durch Tadel furchtsam machen zu lassen; nicht jeder, der den Künstler fühle, verstehe ihn darum auch.

Um den in dieser Zeit von Goeze wieder erhobenen Streit über die Sittlichkeit der Bühne kümmerte sich Lessing nicht. Veranlaßt war derselbe durch den Vorwurf, den der Hauptpastor dem Prediger Schlosser in Bergedorf gemacht, weil er eine Komödie geschrieben, ja sich als Verfasser derselben auf dem Theaterzettel hatte nennen lassen. Seine mit orthodoxer Hartnäckigkeit sich gegen die Bühne wendende Streitschrift ließ nur wenige Stücke gelten, unter ihnen die Lustspiele von Gellert, Weiße und Lessing; von letzterm sagte Goeze, das Werk lobe den Meister, ihn selbst nannte er einen geschickten und edeldenkenden Mann. Allgemein erwartete man, Lessing werde sich in die Sache mengen, aber dieser fürchtete von Goezes überspanntem Eifer keinen Schaden. Der Hader endete damit, daß der Senat alle weitern Streitschriften verbot. Die Vertheidigung des Theaters, das dem Vergnügen und der Kunst dienen soll, als einer Anstalt zur Pflege der Sittlichkeit, war Lessing bei seiner längst gewonnenen höhern Ansicht zuwider.

„Ich wünschte von Herzen", schrieb er in launigem Unmuth über seine letzten Erfahrungen, „daß auf Goezens Schrift alle Theater in ganz Deutschland verschlossen werden möchten. In zwanzig Jahren würden sie doch wieder geöffnet, und vielleicht griffe man sodann die Sache von einer bessern Seite an. Die elenden Vertheidiger des

Theaters, die es mit aller Gewalt zu einer Tugendschule machen 1769
wollen, thun ihm mehr Schaden als zehn Goeze ꝛc.“

Eben hatte ihm der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig durch Freund Ebert die Verwaltung der an Handschriften reichen herzoglichen Bibliothek zu Wolfen-

Abb. 34. Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig
Nach einem Gemälde in der Gleimschen Sammlung.

büttel antragen lassen; zur weitern Besprechung sollte er nach der Rückkehr des damals nach Berlin gereisten jungen Fürsten Braunschweig besuchen. Der eben vierunddreißig Jahre alte Erbprinz, ein Zögling des Abts Jerusalem und Eberts, hatte sich bereits im siebenjährigen Kriege so ausgezeichnet, daß sein Oheim Friedrich der Große ihn in einer

1769 Nach der Mitte September kehrte die Ackermannsche Gesellschaft von Braunschweig nach Hamburg zurück. Ihre Hauptzierde war damals Schröder, der, wie früher den Wirth, jetzt den Just in der „Minna" vortrefflich spielte. Von Lessings Bewunderung des großen Schauspielers zeugt das Stammbuchblatt, worin er ihn mahnte, sich weder durch Beifall stolz, noch durch Tadel furchtsam machen zu lassen; nicht jeder, der den Künstler fühle, verstehe ihn darum auch.

Um den in dieser Zeit von Goeze wieder erhobenen Streit über die Sittlichkeit der Bühne kümmerte sich Lessing nicht. Veranlaßt war derselbe durch den Vorwurf, den der Hauptpastor dem Prediger Schlosser in Bergedorf gemacht, weil er eine Komödie geschrieben, ja sich als Verfasser derselben auf dem Theaterzettel hatte nennen lassen. Seine mit orthodoxer Hartnäckigkeit sich gegen die Bühne wendende Streitschrift ließ nur wenige Stücke gelten, unter ihnen die Lustspiele von Gellert, Weiße und Lessing; von letzterm sagte Goeze, das Werk lobe den Meister, ihn selbst nannte er einen geschickten und edeldenkenden Mann. Allgemein erwartete man, Lessing werde sich in die Sache mengen, aber dieser fürchtete von Goezes überspanntem Eifer keinen Schaden. Der Hader endete damit, daß der Senat alle weitern Streitschriften verbot. Die Vertheidigung des Theaters, das dem Vergnügen und der Kunst dienen soll, als einer Anstalt zur Pflege der Sittlichkeit, war Lessing bei seiner längst gewonnenen höhern Ansicht zuwider.

„Ich wünschte von Herzen", schrieb er in launigem Unmuth über seine letzten Erfahrungen, „daß auf Goezens Schrift alle Theater in ganz Deutschland verschlossen werden möchten. In zwanzig Jahren würden sie doch wieder geöffnet, und vielleicht griffe man sodann die Sache von einer bessern Seite an. Die elenden Vertheidiger des

Theaters, die es mit aller Gewalt zu einer Tugendschule machen 1769
wollen, thun ihm mehr Schaden als zehn Goeze ꝛc.“

Eben hatte ihm der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig durch Freund Ebert die Verwaltung der an Handschriften reichen herzoglichen Bibliothek zu Wolfen-

Abb. 34. Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig
Nach einem Gemälde in der Gleimschen Sammlung.

büttel antragen lassen; zur weitern Besprechung sollte er nach der Rückkehr des damals nach Berlin gereisten jungen Fürsten Braunschweig besuchen. Der eben vierunddreißig Jahre alte Erbprinz, ein Zögling des Abts Jerusalem und Eberts, hatte sich bereits im siebenjährigen Kriege so ausgezeichnet, daß sein Oheim Friedrich der Große ihn in einer

1769 Französischen Ode als glorreichen Helden pries, der schon als Jüngling das Tüchtige mit dem Glänzenden, Feuer mit Weisheit verbinde. Er hatte Friedrichs große, blaue Augen, seine Liebe für Französische Bildung und Musik, seine Selbstbeherrschung, seine kalte Menschenverachtung, seinen herrischen Sinn, seinen Ehrgeiz und seine Sparsamkeit. Gern spielte er den Gönner der Wissenschaft und Kunst. Besonders hatten sich Musik und Theater seiner leidenschaftlichen Theilnahme zu erfreuen; er selbst war ein vortrefflicher Geiger und ein ausgezeichneter Schauspieler. Nach dem Kriege vermählte er sich mit einer reichen Englischen Prinzessin, die er zu ihrer Entbindung nach London brachte, von wo er seine große Reise durch Frankreich und Italien antrat. Auf dieser entfaltete der ehrsüchtige Prinz den übermäßigsten Glanz. In Paris spielte er den feinsten Französischen Weltmann, während man in Italien eine Abneigung gegen die Franzosen an ihm bemerkte; so sehr wußte er zu scheinen. In Rom, wo er die glänzendste Aufnahme fand, hielt er sich an Winckelmann, mit dem er sogar längere Fußreisen machte. Aber dieser fand ihn kalt und verschlossen; sein Herz sei gut, aber nicht empfindlich, seine Seele wisse nichts von Fröhlichkeit; nur durch Widerspruch könne man ihn reizen. Goethe, der ihn erst als Herzog kennen lernte, fand, daß er die besten Formen des Benehmens habe, aber es seien auch nur Formen; er wisse die Menschen anzuziehen, ihre Eitelkeit zu benutzen, er täusche sich nicht in den Mitteln und wisse sie vortrefflich anzuwenden, und so könne man ihn einen großen Mann nennen, wenn man einem in jedem Sinne so beschränkten Wesen diesen Namen beizulegen wage. Von allen sogenannten noblen Passionen frei, opferte er um so leiden-

schaftlicher der Liebe zu schönen Frauen. Aus Italien hatte 1769
er sich die Branconi mitgebracht, die noch Goethe so wunder-
reizend fand. Es war ein sonderbares Spiel des Schicksals,
daß ein so gerader, von reinem Gefühle edler Menschheit
durchdrungener Mann wie Lessing, nachdem der Oheim ihn
auf verletzende Weise abgelehnt, in den Dienst des Erb-
prinzen treten sollte, dieses guten Vogelstellers (so nannte
ihn Goethe), dessen Ehrsucht es schmeichelte, auch diesen
Vogel auf kluge Art zu fangen, um ihn dann zappeln
zu lassen!

Ebert hatte Lessing schon am 27. Januar dringend ein-
geladen, wenn er nach Italien gehen wolle, seinen Weg
über Braunschweig zu nehmen; er habe dem Erbprinzen
seinen im vorigen Jahre an ihn gerichteten Brief und
einige „antiquarische" vorgelesen, wodurch dieser noch be-
gieriger geworden, ihn kennen zu lernen. Freilich mußte
diesen eine so kräftig ausgeprägte Persönlichkeit anziehen
und sein Ehrgeiz wohl wünschen, einen der bedeutendsten
Deutschen Schriftsteller, aus dessen Erwerbung sich keiner
der Großen ein Verdienst machte, für Braunschweig zu ge-
winnen. Hatte man den vom Erbprinzen sehr geschätzten
Winckelmann auf so traurige Weise verloren, Lessing schien
ihn in mancher Weise ersetzen zu können, und dabei ge-
gewann man zugleich für Braunschweig einen dramatischen
Dichter, dessen „Minna" der Erbprinz besonders schätzte.
Ebert unterließ nicht, diesen von Zeit zu Zeit auf Lessing,
der sich immer glänzender, besonders im Schlusse der „Dra-
maturgie" und der „Antiquarischen Briefe", aufschwang,
sowie auf die Gefahr hinzuweisen, daß Deutschland ihn
ganz verlieren werde. So entschloß sich denn der Erb-
prinz, Lessing als Bibliothekar der Wolfenbütteler Biblio-

1769 thek zu berufen, deren Geschäfte bis dahin ein fürstlicher Klosterrath als Nebenamt versehen hatte. Auf Eberts Mittheilung des Antrages erwiederte Lessing am 11. Oktober:

„Es ist auf alle Weise meine Schuldigkeit, nach Braunschweig zu kommen, um dem Erbprinzen in Person für die Gnade zu danken, die er für mich haben will; es mag davon so viel oder so wenig wirklich werden, als kann. Erwarten Sie mich also zu Anfange künftigen Monats zuverlässig, und brauchen Sie diese Zwischenzeit, alles nach Ihrem besten Gutdünken einzuleiten. Ich bin sehr überzeugt, daß Ihnen mein Vortheil angelegener ist als mir selbst."

Dabei sandte er seine neueste Abhandlung in zwei Exemplaren, für den Fall, daß Ebert es für rathsam halten sollte, eines derselben gelegentlich dem Erbprinzen zu zeigen; denn eine Streitschrift gegen Klotz ausdrücklich in seinem Namen überreichen zu lassen, zieme sich nicht. Seine Reise nach Italien wolle er um so lieber verschieben, je nöthiger es sei, sich in vielen Stücken noch mehr darauf vorzubereiten, solle es nicht eine bloße Reise dahin werden. Daß die Sache völlig nach seinen Wünschen zu Stande komme, bezweifelte er durchaus nicht. Die Wolfenbütteler Bibliothek hatte für Lessing seit ihrem Besuche vor dreizehn Jahren immer außerordentliche Reize gehabt, und er war entschlossen, sie gut zu benutzen. „Wer nur erst in Ruhe da wäre!" seufzte er in einem Briefe an Voß; denn er fühlte, wie schwer es ihm fallen werde, die Hamburgischen Freunde zu verlassen; dabei lag ihm die Ordnung seiner Schulden, die er nur zum geringsten Theile bezahlen konnte, schwer auf dem Herzen. Die „Antiquarischen Briefe" sollten fortgesetzt und darin auch der so unverschämte wie unwissende Riedel abgefertigt werden. Dieser, der an die neu hergestellte Universität Erfurt berufen worden war, hatte unterdessen den gleichfalls dorthin gezogenen Wieland gegen

Lessing erkältet, wie außerordentlich ehrenvoll dieser sich auch 1769
in der „Dramaturgie" über ihn geäußert hatte. Außer den „Antiquarischen Briefen" wollte Lessing noch verschiedene archäologische Abhandlungen, unter denen auch die von den Ahnenbildern, bei Voß erscheinen lassen. Von seiner damaligen Geldnoth zeugen die beiden am 11. Oktober an Nicolai und Voß gerichteten Briefe. Dem erstern schrieb er, obgleich er nicht glaube, daß er für den dritten Theil der „Briefe" noch eben viel zu erhalten habe, müsse er ihn bitten, eine kleine Assignation künftige Woche zu honoriren; so bald werde er ihm diesen Dienst nicht mehr zumuthen. Und gegen Voß äußerte er, es stehe bei ihm, was er ihm für die eben erschienene Abhandlung geben wolle. Freilich sollte er sich schämen, ihm jetzt, da er noch so tief in seiner Schuld sei, Geld dafür abzufordern, woran sich eine ganz ähnliche Ankündigung einer kleinen Assignation schloß.

Die Rückkunft des Erbprinzen verspätete sich. Am 2. November konnte Ebert Lessing bitten, sofort herüberzukommen, ja sich womöglich so einzurichten, daß er nicht noch einmal nach Hamburg zurückzureisen nöthig habe. Die Sache sei unzweifelhaft; auch der Herzog habe neulich bei Tafel gesagt, Lessing werde nächstens kommen. Diesen freute es sehr, als er hörte, der Erbprinz habe in Berlin Mendelssohn besucht und sich mit ihm befreundet, ja er sinne auch ihn nach Braunschweig zu ziehen. Doch so rasch, wie er gehofft, konnte er nicht von Hamburg weg. Mit wie vielen Familien und Freunden war er so vertraut geworden, daß er ihren Umgang schwer entbehrte. Unter ihnen stand ihm zunächst die Familie König. Bei dem jüngsten, im vorigen Oktober geborenen Sohne Friedrich hatte er mit Gevatter gestanden. Als König im Herbste

1769 eine Geſchäftsreiſe nach Wien und Italien antrat, hatte er Leſſing, der ihn eine Strecke auf dem Wege begleitete, dringend ſeine Familie empfohlen; von da an war dieſer mehr als je der entſchiedene Hausfreund, der mit den Kindern ſpielte und in allen Familienangelegenheiten zu Rathe gezogen ward. Noch weit mehr und drückender als die Bande der Freundſchaft hielten ihn ſeine Schulden feſt. Vor acht Tagen, ſchrieb er den 7. an Ebert, könne er nicht abreiſen.

„Ich bin leider hier ſo tief eingeniſtet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hier und da ein Stück Haut mit ſitzen bleiben ſoll. Beſonders wenn ich es ſo einrichten will, daß ich allenfalls nicht wiederkommen dürfte. Sie werden dieſe Verzögerung bei dem Erbprinzen ſo einzukleiden wiſſen und mich ſo entſchuldigen, daß er weder glauben darf, ich bildete mir ein, mit Ungeduld von ihm erwartet zu werden, noch argwöhnen darf, ich würde nicht auf alle mögliche Art eilen, wenn ich vermuthen dürfte, von ihm nur einigermaßen erwartet zu werden.“

Ebert hielt es für gerathen, auch dieſen Brief dem Erbprinzen vorzuleſen, was Leſſing wohl vorausgeſehen hatte. Die Nachricht von deſſen erwarteter Ankunft und Anſtellung hatte ſich unterdeſſen ſchon in Braunſchweig verbreitet. Klotz, der überall ſeine Berichterſtatter hatte, erhielt die Hiobspoſt ſofort durch einen gewiſſen Koch, der neuerdings ein paar Sammlungen Gedichte und Lieder herausgegeben hatte.

„Wer hätte das gedacht!“ fügte dieſer hinzu. „Er ſoll, wie es heißt, den Charakter als Hofrath mit 800 Thlr. erhalten. Ein gewiſſer ſchöner Geiſt in ****, deſſen Seele ſo ſchwarz und gefährlich iſt, als ſie gut ſcheint, der einen Gleim ungerecht, einen Jacobi läppiſch, einen Schirach nichtsbedeutend, einen Zachariä ſtolz, eitel und ungelehrt, Sie einen Zänker, mich armen, unſchuldigen, kleinen Lieder-

sänger aber gar ohne Gehirn glaubt, freuet sich auf Lessings Ankunft 1769
sehr. Ich nenne ihn nicht."

Das war freilich für Klotz ein Donnerschlag, der gern Lessing wie einen gehetzten Hirsch hätte verenden sehen. Je weniger ihm entging, daß dieser ihn ins Herz getroffen hatte und alles, was er selbst und seine Vertheidiger ihm zu erwiedern vermochten, ohne Bedeutung sei, um so mehr schimpfte, schmähte und kabalirte er gegen seinen Todfeind. Aber sein gelehrter Ruf und seine Achtung waren dahin, auch seine hohen Berliner Freunde hatten ihn erkannt. So suchte er denn neue Anknüpfungspunkte in Wien, wo er den Regierungsrath und Professor von Sonnenfels, einen der bedeutendsten dortigen Schriftsteller, auf seine Seite zu ziehen und seine Gegner zu verlästern wußte; wenigstens erwartete er von dort einen Jahrgehalt oder seine Adelung.

Der Zionswächter Goeze hatte unterdessen Alberti und einen andern Prediger verklagt, weil sie aus dem im September gehaltenen Bußtagsgebete das Wort des Psalmisten weggelassen: „Schütte Deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die Deinen Namen nicht anrufen", das nothwendig und nichts weniger als unchristlich sei. Auch diese Angelegenheit ward öffentlich verhandelt. Als einmal in Albertis Gegenwart davon die Rede war, schlug sich Lessing zum allgemeinen Erstaunen auf die Seite Goezens. Vergebens berief sich Alberti auf das christliche Gebot der Nächstenliebe; Lessing behauptete, vom Widerspruchsgeiste getrieben, beides sei wohl miteinander zu vereinigen. Da Alberti die Möglichkeit bezweifelte, versprach er, sie ihm nächstens zu beweisen. Man schied lachend. Kurz darauf spielte Lessing Alberti einen in wenigen Exemplaren gedruckten Halbbogen in die Hände, welcher den Titel einer

1769 Predigt Noriks über das ärgerliche Wort des Pſalmiſten mit einer muſterhaften Einleitung in der Weiſe des berühmten Engliſchen Humoriſten enthielt. Alberti erſchrak, da er glaubte, Leſſing habe wirklich eine ſolche Predigt drucken laſſen; dieſer aber fiel ihm lachend um den Hals und beruhigte ihn durch die Erklärung, das Ganze ſei ein Scherz, von dem nur die nächſten Bekannten wiſſen ſollten.

Noch einmal verzögerte ſich Leſſings Abreiſe.

„Ich glaubte ganz unfehlbar, heute wegkommen zu können", meldet er Ebert am 15., „und nun muß ich noch ein paar Tage zugeben, ich mag wollen oder nicht. Indeß zweifle ich, ob wir uns einerlei Begriffe hierbei machen. [Ebert meinte, das großſtädtiſche Leben Hamburgs halte ihn feſt.] Ich bilde mir einen Moraſt ein, in dem ich verſunken wäre. Je geſchwinder man ſich herausarbeiten will, deſto tiefer ſinkt man."

So ſchwer hielt es ihm, ſeine Schulden zu ordnen. Am 18. oder 20. werde er gewiß abreiſen, doch müſſe er ſich in Celle einen oder zwei Tage beim Theaterdirektor Seyler aufhalten, mit dem er noch eines oder das andere (ohne Zweifel wegen rückſtändigen Gehaltes) abzuthun habe.

Leſſings Aufenthalt in Braunſchweig dauerte etwa vier Wochen. Er wohnte in dem Hauſe des Juweliers Dübner auf dem ſogenannten Damm in der Nähe der Poſt, wo ſein Verehrer, der daſelbſt wohnende Kammerherr von Kuntſch, der einer ſeiner treueſten Freunde werden ſollte, ihm eine bequeme Stube hatte einrichten laſſen. Er ſpeiſte in einer Wirthſchaft. Der Erbprinz nahm ihn gnädigſt auf; ſein Gehalt ward auf 600 Thaler nebſt freier Wohnung auf dem Schloſſe und Holz feſtgeſetzt. Das Gehalt überſtieg das der Profeſſoren am Karolinum in Braunſchweig, ſtand dem der herzoglichen Forſtmeiſter gleich und hätte hingereicht, wäre Leſſing ohne Schulden geweſen.

Eigentliche Amtsgeschäfte hatte er keine, wie er später an 1769
den Vater schrieb, als die er sich selbst machte; der Erbprinz habe mehr darauf gesehen, daß er die Bibliothek als daß die Bibliothek ihn nutzen solle. Damit stimmt die Aeußerung des Abtes Jerusalem, Lessing solle mit dem eigentlich Mechanischen nichts zu thun haben, nur aus dem großen Vorrath von Handschriften verborgene und vielleicht noch gar nicht gekannte Schätze der Welt bekannt machen. Seine Stellung war eine ähnliche wie vor fünfzig Jahren die von Leibniz, nach dessen Zeit noch viele bedeutende Handschriften in die Bibliothek gekommen waren. Auch dem Herzog wurde er vorgestellt, der seine Berufung genehmigte. Selbst seine Reise nach Italien wollte man befördern, ihn mit dem Ankaufe von Büchern, Handschriften, Gemälden und Alterthümern betrauen, zu welchem Zwecke er sich zuerst mit dem Vorhandenen bekannt machen sollte. Hierzu glaubte er etwa ein Jahr zu bedürfen, in welchem er die Bibliothek und die Braunschweigischen Sammlungen redlich zu benutzen gedachte. Schon jetzt sehe er, schrieb er an Nicolai, die Mittel vor sich, so mancherlei Anschläge auszuführen, daß er manchmal wünsche, die armselige Karriere der Alterthümer geendet zu haben, da sich bei alle dem Bettel doch viel zu wenig denken lasse, als daß man nicht manchmal darüber auf sich selbst ärgerlich werden sollte. Die mancherlei Kleinigkeiten, um die es sich handelte, und die geistlosen Köpfe, mit denen er streiten mußte, ekelten ihn. Besonders freute er sich auf die reichen alten Handschriften. Sonderbar genug hatte er im Vertrauen auf die Freigebigkeit des Hofes, von dessen Geldklemme er keine Ahnung hatte, sich nicht nach der zur Vermehrung bestimmten Summe erkundigt, die sich später ungemein gering

1769 erwies; und doch hatte er darauf gerechnet, daß er sich in Zukunft kein Buch anzuschaffen brauche. Der Antritt der Stelle sollte in acht bis zehn Wochen erfolgen. Des Erbprinzen einnehmendes Wesen und sein feines, wohlberechnetes Benehmen zogen Lessing an, da dieser mehr den Freund der Wissenschaft und Kunst als den wohlwollenden Herrn vorkehrte, und er war der erste Prinz, den er als wirklichen Gönner kennen lernte; herzlichen Antheil forderte er nicht, und mochte er auch bald fühlen, daß dieser nichts anderes liebe als sich und seinen Willen, er traute seinen fürstlichen Verheißungen. Noch kurz vor seinem Scheiden beschied derselbe ihn zu sich und er unterhielt sich mit ihm lange Zeit. Doch wollte man von einer Seite Lessing einreden, er habe den Erbprinzen abgestoßen, was dieser selbst später gegen Ebert für eine falsche Auslegung seiner Aeußerung erklärte, man müsse alles mit den Augen eines solchen Mannes sehen, sonst habe man gar nichts gesehen. Am wenigsten gefiel ihm der allmächtige, aber leider alles hintertreibende Minister von Schliestedt, der von der Anfertigung von Katalogen sprach, wogegen sein nächster Vorgesetzter, der Geheimerath von Praun, ein sehr wohlwollender, pflichttreuer, außerordentlich kenntnißreicher, freilich an strenges Arbeiten gewöhnter Mann war.

Am vertrautesten verkehrte Lessing in Braunschweig mit Ebert, der ihm alles sagen durfte und von allen seinen Plänen vernahm. Die beiden Hauptfehler, welche dieser ihm launig vorwarf, waren seine Spielsucht (noch immer liebte er leidenschaftlich das Pharao) und seine Verbindung mit Goeze. Diesmal zeigte ihm Lessing den Titel seiner Norikschen Predigt, die er wirklich machen werde, wenn Alberti sich nicht beruhigen sollte. Auch von seinen dra-

matischen Plänen, zu deren Ausführung Ebert immerfort 1769
trieb, war die Rede.

Sonst verkehrte Lessing in Braunschweig viel mit Kuntsch und den Professoren des Karolinums, dem gelehrten Theologen Konr. Arn. Schmidt und den Dichtern Zachariä und Gärtner, die sich auch mit dem Spanischen Theater beschäftigten. Schon zu Leipzig hatte er Zachariä bei Kästner kennen lernen. Der große, wohlgestaltete, dreiundvierzigjährige Mann, der bei allem Anstande und aller Würde seines Wesens doch anspruchslos und gemüthlich war, gewann Lessings Zuneigung. Einen besondern Verbindungspunkt mit ihm bildete dessen damalige Beschäftigung mit den Deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Kuntsch, Ebert und Zachariä wurde bei Lessings Liebe zum Spiele Abends bei Punsch eine Partie Quindecim gemacht. In dem Ebert besonders befreundeten Hause des Kammerrathes Graefe war Lessing ein gern gesehener Gast. Auch der Bekanntschaft von zwei adeligen Damen wird gedacht; mit der einen derselben unterhielt er sich auch über seinen „Faust". Der gute Liederdichter Koch versäumte nicht, das wenige, was er wußte, seinem Klotz mitzutheilen.

„Herr Lessing wird sehnlich wieder erwartet", schreibt er. „Er hat Freunde und noch mehr Anbeter, gewiß aber auch Feinde hier gefunden. Sehr sorgfältig hat er sich darnach erkundigt, ob ich Ihr Freund sei. Gesprochen habe ich ihn nur einmal bei Zachariä, weiter nicht. [J. G.] Jacobi, der mich zu eben der Zeit besuchte, hat ihn auch nicht gesprochen. Seine Freunde reden sehr vorsichtig von ihm."

Die Gegner hofften, er werde sich nicht lange halten. In Erfurt trug man sich noch einige Monate später mit dem böswilligen Gerüchte, Lessing sei als Directeur des plaisirs nach Braunschweig berufen, worauf denn Prof.

1769 Bahrdt, der schon damals mit den rechtgläubigen Theologen in Zwiespalt gerathen, die Hoffnung gründete, als Bibliothekar nach Wolfenbüttel zu kommen. Einer von Lessings begeistertsten Verehrern in Braunschweig war der damals dreiundzwanzig Jahre zählende Campe.

Kurz nach seiner Rückkunft, am 22., meldete die „Neue Zeitung" den Hamburgern von Braunschweig aus Lessings Anstellung als Bibliothekar zu Wolfenbüttel mit ansehnlichem Gehalte. Als er eine Woche später Ebert seinen herzlichen Dank für alle Freundschaft aussprach, bat er ihn, sich beim Erbprinzen seiner anzunehmen. Nach Eberts bisheriger Weise mußte er voraussetzen, dieser werde den Brief seinem hohen Gönner theilweise vorlesen.

„Bis ich ganz bei Ihnen bin, ziehen Sie ja keinen Augenblick die Hand von Ihrem Werke", schrieb er. „Sie allein können mich in der guten Meinung so vieler rechtschaffenen Leute erhalten, auf deren nähern Umgang ich mich freue. Ich betrachte den Erbprinzen selbst aus keinem andern Gesichtspunkte. Es kann sein, und ich habe Ursache, es zu besorgen, daß ich auf ihn nicht die vortheilhaftesten Eindrücke gemacht habe. Ich pflege so wenig auf meiner Hut zu sein; ich bin so unbesorgt, immer nur meine gute Seite zu zeigen, und meine gute Seite selbst ist so schielend, daß ich sehr zufrieden sein muß, wenn man mich die erste Zeit nur nicht ganz verachtet. Vielleicht, wenn er es länger mit mir versucht — denn auf die Länge, habe ich wohl erfahren, gewinnt man bei einem guten Manne gewiß, wenn man aufrichtig bei ihm gewinnen will."

Ebert berichtete bald darauf, der Erbprinz sei mit Lessings Aeußerungen sehr zufrieden gewesen und habe ihn ersucht, ihm, wenn auch nicht gerade in seinem Namen, zu sagen, er habe in Braunschweig alle Erwartung erfüllt, die seinige übertroffen. Der feine und schlaue Erbprinz mußte freilich das Vorlesen der Aeußerungen Lessings für ein geschicktes Manöver halten. Daß dieser seine Auslagen

in Braunſchweig durch den Kammerherrn von Kuntſch berechnen ließ und die Summe (man hatte 45⅔ Rthlr. herausgebracht) ihm durch Ebert übermitteln ließ, war Leſſing, wie gut dieſer auch das Geld brauchen konnte, höchſt peinlich, und er konnte unmöglich Eberts Wunſch erfüllen, ihm ſchriftlich dafür zu danken, da er fürchtete, man habe dem Erbprinzen zu verſtehen gegeben, daß er dieſe Rückerſtattung erwarte. 1769

Noch immer ſah er nicht, wie er mit Ehren von Hamburg wegkomme, da ſeine Schulden ihm über den Kopf gewachſen.

„Ich wünſchte nur", ſchrieb er am 4. Januar an Karl, „daß unſere Eltern hiervon überzeugt ſein möchten, damit ſie nicht etwa glauben, es liege blos an meinem Willen, daß ich mein längſt gethanes Verſprechen noch nicht gehalten habe. Gott weiß, daß es mir nicht möglich geweſen, und daß ich noch nicht gewiß ſagen kann, wann es mir möglich ſein wird. Ehe ich in Wolfenbüttel eingerichtet bin, werde ich von meinem ordentlichen Gehalte wenig erübrigen können. Aber es iſt mein feſter Vorſatz, alles, was ich erübrigen kann, dazu anzuwenden, daß ich mein Wort halte. Ich will gewiß auch dich ſodann nicht vergeſſen, und vielleicht erlauben es die Umſtände, dich wieder bei mir zu haben."

Neben dem Verkauf von allem, was er beſaß, ſann er auf möglichſt großen ſchriftſtelleriſchen Erwerb. Der Druck des dritten Bandes der „Antiquariſchen Briefe" ſollte begonnen, ſodann zu weitern die Abhandlungen verwandt werden, die er früher Voß beſtimmt hatte; für dieſen wollte er den „Laokoon" vollenden und auch „endlich einmal den übrigen Reſt ſeiner Schriften wieder in das Publikum bringen". Bisher waren nur die drei Bände ſeiner Fabeln und ſeiner Luſtſpiele in neuen Auflagen erſchienen, während die erſte Auflage ſeiner „Schriften" ſechs Bände umfaßt

1770 hatte. Die ihm selbst unbehaglichen „Kleinigkeiten" waren eben in vierter Auflage hervorgetreten.

In seinem gepreßten Zustande erschütterte ihn die Kunde von einem Trauerfalle, der für sein ganzes Leben folgenschwer werden sollte. Am vorletzten Tage des vorigen Jahres war Engelbert König zu Venedig an einem Fieber gestorben. Die Nachricht kam gegen Mitte Januar in Hamburg an. Lessing, dem der Verstorbene bei der Abreise seine Familie empfohlen hatte, empfand schmerzlich den ungeheuern Verlust, den Gattin und Kinder so unerwartet erlitten, besonders bei dem ausgedehnten Umfange des im Aufschwunge begriffenen, zum Theil auf fremde Gelder gegründeten Geschäftes. Auf der im vierunddreißigsten Jahre stehenden Wittwe ruhte jetzt allein die Sorge für das schwer zu übersehende Geschäft und vier noch in zartem Alter stehende Kinder. Zu ihrem Troste, zu ihrem Rathe fühlte sich Lessing innigst verpflichtet. Sein Mitgefühl an der Leidenden ward um so wärmer, als er sah, mit welchem gefaßten Muthe, mit welcher beherzten Besonnenheit sie sich in ihr Schicksal fügte. Es ist nicht zu verwundern, daß er jetzt einen ganzen Monat allen seinen Freunden schwieg; auch nach Braunschweig ließ er keine Meldung über sein baldiges Kommen gelangen. An die Fortsetzung der Nicolai und Voß versprochenen Schriften war noch weniger zu denken. Das früheste Zeichen von Lessings Thätigkeit seit dem 8. Januar ist eine Aufforderung zur Unterstützung der Reiskeschen Ausgabe des Demosthenes in der „Neuen Zeitung" vom 13. Februar, um die der bedrängte Herausgeber vor fünf Wochen gebeten hatte.

In Braunschweig hatte unterdessen der Herzog sich mehreremal beim Kammerherrn von Kuntsch nach Lessing

erkundigt; auch der Erbprinz hatte es sich endlich nicht 1770
versagen können, Ebert zu fragen, ob dieser nichts von ihm vernommen. Stutzig über Lessings Schweigen, wandte Ebert sich am 16. Februar an ihn mit der Frage, wie er alle seine Freunde und seine Bibliothek so ganz vergessen könne. Von allen Seiten werde er nach ihm gefragt.

„Befreien Sie mich doch von dieser Verlegenheit dadurch, daß Sie bald erscheinen ... Noch einmal, kommen Sie bald, bester Lessing, und schreiben mir in wenigen Tagen, daß Sie wenige Tage darauf zu kommen gedenken. Sie müssen es nunmehr auch ein wenig fühlen, daß Sie ein Amt haben, so gut wie wir andere."

Bezeichnend ist es für Lessing, daß er in der Erwiederung vom 19. des traurigen Schicksals, das ihn so erschüttert, gar nicht gedenkt, obgleich Ebert mit der Familie König bekannt war. Sein Verweilen, erwiedert er, sei höchst nöthig gewesen, wie er ihm einmal umständlich erklären wolle; zum Theil habe er die Zeit darauf verwendet, sich Kenntniß von der Wolfenbütteler Bibliothek zu verschaffen. Die acht bis zehn Wochen, die er sich vom Herzog beurlaubt, seien noch nicht vorüber; diese Frist werde er innehalten, unfehlbar in längstens drei Wochen erscheinen.

Während er seinem Abschiede von Hamburg und dem gewohnten Freundeskreise mit schmerzlicher Spannung, am bewegtesten der Trennung von der sein Herz besitzenden Frau König und ihren Kindern entgegensah, kam Herder auf der Rückreise von Frankreich auf dem Wege nach Eutin, wohin er als Informator und Reiseprediger berufen worden war, Ende Februar in Hamburg an. Hatte Lessing schon die Frist seiner Abreise verstreichen lassen, wie hätte er es versäumen dürfen, sich die nähere Bekanntschaft des bedeutenden Mannes zu verschaffen! Er könne es nicht bedauern,

1770 ſchrieb er Sonnabend den 3. März an Ebert, daß er die Friſt nicht innegehalten.

„Es hat mir nothwendig ſehr angenehm ſein müſſen, dieſen Mann von Perſon kennen zu lernen; und ich kann Ihnen jetzt nur ſo viel von ihm ſagen, daß ich ſehr wohl mit ihm zufrieden bin. Er gehet die erſten Tage künftiger Woche nach Eutin.“

Abb. 35. Johann Gottfried Herder.
Nach dem Gemälde von Graff (1785) in der Gleimſchen Sammlung.

Daß er am neunten Tage Hamburg verlaſſen wolle, meldet Claudius. Herder ſelbſt ſchreibt, freilich erſt bei ſeinem zweiten Aufenthalt zu Hamburg, am 29. April:

„Mit Leſſing habe ich vierzehn vergnügte Tage gehabt und wacker umhergeſchwärmt.“

Die mit ihm verlebte Zeit war ihm ſo genuß- und gehaltreich geworden, daß ſie in der Erinnerung ihm länger ſcheinen mochte, als ſie wirklich geweſen. Dem von ſo

manchen kleinen Geistern angefeindeten Lessing konnte vor 1770
seinem ihn schmerzlich berührenden Scheiden keine edlere Weihe zu Theil werden als das Zusammentreffen mit dem ebenbürtigen Genie, und zwar ein herzliches, wie es mit dem ältern, anspruchsvollern Klopstock unmöglich gewesen. Welch ein edles, würdiges, hohes Bild von Lessings Persönlichkeit damals Herders Seele auffaßte, zeigt der Nachruf, welchen er elf Jahre später dem Hingeschiedenen widmete, den er nicht mehr wiedersehen sollte. Der fünfzehn Jahre jüngere Geistliche mit dem hohen Coupé und dem über das schwarze Kleid schwebenden schwarzen seidenen Mäntelchen, dessen Ende er in die Tasche gesteckt hatte, mit den mächtig wirkenden, kohlschwarzen Augen, dem etwas aufgeworfenen, aber einen eigenthümlich angenehmen Zug bildenden Munde, der hohen, geistreichen Stirn, mit dem anmuthigen, aber etwas weichen und scheuen Wesen — wie anders mochte sich Lessing den Verfasser der „Fragmente" und der „Kritischen Wälder" vorgestellt haben! Aber die ganze Erscheinung des sich mit herzlicher Freundlichkeit ihm nahenden, von hoher Verehrung erfüllten, auch durch Lessings von Tüchtigkeit, Redlichkeit und Geisteshelle zeugende Persönlichkeit ergriffenen geistvollen Ostpreußen mußte ungemein anziehend wirken. Die Bekanntschaft wurde wohl durch Bode vermittelt, der, wie Herder, Freimaurer war. Dies aber konnte zwischen den beiden neuen Freunden kein Bindeglied bilden, da Lessing bisher allen Zumuthungen widerstanden, in den Orden zu treten, von dessen Geheimnissen er nichts erwartete. Doch wie viele andere Anknüpfungspunkte fanden sich! Hatte Herder auch dem „Laokoon" nicht in allen Punkten zugestimmt, ja Lessings Absicht nicht ganz erkannt, dieser hatte in ihm fast den einzigen würdigen Gegner ge-

1770 funden. Als er in der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" sich gegen einen Widerspruch des Verfassers des ersten „Kritischen Wäldchens" vertheidigte, bemerkte er, diesem Gelehrten habe er wichtigere Erinnerungen zu danken. Diese Aeußerung hatte Herder außerordentlich erfreut, ja Hochachtung für seinen Charakter in ihm erweckt. Da beide sehr lebhaft waren, kam es zu eingehenden Besprechungen über die verschiedenen Gattungen der Kunst, das Drama und vieles andere, wobei Herder ihm manches mittheilen konnte, was er in Frankreich, besonders in Paris, gesehen, auch im fremden Lande gedacht und ausgeführt. Lag ja schon ein viertes, gegen den verworrenen Schwätzer Riedel gerichtetes „Wäldchen" Herders handschriftlich vor; besonders über die Plastik hatte er ganz eigene Ansichten. Gleich Lessing sah dieser in der jetzigen Französischen Literatur die Zeit des Niederganges und war für die Englische Dichtung, vor allem Shakespeare, begeistert. Auch auf Burkes Ansicht über das Schöne und Erhabene kam die Rede; beide hatten eine Uebersetzung seiner betreffenden Schrift mit eigenen Abhandlungen beabsichtigt, ja begonnen. Da muß Herder auch seines Lehrers Kant und seines Meisters Hamann gedacht haben. Einen andern Anknüpfungspunkt der Unterhaltung bildete Italien, da Herder in nächster Zeit das Land der Antiken zu sehen gedachte, während Lessing diesen Genuß im folgenden Jahre erwartete. Aber auch über das Christenthum kam es zu eingehenden Betrachtungen. Schon damals hatte Lessing von Dr. Reimarus eine Abschrift des Werkes seines berühmten Vaters, des Professors Herm. Sam. Reimarus, erhalten, das dieser unter dem Titel „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" nach mehrfacher Um-

1770

Abb. 36. Hermann Samuel Reimarus.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.
Mit Genehmigung des Herrn Dr. Wilh. Sieveking in Hamburg.

1770 arbeitung mit der Absicht hinterlassen hatte, daß es „im Verborgenen zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleibe". In seinen Angriffen auf die christliche Ueberlieferung erfreuten Lessing der unbestechliche Wahrheitssinn, die mit umfassenden Kenntnissen verbundene Schärfe der Untersuchung und die dem Lug und Trug gegenüber oft zur Erbitterung steigende Wärme der Ueberzeugung. Aus Lessings freien Urtheilen über die Quelle der christlichen Ueberlieferung sprach dessen männlicher Wahrheitssinn. Auch fielen bittere Aeußerungen über die Geistlichen, die sich um jene wenig kümmerten. Doch verhandelte man nicht blos über ernste Gegenstände, auch Geselligkeit und heiteres Leben traten in ihre Rechte; die neuen Freunde schwärmten auch in der Gegend umher und besonders ließ Lessing in der Freude an dieser so unverhofften wie erwünschten Bekanntschaft seiner Munterkeit vollen Lauf.

Einen Genossen fanden sie an dem armen Claudius, dessen reine Natureinfalt und Unschuld auch Herder bald außerordentlich lieb gewann. Lessing war vor kurzem durch seine drollige Anzeige einer Vorstellung seiner „Minna" ausnehmend erfreut worden, in welcher sich zum erstenmal dessen eigenthümlicher Humor entfaltete. Aber noch größern Antheil hatte er ihm zugewandt, als er, durch eine sehr unartige Behandlung von Leisching verletzt, sofort seine Stelle niedergelegt hatte und so ganz brodlos geworden war. Und zu derselben Zeit hatte, wie er sich ausdrückt, der leidige Amor sein Werk in ihm. Schon damals lag ihm sein „Bauernmädel" Rebekka in Wandsbeck im Sinne, was ihn denn sonderbar lustig machte.

Auch nach Herders Entfernung konnte sich Lessing noch immer nicht zur Abreise entschließen. Dienstag den 15.

meldet er endlich, er werde diese Woche abreisen, doch zu- 1770
nächst noch einen ziemlichen Umweg (über Berlin?) machen, um nicht gleich von Wolfenbüttel aus verreisen zu müssen. Aber Tags darauf begann ein schrecklicher Schneefall, der die Wege unfahrbar machte. Als er damit am 17. sein Ausbleiben bei Ebert entschuldigte, schrieb er:

„Wem an mir liegt, der weiß mich itzt lieber unter dem Dache als auf dem Wege. Unser Erbprinz ist viel zu gut, bei solchem Wetter auch einem Hunde einen unnöthigen Weg zu machen."

Aber noch am 25. finden wir ihn in Hamburg, wo er mit Frau König bei einer Tochter seines Hauswirthes Gevatter stand. Darauf wurde er längere Zeit unwohl. Ostersonntag, den 15. April, schreibt er endlich an Ebert, der nicht wußte, was er zu diesem unaufhörlichem Aufschieben sagen solle, das auch den Erbprinzen und den Herzog stutzig machen und allerlei Gerede erregen mußte.

„Ich könnte allenfalls die Atteſtate dreier Medicorum mitbringen", äußerte er, „daß ich mich länger als vierzehn Tage mit einem Flußfieber geschleppt habe, das ich noch nicht ganz los bin."

Doch hatte er denselben Tag seinen Koffer nach Braunschweig abgesandt; seine übrigen Sachen waren schon vorher Frachtfuhrleuten übergeben worden, so daß er „aller Bedürfnisse entblößt war und nun wohl fort mußte, es mochte auch kommen, wie es wollte". Uebermorgen seine Reise anzutreten, solle ihn nichts abhalten. Wie ungern er verschiedene Freunde verlasse, konnte er auch Ebert nicht verbergen; aber niemand durfte wissen, wie unzertrennlich er sich der Wittwe seines Freundes verbunden fühlte, deren Besitz jetzt das Ziel seiner Wünsche war.

So schied er Osterdienstag, am 17. April, nach mehr als drei Jahren von Hamburg, das ihm freilich nicht die äußere Sicherstellung seines Lebens gebracht, vielmehr ihn

1770 in neue Schulden geſtürzt hatte; aber er hatte ſich als erſter Dramaturg und Archäolog bewährt, zwei bedeutende Kämpfe ſiegreich durchgeführt, viele neue Freunde und beſonders die Frau gefunden, welche die einzige war, mit der er leben konnte und wollte; auch hatte er in Hamburg und durch einen Hamburger den Ruf nach Wolfenbüttel erhalten, der freilich die Behaglichkeit ſeines Lebens nicht fördern, aber ihn doch in eine neue lebendige Thätigkeit ſetzen ſollte. Bei den Freunden wie bei ſeinem Hauswirthe hatte er manche Schulden nicht bezahlen, größere Summen, wohl bei Fremden, zu hohen Zinſen aufnehmen müſſen. Seine Bücher hatte er meiſt zurückgelaſſen; die Auktion derſelben war auf den Mai angeſetzt. Dagegen brachte er ein Buch mit, das ihn ſchon damals ſehr aufregte, mehrere Jahre ſpäter ihn in die ſchlimmſten, in geiſtliche Händel, verwickeln, aber ihn auch zum lebendigſten Verfechter des Urchriſtenthums machen ſollte, dem er ſchon in Breslau nachgeſpürt hatte.

Neuntes Buch.

Wolfenbütteler Leidensjahre.

I.

Schwere Zeiten waren es, die Leſſing, von Schul- 1770
den gedrückt, von dem Fürſten, der ihn berufen, unwürdig hingehalten, in dem einſamen Wolfenbüttel verlebte; nur das Glück der Liebe und die Ausſicht, die Erwählte endlich heimzuführen, hielten ihn in der ihm widerwärtig gewordenen Stellung. Freilich verſetzte ihn das herzliche Wort der Freundin, daß ſie ihm nach Ordnung ihrer Angelegenheiten gehören wolle, in eine Luſt, wie er ſie nie empfunden; aber herzzerreißend waren die fünf Jahre, welche die durch Liebe Verbundenen von einander getrennt hielten, ſo daß ſie oft an der Erringung ihres Wunſches verzweifelten, und als hätte das Schickſal mit ſeiner Sehnſucht nach Italien ſeinen Spott treiben wollen, drängte es ihm dieſen Genuß zur Unzeit in einer denſelben arg verkümmernden und bitter vergällenden Weiſe auf. Auch mußte er zu derſelben Zeit, nachdem ihm die Schöpfung der

1770 ersten Deutschen Tragödie gelungen, sich durch ein geniales Geschlecht, das seiner dramatischen Regeln spottete, überboten, ja seine Hoffnung auf ruhige Entwicklung einer des Deutschen Volkes würdigen Bühne in weiteste Ferne gerückt, sich selbst zu gelehrter Tagelöhnerarbeit verurtheilt sehen, der er freilich den Stempel seines Geistes aufdrückte.

Nach den letzten, sehr bewegten Tagen wäre er gern möglichst rasch in seinem stillen Wolfenbüttel zur Ruhe gekommen, aber so gut wurde es ihm nicht; denn manche neue Freunde und die Besuche, die er dem Hofe und den Behörden zu machen hatte, hielten ihn länger als eine Woche in Braunschweig zurück. Er wohnte wieder in demselben Hause mit dem ihm innigst zugeneigten Kuntsch und verkehrte viel mit Ebert, Zachariä und Schmidt. Auch die herzoglichen Sammlungen, besonders das Museum, wurden eifrig benutzt. Der Erbprinz zeigte sich ungemein gnädig. Eine ganz besondere Freude bereitete ihm zu Braunschweig die Nachricht, daß Bruder Karl Assistent beim Berliner Generalmünzdirektorium geworden, in welcher Stelle er dieselbe Einnahme hatte, wie er als Bibliothekar. Brauchte dieser ja jetzt nicht mehr als Schriftsteller sein Leben zu fristen, was ihm bisher schwer geworden, obgleich er auch für Nicolais „Bibliothek" und die Vossische Zeitung geschrieben hatte. Am 28. erhielt Lessing das erste fällige Vierteljahrsgehalt; denn dieses lief vom Anfange des Jahres, wurde aber vierteljährlich nachbezahlt. Am 1. Mai eilte er, wie er es liebte, ohne sich von den Freunden zu verabschieden, nach Wolfenbüttel, wo ihm eine auf Kosten des Herzogs neu möblirte Wohnung von wenigstens fünf heizbaren Zimmern auf dem weitläufigen dritten Stocke des alten, unter August Wilhelm im Französischen Barock-

ſtile umgebauten Schloſſes angewieſen wurde. Seit der 1754 1770
erfolgten Ueberſiedelung des Hofes nach Braunſchweig war dieſes ganz unbewohnt. Seinen Bedienten hatte er mitgebracht, der ihm auch das Eſſen hierher brachte.

„Man kann nicht ruhiger und zufriedener leben, als ich dieſe drei Tage gelebt habe", ſchrieb er in munterer Laune an Ebert. „Euch

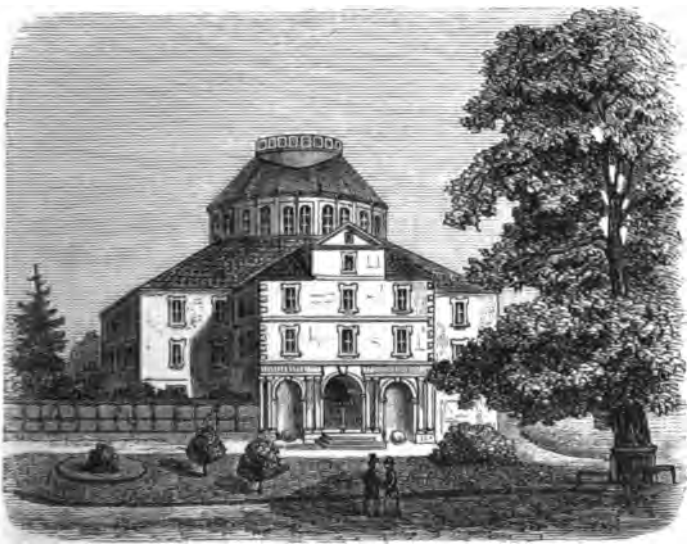


Abb. 37. Die Wolfenbütteler Bibliothek.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung.

Schwärmern, die Ihr alle Tage hofirt, alle Tage zu Gaſte ſeid, muß freilich ein ſolches Leben Tod dünken."

Am 4. beſuchte er zuerſt die dem Schloſſe gegenüberliegende Bibliothek in dem erſten Stocke des großen, in Form des Römiſchen Pantheons, freilich nur in Holzbau, aufgeführten Gebäudes, in deſſen Erdgeſchoß ſich die herzogliche Reitbahn befand. Schon vor vierzehn Jahren hatte

1770 er sie gesehen; jetzt wirkte sie mit der schönen, von oben erleuchteten Rotunde und ihrer würdigen Ausstattung noch bedeutender auf ihn, da er an dieser Stätte, wo einst Leibniz gewaltet, reiche Schätze zu heben hoffte. Erst drei Tage später erfolgte seine Einführung durch den Geheimerath von Praun in Anwesenheit seines Vorgängers, des Klosterraths Hugo, und des Archivsekretärs J. H. Meyne. Nach Ableistung des Erbhuldigungs- und Diensteides wurden ihm der Sekretär C. A. von Eichin, ein nichts weniger als kenntnißreicher, dabei hinterhaltiger Exkapuziner, und der Diener Helms zugewiesen. Da bisher beim Ausleihen allerlei Unordnung vorgefallen, sollte der Sekretär sich nicht weiter damit befassen. Auffallend ist es, daß ihm nicht auch der genannte Meyne zugewiesen wurde, der zweiter Sekretär und Registrator war. Die Anordnung der Bibliothek war nichts weniger als bequem, da die verschiedenen in ihr vereinigten Sammlungen getrennt aufgestellt waren. Die für Anschaffung neuer Bücher bestimmten 200 Thaler reichten nicht weit, so daß Lessing von der Anschaffung Deutscher Journale absehen zu müssen glaubte. Zunächst suchte er sich mit der Bibliothek bekannt zu machen, wobei er denn nicht unterlassen konnte, wenn ein Buch ihn anzog, in seiner Weise darin zu blättern. Da fand er besonders viel, was er zu seinen „Antiquarischen Briefen" brauchen konnte, die er nun zuerst neben den Bibliothekgeschäften, die vorab auch nicht klein waren, zu vollenden gedachte.

„Ich finde hier und in Braunschweig", schreibt er den 17. an Nicolai, „hundert Dinge und Bücher, die ich noch dazu brauchen kann, so daß der dritte Theil aus ganz andern Augen sehen soll, und ich nicht nöthig habe, meine Pfeile nur immer gegen Klotzen und Riedeln zu richten. Er soll den Sommer bei guter Zeit fertig sein, und mit dem vierten Theile denke ich sodann den Beschluß von dieser Arbeit

zu machen, der so ausfallen dürfte, als es wohl wenige vermuthet 1770
hätten. Ich habe alle Gründe, zu hoffen, daß ich hier recht glücklich leben werde. Auf Jahr und Tag werde ich sogar meine Reise aus den Gedanken verlieren; denn ich sehe so viel andere Nahrung vor (so!) mich, daß ich kaum weiß, worauf ich zuerst fallen soll."

Jede Veränderung erfrischte Lessing, und er empfand sie um so wohlthuender, je bedeutender sie war; dazu hatte die Bücherlust sich seit seiner Kindheit immer leidenschaftlicher in ihm gesteigert. Sein neues Leben verschlang ihn so, daß er erst, nachdem er zu Pfingsten eine Woche Braunschweig besucht hatte, seiner geliebten Freundin in Hamburg schrieb. Doch wie glücklich er sich auch fühlte, das zurückgezogene Leben, dem er sich in Wolfenbüttel hingab, machte ihm zuweilen Langeweile, die Einsamkeit in seinem Schlosse erregte die Sehnsucht nach der Geliebten.

„Es ist alles itzt so weitläuftig und öde um mich", klagt er ihr, „daß ich zu mancher Stunde gern viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg [ihren Kindern] etwas um mich zu haben. Ich gehe nun schon heute den ganzen Abend in Gedanken mit Ihnen spazieren, und wenn es wirklich geschähe, was hätte ich Sie da nicht alles zu fragen!"

Gleich darauf machte er eine wichtige Entdeckung, die ihn die nächsten Monate leidenschaftlich beschäftigte und wesentlich die Richtung seiner Studien beeinflußte. Als er, um sich mit den Handschriften der Bibliothek näher bekannt zu machen, mit den unter Leibniz erworbenen der Elsässischen Abtei Weißenburg begann, traf er auf eine am Anfang und Ende verstümmelte Lateinische Abhandlung über das Abendmahl und die Transsubstantion, in welcher er bald zu seiner höchsten Freude eine Widerlegung der berühmten Schrift von Lanfranc über das Abendmahl durch Berengar von Tours entdeckte. Die gangbare An-

1770 nahme, Berengar sei, da er sich gegen Lanfranc nicht zu vertheidigen gewagt, bußfertig gestorben, wurde hierdurch beseitigt. Lessing gereichte es zu ungemeiner Freude, daß er diesen von der Schmach des Widerrufes befreien konnte. Mit leidenschaftlichem Eifer vertiefte er sich in diese Streitigkeiten. In einer in Briefe an Freund Schmidt gekleideten „Ankündigung" einer Ausgabe des Berengar suchte er die Sache ins Licht zu setzen. Sie wurde eine der großartigsten Rettungen, eine der herrlichsten Ausstrahlungen von Lessings scharfem Geiste und warmem Herzen. Daß man Berengar unter die Ketzer gestellt, sei nicht das Schlimmste, meint er; in gewissen Jahrhunderten sei dieser Name die größte Empfehlung eines Gelehrten bei der Nachwelt, noch größer als die Namen Zauberer, Magier, Teufelsbanner, unter denen auch mancher Betrüger mit unterlaufe. „Ein Berengarius stirbt sicherlich wie er lehrte; und so sterben alle, die ebenso ernstlich lehren als er." Hat man auch in neuester Zeit einige Einzelheiten als irrig nachweisen, ja die Lehre des Berengar genauer bestimmen können, die Arbeit hat dauernden Werth. Lessings Lehrer, der berühmte Ernesti, fand darin eine so tiefe theologische Gelehrsamkeit, daß er ihn, wenn er nach Leipzig komme, zum Doctor theologiae machen wollte, und er ihn seinen Zuhörern als Beispiel aufstellte, daß, wer humaniora gründlich verstehe, alles in der Welt mit Ehren behandeln könne.

Mit seiner Entdeckung konnte Lessing noch am 27. Juli seinen alten Vater erfreuen, den er so gern einmal in seiner Bibliothek herumgeführt hätte. Freilich mußte er sich gleichzeitig über sein langes Schweigen entschuldigen; leider sei er nicht im Stande gewesen, ihn aus seiner Verlegenheit zu reißen, da er selbst in großen Schulden gesteckt, von

1770

Abb. 38. Eva Katharina König, geborene Hahn.
Nach einem Gemälde im Beſitze der Familie.

1770 denen ihn auch der gänzliche Verkauf seiner Bücher (die letzte Auktion hatte im Mai stattgefunden) noch lange nicht befreit habe. Doch konnte er ihm zu seinem Troste sagen, daß seine jetzige Stelle, obgleich sie einigen Aufwand fordere, so einträglich sei, daß er, sei er einmal von Schulden frei, gemächlich davon leben könne. Im nächsten Jahre wollte er den Vater besuchen.

Ende Juli hatte er die Freude, seine geliebte Eva König mit ihrem Bruder, dem Utrechter Professor der Medicin, auf der Rückreise von Pyrmont in Braunschweig zu begrüßen. Leider war zu gleicher Zeit Gleim anwesend, der durch den Maler Calau seine Braunschweigischen Freunde portraitiren ließ. Auch Frau König wurde von Calau gemalt. Hielt Lessing ihn auch für keinen großen Maler, so gewann er doch durch ihn Einsicht in ein paar bisher mißverstandene Stellen des Plinius über die Malerei der Alten. Zum zweitenmal begrüßte er Eva am Abend des 12. August; denn sie hatte sich entschließen müssen, wegen ihrer beiden Wiener Fabriken die Kaiserstadt zu besuchen. Die muthige Entschlossenheit der zart und innig fühlenden, rein verständigen und lebhaften, ganz auf seine Anschauungen eingehenden Freundin zogen ihn immer wärmer an. Seine besten Wünsche, ja seine Gebete begleiteten sie auf ihrer kühnen Fahrt. Er gab ihr seinen Pelz mit, den sie ihm bei der Rückkehr wiederbringen solle.

Als er eben von Braunschweig zurückkehrte, erschütterte ihn die Kunde von dem am 22. erfolgten plötzlichen Tode seines Vaters.

„Ich bin seit sechs Tagen, daß ich diese Nachricht erhalten, zu allem ungeschickt", schreibt er an Eva. „Dabei sitze ich hier allein,

von allen Menschen verlassen, und habe mich in eine Arbeit verwickelt, 1770
die nichts weniger als angenehm ist. Wahrlich, ich spiele eine traurige Rolle in meinen eigenen Augen. Und dennoch, bin ich versichert, wird sich und muß sich alles um mich herum wieder aufheitern; ich will nur immer vor mich weg und so wenig als möglich hinter mich zurücksehen. Thun sie ein gleiches, meine liebste Freundin, und lassen Sie so viel Entschlossenheit und Muth, als Sie sonst in Ihrer ganzen Aufführung bezeigen, nicht verloren sein."

Dem Bruder Theophilus hatte er auf die Todeskunde sofort erwiedert, Mutter und Schwester könnten auf seine äußerste Unterstützung unfehlbare Rechnung machen.

„Schaffe du nur, mein lieber Bruder, vor das erste Rath, und glaube sicherlich, daß ich dich nicht werde stecken lassen. Es kann nicht anders sein, es müssen sich Schulden finden. Ich nehme sie alle auf mich und will sie alle ehrlich bezahlen; nur muß man mir Zeit lassen. Schreibe mir, was man für Versicherung deshalb von mir verlangen kann, und ich will sie mit Vergnügen stellen. Nur muß unsere Mutter dadurch völlige Ruhe bekommen. Auch bitte ich dich, lieber Bruder, wegen des Leichensteines und der kupfern Tafel in der Kirche alles nach deinem Gutdünken zu besorgen. Es wird mir alles recht sein, und ich will die Kosten nicht allein mit, sondern recht gern ganz tragen."

Auch für die Schwester verspricht er alles zu thun, was ihm irgend möglich. Seine eigene Bedrängniß war augenblicklich so groß, daß er nicht den kleinsten Beitrag zu senden vermochte. Da die Kamenzer Geistlichen und Lehrer sich so erbittert gegen ihren heimgegangenen verdienten Oberpfarrer zeigten, daß sie es an allen in solchem Falle gangbaren Ehrenbezeugungen fehlen ließen, so sandte Theophilus dem Bruder einen Lebenslauf des Vaters zur Durchsicht und forderte ihn auf, den Verstorbenen zu besingen. Aber ein solcher von der Kanzel verlesener Lebenslauf schien Lessing zu unbedeutend; statt einer Ode, zu der er sich ungeschickt fühlte, wollte er dem Vater zu geeigneter

1770 Zeit ein seiner würdiges, dauerndes Ehrendenkmal errichten, wozu es freilich nicht kam.

Durch häufige Besuche in Braunschweig suchte er sich zu erfrischen. Früher war er in der „Rose" eingekehrt, jetzt wohnte er daneben, im „Stern". Die Bibliothek führte ihm manche Freunde zu, die er freundlich aufnahm, häufig bei sich bewirthete. Obgleich Wolfenbüttel drei hohe fürstliche Kollegien besaß, die Justizkanzlei, das Hofgericht und das Konsistorium, auch ein Amt und die Generalsuperintendentur, lebte er dort sehr einsam, wenn er auch mit Rektor Heusinger, einem tüchtigen Philologen, Professor Leiste, Kanzleidirektor von Hoym und dem Drosten von Döring verkehrte. Mit letzterm, einem den Dichtern wohlwollenden Manne, der mit J. G. Jacobi und Goeckingk befreundet war, machte er Nachmittags seinen Spaziergang um den Schloßwall. Aber zu herzlicher Befreundung und lebendiger Anregung führten diese Verbindungen nicht. Dagegen bildete sich ein anregendes Verhältniß zu dem dreiundzwanzigjährigen Karl Wilhelm Jerusalem, dem Sohne des in Braunschweig im höchsten Ansehen stehenden Abtes. Dieser war am 15. Juni als Assessor bei der Justizkanzlei in Wolfenbüttel angestellt worden, wo er bis zum Spätherbst 1771 blieb. Der junge Assessor hielt sich mit besonderer Neigung an Lessing, mit dem er sich in den tiefsinnigsten Betrachtungen ergehen konnte. Lessing selbst gestand sechs Jahre später, daß er nie in so kurzer Zeit einen Menschen lieber gewonnen habe; freilich habe er ihn nur von einer Seite kennen gelernt, aber von derjenigen, die so viel auf alle übrigen schließen lasse.

„Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist und so viel

schätzbarer, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf 1770
seinen Verfolgungen öfters entwischte."

Jerusalem war ein Verehrer seines Freundes Mendelssohn, wenn er auch das Recht des Selbstmordes gegen diesen vertheidigte. Der Besuch dieses Freundes sollte Lessing bald erfreuen. Am 21. Oktober schrieb Ebert:

„Ich habe unsern Mendelssohn diesen Abend bei dem Erbprinzen kennen gelernt. Wir haben auch viel von Ihnen geredet. Ich habe dem Erbprinzen gesagt, daß Sie schon halb blind wären. Er denkt darauf, wie Sie den ganzen Winter hier zubringen können. Er hat mir aufgetragen, Ihnen die Ankunft Ihres Freundes zu melden, und er hofft, daß Sie deswegen sobald als möglich herüberkommen werden. Er ist bei Herrn Samson abgetreten, welcher nebst einem andern Juden, Herrn Friedländer, den der Erbprinz auch schon kennt, mit da war."

Lessing kam sofort und nahm Mendelssohn mit sich nach Wolfenbüttel. Als er mit ihm von seiner Entdeckung der Schrift des Berengar sprach (denn er hatte seinen Freunden die ganze Zeit über nicht geschrieben), bemerkte Mendelssohn kalt: „Ich beneide sie Ihnen nicht"; er hielt die ganze Sache nicht des Streites werth. Beim Anblick der Bibliothek rief er: „Welche erstaunliche Menge von Büchern, und wie wenig weiß man!" Auf Lessings Verwunderung über eine solche Aeußerung fuhr er fort: „Ich bin zu Ihnen nicht der Bücher wegen, sondern um Ihrentwillen gekommen. Nur Ihre Meinungen will ich wissen, nicht, was in diesen schönen Särgen ruht". Lessing gab ihm die Handschrift der „Apologie" von Reimarus mit, um sein Urtheil darüber zu vernehmen. Als der Erbprinz vernahm, er habe Mendelssohn ein bedeutendes Buch anvertraut, wünschte er dasselbe zu sehen, wovon Lessing ihn in guter Weise abzubringen wußte.

Der Herzog nahm die endlich im Oktober fertig ge-

1770 wordene „Ankündigung" Berengars als Beweis seines Fleißes und seiner „Bemühung, die ihm anvertraute Bibliothek berühmter zu machen," freundlich auf und gestattete die Herausgabe der Handschrift.

„Die Entdeckung selbst bleibt allemal eine Seltenheit", meinte er, „und ist in den jetzigen Zeiten ein neuer und nicht geringer Beweis, wie despotisch und fast türkisch der Römische Clerus von jeher zu Werke gegangen."

Jetzt wandte sich Lessing der dem Verleger längst versprochenen Ausgabe seiner Schriften zu, welche möglichst rasch hintereinander erscheinen sollte.

„Herrn Voß versichere, daß ich bereits in voller Arbeit an dem ersten Theile meiner ‚Vermischten Schriften' bin", schrieb er an Karl, „und wenn die Angelegenheiten meines Beutels mich nicht zwingen, vor allen Dingen einen zweiten Theil des ‚Berengarius' zu schreiben, so kann er versichert sein, daß ich fleißig fortfahren werde."

An den „Antiquarischen Briefen" und am „Laokoon" hatte er die Lust verloren. Vor elf Jahren hatte er die Ausgabe seiner Schriften mit den Fabeln begonnen, zu denen er Abhandlungen schrieb; die damals beabsichtigte Ausstattung der Sinngedichte mit ähnlichen Untersuchungen war unterblieben, jetzt sollten diese an den Anfang seiner „Vermischten Schriften" treten. Aber leider hatte sein zurückgezogenes Leben und die Sorge wegen seiner Schulden ihn sehr angegriffen.

„Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben als jetzt", vertraut er Karl am 11. November; „und diese Nothwendigkeit hat natürlicherweise sogar Einfluß auf die Materie, wovon ich schreibe. Was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordert, was ich mehr aus mir selbst ziehen muß als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben ... Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vor-

nehmen. Ich fühle es, daß mir schon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr kosten wird, als der ganze Bettel werth ist." 1770

Auch war er amtlich beschäftigt; manchem Gelehrten mußte er Auskunft über Handschriften und Bücher geben, was er am liebsten dem um die Griechische Literatur sich eifrig bemühenden ehrlichen Rektor Reiske in Leipzig that, dem er sogar Handschriften von auswärts besorgte; für den Herzog suchte er die Handzeichnungen aus der Kupferstichsammlung heraus und erwiederte auf dessen antiquarische Anfragen. Dabei quälten ihn die Vorwürfe der Schwester über seine Hartherzigkeit, weil er der Mutter nicht schreibe und nichts schicke, während ihm das Herz über ihre Noth blutete, so daß es ihm zu schmerzlich war, der Bedürftigen sein Unvermögen auszusprechen. Sogar an die Freundin in Wien, die selbst an düsterer Schwermuth litt, schrieb er seltener, als er wünschte, da er nicht unwahr sein konnte und sich scheute, diese durch Mittheilung seines Unmuthes zu betrüben.

Wegen der Sinngedichte nahm er seine Zuflucht zu Ramler, der eine Anzahl derselben bereits in seiner „Sammlung der besten Sinngedichte Teutscher Poeten" (1766) nach seiner Bearbeitung gegeben hatte. Die neue Ausgabe seiner „Vermischten Schriften", schreibt er diesem am 16. December, wolle er mit den Sinngedichten anfangen, weil er zum Glück oder Unglück von diesen Dingen unter seinen alten Papieren eine ziemliche Anzahl ungedruckter gefunden, mit denen er ungefähr die ersetzen könne, die nothwendig wegbleiben müßten. Die ersten vier Bogen habe er eben nach Berlin geschickt.

„Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig ist (ich sage gar zu mittelmäßig; denn leider müssen es nicht allein Sinngedichte, sondern

1770 Bogen voll Sinngedichte werden), und wo eins durch eine geschwind Verbesserung sich noch ein wenig mehr aufstutzen läßt, so haben Si doch ja die Freundschaft, ihm diese Verbesserung zu geben. Ihne kann so etwas nicht viel Mühe kosten; denn Sie haben noch all poetische Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, wa poetische Farben sind."

Die von Ramler ihm eben mitgetheilte „Ode an die Könige" wolle er sich laut vorlesen, so oft er Lust haben werde, an seiner antityrannischen Tragödie zu arbeiten; so hoffe er aus seinem Spartakus einen Helden zu machen, der aus andern Augen sehe als der beste Römische. „Aber wann! wann!" Daß sein „Spartakus" ihm immer im Sinne lag, ergibt sich daraus, daß er sich die denselben Stoff behandelnde Tragödie von Saurin aus Berlin kommen ließ. Gleichzeitig mit der Auswahl und Aenderung der Sinngedichte beschäftigten ihn die Anmerkungen über das Epigramm, die sich auch mit der Literatur desselben befassen sollten, was neue Studien erforderte. Dem guten Claudius sandte er einige Sinngedichte für seinen eben begonnenen „Wandsbecker Boten".

Am Schlusse des Jahres besuchte er die Braunschweigischen Freunde. Auch beim Erbprinzen sprach er vor, dem er auf sein Verlangen die Vorrede der „Apologie" von Reimarus mittheilte unter dem Vorwande, die Schrift selbst sei noch in Mendelssohns Händen.

„Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, nicht weit her ist", schreibt er Mendelssohn. „Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle."

Auch den Abt Jerusalem sah er, dem er auf Bonnets gegen Mendelssohn unredliche Vorausdatirung der neuen Auflage einer seiner Schriften hindeutete, worauf dieser einigemal in hofmännischer Weise sagte: „Das ist nicht

Lamentz den 22 Juni 1771

J.

1770 Bogen voll Sinngedichte werden), und wo eins durch eine geschwinde Verbesserung sich noch ein wenig mehr aufstutzen läßt, so haben Sie doch ja die Freundschaft, ihm diese Verbesserung zu geben. Ihnen kann so etwas nicht viel Mühe kosten; denn Sie haben noch alle poetische Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetische Farben sind."

Die von Ramler ihm eben mitgetheilte „Ode an die Könige" wolle er sich laut vorlesen, so oft er Lust haben werde, an seiner antityrannischen Tragödie zu arbeiten; so hoffe er aus seinem Spartakus einen Helden zu machen, der aus andern Augen sehe als der beste Römische. „Aber wann! wann!" Daß sein „Spartakus" ihm immer im Sinne lag, ergibt sich daraus, daß er sich die denselben Stoff behandelnde Tragödie von Saurin aus Berlin kommen ließ. Gleichzeitig mit der Auswahl und Aenderung der Sinngedichte beschäftigten ihn die Anmerkungen über das Epigramm, die sich auch mit der Literatur desselben befassen sollten, was neue Studien erforderte. Dem guten Claudius sandte er einige Sinngedichte für seinen eben begonnenen „Wandsbecker Boten".

Am Schlusse des Jahres besuchte er die Braunschweigischen Freunde. Auch beim Erbprinzen sprach er vor, dem er auf sein Verlangen die Vorrede der „Apologie" von Reimarus mittheilte unter dem Vorwande, die Schrift selbst sei noch in Mendelssohns Händen.

„Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, nicht weit her ist", schreibt er Mendelssohn. „Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle."

Auch den Abt Jerusalem sah er, dem er auf Bonnets gegen Mendelssohn unredliche Vorausdatirung der neuen Auflage einer seiner Schriften hindeutete, worauf dieser einigemal in hofmännischer Weise sagte: „Das ist nicht

Samstag den 22 Juni
1771

ustina Salome Leßingin

artig." Lessing antwortete jedesmal: „Es ist mehr als 1771
nicht artig, es ist niederträchtig." Nach der Rückkehr beeilte er sich, von seinem eben erhaltenen Gehalte 25 Thaler der Mutter zu überſenden und ihr auf Johannis das doppelte zu versprechen. Dabei wiederholte er sein Anerbieten, für ihre Schulden Wechsel auszustellen. Alles, was er erübrigen könne, wolle er geben, um seine Schuld an die Mutter abzutragen, welche freilich die größte sei, die er auf der Welt haben könne. Den Oheim, den Acciseinspektor, über den die Schwester sich beklage, habe er immer für einen rechtschaffenen Mann gehalten. Ueber das Betragen der elenden Amtsgenossen seines Vaters müßten sie mit Verachtung sich hinwegsetzen. Wir geben hier das Facsimile der Antwort der Mutter.

Die Anmerkungen über das Epigramm wurden ihm sehr sauer. Um so unangenehmer empfand er es, daß die beiden Schwedischen Prinzen beim Besuche der Bibliothek ihm die zeitraubende, verdrießliche Arbeit zumutheten, verschiedenes auf die Schwedische Geschichte Bezügliche in den Handschriften aufzusuchen. Der Sekretär von Cichin war dazu unfähig. Eifrig versenkte er sich damals in Fergusons, von Mendelssohn ihm empfohlene „Institutes of moral philosophy", wobei ihm freilich der Zweifel kam, ob es gut sei, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir eigentlich leben und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen. Manche Wahrheiten fand er dort, die er längst nicht mehr für solche gehalten.

„Doch ich besorge es nicht erst seit gestern", gestand er Mendelssohn, „daß ich, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die

1771 Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen."

So redlich war er gegen sich selbst. Seine geliebte Eva, die er seit diesem Jahre statt des fernstehenden „Madame" immer als „Freundin" anredete, konnte noch immer nicht zurückkehren. Da setzte ihn, als er eben am 11. Februar von einem mehrtägigen Besuche Braunschweigs zurückkehrte, die Kunde von einem Fieber, das in Folge eines Falles sie ergriffen, in äußerste Unruhe.

„Doch wer martert sich im voraus? und wer sollte nicht immer das Beste hoffen?" schrieb er ihr. „Sie sind schon völlig wieder hergestellt, und ich denke mir Sie nach dem Ausbruch und der Hebung einer kleinen Krankheit, die Ihnen längst in den Gliedern gesteckt, gesunder, als Sie noch jemals in Wien gewesen. Und auf diesen Fuß will ich Ihnen auch schreiben: ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das erste ist, so muß man auch das andere sein, und kann es sein, wenn man nur will. Besorgen Sie meinetwegen also nichts; ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe."

Nach ihrer Herstellung reiste Eva, ohne ihre Absicht erreicht zu haben, von Wien ab. In Augsburg und München mußte sie zur Betreibung ihrer Geschäfte einige Zeit verweilen. Lessing arbeitete indessen an seinen Anmerkungen über das Epigramm, da er die Sinngedichte zusammengestellt und die letzte Entscheidung Ramler überlassen hatte. Zu dem Erfreulichsten, was ihm damals zu Theil wurde, gehörte Reiskes ehrenvolle und warme, besonders auf das Ausland berechnete Widmung des dritten Bandes seiner „Attischen Redner" („Oratores Attici"), bei denen er Lessings Bereitwilligkeit so viel zu danken hatte. Dieser sandte ihm sofort eine neue wichtige Handschrift und sah freudig dem auf den Sommer angekündigten Besuch seines Freundes

entgegen. An der Bibliothek verlor Leſſing jetzt den zweiten 1771
Sekretär Meyne, dem die Fortführung der Kataloge aufgetragen war; daß nach dem am 28. Februar erfolgten Tode deſſelben die Stelle nicht mehr beſetzt wurde, mußte Leſſing ſehr unangenehm empfinden.

Zum Beweiſe ſeiner fortgeſetzten Beſchäftigung mit der Kunſt lieferte er in die „Neue Braunſchweigiſche Zeitung" einen Aufſatz „Ueber die ſogenannte Agrippina unter den Alterthümern zu Dresden". Gegen des Dresdener Malers Caſanova ſpitze Bemerkung über die „Seuche der Antiquare, welche die Kenntniß der Künſte aus der bloßen Lektüre beſitzen und deren Auge nicht eben der feinſte Sinn ihres Körpers iſt", ſollte ihm dieſe Agrippina beweiſen, daß auch ein Mann, der ſich das allerfeinſte Auge zutraue, ohne Zuziehung ſchriftlicher Nachrichten falſche Urtheile fällen könne; denn er behauptete, der Kopf, auf den ſich Caſanova zum Beweiſe berufen, daß die Statue keine Agrippina darſtelle, ſei neu und, wie noch manches andere an der Statue, ergänzt. Schalkhaft verrieth er nicht, auf welches Zeugniß ſich ſeine Behauptung ſtütze. In einer 1584 erſchienenen Schrift des Italieners de Cavaleriis hatte er eine gleiche Statue ohne Kopf, den rechten Arm und die linke Hand gefunden, die er für dieſelbe mit der Dresdener hielt. Niemand wagte Leſſing nach ſeinem Gewährsmanne zu fragen. Freilich ging ſeine Behauptung, der Kopf ſei nicht antik, zu weit; wenn man ihn neuerdings für den wirklich zur Statue gehörenden Kopf hält, ſo wurde dies doch längere Zeit auch von Kennern bezweifelt. Jedenfalls ſcheint Leſſings Entdeckung geſichert, daß die Statue ſich im ſechzehnten Jahrhundert ohne Kopf in Rom gefunden. Gleichzeitig ſandte dieſer dem Herzog eine ſchöne,

1771 reiche Sammlung von Zeichnungen und Kupferstichen, die er für dessen Kabinet aus der Bibliothek zusammengebracht, und er versprach ihm eine zweite.

Endlich genoß er die Freude, Eva auf ihrer Rückreise in Braunschweig zu begrüßen und ein paar schöne Tage an ihrer Seite zu verleben. Er versprach, sie im August in Hamburg zu besuchen. Nach ihrer Entfernung fühlte er sich sehr unwohl, ja er ward einige Zeit krank. Sein Arzt war der zweiunddreißigjährige, etwas verwachsene, witzige Dr. Topp aus Helmstedt, der vor zwei Jahren ein paar Lustspiele geschrieben hatte. Näher trat er diesem erst später, wo er gern mit ihm Schach spielte, auch in seinem Hause verkehrte. Durch sein Unwohlsein gerieth die zum Schluß des ersten Theiles der „Vermischten Schriften" bestimmte Ausführung über die vornehmsten Epigrammatisten ins Stocken; doch dachte Lessing schon an den zweiten Theil, den die „Lieder" beginnen sollten. Die Hauptsorge für diese übertrug er Ramler, ja er wäre es zufrieden gewesen, wenn dieser keine weitern zugelassen hätte als die zwölf von ihm vor fünf Jahren in seine „Lieder der Deutschen" aufgenommenen, doch fanden vor ihm die meisten (58) Gnade.

Zu Pfingsten, den 19. Mai, kam Boie mit den beiden jungen Grafen von Reventlow nach Wolfenbüttel, wo Lessing sie freundlich aufnahm. Er lobte den von Boie herausgegebenen Musenalmanach, sprach dagegen lebhaft seinen Unwillen über das Deutsche Theater aus; auch seiner „Matrone von Ephesus" gedachte er. Wielands leichtsinnige Anwendung seines Talentes im „Neuen Amadis" gereichte ihm zum Aerger. Boie hielt seine Behauptung, daß er nicht arbeiten könne, für einen seiner Einfälle. Am 22. ging

Leſſing auf ein paar Tage nach Braunſchweig, um ſich 1771
der Herzogin Anna Amalia von Weimar, der Tochter des Herzogs, bei der Wieland in großem Anſehen ſtand, am Hofe vorſtellen zu laſſen.

„Nicht wahr, Sie müſſen lachen, wenn Sie mich und Courmachen zugleich denken?“ ſchreibt er der Geliebten. „Ich gehe auch dazu, als ob ich dazu geprügelt würde.“

Um ſo angenehmer war ihm das Zuſammenleben mit den Braunſchweigiſchen Freunden und dem unter ihnen weilenden, beſonders von Ebert ausgezeichneten Boie. Leider fühlte er ſich nicht ganz wohl. Noch immer ſei er nicht, wie er zu ſein wünſchte, ſchreibt er dem Bruder Karl am 26. von Braunſchweig aus.

„Unter allen Elenden, glaube ich, iſt der Elendeſte, der mit ſeinem Kopfe arbeiten ſoll, auch wenn er ſich keines Kopfes bewußt iſt.“

Damals waren bereits die drei erſten Abſchnitte ſeiner Anmerkungen über das Epigramm gedruckt. Am Nachmittag des 3. Juni mußte er der Weimariſchen Herrſchaft in allerſchlimmſter Stimmung die Bibliothek zeigen.

„Es ärgert und kränket mich jetzt ohnedem ſchon ſo vieles“, ſchreibt er an demſelben Morgen der Freundin, welche ihn durch die Kunde von einem wiederholten Falle äußerſt beunruhigt hatte, „daß ich, um fremden Leuten ganz unausſtehlich vorzukommen, nicht noch nöthig habe, Sie krank zu beſorgen. Aber Sie ſind es auch nicht. Nicht wahr, Sie ſind es nicht?“

Die geiſtige und körperliche Verſtimmung dauerte an, ſo daß er zu jeder Thätigkeit unfähig, „nicht einmal im Stande war, ſich mit theologiſchem Unſinn abzugeben“. Sein Zimmer verließ er nur, um die Bibliothek zu beſuchen, ja acht Tage lang konnte er nicht ausgehen. Mit dem Juli begann er den Pyrmonter Brunnen zu trinken; den Wein hatte er ſich ſchon abgewöhnt. In dieſem traurigen Zu-

1771 stande schickte er der Mutter die versprochenen 50 Thaler mit der Versicherung, daß er gern die Summe vermehrt hätte, doch hoffe er in einiger Zeit wieder etwas zu schicken. Des Theophilus Lebenslauf seines Vaters finde er gut, aber er sehe nicht, warum er „den dummen und boshaften Kamzern zu Gefallen gedruckt werden müsse". Aehnliche Nachrichten über seinen Vater seien schon mehrfach erschienen; er habe sich fest vorgenommen, etwas Dauerndes zu Ehren desselben aufzusetzen, dazu aber brauche er Zeit und Gesundheit, woran es ihm leider jetzt fehle.

„Die beste Ehre, die wir unserm verstorbenen Vater erzeigen können, ist, daß wir Sie um so viel mehr lieben und so sehr, als möglich ist, unterstützen. Beides dieses gelobe ich Ihnen hiermit aus ganzem Herzen."

In seinem elenden Zustande vollendete er von den „Anmerkungen" den kurzen Abschnitt über die Priapeia, der sich mit der kritischen Berichtigung dieser „unsaubern Thorheiten" beschäftigt, da er zu einer eingehenden Besprechung derselben sich unfähig fühlte, und er begann die Besprechung der Griechischen Anthologie.

Wie sehr er sich auch gewöhnt hatte, alles von der besten Seite zu nehmen, der trostlose, seine Gedanken verwirrende Zustand brachte ihn fast zur Verzweiflung. Gern wäre er der Einladung der besorgten Freundin nach Hamburg gefolgt, aber in diesem Zustande fühlte er sich unfähig, Wolfenbüttel zu verlassen, und Ende Juli erwartete er Reiskes Besuch, den dieser endlich auf den 6. August bestimmte. Am 24. Juli konnte er der Freundin melden, daß es ihm nach dem Pyrmonter Brunnen ein wenig besser zu werden scheine, aber noch immer fühlte er sich so unwohl, daß er nach jeder halben Zeile aufspringen mußte,

um Athem zu holen. Erst fünf Tage später konnte er den 1771
Brief vollenden. Nur eines erhalte ihn noch in seiner Fassung, schreibt er, daß sein Arzt auf eine Luftveränderung dringe und diesen Zustand seiner seitherigen Lebensart zuschreibe. Leider hielt ihn Reiskes versprochener Besuch zurück, dem er um keinen Preis abschreiben mochte. Außer ihm stand er noch mit Heyne in freundlicher Verbindung, der in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" und im zweiten Bande seines Virgil Lessings ehrenvoll gedacht, ihm auch diesen und eine Abhandlung über den Kasten des Kypselos gesandt hatte. Lessings frisches und freies Auftreten war Heyne etwas unbequem, doch mochte er nicht mit dem geistvollen Archäologen und dem Vorsteher der berühmten Bibliothek brechen. Lessing erwiederte Höflichkeit mit Höflichkeit, wie wenig er sich auch zu dem gelehrten, einflußreichen Philologen gezogen fühlte, der sich eben nur aus kluger Rücksicht ihm freundlich erwies.

Eva lud ihn aufs dringendste ein, da er sorgsamer Pflege bedürfe, in ihrem Hause abzutreten, was er früher abgelehnt hatte; auch sandte sie ihm Pulver, die ihm ohne Zweifel in seinem Zustande gut thun würden. Reiske kam mit seiner Gattin, die von Lessings so geistvollem wie herzlich offenem Wesen hingerissen wurde. Sie wohnten bei ihm; sein eifrigstes Bestreben war, ihnen jede Bequemlichkeit und manches Vergnügen zu verschaffen. Reiske ordnete die Arabischen Handschriften. Ihre Unterhaltungen bezogen sich auf die Griechische Anthologie, über die Lessing eben schrieb, und auf Aesop, da er in seinen Abhandlungen über die Fabel eine Geschichte der Aesopischen zu geben vorhatte. Die Scheidenden begleitete er am 21. nach Braun-

1771 schweig, wo er der Lotterieziehung beiwohnte; denn er spielte mit der Freundin längst in der Braunschweigischen und der Hamburgischen Lotterie, so wenig sie auch der Gunst des Glückes trauten. Schon vor einem halben Jahre hatte Lessing der Geliebten geschrieben:

„Ich soll durch Glücksfälle ebenso wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin, und wenn ich es recht überlege, so ist diese Art, reich zu werden, auch weder Ihrer noch meiner würdig. Ich mag sie nicht', sagte der Fuchs; und was thut das, wenn seine Entschließung auch nur daher kam, daß er sie nicht haben konnte?"

Sie gewannen damals eine schlecht besetzte Ambe; doch auch diese Kleinigkeit schien ihm gut, da sie nun den Spaß wieder eine Weile mit ansehen könnten. An demselben Tage war er zu dem Herzog Ferdinand, dem Helden des siebenjährigen Krieges, dem aufopferungsvollen Gönner der Wissenschaft und Kunst, dem Großmeister der Deutschen Freimaurer, nach dessen Lustschloß Vechelde geladen, wahrscheinlich wegen irgend einer gelehrten Auskunft.

Am 30. August konnte er Karl den Schluß seiner Bemerkungen über die Griechische Anthologie senden, worin er einzelne anziehende Deutungen gab. Damit brach er diese „Anmerkungen" ab, da er sich zur Fortsetzung vorläufig außer Stande sah; dagegen sollten die „Lieder" jetzt den Schluß des Bandes bilden. Einen durchgesehenen Abdruck derselben legte er bei, in welchem er einige als „elende Reimereien" durchstrich; an andern, die er mit einem Haken bezeichnete, möge Ramler „ein Werk der Barmherzigkeit thun". Dessen Aenderungen nahm er sämmtlich an, nur die letzte Strophe des Gedichtes „Die Gespenster" wollte er aus „eigenen Ursachen" nicht der Kritik opfern; freilich war es unbegreiflich, wie Ramler diesen

die eigentliche Spitze bildenden, durch die vorige Strophe 1771
eingeleiteten Schluß hatte streichen können.

Die „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten" zeichnen sich durch Schärfe, Bestimmtheit, Geschmack und umfassende Kenntniß aus. Sie gehen von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Epigramm" und dem Nachweise aus, welche Aehnlichkeit zwischen der Aufschrift und dem Sinngedicht stattfinde, da die Anwendung des Wortes zur Bezeichnung des letztern unmöglich ganz ohne Grund sein könne. Hierdurch gewinnt Lessing als Haupttheile des Epigramms Erwartung und Aufschluß, wonach er denn die verschiedenen Gattungen dieser Dichtart bestimmt. Das Hauptergebniß wird von der neuern Aesthetik anerkannt, wenn sie auch die Ableitung und manches andere nicht gelten läßt. Seine Besprechung des Martial ist wieder zu einer Rettung geworden, die aber das Bild des Dichters zu sehr idealisirt. Die ganze Literatur der Zeit hatte nichts Geistreicheres und Tieferes aufzuweisen, als diese Anmerkungen, die nur hinter andern Arbeiten von Lessing selbst zurückstanden.

Am 3. September wurde er in Hamburg auf das herzlichste empfangen. Seine Wohnung nahm er im schwarzen Adler, um das Gerede zu vermeiden und sich desto freier bewegen zu können. Damals entlockte er der Freundin das Geständniß, daß sie ihn liebe, und sie gab ihm das Versprechen, ihm, sobald ihre Angelegenheiten geordnet seien, angehören zu wollen. Ihre bedrängte Lage verhehlte sie ihm nicht. Niemand sollte von ihrem Verhältnisse etwas wissen als ihr Lessing bekannter Bruder in Utrecht. Der Kreis der Bekannten der Freundin war mittlerweile bedeutend gewachsen, aber Lessing beschränkte sich mehr auf

1771 schweig, wo er der Lotterieziehung beiwohnte; denn er spielte mit der Freundin längst in der Braunschweigischen und der Hamburgischen Lotterie, so wenig sie auch der Gunst des Glückes trauten. Schon vor einem halben Jahre hatte Lessing der Geliebten geschrieben:

„Ich soll durch Glücksfälle ebenso wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin, und wenn ich es recht überlege, so ist diese Art, reich zu werden, auch weder Ihrer noch meiner würdig. ‚Ich mag sie nicht', sagte der Fuchs; und was thut das, wenn seine Entschließung auch nur daher kam, daß er sie nicht haben konnte?"

Sie gewannen damals eine schlecht besetzte Ambe; doch auch diese Kleinigkeit schien ihm gut, da sie nun den Spaß wieder eine Weile mit ansehen könnten. An demselben Tage war er zu dem Herzog Ferdinand, dem Helden des siebenjährigen Krieges, dem aufopferungsvollen Gönner der Wissenschaft und Kunst, dem Großmeister der Deutschen Freimaurer, nach dessen Lustschloß Vechelde geladen, wahrscheinlich wegen irgend einer gelehrten Auskunft.

Am 30. August konnte er Karl den Schluß seiner Bemerkungen über die Griechische Anthologie senden, worin er einzelne anziehende Deutungen gab. Damit brach er diese „Anmerkungen" ab, da er sich zur Fortsetzung vorläufig außer Stande sah; dagegen sollten die „Lieder" jetzt den Schluß des Bandes bilden. Einen durchgesehenen Abdruck derselben legte er bei, in welchem er einige als „elende Reimereien" durchstrich; an andern, die er mit einem Haken bezeichnete, möge Ramler „ein Werk der Barmherzigkeit thun". Dessen Aenderungen nahm er sämmtlich an, nur die letzte Strophe des Gedichtes „Die Gespenster" wollte er aus „eigenen Ursachen" nicht der Kritik opfern; freilich war es unbegreiflich, wie Ramler diesen

die eigentliche Spitze bildenden, durch die vorige Strophe 1771
eingeleiteten Schluß hatte streichen können.

Die „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten" zeichnen sich durch Schärfe, Bestimmtheit, Geschmack und umfassende Kenntniß aus. Sie gehen von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Epigramm" und dem Nachweise aus, welche Aehnlichkeit zwischen der Aufschrift und dem Sinngedicht stattfinde, da die Anwendung des Wortes zur Bezeichnung des letztern unmöglich ganz ohne Grund sein könne. Hierdurch gewinnt Lessing als Haupttheile des Epigramms Erwartung und Aufschluß, wonach er denn die verschiedenen Gattungen dieser Dichtart bestimmt. Das Hauptergebniß wird von der neuern Aesthetik anerkannt, wenn sie auch die Ableitung und manches andere nicht gelten läßt. Seine Besprechung des Martial ist wieder zu einer Rettung geworden, die aber das Bild des Dichters zu sehr idealisirt. Die ganze Literatur der Zeit hatte nichts Geistreicheres und Tieferes aufzuweisen, als diese Anmerkungen, die nur hinter andern Arbeiten von Lessing selbst zurückstanden.

Am 3. September wurde er in Hamburg auf das herzlichste empfangen. Seine Wohnung nahm er im schwarzen Adler, um das Gerede zu vermeiden und sich desto freier bewegen zu können. Damals entlockte er der Freundin das Geständniß, daß sie ihn liebe, und sie gab ihm das Versprechen, ihm, sobald ihre Angelegenheiten geordnet seien, angehören zu wollen. Ihre bedrängte Lage verhehlte sie ihm nicht. Niemand sollte von ihrem Verhältnisse etwas wissen als ihr Lessing bekannter Bruder in Utrecht. Der Kreis der Bekannten der Freundin war mittlerweile bedeutend gewachsen, aber Lessing beschränkte sich mehr auf

1771 die ältern Freunde, besonders Schmidt, Knorre, Büsch; Alberti traf er äußerst leidend. Die Familie Reimarus nahm ihn mit alter Freundschaft auf, Bode und Claudius freuten sich seines heitern Umganges.

Jetzt erst trat Lessing in den Freimaurerorden. Früher hatte er gegen Bode, als Meister vom Stuhle des Ordens nach der strikten Observanz, geäußert, er kenne das Geheimniß, ohne darin eingeweiht zu sein, und werde darüber schreiben, was dieser ihm widerrieth, weil er dann gegen ihn auftreten und seine Unkenntniß beweisen müsse. Auch wollte dieser ihn nicht gern in den Orden aufnehmen, da die Fortschritte in ihrem System für sein Alter und seinen feurigen Geist zu langsam erfolgten. Jetzt kam Lessing mit dem Baron von Rosenberg, einem gewesenen Rittmeister, in Verbindung, der in diesem Jahre hier eine Loge zu den drei Rosen nach dem System von Zinnendorfs eingerichtet hatte. Blos aus gesellschaftlicher Rücksicht, ohne Aussicht auf eine geheime Wissenschaft, ließ er sich zum Eintritt bestimmen. Als ihm Rosenberg nach der Aufnahme bemerkte, nun wisse er doch, daß der Orden wirklich nichts wider Religion und Staat im Sinne habe, erwiederte Lessing launig: „Wollte Gott, ich fände etwas dagegen, so fände ich doch etwas."

Klopstock hatte sich seit dem vorigen Herbste, in Folge der Entlassung des Grafen von Bernstorff, mit diesem in Hamburg niedergelassen, wo er Lessing und dessen Freundin durch sein Tändeln mit den Damen, die er zu einem Lesclub vereinigte und zum Schlittschuhlaufen überredete, Anlaß zum Spott gab. Auch seine zu derselben Zeit erschienene Sammlung der Oden konnte Lessing nicht erwärmen, da sie ihm überspannt schienen. Doch berührte er sich in der Ge-

sellschaft freundlich mit ihm, erfreute sich auch wohl mit 1771
ihm an einer Partie Schach, das er sehr liebte; Klopstocks Unart beim Verluste war ihm weniger unangenehm, als wenn dieser ihn in eine Fensternische zog, um sich mit ihm abgesondert von der Gesellschaft zu unterhalten. Auch die andern alten Freunde wurden besucht und genossen, doch seine ihm jetzt ganz angehörende Eva fesselte ihn mehr als je. So fand er sich denn auch weniger als früher im Rathsweinkeller mit den Freunden zusammen.

Der durch das Bewußtsein seines Glückes im Besitze der einzigen Frau wieder erwachte frohe Muth trieb ihn nach vierzehn Tagen zu den Berliner Freunden. Die Reise machte er in Begleitung von Knorre und dessen Gattin. In Berlin war er den ganzen Tag von alten und neuen Freunden so belagert, brachte auch Abends so lange in der Gesellschaft zu, daß er erst nach acht Tagen eine freie Stunde fand, seiner „liebsten, besten, einzigen Freundin" zu schreiben. Er hatte diese über den schon bei seiner Abreise gefürchteten Tod ihrer Mutter zu trösten.

„Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte!" schrieb er ihr. „Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Freude, neues, von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu machen."

In dieser Zeit schrieb er die kleine Vorrede zum ersten Theile seiner „Vermischten Schriften", worin er sich über den seinen Schriften drohenden Nachdruck beklagt, dessen „hämisches Vorhaben, ihn in seiner ganzen armseligen Kind-

1771 heit wieder auf den Plan zu bringen", er vereiteln möchte; die neue Sammlung werde sich auf das beschränken, „worauf die Liebhaberei des allernachsichtvollsten Lesers nur immer einigen Werth legen könnte". Er versprach Voß nicht allein die rasche Fortsetzung seiner „Vermischten Schriften", sondern auch eine Ausgabe seiner gesammelten Trauerspiele mit einem neuen Stücke, der „Emilia Galotti"; statt seiner „antityrannischen Tragödie" wollte er die von der frevelhaft durch die Wollust eines Fürsten zerstörten glücklichen Liebe, die ihm so lange im Sinne gelegen, endlich aus voller Seele dichten. Am innigsten verkehrte er in Berlin mit Mendelssohn, der wieder glücklich genesen war. Dieser befragte ihn auch wegen seines Eintrittes in den Freimaurerorden, und als Lessing jede weitere Auslassung mit Bezug auf seinen Schwur ablehnte, wollte er nicht begreifen, wie er, da sie zusammen fünfundzwanzig Jahre lang mit allem Ernst die Wahrheit gesucht, geschworen haben könne, ihm wirkliche Wahrheiten nicht zu offenbaren; noch schlimmer sei es, wenn es sich nicht um Wahrheiten handle. Lessing lachte herzlich über den Eifer des Freundes, bei dem er schon seinen Orden für nichts und wieder nichts kompromittirt habe. Mit ihm und Nicolai wurde der Druck der „Apologie" von Reimarus besprochen, den beide widerriethen. Mendelssohn hatte sich schon früher dahin erklärt, daß der Verfasser unbillig sei, da er alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten herleite; aber der Hauptgrund, weshalb beide Freunde vom Drucke nichts wissen wollten, lag in der Furcht, er werde dadurch in widerwärtige Streitigkeiten verwickelt werden. Nicolai warf Lessing schon lange die Sucht vor, mit den Theologen anzubinden. Auch Sulzer ward besucht, der sich

1771

Abb. 39. Gotthold Ephraim Lessing.
Nach dem Gemälde von Graff im Besitze des Herrn Landgerichtsdirektors Lessing in Berlin (1771) photographirt, und überzeichnet von Herrn Karl Leonhard Becker in Berlin.

1771 seinem Bruder Karl freundlich erwies. In Sulzers Hause ward Lessing in dunkelrothem Rocke von dessen Schwiegersohne, dem berühmten Dresdener Hofmaler Anton Graff, ausgezeichnet gemalt. Beim Anblick des Bildes soll er selbst ausgerufen haben: „Sehe ich denn so verteufelt freundlich aus?" An Meil gab er damals zwei alte, geschnittene Steine, um sie für die Fortsetzung der „Antiquarischen Briefe" zu zeichnen und zu radiren. Mit Kirnberger unterhielt er sich von der Geschichte der Musik. Auch den eben von einer schweren Operation glücklich genesenen Großbritannischen Leibarzt Zimmermann aus Hannover lernte er kennen; er fand ihn am 28. in einer größern Abendgesellschaft bei Nicolai.

Anfangs Oktober kehrte er nach Hamburg zurück, wo ihn Eva fast den ganzen Monat fesselte. Hier empfing er die dringendste Bitte der Mutter, sie bei der ungeheuern Theuerung zu unterstützen; sie hatte jetzt zur Miethe ziehen müssen, da der neue Pastor, einer der sogenannten Stillen im Lande, seine Stelle angetreten hatte. Ihr selbst zu sagen, daß er ihr augenblicklich nichts geben könne, war ihm unmöglich.

„Ich hatte geglaubt, ihr zu Michaelis wieder etwas schicken zu können", schreibt er dem Bruder Karl, dem er für alle ihm in Berlin erwiesene Liebe und Freundschaft dankt; „aber ich kann es nicht, und ich will mich glücklich schätzen, wenn nur noch zu Weihnachten etwas daraus werden kann. Wenn du ihr indeß mit etwas helfen kannst — so brauche ich dich nicht erst zu bitten, es zu thun. Stelle sie wenigstens sobald als möglich zufrieden und versichere sie, daß meine Schuld bei ihr gewiß die erste sein soll, die ich abtragen werde."

Ein anderes Schreiben, das er in Hamburg erhielt, mußte ihn höchst seltsam berühren. Von Zinnendorf, den er in Berlin nicht besucht hatte, sprach seine Freude über

seinen Eintritt in den Orden und die an denselben ge- 1771
knüpften Erwartungen in wunderlicher Weise aus. Er solle in Braunschweig derjenige zu werden suchen, der Sokrates den Athenienſern gewesen;

„allein dem widrigen Schicksale auf die eine oder die andere Art zu entgehen, welches leider seine Tage verkürzte, müssen Sie den Zirkel nicht überschreiten, den Ihnen die Freimaurerei jedesmal vorzeichnet, und jederzeit eingedenk bleiben, daß wir nur hinter verschlossenen Thüren, auch allein gegen Brüder, welche mit uns gleiche Erkenntniß haben, von der Freimaurerei reden und die uns darinnen aufgegebenen Arbeiten nie anders verrichten dürfen."

Er solle nur nicht denken, sein Scharfsinn habe, gleichsam mit einem Blicke, weder jetzo, noch ehe die Binde von den Augen genommen worden, schon alles entdeckt, „was Weisheit, Schönheit und Stärke daselbst in einen Punkt vereiniget haben". Hierüber erwarte er zuversichtlich seine ihm angenehme nähere Erklärung, „gleichwie die Schrift, welche Sie vor Eintritt in den Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen den Vorsatz gehabt haben sollen". Das war für einen Lessing der rechte Obere! Die Schrift, um die es sich handelte, war ein bloßer Entwurf, worin er nachweisen wollte, woher der Name der Freimaurer stamme; von ihren wahren oder angeblichen Geheimnissen, hieß es hier, wisse er nichts, glaube aber, daß sie weder den Weg zur Hölle noch zum Himmel einschlügen. Lessing hat weder zu Hamburg noch zu Braunschweig die Loge besucht, doch soll er ohne sein Zuthun bis zum dritten Grade gekommen sein.

Am 24. Oktober entriß er sich mit Gewalt der fürs Leben ihm gewonnenen einzigen Frau und den Freunden. Der während der Reise einfallende Sturm setzte Eva in große Angst, besonders da Lessing nach dem von ihr selbst

ihm angerathenen Wege über die Elbe mußte. In ihren sofort an ihn gerichteten Zeilen sprach sie die Hoffnung aus, daß er ihr sogleich schreiben werde, da er wisse, daß ihre ganze Ruhe davon abhänge.

„Nicht wahr? Sie sind überzeugt, ob Sie gleich zuweilen daran zu zweifeln scheinen, daß ich Sie über alles liebe, über alles hochschätze und kein Glück mehr für mich in der Welt ist, wenn ich es nicht mit Ihnen theilen soll. Möchten doch alle die Hindernisse, die uns trennen, gehoben werden können, wie wollte ich der Vorsehung mit freudigem Herzen danken!"

Lessing schrieb erst am zweiten Tage nach seiner Ankunft zu Braunschweig, wo er noch bis zum andern Tage zu bleiben gedachte.

„Und alsdenn willkommen, mein liebes einsames Wolfenbüttel! wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon wer, sein wird.... Wie schön wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsinn mit Ihnen theilen könnte! — Ich sage Ihnen von unsern eigentlichen Angelegenheiten nichts und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon sagen. Sie glauben nicht, wie viel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort von Ihnen auf immer gilt. Bleiben Sie auch nur von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird sich endlich alles nach unsern Wünschen bequemen."

Leider gestalteten sich Evas Aussichten immer trüber, und Lessing bemühte sich vergebens, aus seinen Schulden zu kommen. Nur kurze Zeit äffte ihn eine nicht zum wirklichen Antrag kommende Nachfrage von Wien aus.

Der kaiserliche Gesandte in Berlin, Freiherr van Swieten, hatte Zimmermann, der in der Gunst des Preußischen Hofes und Adels schwelgte, den Auftrag gegeben, sich bei Lessing zu erkundigen, ob er einen Antrag nach Wien annehmen würde. Dieser bat am 30. November Sulzer, dem [illegible] seine Verlegenheit zu gestehen, etwas in der

Sache zu thun; er möge für ihn den Auftrag übernehmen, 1771
den er geschwinder und besser ausführen könne. Aber van Swieten hatte sich deshalb bereits an Sulzer gewandt. Dieser bediente sich der Vermittlung von Lessings Bruder. Karl schrieb am 9. November, Sulzer lasse ihn fragen, ob er unter den vortheilhaftesten Bedingungen nach Wien zu gehen Lust habe. Lessing erwiederte sofort, betreffe der Vorschlag eines der Wiener Theater, das unter einem eigennützigen Impresario stehe, so möge er gar nichts davon wissen; sollte er aber das Theater wenigstens nicht unmittelbar angehen, so würde er sich nicht sehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen, vorausgesetzt, daß er bei diesem Tausche in allem Betracht gewönne. Auf weitere Anfrage konnte Sulzer nur mittheilen, der Auftrag komme von einem Minister des kaiserlichen Hofes; Lessing möge nur seine Forderungen stellen; gewiß werde man gern 1500 Thaler bewilligen. Karl bemerkte, damit würde der Bruder sich nicht viel verbessern. Sulzer versprach in acht Tagen nähere Auskunft. Lessing schrieb an Karl, es müßten wenigstens 2000 Thaler sein, doch könne er noch gar keine Forderung stellen, da er nicht wisse, was man von ihm erwarte. Den 6. December meldete Lessing seiner Eva, daß er nochmals geäußert, er wolle sich die Veränderung gefallen lassen, und sein Entschluß sei nach Wien gemeldet worden. Aber Sulzer äußert schon am folgenden Tage, der Erfolg werde wohl sein, daß Lessing auf Kosten derer, die ihn gern eine Reise nach Wien hätten thun lassen, sich dort umsehen und hernach zum Fernern entschließen werde. Wie unwürdig, besonders in Lessings Verhältnissen, ein solches Hinhalten war, fiel Sulzer gar nicht ein, der freilich nicht die allergeringste Ahnung von

1771 ihm angerathenen Wege über die Elbe mußte. In ihren sofort an ihn gerichteten Zeilen sprach sie die Hoffnung aus, daß er ihr sogleich schreiben werde, da er wisse, daß ihre ganze Ruhe davon abhänge.

„Nicht wahr? Sie sind überzeugt, ob Sie gleich zuweilen daran zu zweifeln scheinen, daß ich Sie über alles liebe, über alles hochschätze und kein Glück mehr für mich in der Welt ist, wenn ich es nicht mit Ihnen theilen soll. Möchten doch alle die Hindernisse, die uns trennen, gehoben werden können, wie wollte ich der Vorsehung mit freudigem Herzen danken!"

Lessing schrieb erst am zweiten Tage nach seiner Ankunft zu Braunschweig, wo er noch bis zum andern Tage zu bleiben gedachte.

„Und alsdenn willkommen, mein liebes einsames Wolfenbüttel! wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon wer, sein wird.... Wie schön wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsinn mit Ihnen theilen könnte! — Ich sage Ihnen von unsern eigentlichen Angelegenheiten nichts und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon sagen. Sie glauben nicht, wie viel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort von Ihnen auf immer gilt. Bleiben Sie auch nur von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird sich endlich alles nach unsern Wünschen bequemen."

Leider gestalteten sich Evas Aussichten immer trüber, und Lessing bemühte sich vergebens, aus seinen Schulden zu kommen. Nur kurze Zeit äffte ihn eine nicht zum wirklichen Antrag kommende Nachfrage von Wien aus.

Der kaiserliche Gesandte in Berlin, Freiherr van Swieten, hatte Zimmermann, der in der Gunst des Preußischen Hofes und Adels schwelgte, den Auftrag gegeben, sich bei Lessing zu erkundigen, ob er einen Antrag nach Wien annehmen würde. Dieser bat am 30. November Sulzer, dem Gesandten seine Verlegenheit zu gestehen, etwas in der

Sache zu thun; er möge für ihn den Auftrag übernehmen, 1771
den er geschwinder und besser ausführen könne. Aber van Swieten hatte sich deshalb bereits an Sulzer gewandt. Dieser bediente sich der Vermittlung von Lessings Bruder. Karl schrieb am 9. November, Sulzer lasse ihn fragen, ob er unter den vortheilhaftesten Bedingungen nach Wien zu gehen Lust habe. Lessing erwiederte sofort, betreffe der Vorschlag eines der Wiener Theater, das unter einem eigennützigen Impresario stehe, so möge er gar nichts davon wissen; sollte er aber das Theater wenigstens nicht unmittelbar angehen, so würde er sich nicht sehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen, vorausgesetzt, daß er bei diesem Tausche in allem Betracht gewönne. Auf weitere Anfrage konnte Sulzer nur mittheilen, der Auftrag komme von einem Minister des kaiserlichen Hofes; Lessing möge nur seine Forderungen stellen; gewiß werde man gern 1500 Thaler bewilligen. Karl bemerkte, damit würde der Bruder sich nicht viel verbessern. Sulzer versprach in acht Tagen nähere Auskunft. Lessing schrieb an Karl, es müßten wenigstens 2000 Thaler sein, doch könne er noch gar keine Forderung stellen, da er nicht wisse, was man von ihm erwarte. Den 6. December meldete Lessing seiner Eva, daß er nochmals geäußert, er wolle sich die Veränderung gefallen lassen, und sein Entschluß sei nach Wien gemeldet worden. Aber Sulzer äußert schon am folgenden Tage, der Erfolg werde wohl sein, daß Lessing auf Kosten derer, die ihn gern eine Reise nach Wien hätten thun lassen, sich dort umsehen und hernach zum Fernern entschließen werde. Wie unwürdig, besonders in Lessings Verhältnissen, ein solches Hinhalten war, fiel Sulzer gar nicht ein, der freilich nicht die allergeringste Ahnung von

1771 Leſſings Werth hatte, wie der ihm ſogar zum Geſchenk gemachte erſte Band ſeiner „Theorie der ſchönen Künſte“ zeigte, der ſeiner gar nicht gedachte, nur einmal die alberne Bemerkung machte, Leſſing und Klotz, die ſo manchen Schriftſteller durchſuchten, um einen eben nicht ſo wichtigen Streit fortzuſetzen, hätten beſſer ihre Bemühungen darauf gewendet, alle allegoriſchen Bilder der Alten aus allen Schriften und Kabinetten zuſammenzuſuchen. So etwas glaubte Sulzer einem „Laokoon“ gegenüber! Meinte dieſer ja eben eine große That mit ſeiner erbärmlichen „Cymbeline, nach einem von Shakespeare erfundenen Stoffe“ gethan zu haben, die er ſogar dem Theater anbot. So ſehr verkannte der Schweizer Kunſtrichter ſich ſelbſt, daß er hier „das Gold von Schlacken zu ſcheiden“ und den Stoff „in der Weiſe des Sophokles“ zu behandeln unternommen hatte. Eine unendliche Kluft ſchied den Berliner Theoriſten von Leſſing, aber jener hatte die Gunſt des Preußiſchen Hofes und galt nicht weniger in Wien; und ſo bildete er ſich ein, Leſſing müſſe es ſich zur Ehre anrechnen, wenn man ihn dort zu ſehen wünſche, während dieſer verlangen mußte, daß man ſich perſönlich an ihn wende, da es im ſchlimmſten Falle für Wien noch ehrenvoll geweſen, hätte man gehört, Leſſing habe einen Ruf dahin abgelehnt. Ein ſolches elendes Hinhalten war für dieſen um ſo trauriger, als er ſich nun nicht frei genug gegen die herzogliche Regierung fühlte und keine Forderungen an dieſe ſtellen durfte. Der Erbprinz hatte ihn ganz vergeſſen, nicht allein ihn den Winter nicht nach Braunſchweig gezogen, ſondern auch von ſeiner Sendung nach Italien war keine Rede mehr. Leſſing hatte in dem vorgeſpiegelten Rufe eine Stimme des Schickſals zu erkennen geglaubt, das ſeine Ver-

bindung mit Eva beschleunigen wolle. Da der gehoffte 1771
Verkauf ihrer Wiener Fabriken nicht zu Stande gekommen, blieb dieser nichts übrig, als noch einmal nach Wien zu reisen, um entweder jenen noch zu bewerkstelligen oder sich einen Theilnehmer zu suchen. Da schien sich denn eine Verbindung in Wien wie von selbst anzubieten. Schon als er sich in Berlin zur Uebersiedelung nach Wien bereit erklärt hatte, schrieb er an Eva:

„Sie begreifen leicht, was meine liebste Aussicht dabei sein kann. Was geschehen soll, weiß die Vorsicht am allerbesten."

Je seltener solche Beziehungen auf die Vorsehung bei Lessing sind, um so tiefer fließen sie aus seinem Herzen. Die Geliebte hatte unterdessen, da sie in ihrer drängenden Noth des Rathes eines redlichen, einsichtigen und verschwiegenen Freundes bedurfte, den Muth gehabt, sich an einen ihr persönlich unbekannten, aber in Hamburg und besonders am Wiener Hofe im besten Rufe stehenden Kaufherrn, Johannes Schuback, zu wenden, den achtunddreißigjährigen Sohn des Bürgermeisters dieses Namens, der bereits seit zehn Jahren mit einer elf Jahre jüngern Frau sich vermählt hatte. Dieser rieth ihr, sich zunächst von ihren Gläubigern Ausstand zu erbitten, was ihr auch glücklich gelang.

Während Lessing so zwischen Sorge und Hoffnung schwebte, hatte er die Herausgabe seiner Werke trotz seines Augenleidens gefördert. Am 14. November sandte er als Anfang des zweiten Theiles der „Vermischten Schriften" die 9 Oden (eine vom Jahre 1754 war hinzugekommen) und 14 Fabeln und Erzählungen (zwei mehr als früher, wogegen das auf die Freimaurer gehende Gedicht „Das Geheimniß" weggefallen war). Den 1. December folgte

1771 der Anfang des Bandes der Trauerspiele, die durchgesehene „Miß Sara", worin er leider nicht die vor Jahren beabsichtigten größern Veränderungen im Dialog gemacht, fast nur statt des irrigen „Sir Sampson" „Sir William" mit oder ohne „Sampson" gesetzt worden. Seine Gedanken waren auf die ihm lange Jahre im Sinne liegende „Emilia" gerichtet, die, so vielfach durchdacht und im Kopfe durchgearbeitet, nun endlich zur vollendeten Reife gedeihen sollte. Aber um die dazu nöthige Ruhe und Heiterkeit zu erlangen, mußte er erst über die Zahlung der auf ihn laufenden Wechsel beruhigt sein. Wäre nicht die Unterhandlung mit Wien im Gange gewesen, so hätte er schon jetzt die Hülfe des Hofes in Anspruch nehmen können. In seiner äußersten Noth wandte er sich wieder an den Freund, der ihm am ersten nicht blos helfen wollte, sondern auch konnte, an Voß. Diesem vertraute er, daß er, um seine meist in Wechseln bestehende Schulden zu berichtigen, Neujahr 600 Thaler brauche, die er auf Wechsel von ihm zu erhalten wünsche; jährlich wolle er 200 Thaler abtragen.

„Daß ich dieses im Stande sein würde, weiß ich gewiß, auch ohne dabei auf eine gewisse Veränderung meiner Umstände zu sehen, die jedoch vielleicht näher und gewisser ist, als ich Ihnen sagen kann. Das ganze Risico wäre nur dabei dieses, ob ich auch wohl noch drei Jahre leben dürfte. Doch auch auf diesen Fall wollte ich wohl versprechen, Sie, der Sie für mich gut gesagt hätten, auf eine andere Weise mehr als schadlos zu halten. Ich wollte Ihnen nämlich ein Manuscript hinterlassen, wovon ich zwar nicht selbst Verfasser, aber der einzige Besitzer bin, und das Ihnen und Ihrer Familie auf lange Zeit ganz gewiß mehr werth sein sollte als alles, was Sie mit mir könnten verloren haben."

Wie bitter mußte es Lessing ankommen, ein solches Mittel zur Erhaltung seines guten Namens zu ergreifen;

aber wo alles auf dem Spiele stand, galt es das Aeußerste 1771
zu wagen. Und dabei hörte er, daß Freund Schmidt in Hamburg dem Falle nahe war, so daß er sich beeilen mußte, die diesem noch schuldigen einige hundert Mark abzutragen. Voß that, was er zur Zeit vermochte, so daß Lessing sich nothdürftig helfen konnte. Jetzt hielt er sich trotz aller Sorge, die ihm Evas und seine eigenen Verhältnisse machten, an seine „Emilia", die er nach dem ihm vorschwebenden Plane einer zeitgemäßen Tragödie zu vollenden gedachte; Handlung und Charaktere, die er so lange in sich ausgebildet, standen fest, es kam nur auf die sorgfältige dramatische und sprachliche Ausführung in der lebendigen, gedankenvollen und feinen Weise an, die er selbst in der „Dramaturgie" gefordert hatte. Von Wien verlautete noch immer nichts, obgleich van Swieten mit Lessings Forderung zufrieden geschienen hatte. Es hieß, man habe aus Berlin Sulzer und andere Akademiker, aus Leipzig Garve nach Wien zu ziehen gedacht.

„Aber was mich wundert", schrieb Lessing an Eva, „so hat auch Prof. Riedel aus Erfurt, ein sehr schlechter Mann, den Ruf dahin erhalten; daß mir also bange ist, die guten Wiener werden nicht immer die beste Wahl treffen."

Eva sollte sich bei einem Freunde Klopstocks erkundigen, ob dieser keinen Antrag bekommen habe. Nun verkündeten gar die „Erfurter gelehrten Zeitungen", Riedel sei als königlich-kaiserlicher Rath mit Gestattung freier Uebung seiner protestantischen Religion nach Wien berufen worden, werde im Anfang des künftigen Jahres dahin gehen und in solchen Geschäften gebraucht werden, die für die Literatur unseres Vaterlandes von größter Wichtigkeit seien. So hatte also der gewissenlose, liederliche Strudelkopf über

TAYLOR INST. - OXFORD

1772 Leſſing den Sieg davongetragen. Sulzers Aeußerung, es handle ſich zunächſt um einen Beſuch in Wien, mußte Leſſing empören, abgeſehen davon, daß er ſich keinen Urlaub zu dieſem Zwecke nehmen konnte, ohne unehrlich zu ſein.

„Wenn ſie Riedeln auf ſeine famam und auf Treu' und Glauben anderer ſofort berufen können, warum wollen ſie mich denn erſt ſehen?“ ſchrieb er an Karl, der dies Sulzer mittheilen ſollte; „warum muthen ſie mir denn erſt eine Reiſe auf Beſichtigung zu? Du wirſt ſagen, die Beſichtignng ſei für mich. Aber es kömmt mir ganz ſo vor, als ob ſie ebenſo wohl für die Wiener ſein ſolle, wie für mich. Kurz, wie geſagt, ohne völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt. Und zieht Riedel ſeinen ganzen Anhang nach ſich, wie er ohne Zweifel zu thun ſuchen wird, ſo ſoll es mir ebenſo lieb ſein, wenn man mich läßt, wo ich bin.“

Neujahr ging er wieder zu ſeiner Erholung und Zerſtreuung nach Braunſchweig, wo ihm Zachariä damals am nächſten ſtand, wenn er auch mit Ebert, Eſchenburg, Schmidt, Kuntſch u. a. viel verkehrte. Das Theater bot ihm jetzt wieder angenehme Unterhaltung. Schon im vorigen Monat hatte ihn der Direktor Döbbelin nebſt Frau, um ſeinen Widerwillen zu beſiegen, ſelbſt von Wolfenbüttel herübergeholt; drei Abende hatte er das Theater beſucht, was auf „Emilia“ von günſtigem Einfluß war. Diesmal blieb er längere Zeit in Braunſchweig, weil er wichtige Briefe von Berlin erwartete. Er erhielt hier, wohl durch Sulzer, die ſonderbare Anfrage, ob er nicht geneigt ſei, auf Koſten des Kaiſers zum Beſuche nach Wien zu kommen, um ſich ſelbſt ſeine Bedingungen zu machen und verſchiedenes einrichten zu helfen. Er antwortete ähnlich, wie er kurz vorher dem Bruder geſchrieben hatte. Dieſer ſprach darauf mit Sulzer, deſſen Aeußerungen er ihm ſofort am 11. mittheilte. Leſſing, meinte dieſer, ſolle eine Reiſe nach Italien vorgeben,

zu welcher er freilich das Geld von Wien erhalten müsse. 1772
Daß er noch keine unmittelbare Anfrage von dort erhalten, erklärte er daraus, daß Graf von Chotek, der mit Genehmigung des Kaisers die Akademie der Wissenschaften hatte errichten sollen, bei der Kaiserin in Ungnade gefallen. Nun hatte der zweiundzwanzigjährige Regierungsrath Joh. Rud. Graf von Chotek mit dem Kammerherrn Graf von Wilczek im Oktober 1770 Lessing zu Braunschweig kennen gelernt und großen Gefallen an ihm gefunden. Die auf dessen Empfehlung in Anregung gebrachte Berufung war auf Widerstand gestoßen und zerrann im Sande, da er nur auf einen unmittelbaren festen Antrag eingehen konnte. Lessing that in der Sache keinen Schritt, wollte jetzt nicht einmal, daß die Freundin sich in Wien erkundigte. Sein Hauptgegner Klotz, von dessen Kabalen er alles fürchten mußte, starb ganz unerwartet am letzten Tage des Jahres.

„Mir ist bange gewesen", schrieb Lessing an Eva, „daß sich auch Klotz [zu Wien] mit in das Spiel mischen möchte; aber der Mann hat sich dasmal klüger erwiesen, als ich gedacht hätte — er ist gestorben. Ich möchte gern über diesen Zufall lachen, aber er macht mich ernsthafter, als ich auch gedacht hätte."

Ihn selbst hielt eine Kolik, die er sich im Theater durch Erkältung zugezogen, länger in Braunschweig zurück.

„Wenn ich in meiner Ordnung bleiben kann, so bin ich der gesundeste Mensch von der Welt", schrieb er beruhigend der Freundin; „und ebenso gut, daß die geringste Unordnung gleich so einen empfindlichen Eindruck auf mich macht."

Schon am letzten Tage des Jahres hatte er dem Bruder die Sendung der drei ersten Akte der „Emilia" auf nächste Woche versprochen, doch verspätete sich diese bis gegen den 20. Januar. Vergebens hoffte er, den Rest bis zum Ende des Monats zu liefern. Je näher er gegen

1772 das Ende komme, äußerte er mißmuthig seinem Verleger Voß, desto unzufriedener sei er selbst damit. Der vierte Akt machte ihm außerordentliche Mühe, so daß er diesen erst am 10. Februar von Braunschweig aus senden konnte. Dort, wo er sich seit Ende Januar befand (er wohnte jetzt in einem geringern Hause, wohl schon beim Weinwirth Angott, Aegidienmarkt 12), wartete er auch die Ankunft seiner Eva ab. Diese hatte sich von neuem zu einer Reise nach Wien entschlossen, um endlich den Verkauf ihrer Fabriken zu erwirken. Sie kam am 20. mit ihrem Schwager, dem Postmeister König. Die Liebenden genossen ein paar angenehme Tage; zu besonderer Freude gereichte es Eva, daß sie Lessing gesund fand. Auch nach ihrer Abreise verweilte er noch längere Zeit in Braunschweig. Von dort sandte er am 1. März den größtentheils in Braunschweig vollendeten Schluß des Stückes dem Bruder, der ihn durch seinen einsichtigen Beifall der ersten Akte erfreut hatte.

Döbbelin, der von Lessings neuem Stücke gehört, hatte ihm keine Ruhe gelassen, bis er es ihm zur Aufführung am Geburtstage der Herzogin, dem 13. März, überließ. Doch um sich gegen die Mißbilligung des Hofes zu sichern, sandte er dem Herzog die bis in den vierten Akt reichenden Aushängebogen des Stückes, welche hinlänglich sein würden, sich einen Begriff von dem Ganzen zu machen, das nichts als die Geschichte von der Virginia in einer modernen Einkleidung sein solle. Ob es überhaupt schicklich sei, an einem so erfreulichen Tage ein Trauerspiel zu geben, wisse er nicht, noch weniger, ob der Herzog daran nicht etwas ganz anderes zu sehen wünsche. In diesem Falle erwarte er nur einen Wink, um unter irgend einem leicht zu findenden Vorwande die Aufführung zu hinter-

treiben. Noch vor der Aufführung traf ein äußerst vor- 1772
wurfsvoller Klagebrief der Schwester ein, den er einen Monat später mit einer Sendung von 50 Thaler und dem Versprechen erwiederte, sobald wieder etwas Geld eingehe, der Mutter zu gedenken. Im letzten halben Jahre, bemerkte er, seien so dringende Schulden auf ihn losgestürmt, daß er alle Mühe gehabt, seinen guten Namen zu erhalten.

Lessing hatte selbst die Rollen seines Stückes vertheilt und über die Deklamation einzelner Stellen den Schauspielern Anweisung gegeben. Der Vorstellung wohnte er nicht bei, weil er an Zahnschmerzen litt, die ihm bei der strengen Kälte die Reise nach Braunschweig nicht gestatteten. Am Ende des Stückes und bei der Ankündigung der Wiederholung auf den 16. klatschten Lessings Freunde. Am begeistertsten waren Ebert und Eschenburg. Der Erbprinz wohnte incognito dem Stücke bei und las in den Aushängebogen. Lessing war weder bei der nächsten noch bei einer der folgenden Aufführungen zugegen; das Stück war ihm verleidet durch die Mühe, die es ihm gekostet, und durch die dummen Deutungen desselben auf die Geliebten des Erbprinzen, der freilich in einzelnen Zügen mit dem Prinzen des Stückes übereinstimmte. Als Lessing am 16. Ebert bat, dem Erbprinzen ein Exemplar zu überreichen, fügte er kein briefliches Wort hinzu, weil er sich dann wegen einer Arbeit entschuldigen müßte, die jetzt seine Arbeit nicht sein sollte, und er sich so ungern entschuldige. Der Kopf sei ihm davon noch so warm, äußerte er weiter, daß er es nicht sehen könne. Weder von Seiten des Erbprinzen, noch von dem Herzog und der Herzogin erhielt er die geringste Anerkennung.

Und doch hatte Lessing hier ein dramatisches Kunst-

1772 werk, die erste Deutsche Tragödie, geliefert, von der Mendelssohn mit Recht urtheilte, wir Deutschen hätten nichts so Vortreffliches, und vielleicht könnten Franzosen und Engländer nichts aufweisen, wo jedes Wort so bedächtig, so ökonomisch angebracht sei. Die dramatische Leitung der Handlung ist ganz einzig, die Charaktere entwickeln sich zu vollem Leben, so daß die Schauspielkunst an ihnen die würdigste und lohnendste Aufgabe erhielt; die Sprache hält sich von Plattheit und Schwulst gleich fern, zeichnet sich durch natürliche Einfalt, treffende Bestimmtheit und Angemessenheit aus. Was man tadeln könnte, sind solche Fehler, die Lessing als nothwendig bezeichnet, da die Kunst sich manches gerade künstlerischer Wirkung wegen gestatten darf und muß. Lessing hat hier ein dauerndes Musterbild geliefert, und wenn er das Stück der Kritik, wie er sagte, verdankte, so war es eben die dem Genie nahe kommende Kritik, wie sie ohne dichterische Begabung undenkbar ist. Noch nach einem vollen Jahrhundert ist das Stück die Freude jedes Kunstsinnigen; alle einseitigen Kritiken hat es überlebt und seine echt tragische Wirkung wird der Deutschen Bühne nie verloren gehen. Die Aufnahme der Zeitgenossen machte Lessing wenig Freude. Die Schauspieler waren meist dem Stücke nicht gewachsen, wenn auch einzelne Rollen leidlich gelangen. Zu Berlin wurde es zuerst am 6. April gespielt, dann zweimal hintereinander wiederholt; im Verlaufe des Jahres erschien es nur noch sechsmal. Die Berichte, die Lessing von den Freunden erhielt, zeigten, daß die Vorstellung nicht zum besten ausgefallen, obgleich es an Beifall nicht gefehlt hatte. In Hamburg [illegible] ersten und zweiten Vorstellung das Haus nicht [illegible] dritten leer; aber Schröder ließ sich dadurch

TAYLOR

nicht abhalten, das Stück, das er außerordentlich schätzte, immer wieder zu bringen, und Hamburg sah die „Emilia“ in ihrer höchsten Vollendung. Die Aufführung in Weimar schilderte Nicolai dem Dichter als leidlich. Frau Hensel als Orsina hatte ihm nur ziemlich gefallen, wogegen Eckhofs Odoardo ein Meisterstück war. Der große Schauspieler äußerte nach Nicolai: 1772

„Wenn der Autor tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler ja nachtauchen, bis er ihn trifft. Das ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur wenige Autoren machen es den Schauspielern so schwer wie Lessing; man kann sie leicht haschen; denn sie schwimmen obenauf wie Baumrinde.“

In Berlin sagten die durch die „Dramaturgie“ verletzten Französisch Gesinnten nach dem bloßen Lesen viel Böses von dem Stücke. Selbst Ramler konnte seinen Batteux bei der „Emilia“ nicht vergessen; er urtheilte darüber „ein wenig schielend“, wie Lessing sagte. Der Dichter bat ihn um eine eingehende Kritik; freilich könne er diese nicht zur Verbesserung der „Emilia“ selbst anwenden, da er an einem auf einen gewissen Grad der Vollendung gebrachten Stücke nichts Hauptsächliches zu ändern vermöge, aber sie sei das einzige Mittel, ihn zu neuen Versuchen aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen. Mit Bitterkeit stellte der durch Eschenburgs begeistertes Lob aufgebrachte Mauvillon die Mängel des Stückes dar, dessen Schönheiten andere ins Licht zu setzen nicht unterlassen würden. Am empfindlichsten war Lessing das in Berlin ausgestreute Gerücht, daß er den Schluß verändert habe.

„Ueberhaupt, wer dir von mir und dem neuen Stücke etwas anders sagt, als daß ich mir alle Mühe gebe, es zu vergessen, dem glaube nur ja nicht“,

1772 werk, die erste Deutsche Tragödie, geliefert, von der Mendelssohn mit Recht urtheilte, wir Deutschen hätten nichts so Vortreffliches, und vielleicht könnten Franzosen und Engländer nichts aufweisen, wo jedes Wort so bedächtig, so ökonomisch angebracht sei. Die dramatische Leitung der Handlung ist ganz einzig, die Charaktere entwickeln sich zu vollem Leben, so daß die Schauspielkunst an ihnen die würdigste und lohnendste Aufgabe erhielt; die Sprache hält sich von Plattheit und Schwulst gleich fern, zeichnet sich durch natürliche Einfalt, treffende Bestimmtheit und Angemessenheit aus. Was man tadeln könnte, sind solche Fehler, die Lessing als nothwendig bezeichnet, da die Kunst sich manches gerade künstlerischer Wirkung wegen gestatten darf und muß. Lessing hat hier ein dauerndes Musterbild geliefert, und wenn er das Stück der Kritik, wie er sagte, verdankte, so war es eben die dem Genie nahe kommende Kritik, wie sie ohne dichterische Begabung undenkbar ist. Noch nach einem vollen Jahrhundert ist das Stück die Freude jedes Kunstsinnigen; alle einseitigen Kritiken hat es überlebt und seine echt tragische Wirkung wird der Deutschen Bühne nie verloren gehen. Die Aufnahme der Zeitgenossen machte Lessing wenig Freude. Die Schauspieler waren meist dem Stücke nicht gewachsen, wenn auch einzelne Rollen leidlich gelangen. Zu Berlin wurde es zuerst am 6. April gespielt, dann zweimal hintereinander wiederholt; im Verlaufe des Jahres erschien es nur noch sechsmal. Die Berichte, die Lessing von den Freunden erhielt, zeigten, daß die Vorstellung nicht zum besten ausgefallen, obgleich es an Beifall nicht gefehlt hatte. In Hamburg war bei der ersten und zweiten Vorstellung das Haus nicht voll, bei der dritten leer; aber Schröder ließ sich dadurch

TAYLOR

nicht abhalten, das Stück, das er außerordentlich schätzte, immer wieder zu bringen, und Hamburg sah die „Emilia" in ihrer höchsten Vollendung. Die Aufführung in Weimar schilderte Nicolai dem Dichter als leidlich. Frau Hensel als Orsina hatte ihm nur ziemlich gefallen, wogegen Eckhofs Odoardo ein Meisterstück war. Der große Schauspieler äußerte nach Nicolai:

„Wenn der Autor tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler ja nachtauchen, bis er ihn trifft. Das ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur wenige Autoren machen es den Schauspielern so schwer wie Lessing; man kann sie leicht haschen; denn sie schwimmen obenauf wie Baumrinde."

In Berlin sagten die durch die „Dramaturgie" verletzten Französisch Gesinnten nach dem bloßen Lesen viel Böses von dem Stücke. Selbst Ramler konnte seinen Batteux bei der „Emilia" nicht vergessen; er urtheilte darüber „ein wenig schielend", wie Lessing sagte. Der Dichter bat ihn um eine eingehende Kritik; freilich könne er diese nicht zur Verbesserung der „Emilia" selbst anwenden, da er an einem auf einen gewissen Grad der Vollendung gebrachten Stücke nichts Hauptsächliches zu ändern vermöge, aber sie sei das einzige Mittel, ihn zu neuen Versuchen aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen. Mit Bitterkeit stellte der durch Eschenburgs begeistertes Lob aufgebrachte Mauvillon die Mängel des Stückes dar, dessen Schönheiten andere ins Licht zu setzen nicht unterlassen würden. Am empfindlichsten war Lessing das in Berlin ausgestreute Gerücht, daß er den Schluß verändert habe.

„Ueberhaupt, wer dir von mir nnd dem nenen Stücke etwas anders sagt, als daß ich mir alle Mühe gebe, es zu vergessen, dem glaube nur ja nicht",

1772 schrieb der über die kühle und unverständige Aufnahme verletzte Dichter. „Emilia" war nicht blos in der Sammlung der Trauerspiele, sondern auch für sich allein erschienen; da aber von der Einzelausgabe aus Versehen nur wenige Exemplare gedruckt waren, mußte schon im April eine neue Ausgabe begonnen werden.

Am 10. April empfing Lessing die freudige Kunde, daß Eva gesund und wohl in Wien angekommen sei und sie nach dem Verkaufe einer der beiden Fabriken von der andern ihr reichliches Auskommen zu haben hoffe. Was konnte ihm da erwünschter sein als eine Anstellung in Wien, die ihm, wenn er sich darum bewerben wollte, nicht entgehen zu können schien.

„Doch das Selbstbewerben ist eine gar harte Nuß", schrieb er der Freundin, „und ich würde nur sehr schwer, in Rücksicht auf eine Person, die ich mehr liebe als mich selbst, dazu zu bringen sein."

2.

Geistiges, auch den Körper angreifendes Leiden, drückende Schulden, Vernachlässigung und beleidigendes Hinhalten von Seiten des Hofes und der unglückliche Zustand seiner Eva, die in wenigen Monaten zurückzukehren gedacht hatte, aber, da sich eine Aussicht nach der andern zerschlug, Jahre lang bei angegriffener Gesundheit in Wien bleiben mußte, so vieles vereinigte sich, Lessings nächste Jahre zu den unglücklichsten zu machen, die er je erlebt. Sein andauernder Unmuth ließ ihn nichts ausführen, wozu er anhaltende Heiterkeit des Geistes bedurfte; nicht einmal zu der dringend gebotenen Förderung seiner begonnenen „Vermischten Schriften" konnte er gelangen, noch weniger so manche zum Theil schon vorgerückte dramatische Pläne

ausführen, nur Mittheilungen aus den Schätzen der Biblio- 1772
thek, die er auch als amtliche Pflicht betrachtete, konnte er in dieser Zeit liefern. Freilich waren diese mehr als gelehrte Auszüge aus Handschriften und alten Drucken; sein Geist machte sie durch die Art, wie er sie einleitete und besprach, außerordentlich fruchtbar.

Während der nächsten sechs Monate sind Lessings Briefe an Karl und Eva von Klagen erfüllt; sein Zustand war so schrecklich, daß er meist auch gegen sie verstummte, oft seine Briefe zerriß, weil er die Geliebte durch seine Verzweiflung nicht betrüben wollte. An Mutter und Schwester wagte er gar nicht zu schreiben, da er diesen weder helfen konnte, noch seine traurige Lage ihnen schildern mochte. Karl sollte diese seines Antheils versichern. Und zu allem kam der Aerger über seinen schurkischen Bedienten, den er endlich wegschicken mußte.

„Mir ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel!" vertraute er am 27. Juni seiner Eva. „Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines gesunden Aussehens, und ich möchte dieses Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten .... Kaum, daß ich noch die Feder führen kann."

Zu seiner Herstellung trank er wieder den Pyrmonter Brunnen, der ihn sehr angriff, doch versprach er sich davon gute Wirkung. Neben der langsamen Ausarbeitung des ersten der „Beiträge zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel",

1772 werk, die erste Deutsche Tragödie, geliefert, von der Mendelssohn mit Recht urtheilte, wir Deutschen hätten nichts so Vortreffliches, und vielleicht könnten Franzosen und Engländer nichts aufweisen, wo jedes Wort so bedächtig, so ökonomisch angebracht sei. Die dramatische Leitung der Handlung ist ganz einzig, die Charaktere entwickeln sich zu vollem Leben, so daß die Schauspielkunst an ihnen die würdigste und lohnendste Aufgabe erhielt; die Sprache hält sich von Plattheit und Schwulst gleich fern, zeichnet sich durch natürliche Einfalt, treffende Bestimmtheit und Angemessenheit aus. Was man tadeln könnte, sind solche Fehler, die Lessing als nothwendig bezeichnet, da die Kunst sich manches gerade künstlerischer Wirkung wegen gestatten darf und muß. Lessing hat hier ein dauerndes Musterbild geliefert, und wenn er das Stück der Kritik, wie er sagte, verdankte, so war es eben die dem Genie nahe kommende Kritik, wie sie ohne dichterische Begabung undenkbar ist. Noch nach einem vollen Jahrhundert ist das Stück die Freude jedes Kunstsinnigen; alle einseitigen Kritiken hat es überlebt und seine echt tragische Wirkung wird der Deutschen Bühne nie verloren gehen. Die Aufnahme der Zeitgenossen machte Lessing wenig Freude. Die Schauspieler waren meist dem Stücke nicht gewachsen, wenn auch einzelne Rollen leidlich gelangen. Zu Berlin wurde es zuerst am 6. April gespielt, dann zweimal hintereinander wiederholt; im Verlaufe des Jahres erschien es nur noch sechsmal. Die Berichte, die Lessing von den Freunden erhielt, zeigten, daß die Vorstellung nicht zum besten ausgefallen, obgleich es an Beifall nicht gefehlt hatte. In Hamburg war bei der ersten und zweiten Vorstellung das Haus nicht voll, bei der dritten leer; aber Schröder ließ sich dadurch

TAYLOR

nicht abhalten, das Stück, das er außerordentlich schätzte, immer wieder zu bringen, und Hamburg sah die „Emilia“ in ihrer höchsten Vollendung. Die Aufführung in Weimar schilderte Nicolai dem Dichter als leidlich. Frau Hensel als Orsina hatte ihm nur ziemlich gefallen, wogegen Eckhofs Odoardo ein Meisterstück war. Der große Schauspieler äußerte nach Nicolai: 1772

„Wenn der Autor tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler ja nachtauchen, bis er ihn trifft. Das ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur wenige Autoren machen es den Schauspielern so schwer wie Lessing; man kann sie leicht haschen; denn sie schwimmen obenauf wie Baumrinde.“

In Berlin sagten die durch die „Dramaturgie“ verletzten Französisch Gesinnten nach dem bloßen Lesen viel Böses von dem Stücke. Selbst Ramler konnte seinen Batteux bei der „Emilia“ nicht vergessen; er urtheilte darüber „ein wenig schielend“, wie Lessing sagte. Der Dichter bat ihn um eine eingehende Kritik; freilich könne er diese nicht zur Verbesserung der „Emilia“ selbst anwenden, da er an einem auf einen gewissen Grad der Vollendung gebrachten Stücke nichts Hauptsächliches zu ändern vermöge, aber sie sei das einzige Mittel, ihn zu neuen Versuchen aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen. Mit Bitterkeit stellte der durch Eschenburgs begeistertes Lob aufgebrachte Mauvillon die Mängel des Stückes dar, dessen Schönheiten andere ins Licht zu setzen nicht unterlassen würden. Am empfindlichsten war Lessing das in Berlin ausgestreute Gerücht, daß er den Schluß verändert habe.

„Ueberhaupt, wer dir von mir und dem neuen Stücke etwas anders sagt, als daß ich mir alle Mühe gebe, es zu vergessen, dem glaube nur ja nicht“,

1772 ſchrieb der über die kühle und unverſtändige Aufnahme verletzte Dichter. „Emilia“ war nicht blos in der Sammlung der Trauerſpiele, ſondern auch für ſich allein erſchienen; da aber von der Einzelausgabe aus Verſehen nur wenige Exemplare gedruckt waren, mußte ſchon im April eine neue Ausgabe begonnen werden.

Am 10. April empfing Leſſing die freudige Kunde, daß Eva geſund und wohl in Wien angekommen ſei und ſie nach dem Verkaufe einer der beiden Fabriken von der andern ihr reichliches Auskommen zu haben hoffe. Was konnte ihm da erwünſchter ſein als eine Anſtellung in Wien, die ihm, wenn er ſich darum bewerben wollte, nicht entgehen zu können ſchien.

„Doch das Selbſtbewerben iſt eine gar harte Nuß“, ſchrieb er der Freundin, „und ich würde nur ſehr ſchwer, in Rückſicht auf eine Perſon, die ich mehr liebe als mich ſelbſt, dazu zu bringen ſein.“

2.

Geiſtiges, auch den Körper angreifendes Leiden, drückende Schulden, Vernachläſſigung und beleidigendes Hinhalten von Seiten des Hofes und der unglückliche Zuſtand ſeiner Eva, die in wenigen Monaten zurückzukehren gedacht hatte, aber, da ſich eine Ausſicht nach der andern zerſchlug, Jahre lang bei angegriffener Geſundheit in Wien bleiben mußte, ſo vieles vereinigte ſich, Leſſings nächſte Jahre zu den unglücklichſten zu machen, die er je erlebt. Sein andauernder Unmuth ließ ihn nichts ausführen, wozu er anhaltende Heiterkeit des Geiſtes bedurfte; nicht einmal zu der dringend gebotenen Förderung ſeiner begonnenen „Vermiſchten Schriften“ konnte er gelangen, noch weniger ſo manche zum Theil ſchon vorgerückte dramatiſche Pläne

ausführen, nur Mittheilungen aus den Schätzen der Biblio- 1772
thek, die er auch als amtliche Pflicht betrachtete, konnte er in dieser Zeit liefern. Freilich waren diese mehr als gelehrte Auszüge aus Handschriften und alten Drucken; sein Geist machte sie durch die Art, wie er sie einleitete und besprach, außerordentlich fruchtbar.

Während der nächsten sechs Monate sind Lessings Briefe an Karl und Eva von Klagen erfüllt; sein Zustand war so schrecklich, daß er meist auch gegen sie verstummte, oft seine Briefe zerriß, weil er die Geliebte durch seine Verzweiflung nicht betrüben wollte. An Mutter und Schwester wagte er gar nicht zu schreiben, da er diesen weder helfen konnte, noch seine traurige Lage ihnen schildern mochte. Karl sollte diese seines Antheils versichern. Und zu allem kam der Aerger über seinen schurkischen Bedienten, den er endlich wegschicken mußte.

„Mir ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel!" vertraute er am 27. Juni seiner Eva. „Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige liebe Einerlei — das alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines gesunden Aussehens, und ich möchte dieses Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten.... Kaum, daß ich noch die Feder führen kann."

Zu seiner Herstellung trank er wieder den Pyrmonter Brunnen, der ihn sehr angriff, doch versprach er sich davon gute Wirkung. Neben der langsamen Ausarbeitung des ersten der „Beiträge zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel",

1772 für welche ihm der Herzog schon am 13. Februar die verlangte Censurfreiheit ertheilt hatte, beschäftigte ihn die Neuordnung der hunderttausend Bände der aus mehrern gesonderten Sammlungen bestehenden Bibliothek, die er, wie er am 1. Mai schrieb, noch den Sommer zu Stande bringen wollte, da er alles auf seinen Abgang vor Ende des Jahres einrichtete, obgleich er so wenig eine sichere Aussicht nach Wien hatte, daß er auch an die Möglichkeit dachte, in Wolfenbüttel immer bleiben zu müssen. Erst im Oktober machte er mit der Umstellung der Bibliothek eine kleine Pause.

Von der tiefen Zerrüttung seiner Seele erfuhren nur die Allervertrautesten. Gegen Eva schwieg er ganze drei Monate.

„Ich habe, um wenig zu sagen, die ganze Zeit über so gut als gar nicht gelebt", schrieb er dieser am 26. Oktober. „Ich bin schlimmer als krank gewesen: mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und wider die ganze Welt aufgebracht, Sie allein ausgenommen. Dazu kam, daß ich mich in eine Arbeit verwickelt hatte, die mir weit mehr Zeit und Anstrengung kostete, als ich voraussehen können [die Umstellung der Bibliothek] .... Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich hier so gut als gänzlich abgesondert bin."

Da er einsah, Eva werde nie oder so bald nicht von Wien wegkommen, faßte er den Muth, zu ihr zu reisen. Der junge Graf Chotek, der ihn vor kurzem besucht, hatte ihm versichert, eine Reise nach Wien könne nur zu seinem Glücke ausschlagen. Deshalb hielt Lessing, der den Grafen außerordentlich schätzte, es für seine Pflicht, den Versuch zu machen.

„Ich bin versichert", schrieb er an Eva, „daß unser Herzog, wenn ich ihn auf Jahr und Tag um Urlaub [zu einer Reise nach Italien] bitte, mir ihn ohne Umstände geben und mir nicht allein meine Pension fortsetzen, sondern auch meine Stelle, so lange ich außen

bleibe, offen laſſen wird. Ja, es ſollte mich ein Wort koſten, ſo wollte 1772
ich noch eine eigene Zulage zur Reiſe erhalten. Doch dieſes würde mich zu ſehr binden, und ich will mich an jenem begnügen laſſen. Finde ich es nun in Wien ſo, daß ich Wolfenbüttel darüber vergeſſen kann, deſto beſſer. Finde ich es nicht, ſo habe ich mich doch wieder, meine Liebe, mit Ihnen beſprochen, und ich weiß, woran ich bin."

Freilich wollte er zunächſt die Umſtellung der Bibliothek vollenden, worüber der Winter hingehen werde, in dem er mehr als ſonſt in dreien arbeiten müſſe; denn außer der Fortſetzung der „Beiträge" dachte er wenigſtens den zweiten Theil der „Vermiſchten Schriften", von denen fünf Bogen gedruckt waren, zu beendigen. Dieſer ſollte nach den Oden die als „Fragmente" bezeichneten Gedichte, die mit neuen vermehrten proſaiſchen Fabeln und die Abhandlungen über dieſe Dichtart bringen, die er im einzelnen verbeſſern und mit einer Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel vermehren wollte. Längſtens Weihnachten ſollte er fertig ſein. Aber dichtete er auch an vierzig neue Fabeln und förderte die Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel, die Vollendung ſtockte. Am wenigſten empfand er Luſt, etwas für das Theater zu ſchreiben. Seine „Emilia" hatte man kalt, ja widerwillig aufgenommen, wenn auch ſeine Freunde und die Göttingiſchen Dichter ſie geprieſen, Wieland ihm in einem begeiſterten Briefe ſeine Bewunderung ausgeſprochen hatte; die meiſt ungenügenden Vorſtellungen auf der Bühne brachten ihm nichts als Aerger ein.

„Kein Menſch unterzieht ſich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen", ſchrieb er dem Bruder. „In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen koſtet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen ſchreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberſchlage, wenigſtens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zuſammengerechnet, deren jedes ich innerhalb ſechs Wochen fertig machen

1773 könnte. Aber wozu mich für nichts und wieder für nichts sechs Wochen auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten, aber ich will hundert Louis-d'or; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne diese zu bekommen!... Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen, und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhängen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten!"

Der äußerste Unmuth und das durch diesen gesteigerte Gefühl seines Talentes sprechen sich hier bezeichnend aus. Was ihn zumeist von der dramatischen Dichtung zurückhielt, waren seine düstere Mißstimmung und der traurige Zustand der Bühne. Seine „Beiträge" konnte er so hinschreiben, und der trockene Gegenstand erregte bald seine Theilnahme; dazu brauchte er die Bogen, die gleich in die dortige Druckerei wanderten, nicht erst ins Reine zu schreiben. Doch verspätete sich die Vollendung des Druckes des ersten Stückes durch den Tod des Buchdruckers Bindseil; nur die Vorrede mußte noch geschrieben werden. Von dem Entschlusse, nach Wien zu gehen, hatte ihn auch Evas Bedenken nicht abgebracht, daß zu Lebzeiten der Kaiserin die Anstellung eines Protestanten schwer halten werde.

Aus seiner verzweifelten Schwermuth raffte er sich am Schlusse des Jahres auf. Er ging nach Braunschweig und besuchte Neujahr den Hof, ließ sich, wie er sagte, herbei, das mit andern zu thun, was zwar nichts helfe, wenn man es thue, dessen beständige Unterlassung aber doch wohl schaden könne.

„Ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt",

äußerte er. Fünf Tage später war er außerordentlich lustig bei der auf dem Weghause zwischen Braunschweig

und Wolfenbüttel gefeierten Hochzeit Zachariäs. Die all- 1773
gemeine Luſtigkeit riß auch ihn hin. Bis zum andern Morgen wurde geſchwärmt; Leſſing gedachte dabei ſehnſüchtig ſeiner Eva. Gleich darauf wurde endlich der erſte „Beitrag" ausgegeben, der nicht allein bei den Freunden außerordentlichen Beifall fand, ſondern auch eine weite Wirkung übte. Der Erbprinz äußerte ſich günſtig darüber gegen Ebert, der noch immer Leſſings freundlichen Vermittler bei dieſem machte. Die „Beiträge" erſchienen im Verlage der herzoglichen Waiſenbuchhandlung in Braunſchweig, deren Direktor Zachariä war.

Leſſing hatte diejenigen Mittheilungen aus Handſchriften, die er in den „Beiträgen" zu geben gedachte, gleich am Anfange ausgewählt, wollte ſie aber in bunter Folge bringen, je nachdem er ſich zur Ausarbeitung geſtimmt fühlte. Gleich der erſte „Beitrag" enthielt gar mancherlei Entdeckungen und ſcharfſinnige Entwicklungen. Was er über die Anſicht, welche Leibniz von den ewigen Strafen gehabt, mittheilte und erörterte, richtete ſich gegen die Lehre der aufgeklärten Theologen, die auch eben der ihm befreundete Eberhard in ſeiner „Neuen Apologie des Sokrates" vertreten hatte. Leſſing, dem die neuern Theologen zu viel Philoſophen und zu wenig Theologen ſchienen, ſchloß mit der Frage:

„O meine Freunde, warum ſollten wir ſcharfſinniger als Leibniz und menſchenfreundlicher ſcheinen wollen als Sokrates?"

Die Vorrede war ein kleines Meiſterſtück.

Anfangs Februar wurde Leſſing zum Erbprinzen beſchieden. Am 23. Januar war der Hofrath Lichtenſtein in Helmſtedt geſtorben, den der Herzog in allen Angelegenheiten, welche Kenntniß der Geſchichte und der Rechte

1773 seines Hauses erforderten, gebraucht hatte. Der Erbprinz sagte ihm, man wolle ihm diese Geschäfte auftragen; die Bibliothek solle er aber dabei behalten, und dann so gut gestellt werden, daß er mit möglichster Zufriedenheit in Wolfenbüttel bleibe.

„Aber darauf kömmt es sodann auch an!" fügte er hinzu. „Sie müssen bei uns bleiben und Ihr Projekt, noch in der Welt viel herumzuschwärmen, aufgeben."

Lessing ging gern darauf ein, da er glauben durfte, sich bald die zu seiner neuen Stellung nöthigen Kenntnisse zu verschaffen; er verschwieg aber auch nicht, daß er es ohne eine bessere Aussicht nicht lange mehr ausgehalten haben würde.

„Durch diese Stelle bekommen Sie bei uns einen Fuß auf alles", bemerkte der Erbprinz weiter, „und es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie in Ihrer gegenwärtigen Karriere bleiben oder eine andere einschlagen wollen."

Er mochte auf irgend eine Weise von Lessings Unzufriedenheit Kunde erhalten haben. Die Sache schien abgemacht; nur des Erbprinzen Reise nach Berlin hinderte die sofortige Erledigung, die Lessing gleich nach dessen Rückkehr erwarten mußte. Aber Karl Wilhelm Ferdinand scheute sich nicht, auf schmähliche Weise einen Mann hinzuhalten, von dessen hoher Befähigung und edler Gesinnung er überzeugt war; was kümmerte ihn dessen Noth und bitterer Aerger? er sollte seine Abhängigkeit von fürstlicher Herrenlaune fühlen.

„Ich bin zweimal seitdem wieder in Braunschweig gewesen", schrieb Lessing den 3. April an Eva, „habe mich sehen lassen und verlangt zu wissen, woran ich wäre. Aber keine oder doch so gut wie keine Antwort! [Man schob die Verzögerung auf den Minister Schliestedt.] Nun bin ich wieder hier und habe es verschworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunschweig zu setzen, bis man ebenso von

freien Stücken die Sache zu Ende bringt, als man sie angefangen 1773
hat. Bringt man sie aber nicht bald zu Ende und läßt man mich erst in der Bibliothek und mit gewissen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine daselbst zugebrachte Zeit verloren haben will: so soll mich sodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein. Ich denke überall so viel wiederzufinden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen als so mit sich handeln lassen!"

Aber Eva beschwor ihn, seine Stelle nicht aufzugeben, ehe er eine andere habe.

Während dieser verzweifelten Lage, die ihn hinderte, um einen Urlaub zur Wiener Reise zu bitten, erfreute ihn im Frühjahre die Anwesenheit des dreißigjährigen Franzosen François Cacault, den ein unglücklicher Zweikampf genöthigt hatte, Frankreich zu verlassen, wo er Professor der Mathematik gewesen. Er kam eben von Berlin. Dort hatte er die Bekanntschaft der Deutschen Gelehrten gemacht. Ramlers Oden hatte er ins Französische übersetzt. Von Nicolai und Gleim war er an Lessing empfohlen, der ihn freundlich aufnahm und ihm gern die Abendstunden widmete. Wie viel auch Cacault auf die Deutschen hielt, er begriff nicht, daß sie den Französischen Geschmackslehren nicht folgen wollten. Lessings „Miß Sara" und „Minna" liebte er, dagegen konnte er sich in „Emilia" nicht finden; die „Dramaturgie" hielt er für ein arges Unrecht gegen den Französischen Klassicismus, der auf den für alle Völker gleichen Geschmacksregeln beruhe. Nicolai hatte ihm gerathen, Lessing zu besuchen, den er billiger gegen die Franzosen finden werde, als es nach seiner „Dramaturgie" scheine. Diesem gelang es, Cacault derart umzustimmen, daß er von seiner ausschließlichen Verehrung

1773 des Französischen Dramas zurückkam und die „Dramaturgie" als ein „ouvrage interessant" seinen Freunden empfahl, sie auch später übersetzte. Zu Wolfenbüttel beschäftigte er sich besonders mit Deutscher Philosophie, was zu anziehenden Unterhaltungen mit Lessing führte.

Nach Cacaults Abreise kam Lessing wieder einmal nach Braunschweig, um den nach Pyrmont reisenden Mendelssohn zu begrüßen und einiges daselbst zu besorgen.

„Ich habe mich sechs Tage in Braunschweig aufhalten müssen und bin gestern wiedergekommen", berichtet er an Eva. „Heiterer ein wenig, aber um nichts gebessert. Können Sie glauben, daß ich noch immer nicht weiß, woran ich bin? Das Verfahren ist mir unerträglich; und nichts Geringeres als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbesonnenen Schritt zu thun, den ich demohngeachtet doch noch alle Augenblicke in der Versuchung bin zu thun. Werde ich ihn auch nicht endlich thun müssen? denn, bei Gott, ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß biegen oder brechen."

Eva, deren Verkauf der Seidenfabrik an den Hof unerwartet auf Hindernisse gestoßen, bat:

„Lassen Sie uns unser Schicksal so geduldig wie möglich erwarten und unserm Glücke ja keine neue Hindernisse in den Weg legen. Dann, werden Sie sehen, geht alles gut."

Trotz alles Unmuthes hatte Lessing gerade damals einen „kleinen Theateranfall", in welchem er seines Bruders Komödien zu sehen verlangte. Solche Anfälle kamen zuweilen, wichen aber rasch dem äußersten Ekel an allem Theatralischen, und so war dieser schon vorüber, als er die Komödien des Bruders erhielt. Am 19. Juli war der Minister Schliestedt gestorben, den der Erbprinz als Grund der Verzögerung von Lessings Beförderung bezeichnet hatte, und an seine Stelle von Praun getreten. Aber auch jetzt geschah nichts; obgleich der Erbprinz, der unterdessen die Mitregierung übernommen hatte, um Lessing von der Wahr-

heit seines Vorwandes zu überzeugen, die Sache hätte be- 1773
eilen müssen, ließ er diesen ohne jede Auskunft, sogar als er am 15. September auf vier Wochen nach Potsdam reiste. Freilich forderten die zerrütteten Finanzen des Hofes die größte Sparsamkeit, aber eine unauslöschliche Schmach war es, daß Karl Wilhelm Ferdinand Lessing sein Wort brach, der eine solche schnöde Behandlung nicht ausgehalten haben würde, wäre er noch der alte freie Vogel auf dem Dache gewesen; er mußte dulden, um nicht „die einzige ernsthafte Hoffnung, die er noch Zeit seines Lebens gehabt", den Besitz der Geliebten, zu verlieren.

Unterdessen war der zweite „Beitrag" vollendet, den Lessing den 5. Oktober an Ebert sandte. Statt durch diesen ein Exemplar dem Erbprinzen überreichen zu lassen, sandte er es demselben zu.

„Ich weiß, daß er nicht an mich erinnert sein will", äußerte er gegen Ebert; „und das war die beste Weise, es am wenigsten zu thun. Sie hätten es doch nicht stillschweigend auf den Tisch legen können."

Auch dieser „Beitrag" war reich an den mannigfachsten neuen Mittheilungen und Entdeckungen. Unter anderm hatte Lessing die nur aus der Widerlegung von Leibniz bekannte Lateinische Schrift des Socinianers Wissowatius gegen die Dreieinigkeit zugleich mit jener gegeben, die bisher blos fehlerhaft und verstümmelt gedruckt war. Dabei nahm er Leibniz gegen den Vorwurf in Schutz, daß er die Dreieinigkeit vertheidigt habe, ohne daran zu glauben. Durchaus unberechtigt sei es, daraus, daß dieser sich weniger nach dem Aeußerlichen der christlichen Religion bequemt habe, den Schluß zu ziehen, er habe das Christenthum nicht für göttlich gehalten. Die neuern Theologen hätten seit zwanzig, dreißig Jahren so viele unumstößliche Be-

1773 weise für die Wahrheit der christlichen Religion geliefert, bemerkte er spottend, daß er sich nicht genug über die frühere Kurzsichtigkeit wundern könne, den Glauben daran für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. So trat er auch hier wieder für die überlieferte Lehre ein. Da war es nicht zu verwundern, daß Probst Teller zu Berlin gegen ihn schreiben wollte, was Lessing ganz ruhig abwarten konnte.

In seiner gespannten Erwartung erhielt er am 30. Oktober einen Besuch von Klopstocks und Gerstenbergs Freunde, dem sechsunddreißigjährigen Schönborn, der eben als Dänischer Konsulatssekretär nach Algier reiste. Lessing zeigte ihm freundlichst eine Stunde lang die Bibliothek, begleitete ihn auch die Hälfte des Weges nach Braunschweig.

„Ich habe vieles mit ihm gesprochen und zum Theil auch disputiret", schreibt Schönborn an Gerstenberg. „Das ist ein Feuergeist! Ein seltsamer, aber doch guter Mann .... Auch von Ihnen, lieber Gerstenberg, haben wir gesprochen. Er schätzt Sie sehr hoch."

Der Winter war für Lessing äußerst traurig, da er Abends nicht lesen durfte und es ihm zu Wolfenbüttel an anregender Gesellschaft fehlte. Den 1. December wandte er sich nach monatelangem Schweigen wieder an Eva, die sich nun entschlossen hatte, beide Fabriken zu verkaufen. Ihr vertraut er:

„Ich bin nur zweimal auf ein paar Stunden in Braunschweig gewesen; denn ich habe es verredet, in meiner gegenwärtigen Lage niemals wieder eine Nacht in dem Braunschweig zu bleiben, wo man sich gegen mich (Sie wissen, wer) auf eine Art beträgt, die mir unerträglich fällt; auf eine Art, die ich zu anderer Zeit, unter andern Umständen um alles in der Welt so lange nicht ertragen hätte. Ich will ihm daher schlechterdings nicht in die Augen zu kommen Gefahr laufen. Wenn er mich bei der Nase geführt haben will, so hab' er es! Aber ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergessen. Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den ersten Antrag eigenhändig

that. So lange warte ich nur noch, um ihm alsdenn meine Meinung 1773
so bitter zu schreiben, als sie gewiß noch keinem Prinzen geschrieben worden."

Glücklicherweise fühlte er sich sehr gesund, was er dem Aerger zuschrieb, an dem es ihm freilich von manchen Seiten nicht fehlte. In den am Ende des vorigen Jahres erschienenen „Briefen Deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz" fanden sich auch mehrere des Wiener Regierungsrathes von Sonnenfels, die viermal Lessings gedachten. Einmal hieß es hier, Klotz habe einen Ruhm zu verlieren, den der Gegner nicht habe; Lessing sei um die Literatur verdient, habe aber vielleicht nicht den wesentlichern Ruf, den eines so guten Mannes. Sofort wollte Lessing Sonnenfels darüber öffentlich zur Rede stellen; als er aber hörte, dieser werde von vielen Seiten angegriffen, stand er davon ab. „Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede", schrieb er an Eva. Sollte Sonnenfels aber wieder einmal den Kopf zu hoch tragen, so werde er doppelt empfinden, wen er auf eine so nichtswürdige Weise beleidigt habe. Der Schimpf wurmte ihn immerfort, und so ließ er sich gegen den ihn besuchenden Wiener Schauspieler Müller auf schärfste Weise über Sonnenfels aus, ja er gestattete diesem, das, was er gesagt, jedermann mitzutheilen. Auch ein anderer Wiener Theaterdichter, der Staatsrath Gebler, hatte seinen Aerger aufgeregt; dieser, der Riedel nach Wien gebracht hatte und ihn beschützte, sandte doch Lessing seine sehr mittelmäßigen Stücke, um seinen Beifall zu gewinnen. Ein dritter Wiener Dichter, der Oberstlieutenant von Ayrenhoff, der Verfasser des Lustspiels „Der Postzug", des einzigen von Friedrich dem Großen gerühmten Deutschen Stückes, hatte ihm gar sein Trauer-

1773 ſpiel „Antiope“ mit einer Zuſchrift geſandt, die ihn ſehr in Verlegenheit ſetzte, da das Stück „herzlich mittelmäßig“ war. Er zog es vor, ſie gar nicht zu beantworten.

Neben der Fortſetzung der „Beiträge“ ſollte endlich der ſo lange verſchleppte zweite Theil der „Vermiſchten Schriften“ vollendet werden. An Eſchenburg ſchrieb er am 4. Januar, die Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel werde eben gedruckt, aber war ſie auch nahezu vollendet, zum Drucke kam es nicht. Seine Schulden verbitterten ihn bald ſo ſehr, daß er zu allem unfähig wurde. Statt dem Erbprinzen derb ſeine Meinung zu ſagen, ſah er ſich, wie ſchwer es ihm auch wurde, genöthigt, den Herzog um die Vorausbezahlung dreier Vierteljahre ſeiner Beſoldung unterthänigſt zu bitten, da er ohne ſein Verſchulden ſich auf einmal in einer Verlegenheit befinde, in der er ſich nicht anders zu helfen wiſſe. Wir fühlen den krampfhaft wilden Schmerz, mit welchem der edle Mann dieſe Worte ſchrieb, die ihn zunächſt an das Braunſchweigiſche Haus feſſelten. Die Bitte wurde dem „unterthänigen Knecht“, wie ſich Leſſing nach dem gangbaren Stile unterzeichnen mußte, allergnädigſt bewilligt. Was kümmerte den Erbprinzen die offenbare Bedrängniß des Mannes, dem er ſein Wort ſchmählich gebrochen! Als Gleim Leſſing meldete, der Beſuch des Erbprinzen habe ihm die Feindſchaft eines Weibes und eines Mannes zugezogen, die ſeine Geſundheit angegriffen habe, erwiederte Leſſing bitter:

„Wann hätte auch das, was die Großen am beſten zu machen meinen, nicht üble Folgen? Und unſer Erbprinz, fürcht' ich, ſo viel Gutes, als auch, mir unbekannt, in ihm ſtecken mag, iſt ebenſo wenig als ſie alle der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen oder einen ehrlichen Mann dafür ſchadlos zu halten geneigt wäre. Dieſes ebenfalls unter uns!“

Nachdem Leſſing den ſchweren Schritt gethan, fühlte er 1774
ſich augenblicklich etwas ruhiger und heiterer, ſo daß er am 1. Februar endlich Goethes „Götz" zu leſen anfangen konnte, was er dem Bruder Karl als Entſchuldigung anführt, daß er deſſen Komödien noch immer nicht angeſehen. Schon im vorigen Juni war „Götz" allgemein als ein echt Deutſches Stück mit höchſter Begeiſterung begrüßt worden. Im September hatte Karl den Bruder gefragt, ob er das Stück geleſen, deſſen Verfaſſer er beneide; denn es wolle etwas ſagen, ebenſo viel Fehler, wo nicht mehr, und faſt ebenſo viel Vortrefflichkeiten als Shakespeare in ein Schauſpiel zuſammenhäufen. Wie hoch auch Leſſing das Dichtertalent des ihm noch unbekannten Verfaſſers ſtellte, als Drama mußte er den „Götz" um ſo mehr mißbilligen, als dadurch ſeine Verſuche, ein regelmäßiges Deutſches Drama zur Geltung zu bringen, einen ſcharfen Stoß erlitten, und zu fürchten ſtand, dieſes glänzende Muſter werde eine Schar Nachahmer zum Verderben der Bühne hervorrufen. Nichts lag ihm ferner als neidiſche Verſtimmung über des Dichters feurige Jugendkraft. Das Bedauern, daß man die feſte, durch das Weſen der Dichtart beſtimmte Form der Tragödie zerſtöre, verleidete ihm das Theater noch mehr. Von ſeiner argen Verſtimmung zeugt die Aeußerung an den Bruder:

„Die öftere Abänderung der Arbeit iſt noch das einzige, was mich erhält. Freilich wird ſo viel angefangen und wenig vollendet. Aber was ſchadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte: wäre es nicht ebendas?"

Da dasjenige, was er über Leibniz geſagt, dem Bruder nicht in den Kopf wollte, erwiederte er:

„Siehe etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür an die Stelle ſetzen wollen.

1774 Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an dem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt."

Vier ganze Monate fühlte er sich jetzt so verstimmt, daß er an die um ihn äußerst besorgte Freundin nicht schreiben konnte. Erst als diese ihm von der Aussicht auf eine Professur an der Heidelberger Universität schrieb, die der Kurfürst, ohne Rücksicht auf die Religion, heben wolle, thaute seine Seele auf, und er wurde, wie widerwärtig ihm auch das „Professoriren" war, von dem schwachen Hoffnungsschein erfreut; allein selbst etwas in der Sache zu thun, war ihm unmöglich.

„Ein Mensch, wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein", äußerte er gegen Eva; „wenigstens mag man ihn nicht anders als so wohlfeil haben wie möglich."

Doch länger in Wolfenbüttel auszuhalten, schien ihm unmöglich.

„Hier ist es aus; hier kann ich nichts mehr thun", schrieb er am 30. April dem Bruder. „Du wirst diese Messe auch nichts von mir lesen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt!"

Nichts lag ihm ferner als das Theater; das Publikum war ihm verächtlich, und so meinte er in bitterster Verstimmung, bei dem ungeheuern Beifall, den „Götz" in Berlin gefunden, hätten wohl die neuen Kostüme die Haupt-

sache gethan; denn eine Stadt, die kahlen Tönen nach- 1774
laufe, könne auch hübschen Kleidern nachlaufen. Dagegen scheint ihn Goethes Farce wider Wieland durch ihre launige Vertheidigung der alten Griechen, insonderheit des Euripides, erfreut zu haben, mochte auch Goethe in der Auffassung der „Alceste" fehl gegangen sein.

Die Aussicht auf Heidelberg zerrann rasch. Um das Uebel voll zu machen, mußte er sich den ganzen Sommer mit einem Fieber schleppen. Sorge und Unmuth hielten ihn von jeder Arbeit zurück. Auf die dringenden Klagebriefe der Schwester und der Mutter, für die er nichts zu thun vermochte, konnte er nicht antworten, ja neun volle Monate schwieg er sogar der in Wien in größter Besorgniß harrenden Herzensfreundin, weil er ihr nichts Unangenehmes berichten mochte. Neben dem dritten „Beitrag" ließ er eine Abhandlung „Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter" besonders drucken, in welcher er durch Mittheilungen aus der dem zehnten oder elften Jahrhundert angehörenden Handschrift bewies, daß man schon damals die Oelmalerei gekannt — ein bedeutendes, neuerdings bestätigtes, nur näher bestimmtes Ergebniß. Als er die Schrift am 12. August dem Herzog übersandte, bat er um die Erlaubniß, die Handschrift ganz drucken zu lassen, da sie lehre, wie man verschiedene Künste, unter welchen mehrere, die man für verloren halte, vor tausend und mehr Jahren betrieben. Der Herzog ließ sich die Sache ruhig gefallen.

Kurze Zeit darauf betrübte ihn der Tod des guten Reiske, der ihm, wie auch Freund Schmidt, bei seinen „Beiträgen" ein guter Mitarbeiter gewesen. Die Wittwe wandte sich in ihrer Trauer an den alten Freund, in den

1774 sie schon bei Lebzeiten ihres Gatten verliebt gewesen; ihre Briefe sprachen ihre sich steigernde Liebe und Verehrung aus. Die Arme ahnte nicht, daß Lessings Herz längst einer andern gehöre, die nur bedauerte, daß sie dem einzigen Manne, mit dem sie leben konnte, ihr Wort gegeben, weil dieses ihn in Folge ihrer traurigen Verwicklung schon Jahre lang hinhalte.

„Viele gutherzige Männer bieten mir ihre Hand und ihr Herz an", schrieb Ernestine Reiske im folgenden Jahre an einen Freund. „Allein nur der eine ist es, den ich lieben kann und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daseins lieben werde."

Ihre Briefe, die Lessing in eine unbequeme Lage setzten, forderte sie gleich nach seinem Tode zurück.

Im Oktober trat endlich der dritte „Beitrag" ans Licht, der fünf Stücke, drei von Lessing, enthielt. Das eine war eine Rettung des zum Mohammedanismus übergegangenen ehemaligen Heidelberger Predigers Adam Neuser, des „unglücklichen Mannes, den man aus dem Christenthum hinaus verfolgt hat", auf Grund eines hier zuerst mitgetheilten Briefes, wobei auf die Unduldsamkeit der Theologen ein scharfes Licht fiel. Daran schloß sich der Aufsatz: „Von Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten." Das Fragment ist aus der „Apologie" von Reimarus genommen, aber Lessing mußte vorgeben, es stamme aus einer Handschrift der Bibliothek, und über den Verfasser wenigstens eine gelehrte Vermuthung äußern. Diese ist geschickt genug, wenn sie auch dem Vorwurf einer freilich unschädlichen Entstellung der Wahrheit nicht entgehen kann. Am Schlusse wandte er sich wieder gegen die neuern Theologen, die behaupteten:

„Wir sind Christen, biblische Christen, vernünftige Christen. Den

wollen wir ſehen, der unſer Chriſtenthum des geringſten Wider- 1774
ſpruchs mit der geſunden Vernunft überführen kann!"

Von denjenigen, die bei ihrem vernünftigen Chriſtenthum mit Stolz und Erbitterung auf den Vertheidiger einer blos natürlichen Religion ſehen, meinte er, wiſſe man nicht, wo bei ihnen die Vernunft und wo das Chriſtenthum ſitze.

Bei allem verzweifelten Unmuth las er doch mit Bewunderung „Werthers Leiden" gleich nach ihrem Erſcheinen. Dieſes „ſo warme Produkt" machte ihm Vergnügen, nur fürchtete er, man möge die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen und den für gut halten, der unſere Theilnahme ſo ſtark beſchäftige. Deshalb wünſchte er noch eine warnende Schlußrede. Daß bei Werther der junge Jeruſalem zu Grunde liege, wußte er ſchon, aber damals erbitterte ihn dieſes noch nicht, wie es ſpäter der Fall, wo er deſſen Andenken durch den Goetheſchen Roman entweiht glaubte. Von Goethe war noch vor dem „Werther", und zwar hatte er hier zum erſtenmal ſeinen Namen genannt, „Klavigo" erſchienen, der bewies, daß der junge Dichter ſich auch der beſchränkten dramatiſchen Form fügen konnte; eine Aeußerung Leſſings über dieſen hat ſich nicht erhalten. Auf eine Bemerkung ſeines Bruders über die „theatraliſchen Vorurtheile" erwiederte er, dieſe hätten längſt aufgehört, ihn zu intereſſiren, und gereichten ihm nicht ſelten zum äußerſten Ekel.

„Recht gut", fügte er bitter hinzu, „ſonſt liefe ich wirklich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethe, trotz ſeinem Genie, worauf er ſo pocht, anzubinden."

Sein Aerger war beſonders durch die alle Regeln mit keckem Uebermuth verſpottenden „Anmerkungen übers Theater" von dem neben Goethe mit genialem Uebermuth

1774 auftretenden Lenz hervorgerufen, die man allgemein dem Dichter des „Götz" zuschrieb. Auch die wilden Komödien „Der Hofmeister" und „Der neue Menoza" hielt man für Dichtungen Goethes; jedenfalls waren sie durch die im „Götz" eingeschlagene freiere Richtung veranlaßt. So erklärt sich Lessings Erbitterung, der alles, was er gepflanzt zu haben glaubte, durch den Uebermuth eines wirklichen Genies verwüstet, ja das völlige Verderben des Deutschen Theaters vor Augen sah. Goethe hatte sich nicht entschließen können, sich unmittelbar mit Lessing in Verbindung zu setzen und so gleichsam seinen Schutz in Anspruch zu nehmen, doch hatte er einem gemeinsamen Freunde in Leipzig geschrieben, er möge Lessing, wenn er ihn sehe, sagen, er habe auf ihn gerechnet und er pflege sich in seinen Leuten nicht zu betrügen.

Jene scharfe Aeußerung über Goethe findet sich in dem in bitterster Verstimmung geschriebenen Briefe vom 11. November. Er klagt hier dem Bruder:

„Das einzige Mittel, meine Hypochondrie zu betäuben, ist, mich aus einer nichtswürdigen literarischen Untersuchung in die andere zu stürzen. Daher kommt es, daß meine ‚Beiträge' noch das einzige sind, was ich fortsetze. Und doch fürchte ich, daß ich auch diese nicht mehr lange werde fortsetzen können. Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein."

Lieber als mit Goethe wolle er sich mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn er Komödie brauche. Darauf beziehe sich auch gewissermaßen das, was er Voß zu schicken und unter seinem Namen herauszugeben versprochen; doch werde es diesem wohl nicht angenehm sein, weil er vielleicht die aufgeklärten Theologen Semler und Teller zu schonen habe. Es sei ein zweites „Fragment" [der Abschnitt über den Kanon und das kanonische

Anſehen der Bücher des neuen Teſtaments am Schluſſe 1774
des zweiten Theiles der „Apologie"], das er unter dem Titel: „Eine noch freiere Unterſuchung des Kanons" (mit Anſpielung auf Semlers Abhandlung „Von der freien Unterſuchung des Kanons") mit einer Vorrede herausgeben wolle. Gott wiſſe ohnedem, wie es mit dem zweiten Bande ſeiner „Vermiſchten Schriften" werde, an welchen er ungerner gehe als der Dieb zum Galgen, doch müſſe er es wohl. Jeden dichteriſchen Funken fühlte er in ſich erloſchen, ſo daß er in wunderlicher Laune den Odendichter Ramler, den Verehrer von Batteux, aufforderte, ſtatt ſeiner das Deutſche Theater durch ein Meiſterwerk von einem neuen Verderben zu retten.

Ein freundlicher Brief von Theophilus ließ ihn endlich auch dieſem einmal wieder ſein Herz öffnen. Daß der Bruder, ohne irgend eine Klage über die Noth der Mutter und Schweſter, die Beſorgniß geäußert, er habe ihn beleidigt, rührte ihn tief; vielmehr habe er ſelbſt durch ſein hartnäckiges Schweigen und die anſcheinende Vernachläſſigung der Mutter ihn beleidigt. Der Mutter könne er nicht antworten; denn er dürfe ihr weder ſagen, wie es mit ihm ſtehe, noch ihr Hoffnungen machen, zu deren Erfüllung er keine Möglichkeit ſehe.

„Ich kann itzt ſo wenig jemanden helfen, daß, wenn mir Gott nicht bald hilft, ich ſchlechterdings hier zu Grunde gehen muß. Ich habe längſt alles bis auf den letzten Heller verloren, was ich beſaß. Ich habe mein Gehalt auf Jahr und Tag vorausnehmen müſſen, um mich keiner Proſtitution auszuſetzen. Und itzt lebe ich von Borg und von dem kleinen Verdienſte, was meine Schreiberei abwirft [für die ‚Beiträge' erhielt er ‚von Zeit zu Zeit ein paar Louisd'or']. Alles dieſes ſchreibe ich dir nicht, lieber Bruder, um dich für mich beſorgt zu machen. Sei ohne Sorge für mich. Ich kann für mich allerlei Um-

1774 stände aushalten, nur Verdacht, Geringschätzung und Haß von denen nicht, für die ich gern in einer bessern Lage alles thun wollte. Sichere mich in Ansehung unserer Mutter nur hiervor, und du hast mir den größten Dienst gethan, den vor itzt mir ein Mensch leisten kann."

Trotz dieser schrecklichen Stimmung versenkte er sich in seine Arbeiten, die ihn zunächst zur Altdeutschen Fabel führten, da er die Geschichte der Aesopischen Fabel verfolgen wollte. In nächster Verbindung stand er damals mit Eschenburg, der Professor geworden und die Erziehung des Grafen von Forstenburg, des Sohnes des Erbprinzen und der Branconi, übernommen hatte. Lessings Wunsch, daß dieser als Professor an die Bibliothek versetzt werde, sollte nicht in Erfüllung gehen. Eschenburg hatte ihm zwei Aufsätze des jungen Jerusalem gegeben, er selbst besaß von diesem ein paar andere. Da er gern das Andenken des ihm lieb gewordenen Unglücklichen gerettet hätte und er in den Aufsätzen viel Gutes fand, bat er den Vater um die Erlaubniß zur Veröffentlichung. So vergaß er auch in äußerster Noth die nicht, die ihm lieb geworden.

Seiner Eva zu schreiben, hatte er viele Monate nicht den Muth gehabt, da er sie nicht durch Mittheilung seines traurigen Zustandes betrüben mochte; und diese wollte ihm nicht vom unerfreulichen Gange ihrer Geschäfte und von ihrer angegriffenen Gesundheit Kunde geben. Endlich gelang es ihr, die Seidenfabrik, glücklicher als sie gedacht, zu verkaufen; da aber fühlte sie sich von einem Schlagflusse bedroht. Erst am 28. December meldete sie ihm das glückliche Ereigniß, aber auch, daß ihre Gesundheit angegriffen, konnte sie nicht verschweigen. Im April hoffte sie ihn in Braunschweig wiederzusehen.

„Wie werde ich mich freuen, wenn ich Sie gesund und vergnügt finde!" schrieb sie. „Aber werden Sie sich denn auch freuen? Diese

Frage sollen Sie mir eben nicht gerade zu beantworten; daraus will ich 1774
es nur abnehmen, wenn Sie mich nicht länger ohne Briefe lassen."

Lessing erwiederte sogleich hoch erfreut, mußte aber leider von seiner Lage das Allerschlimmste berichten.

„Gesund werden Sie mich finden", schrieb er am 10. Januar 1775, „und gesunder, als ich leider vermuthen darf Sie zu finden; ich scheine also auch meinen Bekannten so vergnügt, als man nur sein kann. Aber Gott gebe, daß sie nicht einmal sagen mögen: ‚Wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen.' So weit bin ich schon, daß ich sehe, alle mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus den verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll! Entziehen Sie mir nur, meine Liebe, Ihre gute Meinung nicht; und wenn ich das nämliche auch von einigen andern Personen, die ich schätze und liebe, hoffen darf, so bin ich zu allem sehr gefaßt."

Er befand sich damals in Braunschweig. Hier war es, wo er sich endlich zum Entschlusse ermannte, sich durch eine längere Reise, trotz seiner bedrängten Verhältnisse, wieder herzustellen. Am 14. überraschte er Karl mit der Nachricht, er werde binnen vier Wochen in Berlin sein, wo er ihm auf acht oder zwölf Tage ein kleines Logis, nur nicht in einem Wirthshause, besorgen möge; längstens in vierzehn Tagen reise er nach Leipzig, von da werde er nach Dresden gehen oder erst nach Berlin kommen.

„Ich befinde mich seit vierzehn Tagen in Braunschweig in einer höchst unangenehmen Lage", schreibt er, „so daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen muß, wenn ich hier im Schlamme nicht ersticken soll."

War die „höchst unangenehme Lage" etwa durch einen Zusammenstoß mit dem Erbprinzen veranlaßt? Den Herzog bat er um den Vorschuß seiner halbjährlichen Besoldung zum Zwecke einer Reise. Die Anweisung dazu wurde den 19. Januar ausgestellt, doch verzögerte sich die Abreise. Am 8. Februar schrieb er Wieland in einer äußerst

1774 stände aushalten, nur Verdacht, Geringschätzung und Haß von denen nicht, für die ich gern in einer bessern Lage alles thun wollte. Sichere mich in Ansehung unserer Mutter nur hiervor, und du hast mir den größten Dienst gethan, den vor itzt mir ein Mensch leisten kann."

Trotz dieser schrecklichen Stimmung versenkte er sich in seine Arbeiten, die ihn zunächst zur Altdeutschen Fabel führten, da er die Geschichte der Aesopischen Fabel verfolgen wollte. In nächster Verbindung stand er damals mit Eschenburg, der Professor geworden und die Erziehung des Grafen von Forstenburg, des Sohnes des Erbprinzen und der Branconi, übernommen hatte. Lessings Wunsch, daß dieser als Professor an die Bibliothek versetzt werde, sollte nicht in Erfüllung gehen. Eschenburg hatte ihm zwei Aufsätze des jungen Jerusalem gegeben, er selbst besaß von diesem ein paar andere. Da er gern das Andenken des ihm lieb gewordenen Unglücklichen gerettet hätte und er in den Aufsätzen viel Gutes fand, bat er den Vater um die Erlaubniß zur Veröffentlichung. So vergaß er auch in äußerster Noth die nicht, die ihm lieb geworden.

Seiner Eva zu schreiben, hatte er viele Monate nicht den Muth gehabt, da er sie nicht durch Mittheilung seines traurigen Zustandes betrüben mochte; und diese wollte ihm nicht vom unerfreulichen Gange ihrer Geschäfte und von ihrer angegriffenen Gesundheit Kunde geben. Endlich gelang es ihr, die Seidenfabrik, glücklicher als sie gedacht, zu verkaufen; da aber fühlte sie sich von einem Schlagflusse bedroht. Erst am 28. December meldete sie ihm das glückliche Ereigniß, aber auch, daß ihre Gesundheit angegriffen, konnte sie nicht verschweigen. Im April hoffte sie ihn in Braunschweig wiederzusehen.

„Wie werde ich mich freuen, wenn ich Sie gesund und vergnügt finde!" schrieb sie. „Aber werden Sie sich denn auch freuen? Diese

frage ſollen Sie mir eben nicht gerade zu beantworten; daraus will ich 1774
es nur abnehmen, wenn Sie mich nicht länger ohne Briefe laſſen."

Leſſing erwiederte ſogleich hoch erfreut, mußte aber leider von ſeiner Lage das Allerſchlimmſte berichten.

„Geſund werden Sie mich finden", ſchrieb er am 10. Januar 1775, „und geſunder, als ich leider vermuthen darf Sie zu finden; ich ſcheine alſo auch meinen Bekannten ſo vergnügt, als man nur ſein kann. Aber Gott gebe, daß ſie nicht einmal ſagen mögen: ‚Wir haben uns ſchrecklich mit ihm betrogen.' So weit bin ich ſchon, daß ich ſehe, alle mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus den verwünſchten Umſtänden zu ſetzen, iſt vergebens. So geſchehe denn, was geſchehen ſoll! Entziehen Sie mir nur, meine Liebe, Ihre gute Meinung nicht; und wenn ich das nämliche auch von einigen andern Perſonen, die ich ſchätze und liebe, hoffen darf, ſo bin ich zu allem ſehr gefaßt."

Er befand ſich damals in Braunſchweig. Hier war es, wo er ſich endlich zum Entſchluſſe ermannte, ſich durch eine längere Reiſe, trotz ſeiner bedrängten Verhältniſſe, wieder herzuſtellen. Am 14. überraſchte er Karl mit der Nachricht, er werde binnen vier Wochen in Berlin ſein, wo er ihm auf acht oder zwölf Tage ein kleines Logis, nur nicht in einem Wirthshauſe, beſorgen möge; längſtens in vierzehn Tagen reiſe er nach Leipzig, von da werde er nach Dresden gehen oder erſt nach Berlin kommen.

„Ich befinde mich ſeit vierzehn Tagen in Braunſchweig in einer höchſt unangenehmen Lage", ſchreibt er, „ſo daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltſamen Schritt anderwärts Luft machen muß, wenn ich hier im Schlamme nicht erſticken ſoll."

War die „höchſt unangenehme Lage" etwa durch einen Zuſammenſtoß mit dem Erbprinzen veranlaßt? Den Herzog bat er um den Vorſchuß ſeiner halbjährlichen Beſoldung zum Zwecke einer Reiſe. Die Anweiſung dazu wurde den 19. Januar ausgeſtellt, doch verzögerte ſich die Abreiſe. Am 8. Februar ſchrieb er Wieland in einer äußerſt

1775 freundlichen Erwiederung auf seine Einladung zur Mitarbeit am „Merkur", morgen werde er über Leipzig nach Berlin gehen, wo er sich einige Wochen aufzuhalten gedenke. Mit dem „Merkur" sei er ganz zufrieden, aber eben deshalb könne er nichts dazu liefern.

„Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben itzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen. Literarische Beiträge? Wer wird die lesen wollen?"

Zur vertrautesten Freundschaft zwischen ihnen fehle nur persönlicher Umgang, blos schriftlicher wolle es nicht thun. Das Verhältniß zu Klopstock hatte sich unterdessen gelöst, da dieser ihm grollte, daß er in seiner neuen Ausgabe die seiner gedenkenden Sinngedichte nicht weggelassen. Klopstocks im vorigen Jahre erschienene „Deutsche Gelehrtenrepublik" hatte Lessings mit Anerkennung, aber doch zuweilen etwas wunderlich gedacht, und bei allem Guten, was sie über die Deutsche Sprache enthielt, war doch nicht blos die Einkleidung, sondern auch der gespreizte Ton Lessing zuwider. Innig sehnte er sich nach den alten Berliner Freunden und der ihm freilich verhaßt gewordenen, aber für ihn so erinnerungsvollen Preußischen Hauptstadt.

3.

Die Reise stellte seine frische Lebenslust wieder her. In Leipzig, wo er vom 16. an acht Tage verweilte, sah er den alten Freund Weiße wieder, dessen Herz aber längst von ihm abgefallen war. Lessing kam alle Tage zu ihm und gab ihm, wie Weiße selbst sagt, viele Beweise seiner alten Freundschaft, die aber bei ihm nicht leicht bis ans Herz gehe. Freilich gegen Weiße konnte sie es nicht, da

dieſer ſich ſo ſchlecht in der Freundſchaft bewährt hatte 1775
und eher auf der Seite der Gegner als der Freunde ſtand. Doch erneute Leſſing gern die alte Bekanntſchaft, und er ſprach ſich über manches offen aus. So äußerte er ſich ſcharf über das Verderben, welches Goethe und Lenz der Deutſchen Bühne gebracht; aber was Weiße in einem Briefe an Garve über die Unterhaltung mit Leſſing berichtet, iſt eben Weißiſch gefärbt und ungenau. Auch ſprach Leſſing von ſeiner Herausgabe der Aufſätze des jungen Jeruſalem, deſſen Bild Goethe in „Werthers Leiden" entſtellt habe, und von der Vorrede, in welcher er darauf eingehen werde. Weiße freute ſich in ſeiner Furcht vor dem ſo glänzend aufgegangenen Genie, Leſſing werde einmal Goethe, wie früher Klotz, „jählings auf den Nacken ſpringen". Baſedows neues Religions- und Erziehungsſyſtem und Lavaters phyſiognomiſche Lehren ſchienen Leſſing phantaſtiſch. Von Garves philoſophiſcher Klarheit und Beſtimmtheit ſprach er mit hoher Achtung. Im ganzen gefiel Leſſing dem Leipziger Kreisſteuereinnehmer jetzt beſſer als früher während ſeiner Berliner Zeit; der Hof und der Umgang mit den Großen ſchienen ihm, ſo ſehr verkannte er Leſſing, deſſen Sitten ſehr gemildert zu haben. Von den übrigen alten Freunden in Leipzig wird Leſſing kaum einen unbeſucht gelaſſen haben. Einer der eigenthümlichſten war der witzige Saal, der bedeutendſte Erneſti. Im Theater mußte er am 20. ſeine „Miß Sara" von der ſehr mittelmäßigen Ilgnerſchen Truppe verunſtalten, wie er launig ſagte, am Galgen ſehen; den folgenden Tag wohnte er einem Concert Hillers bei.

In Berlin, wo ihm Voß ſo viele Stuben, als er wollte, angeboten, blieb er lieber bei ſeinem Bruder, der ihm in ſeiner Wohnung in der alten Leipziger Straße, in D. Ku-

1775 rellas Hause, zwei kleine Zimmer eingeräumt hatte. Seine Aufnahme in der Preußischen Hauptstadt war noch freundlicher und ehrenvoller als in Leipzig, da er hier sehr viele Freunde und Verehrer besaß. Große Freude machte es ihm, seinen Bruder Karl wiederzusehen und sich frei, blos sein Verhältniß zu Eva ausgenommen, gegen ihn aussprechen zu können. Er fand diesen als Verlobten einer Tochter von Voß. Am eingehendsten unterhielt er sich mit dem sehr leidenden Mendelssohn; ihm theilte er auch die Druckbogen von Jerusalems Aufsätzen mit, über die er sich sein Urtheil erbat. Lebhafter waren die Gespräche mit dem, wie Lessing selbst, zum Widerspruch geneigten, sich immer selbstbewußter fühlenden Nicolai. Besonders wurde über die Rolle der Orsina verhandelt. Als Nicolai ihm die Aeußerung der Schauspielerin Stark mittheilte, „Emilia" könne nicht vollkommen gespielt werden, weil sie ein junges Mädchen erfordere, das noch keine vollendete Schauspielerin sein könne, wurde er beinahe böse (im Ernst böse werden konnte er nicht, bemerkt Nicolai dabei): die Darstellung dieser Rolle erfordere gar keine Kunst, meinte er; aber leider, fügte er spottend hinzu, wollten die jungen Schauspielerinnen immer erst agiren, ehe sie natürlich sprechen lernten; mit den Schauspielern sei es freilich noch schlimmer; die meisten blieben zeitlebens Mädchen von fünfzehn Jahren. Beide Freunde widerriethen ihm von neuem den vollständigen Druck der „Apologie" von Reimarus, aber Voß übernahm den Verlag und legte sie dem Censor Probst Teller vor, der wider den Druck nichts hatte, doch die Druckerlaubniß nicht auf die Handschrift setzen wollte. Als die Freunde seine Vertheidigung der Orthodoxen und seinen Kampf gegen die neuern Theologen mißbilligten, zog er

sich auf die Ueberlieferung der vier ersten Jahrhunderte 1775
zurück. Seine Gespräche mit Ramler betrafen meist das Theater und die lyrische Dichtung. Da traf ihn ein Brief Evas, der ihre baldige Abreise meldete, ihm aber auch vorwarf, daß er ihr die Ursache seines Kummers verschweige, die vielleicht noch zu heben sei; mündlich hoffe sie bei ihm mehr Vertrauen zu finden. Sofort war der kühne Entschluß gefaßt, sie in Wien aufzusuchen und sie auf der Rückreise zu begleiten. Am 7. März bat er, sie möge in Wien ihn erwarten; für sich suche er dort nichts, was sie seinetwegen verlegen machen könne, da er von seiner „abenteuerlichen" Reise nach Wolfenbüttel zurückzukehren gedenke. Herr van Swieten habe ihm freilich, da er von seiner Absicht gehört, trotz seiner Erklärung, daß er dort nichts verlange, viele Empfehlungsschreiben gegeben. Zog ihn auch Wien, da Eva es verließ, jetzt weniger an, so hielt er doch die Möglichkeit im Auge, daß man ihn dort gewinnen wolle. Kurz vor seiner Abreise forderte ihn Freund Bode auf, ein Stück an das Hamburgische Theater einzusenden, dessen Direktorium für den sechsmonatlichen ausschließlichen Besitz eines Originalstückes von 3 bis 5 Aufzügen 20 Louisd'or biete. Aber Lessing erklärte sich fest entschlossen, nie mehr etwas für das Theater zu arbeiten; augenblicklich habe er nichts so völlig fertig, wie er es zu geben wünsche.

In Dresden verweilte er nur ein paar Tage, da ihn Eva um Verkürzung seines dortigen Aufenthaltes bat. „Und wenn ich doch nur fliegen könnte!" erwiederte er der Freundin. Doch besuchte er das Antikenkabinet und dessen Aufseher Lippert. Nicolai hatte ihm einmal geschrieben, daß er bei dem alten Lippert, der freilich ein Erzgrobian,

1775 aber ein ehrlicher Mann sei, einige vergnügte Stunden zugebracht, und nicht zweifle, Lessing werde sich bei näherer Bekanntschaft mit ihm befreunden; den Abdruck eines Steines hatte er ihm beigelegt, der nach Lipperts Meinung seine Ansicht von der Darstellung des Todes bei den Alten widerlege. Die Paste zeigte ein Todtengerippe mit einem Schmetterling darauf; aber daß die alten Künstler die Todten als Skelette dargestellt, hatte Lessing ja nicht geleugnet. Bei seinem Besuche fand er sich so freundlich mit Lippert zusammen, daß dieser ihm die Paste schenkte, die er seit dieser Zeit am Finger trug. Ein anderer Aufseher bewies Lessing, der Kopf der sogenannten Agrippina sei nicht neu, wie dieser behauptet hatte, doch konnte er ihn nicht überzeugen, daß er ursprünglich zu der Statue gehört.

In Dresden erhielt er die Nachricht, daß Muzell-Stosch Karl gefragt, ob er nicht das Rektorat des Joachimsthalischen Gymnasiums oder eine ansehnliche, dabei leichte Stelle bei der Regie annehmen wolle; auch habe der Oestreichische Legationssekretär die Ueberzeugung ausgesprochen, man werde ihn von Wien nicht weglassen. Das Professoriren sei nichts für ihn, erwiederte Lessing; annehmbarer wäre der andere Vorschlag, damit er sein Brod nicht als Gelehrter, sondern als „ein anderer dummer Teufel" verdienen könnte; was man ihm in Wien anbieten werde, wolle er abwarten. Seine Reise beschleunigte er so sehr, daß er schon am 31. März in der Kaiserstadt eintraf.

Mit unsäglicher Freude empfing ihn Eva. Die ungemein ehrenvolle Aufnahme, die Lessing am Hofe, bei den Vornehmen und den Gelehrten fand, that ihr sehr wohl, doch zog sie das stille, einfache Leben mit dem Geliebten in dem einsamen Wolfenbüttel allem Glanze des

reichen und bewegten Wien vor. Leſſing hielt ſich zunächſt 1775
an Gebler, da dieſer ſich gegen Eva zuletzt äußerſt theilnehmend gezeigt hatte. Ueberall machte ſeine edle, anſpruchslos ſich hingebende Perſönlichkeit einen bedeutenden Eindruck. Gleich in den erſten Tagen wurde er von dem Kaiſer und der Kaiſerin mit Auszeichnung empfangen, worauf freilich im Grunde wenig zu geben war; hatten ja auch Gottſched und ſeine Gattin ehemals am Wiener Hofe die glänzendſte Aufnahme gefunden. Vor allem hatte er den Empfehlungen van Swietens und ſeines Geſandtſchaftskaplans Blarer das herzlichſte Entgegenkommen zu verdanken. Nicht blos Wiens große Kunſtſammlungen und Bibliotheken wurden beſucht, auch die Umgegend durchſtrichen, ja ſogar ein Ausflug nach Preßburg gemacht. Im Kloſter Neuburg bei Wien, wohin der Schauſpieler Müller ihn begleitete, entdeckte er das „Marienleben“ des Bruders Philipp. Leider kam, als er etwa zehn Tage in Wien war, der jüngſte, zweiundzwanzig Jahre alte Prinz des Braunſchweigiſchen Hauſes, Maximilian Julius Leopold, zum Beſuche an den Kaiſerhof. Maria Thereſia gerieth über den lieben Verwandten ſo in Entzücken, daß ſie ihm ein Infanterie- oder Kavallerieregiment mit neunhundert Dukaten Jahrgeld anbot. Der Prinz ſtellte die Entſcheidung ſeiner Mutter, der Schweſter Friedrichs des Großen, anheim. In der Zwiſchenzeit wollte er mit ſeinem Hofmeiſter, dem Oberſten von Warnſtedt, eine Reiſe nach Venedig antreten, und da Leſſing ſich ihm vorſtellen ließ, lud er dieſen zur Begleitung ein. Wie höchſt unangenehm dieſem auch dieſe Gnade des Prinzen ſein mußte, da er mit Eva zurückzureiſen und die Verbindung mit dieſer zu betreiben wünſchte, er konnte die Begleitung nicht ablehnen, da er auf den

1775 Dank des Hofes für dieſe Gefälligkeit rechnen zu dürfen glaubte. Den 19. wurde zu Ehren von Leſſings Anweſenheit „Emilia“ gegeben. Als er mit Gebler die Loge betrat, brachen die zahlreich verſammelten Zuſchauer in ein begeiſtertes Hoch auf den Dichter aus. Die Vorſtellung ſelbſt konnte ihn nicht befriedigen. Kurz vor der Abreiſe ließ die Kaiſerin (der Kaiſer war nach Italien gereiſt) ihn zu ſich befehlen. Wir haben darüber nur den Bericht von Leſſings Bruder. Auf ihre Frage, wie er mit Wien, den öffentlichen Anſtalten, dem Theater und den Verdienſten der Gelehrten zufrieden ſei, ſprach er im allgemeinen ſeine Zufriedenheit aus, doch dürfe er ſich bei der Kürze ſeines Aufenthaltes kein Urtheil anmaßen. Da die Kaiſerin fühlte, daß er mit ſeinem Tadel zurückhielt, geſtand ſie, nicht zu wiſſen, woran die Schuld liege, daß es mit dem guten Geſchmacke in Wien nicht recht fort wolle. Was Leſſing darauf erwiedert, hören wir nicht. Schließlich verſprach die Kaiſerin ihm ein Empfehlungsſchreiben an den durch Liebe zur Wiſſenſchaft und Kunſt ausgezeichneten Statthalter Graf Firmian in Mailand, der ihr ſeine Bekanntſchaft danken werde. Eine beſtimmte Ausſicht in Wien wurde ihm von keiner Seite eröffnet. Gebler ſchrieb nach Leſſings Entfernung, nie ſei ein Deutſcher Gelehrter in Wien mit ſolcher Achtung aufgenommen worden, vom Hofe bis zum Volke herab, wie dieſer ſo große und liebenswürdige Mann; ſollte die ſchon von Klopſtock geplante Akademie der Wiſſenſchaften zu Stande kommen, ſo werde er alles thun, ihr eine ſolche Zierde zu verſchaffen. Vor ſeiner Abreiſe ſandte Leſſing eine Kiſte mit Büchern, einer Handſchrift der Wolfenbütteler Bibliothek, eigenen Handſchriften und Kleidungs-

stücken über Dresden nach Wolfenbüttel, die leider auf dem 1775
Wege verloren ging.

Eva war ganz untröstlich, daß der Prinz ihr den Reisebegleiter weggeführt. Lessing hatte ihr versprechen müssen, ihr oft, wenn auch nur zwei Zeilen, zu schreiben. Die Besorgung der Briefe hatten Freunde übernommen. Sie begab sich zunächst nach Heidelberg, wo Lessing sie abholen sollte; aber da sie hörte, der Kaiser kehre erst Ende Juni zurück, bat sie Lessing, ihr bei Zeiten zu schreiben, wenn dies unmöglich sein sollte. Aber es kam schlimmer, als sie beide gefürchtet. Nicht allein sollte die auf einen Besuch von Venedig berechnete Reise drei Vierteljahre dauern, sondern auch die Liebenden durch Schuld derjenigen, welche die Besorgung der Briefe übernommen hatten, viele Monate ohne alle Nachricht von einander bleiben und so in äußerste Sorge, ja Verzweiflung versetzt werden. Der so lange ersehnte Genuß Italiens ward Lessing dadurch verbittert; dazu betrat er das Land, das er in größter Freiheit und stiller Einsamkeit zu sehen gewünscht hatte, in der heißesten Jahreszeit und in der zerstreuenden Begleitung eines Prinzen. Auch fehlte es ihm an der nöthigen Vorbereitung, da er längst jeden Gedanken an eine solche Reise aufgegeben und die antiquarischen Studien bei Seite gesetzt hatte.

Erst aus Mailand, wo die Reisenden am 7. Mai anlangten, konnte Lessing seiner Eva ein Wort sagen.

„Nutzen werde ich nur sehr wenig von meiner Reise haben", schrieb er, „da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und so alle meine Zeit mit Besuchen und am Tische vergeht."

Sonst gefiel ihm alles, was er in der Gegend hörte und sah, so daß der alte Wunsch sich wieder regte, in

1775 Italien zu leben und zu sterben; nur litten seine Augen von dem Staube und der Sonne. Den 23. kamen sie nach Venedig, wo er das Grab von Engelbert König aufsuchte. Am 27. wohnten sie mit Kaiser Joseph und mehrern Italienischen Fürsten der Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meere bei. Leider fand Lessing sich so unwohl, daß er zur Ader lassen mußte. Zu seinem höchsten Aerger gingen sie, statt von Venedig zurückzukehren, erst nach Florenz, da der Prinz sich in Wien nicht mehr zeigen wollte, bis seine Sache entschieden war.

„Und das hat man nun davon, wenn man sich mit Prinzen abgibt!" klagt Lessing der Geliebten. „Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen; und wenn sie einmal einen in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht."

Eva habe freilich Recht, daß mittelmäßige Umstände in Wolfenbüttel für sie beide besser seien als noch so glänzende in Wien; aber auf dem bisherigen Fuß könne er dort nicht bleiben, und blos in dieser Rücksicht werde er nicht alles so gar weit von sich werfen, was man ihm etwa in Wien antragen möchte; anbieten werde er sich so wenig wie bisher. Das Ausbleiben von Evas Briefen, die ihm unterdessen zweimal geschrieben hatte, setzte ihn in schrecklichste Noth, wie er ihr am 12. Juli vor der Abreise nach Turin meldete.

„Sollte es das Unglück wollen, daß wir uns da eine Zeit lang aufhalten müßten, so schreibe ich Ihnen noch einmal von da aus, um Ihnen zuverlässig zu melden, wann ich wieder in Wien zu sein hoffen darf. Wahrhaftig, ich sehne mich herzlich wieder nach Deutschland. Denn in dieser Hitze in Italien herumreisen, um sich zu besehen, welches man an Ort und Stelle doch wenigstens die Nacht nicht thun kann, ist eine Sache, die mich gewaltig mitnimmt. Gesund bin ich zwar noch so ziemlich, aber es ist mir doch immer, als ob das so

lange nicht mehr dauern könnte. Ich habe es unzähligemal bereut, 1775
daß ich mich auf eine ungewisse Aussicht wieder auf einmal so weit von Ihnen trennen lassen. Und wenn es nun vollends auch mit dieser Aussicht nichts wäre —."

Dieser Brief und ein in Frankfurt von Eva geschriebener blieben in Wien liegen, so daß die Liebenden fast ein halbes Jahr lang nichts von einander hörten, ja Lessing die letzte Nachricht von der Geliebten in Venedig empfing.

Statt nach Turin zu gehen, wandte sich der Prinz nach Livorno. Dort trafen sie einen in der Verborgenheit lebenden Jüdischen Gelehrten, mit welchem Lessing ein tiefgehendes Gespräch hielt, dessen der Prinz sich immer mit großer Freude erinnerte. Der von hier aus an Eva geschriebene Brief ging verloren. Ein Französisches Schiff führte die Reisenden nach Bastia auf Korsika, wo sie der Gouverneur ehrenvoll aufnahm. In Genua am 3. August angekommen, fuhren sie sofort nach Turin. Da der Prinz die Entscheidung noch nicht vorfand, beschloß er, diese hier zu erwarten. Erhalten sind Lessings vom 23. August bis zum 2. September in Turin gemachte Aufzeichnungen. Verzweifelnder Unmuth hatte ihn ergriffen, da er glauben mußte, Eva sei schwer erkrankt oder gar todt. Freilich fällt es sehr auf, daß weder Eva sich um Nachrichten von Lessing nach Wien oder Braunschweig wandte, noch dieser Briefe an die Freunde in Hamburg, Braunschweig oder Berlin richtete. Allein Eva, die von der Reise des Prinzen von Zeit zu Zeit Kunde erhielt, fürchtete, Lessing habe in trübseliger Verzweiflung, sie glücklich zu machen, auf sie verzichtet und sich ganz in das Anschauen Italiens versenkt, aus dem er nie zurückkehren, sondern, wie er früher in Hamburg geäußert, sich zum Studiren in ein Kloster zu-

1775 rückziehen werde; dieser selbst mochte durch Nachfragen nach Eva nicht dem Argwohn eines nähern Verhältnisses Nahrung geben. Auch dem jüngern Buchhändler Voß, mit dem Lessing zu seiner Freude in Turin zusammentraf, konnte er sich nicht vertrauen. Durch ihn schrieb er zuletzt an Bruder Karl. Um seines Mißmuthes sich zu entschlagen, versenkte er sich in die Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, in die Architektur, die Literatur, das Volksleben und die Volkssprache. Auch machte er die persönliche Bekanntschaft der Gelehrten, unter denen der sieben Jahre später von Friedrich nach Berlin berufene Professor der Italienischen Beredtsamkeit und der Griechischen Sprache, Giacommaria Carlo Denina, sich befand, der Lessings Kenntnisse in der Italienischen Sprache bewunderte. Als dieser mit ihm vom Plane eines Romans sprach, welcher eine Art Kreuzzug gegen die Türken zur Befreiung Griechenlands predigen sollte, rief er lebhaft aus: „Bei Gott, rühren Sie nicht an meine Türken!" Zum Führer dienten ihm des Hamburgers Volkmann „Historisch-kritische Nachrichten aus Italien".

Da die Entscheidung sich immer mehr in die Länge zog, beschloß der Prinz nun endlich, Rom und Neapel zu besuchen. Lessing konnte sich nicht von ihm trennen, ja er sah in der so wunderlich sich ausdehnenden Reise eine Fügung seines seltsamen Schicksals. Mußte er fürchten, das höchste Glück, das ihm diese Jahre über gewinkt, verloren zu haben, wie hätte er sich entschließen können, der Aussicht zu entsagen, das ersehnte Rom und Neapel, wenn auch freilich nicht in der erwünschten Einsamkeit und zu passender Jahreszeit, mit Augen zu schauen! Mochte auch der September, wie er schon aus seinem Horaz wußte, in Rom ungesund sein, halb verzweifelnd überließ er sich seinem

Schicksal. Am 9. reisten sie von Turin über Alessandria, 1775
dessen Theater sie nahezu vollendet fanden, nach Pavia, wo sie im sehr schönen neuen Theater Sacchis Truppe sahen, doch spielte man gerade eine Farce, welche die Reisenden nicht bis zu Ende fesseln konnte. Ueber Piacenza ging es nach Parma, wo sie den 13. der Bibliothek, den Alterthümern und den Kirchen widmeten, auch mehrere Kupfer von Prof. Bossi kauften. In Reggio erwarb Lessing die Bibliothek des Grafen Campi von Modena, wozu der Prinz das Geld vorschoß, für Wolfenbüttel, wozu er freilich keinen Auftrag hatte. Am 22. trafen sie über Bologna und Loretto in Rom ein, wo sie vom 26. bis zum 29. unter der Leitung des angesehensten Fremdenführers, des Gothaischen Hofraths Reiffenstein (er war im Preußischen Littauen zehn Monate nach Lessing geboren), die Peterskirche, die Museen, die Vatikanische Bibliothek und die Villa Medici besuchten. Drei Tage genossen sie Frascati und Albano; an letzterm Orte trafen sie den aus Prenzlau stammenden Maler Hackert. Ueber Winckelmanns Leben zog er nähere Nachrichten ein. Auch dem Papste wurde der gelehrte Bibliothekar als Begleiter des Prinzen vorgestellt; Pius VI. unterhielt sich längere Zeit mit Lessing recht freundlich. Sein Neffe Luigi Braschi, Herzog von Nemi, verehrte ihm ein mit alten Cameen besetztes Medaillon.

Zu Neapel trafen sie am 17. Oktober ein. Dem Hofe wurden sie in Portici vorgestellt. Lessing besuchte die bedeutendsten Maler und Kunstkenner, unter letztern den berühmten, vielseitigen Abate Galiani und den Großbritannischen Gesandten Hamilton. Eindringlich beschäftigte er sich mit den geistigen Zuständen des Landes; Kunst, Literatur, Sprache, Leben und Sitten zogen ihn hier, wie überall,

1775 wohin er kam, lebhaft an, und so gewann er trotz der ungünstigen Verhältnisse ein anschauliches Bild des Landes. Für seine Kunststudien war die Reise freilich zu kurz und zu zerstreut, doch gab sie ihm zur Beurtheilung der Antiken einzelne neue Ansichten. In Rom und Neapel hatte er manches, auch dramatische Stücke, angekauft, die er jetzt nach Hamburg sandte.

Da erhielt der Prinz von seinem Bruder Friedrich August eine Staffette, daß er von seinem königlichen Oheim zum Inhaber des Regiments von Dieringshofen zu Frankfurt an der Oder ernannt sei. Sofort wurde die Rückreise angetreten. Zu Rom, wo der Prinz bei Madame Stuart abstieg, traf der Befehl des Herzogs zu schleuniger Rückkehr ein. In Bologna erhielt Lessing am 7. December einen Brief des Kammerherrn von Kuntsch, woraus er sah, daß Eva durch Braunschweig gekommen sei und sich in Hamburg befinde. Diese hatte in den Hamburgischen Zeitungen am 27. die sie beunruhigende Nachricht gelesen, Lessing bleibe den Winter in Rom, wogegen der Aufenthalt des Prinzen daselbst auf den November beschränkt wurde. Erst am 4. November erhielt sie durch einen Brief von Kuntsch die etwas verspätete Mittheilung, Lessing befinde sich in Rom, werde von dort nach Neapel gehen und binnen sechs Wochen wieder in Braunschweig eintreffen. Gleich am folgenden Tage sprach sie diesem die Besorgniß, die sein unerklärliches Schweigen ihr gemacht, und ihre Sehnsucht nach ihm aus, aber auch dieser Brief kam nicht in seine Hände.

Lessing begleitete den Prinzen bis München, wo er sich von ihm trennen mußte; aber statt sich gleich nach Braunschweig zu wenden, kehrte er nach Wien zurück, wo

er Briefe von Eva vermuthete. Als er am Abend des 1776
23. daselbst ankam, fand er wirklich bei Gebler und einem andern Freunde drei Briefe, welche man unverantwortlicher Weise hatte liegen lassen.

„Ich werde nur wenige Tage in Wien bleiben", schrieb er der Freundin am 26., „und, um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden von dem großen Geschmeiße kommen, sondern mich lediglich auf die Bekannten meines Gleichen einschränken. Auch hieraus werden Sie schon abnehmen, daß ich von allen Projekten auf hier abstrahire, besonders da man mir von Braunschweig aus die besten Versicherungen machen lassen und wenigstens der alte Herr mir gewiß wohl will. Ein pis-aller will ich mir indeß immer ausparen, wozu ich neuerdings aus Dresden einen sehr guten Anlaß erhalten habe. Denn auf den bisherigen Fuß kann ich weiter in Wolfenbüttel schlechterdings nicht bleiben, so gern ich auch immer daselbst bleiben zu können wünschte, und aus den nämlichen Ursachen es wünschte, aus welchen Ihnen, meine Liebe, dieser Ort vor allen gefällt."

Wiens Kunstschätze und Leben fesselten ihn länger als er gedacht. Alle Freunde Evas zu besuchen, hatte er nicht Zeit genug. Da er van Swietens Ankunft aus Berlin erfuhr, konnte er nicht umhin, diesem aufzuwarten. Swieten beredete ihn zu einem Besuche beim Fürsten von Kaunitz; aber als dieser ihn am folgenden Tage zur Tafel laden ließ, entschuldigte er sich mit seiner festgesetzten Abreise, und er verließ, um sich ungewissen Versprechungen, die ihn binden könnten, zu entziehen, wirklich denselben Tag, es war der 5. Januar, die Kaiserstadt, obgleich er gern noch einige Zeit geblieben wäre.

Von Dresden aus, wo er am 10. ankam, ging er auf einen Tag nach Kamenz, um seine hochbetagte Mutter zu besuchen, die er seit elf Jahren nicht mehr gesehen; aber aus dem einen Tage wurden vier. Während dieser Zeit war der Bibliothekar Canzler mehrfach an Lessings Woh-

1776 nung gewesen, um ihn im Namen des Ministers Grafen von Sacken zu Mittag einzuladen. Sacken stellte ihn dem Kurfürsten vor, der sich freundlich mit ihm unterhielt. Der Minister nahm ihm das Versprechen ab, daß er, wenn er Wolfenbüttel verlassen sollte, nach Dresden komme, wo er die 1800 Thaler eintragende Stelle des fast blinden, altersschwachen Direktors Hagedorn erhalten solle; auch wenn er früher käme, würde man für ihn sorgen. Von Kuntsch erhielt Lessing im Namen des Erbprinzen Vorschläge zur Verbesserung seiner Stelle; es wurde ihm ein Vorschuß zur Bezahlung seiner Schulden, Erhöhung des Gehaltes und Niederschlagung des noch nicht zurückgezahlten Vorschusses angeboten. Lessing erbat sich darüber den Rath seiner Eva, die ihre eigenen Angelegenheiten bis Ostern geordnet zu haben hoffte. Auch der Bibliothekar Daßdorf nahm Lessing sehr freundlich auf. Mit dem Buchhändler Walther besprach er eine Ausgabe von Winckelmanns sämmtlichen Werken, zu welcher dieser ihm manches liefern wollte. Zu seiner freudigen Ueberraschung traf er in Dresden Seyler, der unterdessen Frau Hensel geheiratet hatte, als Direktor des Kursächsischen Theaters, und unter ihm den Schauspieler Großmann, der sich besonders an seinen Stücken gebildet hatte, und die Familie Brandes, deren Tochter Minna, die Lessing als ihren Pathen verehrte, sich auf das schönste zu entwickeln begonnen hatte. Um sich gegen Brandes, der die Direktion des Theaters übernommen hatte, frei aussprechen zu können, lud ihn Lessing zum Mittagsessen auf sein Zimmer. Bitter äußerte er sich gegen diesen über die das Deutsche Theater völlig zu Grunde richtenden Ritterschauspiele, welche „Götz" hervorgerufen, wobei er scharf die vorsätzliche Vernachlässigung in Sprache und Sitten

rügte. Die Stücke von Brandes, der sich in der Vorrede zu 1776
seinen Lustspielen freimüthig ausgesprochen hatte, schienen ihm vor jenen den Vorzug zu verdienen. Aergerlich mochte ihn auch der „Anhang aus Goethes Brieftasche" gestimmt haben, welchen der Uebersetzer H. L. Wagner Merciers „Neuem Versuch über die Schauspielkunst" beigefügt hatte; denn hatte Goethe auch nicht, wie Lenz, die Ungebundenheit auf seine Fahne geschrieben und von der innern Form gesprochen, die alle Formen in sich schließe, ja sich gegen den Wahn erklärt, man könne jede tragische Begebenheit zum Drama strecken, jeden Roman zum Schauspiel zerstückeln, und so die Grenzen der einzelnen Dichtarten anerkannt, so hatte er doch von allen Kunstregeln nichts wissen wollen und die Macht des Genies gepriesen. Das Gespräch mit Seyler wurde durch das unverhoffte Eintreffen von Bruder Theophilus von Pirna unterbrochen, den Lessing so viele Jahre nicht gesehen hatte. Seine Gegenwart machte ihm ungemeine Freude und er bewirthete ihn auf das beste, doch lieh ihm Theophilus, da er nicht wußte, ob er mit seinem Gelde ausreiche, „aus guter Meinung und Vorsicht" vier Dukaten. Auch den Dänischen Legationssekretär August Hennings, Schwager von Reimarus, besuchte Lessing.

Den 24. reiste er nach Berlin, wo er nur ein paar Tage zu bleiben gedachte, aber die kalte, dann die ihm noch unerträglichere nasse Witterung hielt ihn zurück; dabei litt er an übler Laune, Unentschlossenheit und Ekel, obgleich es ihm an mannigfacher Unterhaltung nicht fehlte. Damals machte er die Bekanntschaft des vor kurzem als Professor an das Joachimsthalische Gymnasium berufenen fünfunddreißigjährigen Mecklenburgers Joh. Jak. Engel,

1776 nung gewesen, um ihn im Namen des Ministers Gr
von Sacken zu Mittag einzuladen. Sacken stellte ihn
Kurfürsten vor, der sich freundlich mit ihm unterhiel
Minister nahm ihm das Versprechen ab, daß er,
Wolfenbüttel verlassen sollte, nach Dresden komm
die 1800 Thaler eintragende Stelle des fast blind
schwachen Direktors Hagedorn erhalten solle;
er früher käme, würde man für ihn sorgen.
erhielt Lessing im Namen des Erbprinzen
Verbesserung seiner Stelle; es wurde ihm ei
Bezahlung seiner Schulden, Erhöhung de
Niederschlagung des noch nicht zurückgeza
angeboten. Lessing erbat sich darüber den
die ihre eigenen Angelegenheiten bis
haben hoffte. Auch der Bibliothekar
sing sehr freundlich auf. Mit dem
besprach er eine Ausgabe von Winc
Werken, zu welcher dieser ihm manc
seiner freudigen Ueberraschung traf
der unterdessen Frau Hensel geheir
des Kursächsischen Theaters, und
Großmann, der sich besonders
hatte, und die Familie Brandes,
Lessing als ihren Pathen verehr
entwickeln begonnen hatte.
die Direktion des Theaters
sprechen zu können, lud ihn
sein Zimmer. Bitter äußert
das Deutsche Theater völ
schauspiele, welche
die vorsätzliche

...6

...ı,
...un-
...den
..., noch

...em Herzen
...woche einen
...mmen haben."
... hinterhaltig
...erletzend. Wie
...war, zeigt der
...g des geliehenen

...mir, und ich fürchte, ich
...stehen werde."
...Fall, daß man seinen
...anken, bisher seien alle
...en mehr glücklich als un-
...eth ihm ernstlich ab, seinen
...nur seine Verhältnisse als
...m „lumpichte tausend Rthlr."
...die Schanze schießen; habe er
...e sie ihm mit 40 bis 50 Louis-
...ur wünschte sie ihm diese so zu-
...was davon erfahre. Lessing ant-
...sich an den Erbprinzen gewandt
...eit drei Jahren widerfahrene Be-

1776 der in seinem „Philosophen für die Welt" Lessings „Emilia" beurtheilt und einzelnes psychologisch unwahr gefunden hatte. Lessing soll, als er zufällig das Buch bei Engel auf dem Tische fand, in Bezug auf einen Tadel in der Entwicklung bemerkt haben, er mache sich anheischig, zu jedem Stücke einen andern fünften Akt zu machen, ja auch noch einen sechsten dazu. Gegen ihn, wie früher gegen Gebler, hielt er mit seinen dramatischen Plänen, besonders dem des „Faust", nicht zurück, da er auf ihre Ausführung längst verzichtet hatte. Dagegen verrieth er ihnen nichts von seinem „Nathan", der ihm im Lande der Römischen Hierarchie so lebendig geworden war, daß er ihn gleich „ins Reine bringen" und drucken lassen wollte. Wie sehr er auch die milde Herrschaft des Kirchenstaates lobte, der Katholicismus war ihm gerade an seiner Quelle in seiner ärgsten Verweltlichung entgegengetreten. Auch den scharfsinnigen Jüdischen Arzt und Weisen Marcus Herz lernte Lessing jetzt kennen. Er hatte diesmal wieder bei Karl gewohnt, von dem er einen Vorschuß zur Rückreise zu nehmen genöthigt war.

Am 23. kehrte er nach Braunschweig zurück, wo die Entscheidung über seine Verbesserung ihm noch vielen Aerger bereiten sollte. Entschlossen, auf die von Kunisch gemachten, von Eva gebilligten Vorschläge einzugehen, erwartete er, daß man die Sache rasch, ohne daß er sich etwas vergebe, abmachen werde. Er stellte sich dem Herzog vor; den Erbprinzen fand er nicht zu Hause. Von Seiten des Hofes geschah kein Schritt. Am 26. äußerte er gegen Eva, acht oder vierzehn Tage wolle er noch ruhig abwarten, dann aber dem Herzog gerade heraus schreiben, das „gänzliche Derangement seiner Affairen" nöthige ihn,

eine Verbesserung zu suchen, und da er diese in Braun- 1776
schweig nicht absehen könne, müsse er seinen Abschied nehmen. Drei Tage später begegnete er dem Erbprinzen auf der Straße. Dieser versicherte, nicht zu wissen, daß er bei ihm vorgesprochen; da er Lessing sprechen müsse, werde er ihn, wenn er noch einige Tage in Braunschweig verweile, unfehlbar rufen lassen. Lessing versprach bis Sonntag, den 3. März, zu bleiben. Der Freundin schrieb er am 2., noch habe er ihn nicht rufen lassen.

„Schickt er noch, so soll er alles hören, was ich auf dem Herzen habe; schickt er nicht, so hat er längstens auf die Mittwoche einen Brief von mir, dergleichen er wohl nicht oft dürfte bekommen haben."

Des Erbprinzen Betragen war äußerst hinterhaltig und für einen auf Ehre haltenden Mann verletzend. Wie sehr Lessing wegen des Erfolges besorgt war, zeigt der Brief an Karl, dem er bei Rücksendung des geliehenen Geldes schrieb:

„Es steht jetzt gar zu kümmerlich mit mir, und ich fürchte, ich fürchte, daß es nächster Tage noch schlechter stehen werde."

Doch tröstete er sich für den Fall, daß man seinen Abschied annehme, mit dem Gedanken, bisher seien alle ihm aufgedrungenen Veränderungen mehr glücklich als unglücklich ausgeschlagen. Eva rieth ihm ernstlich ab, seinen Abschied zu nehmen, ja auch nur seine Verhältnisse als völlig derangirt anzugeben; um „lumpichte tausend Rthlr." solle er seine Ehre nicht in die Schanze schießen; habe er dringende Schulden, so könne sie ihm mit 40 bis 50 Louisd'or an die Hand gehen, nur wünschte sie ihm diese so zuzustellen, daß niemand etwas davon erfahre. Lessing antwortete sofort, er habe sich an den Erbprinzen gewandt und diesem seine ihm seit drei Jahren widerfahrene Be-

1776 handlung so handgreiflich vorgelegt, daß es ihn äußerst habe treffen müssen; seine Erklärung, er wolle beim Herzog seine Entlassung nehmen, sei ihm so unerwartet gekommen, daß er im Ernst alles thun zu wollen scheine, um es nicht dahin kommen zu lassen. Lessings Brief an den Erbprinzen ist verloren gegangen; aber wie herrlich sein männlicher Freimuth sich darin ausgesprochen, beweist Evas Aeußerung:

„Wenn ich Sie nicht vorher so sehr geschätzt und geliebet hätte, als man lieben kann, so würden Ihre Briefe an den Prinzen mich dahin gebracht haben. Bei der Durchlesung habe ich Sie hundertmal in Gedanken umarmt."

Für Evas Anerbieten dankte er herzlich, ja er warf sich ernstlich vor, in diesem Punkte nicht behutsam genug gegen sie gewesen zu sein. Seine Schuld belaufe sich nicht so hoch, ja hätte er den Wechsel von Schmidt bezahlt, so wäre er so gut wie rein. Der Erbprinz hatte seinen Wunsch ausgesprochen, daß er im Stande sein möge, Lessings Entschluß zu hintertreiben, und ihn gebeten, keinen Schritt zu thun, ehe er am 27. von Halberstadt zurückkehre. Höchst seltsam war es freilich, daß er dabei der früher durch Kuntsch ihm gemachten Vorschläge nicht gedachte.

In Wolfenbüttel fand sich Lessing gleich so unwohl, daß er zur Ader lassen mußte. Auch konnte es ihn nur höchst unangenehm berühren, daß man während seiner Abwesenheit die Handschriften der Bibliothek revidirt hatte und ihm vom Bibliothekssekretär ein Verzeichniß der vermißten vorgelegt wurde. Der Minister von Praun hatte auch den Nachweis der Verwendung der jährlich von der fürstlichen Kammer gezahlten 200 Thaler vermißt, an den Lessing sofort gehen wollte. Und er stellte wirklich die

von der Braunschweigischen Waisenhausbuchhandlung be- 1776
zogenen Bücher aus den Rechnungen zusammen, aber zu einer Rechnungsablage kam er so wenig, als man darauf drang. Wahrscheinlich war während seiner Abwesenheit auch die von ihm begonnene, aber wohl nicht vollendete Umstellung der Bibliothek wieder rückgängig gemacht worden, da die spätere Aufstellung wieder diejenige war, die Lessing vorgefunden. Man verübelte es Lessing, daß er ohne höhere Genehmigung die Umstellung begonnen.

Zunächst hatte er die Vorrede zu den Aufsätzen von Jerusalem zu schreiben; daneben suchte er den zu den beabsichtigten sechs Stücken der „Beiträge" bestimmten Stoff aus den Handschriften auszuziehen, da er noch nicht wußte, wie sich seine Lage entscheiden werde. Nach Braunschweig mußte er noch einmal, um seine Rechnung wegen der Reise mit dem Obersten Warnstedt in Ordnung zu bringen. Wegen der in Italien gekauften Handschriften wurde nicht abgeschlossen. Erst nach seinem Tode wurden diese schließlich für 250 Thaler angenommen.

Der Erbprinz ließ gleich nach seiner Rückkehr ihm durch Kuntsch wesentlich dieselben Vorschläge machen, welche dieser ihm früher mitgetheilt. Lessing erwiederte, der Erbprinz selbst müsse ihm diese anbieten, er könne nicht um deren Bewilligung bitten, und die Verbesserung sei nicht der Art, daß sie ihn bestimmen könnte, auf jede andere in Zukunft zu verzichten. Dieser gerieth darüber in Aerger, doch wollte er Lessing zu sich bescheiden lassen, um mündlich zum Abschlusse zu kommen. Am 6. April war dieser in Braunschweig; als er am Abend des folgenden Tages wieder in Wolfenbüttel eintraf, fand er einen erst vor ein paar Stunden angekommenen, vom 5. datirten Brief des

1776 Erbprinzen, worin dieser ihn auf den Morgen des 6. zu sich bestellte, da er am 8. wieder verreisen müsse. Lessing hatte nur zu guten Grund, darin eine Finte zu sehen, um die Sache weiter zu verschieben. Er antwortete darauf sofort durch eine Staffette, aber was half es? der Erbprinz war ihm wieder auf längere Zeit verschwunden.

„Sie glauben nicht, meine Liebe, wie ärgerlich, verdrießlich und unruhig ich jetzt bin", schrieb er den 11. April an Eva. „Ich habe so viel zu arbeiten und kann nichts machen."

Darunter litt denn auch die Vorrede zu Jerusalems Aufsätzen, mit der er einst große Dinge sich vorgesetzt hatte. Jetzt suchte er blos in wenigen treffenden Zügen ein Bild des ernsten und zugleich warmen, männlich beherzten „jungen Grüblers" und edlen Menschen aufzustellen, wobei er auch die entfernteste Andeutung auf dessen Doppelgänger in „Werthers Leiden" mied. Wohlthuende Wärme adelt das kurze, so rührend des Vaters gedenkende Vorwort. Den Schluß der Sammlung bildeten wenige Bemerkungen über die Aufsätze, deren Inhalt er oft mit Jerusalem besprochen hatte. An die Ausführung anderer Pläne, wie „Nathans", des Lebens von Reiske, der Ausgabe Winckelmanns, der Benutzung seiner reichen Italienischen Beobachtungen und Studien, war gar nicht zu denken.

Trotz der beleidigenden Verschleppung zweifelte Lessing nicht am Willen des Erbprinzen, ihn in Wolfenbüttel zu halten, besonders da dieser kurz vor seiner Abreise mit dem Geheimerath von Féronce seinetwegen gesprochen hatte, und so bat er Eva, ihre Verbindung mit ihm ihren Brüdern zu erklären. Diese blieben nach Erledigung aller Schulden noch an Renten zwischen 400 bis 500 Thaler in Gold, wenn sie ihr Kapital auch nur zu vier Procent

berechnete. Leſſing rieth ihr, das Vermögen ihrer Kinder 1776
im Lande zu laſſen, um ſich dadurch den geſetzmäßigen Abzug zu erſparen; jedenfalls möge ſie auf die denſelben von ihrem Oheim geſchenkten 10000 Gulden, die nur nach vollſtändiger Ordnung ihrer Angelegenheiten an ſie fallen ſollten, ganz verzichten. Ihrer Einladung nach Hamburg konnte er nicht folgen, ehe der Erbprinz ſich entſchieden hatte, deſſen längeres Ausbleiben ihn immer mehr aufregte, da ein ſolches gefliſſentliches Hinterhalten ihm unwürdig, ja endlich, bei deſſen unberechenbarem Charakter, auch bedenklich ſchien. Dieſer wußte, daß er an Schulden litt, aber Leſſing ſollte fühlen, daß er von ſeiner Gnade abhänge. Das ſcharfe Wort Nathans: „Was iſt für einen Großen denn zu klein?“ verewigt des Erbprinzen ſchmähliches Benehmen.

„Wenn der Prinz nicht bald wiederkömmt und mich nicht bald aus meinen hieſigen Verlegenheiten reißt, ſo halte ich es nicht länger aus“, ſchreibt er den 16. Mai an Eva. „Ich gehe heute nach Braunſchweig.... Ich ſchreibe Ihnen von da aus, wenn mich alle die Verdrießlichkeiten, die mich erwarten, nicht verhindern.“

Damals beſuchte er mit Eſchenburg einen Buchladen, wo er den eben ohne Namen erſchienenen „Julius von Tarent“ des noch ganz unbekannten Dichters Leiſewitz fand. Er las das Stück mit großem Beifall, was nicht zu verwundern, da es ganz in ſeinem Sinne geſchrieben war und der Dichter ſich nach ſeiner „Emilia“ gebildet hatte. Er glaubte, es ſei von Goethe, den er von allen jüngern Dramatikern einzig ſchätzte, wogegen ihm Klingers Stücke von Grund aus zuwider waren. Auch in den Komödien von Lenz erkannte er dichteriſchen Geiſt. Als Eſchenburg gegen ſeine Vermuthung Bedenken erhob, erwiederte er:

1776 „Deſto beſſer! ſo gibt es außer Goethen noch ein Genie, das ſo etwas machen kann!“

Von Goethe waren unterdeſſen noch „Stella“ und ein paar Schauſpiele mit Geſang, ſowie die geiſtſprühenden Bemerkungen zu Merciers Buch über die Schauſpielkunſt erſchienen. Leſſing vernahm zu ſeiner Freude, daß Leiſewitz,

Abb. 40. Joh. Anton Leiſewitz.
Nach ſeinen „Sämmtlichen Schriften“ (1838).

der im vorigen November ſich als Advokat in Braunſchweig niedergelaſſen hatte, der Dichter des „Julius“ ſei. Den vierundzwanzigjährigen Hannoveraner hatte er ſchon einmal bei Zachariä getroffen und ſich mit ihm freundlich unterhalten. Leiſewitz war von großer, hagerer Geſtalt; aus ſeinem blaſſen, feinen Geſichte ſprach ſeine zarte Reizbarkeit und ein ſinniges Gemüth; er neigte zur Schwer-

muth, die ſich aber bei geiſtiger Anregung bald verlor, 1776
wo er leicht zu leidenſchaftlicher Aeußerung ſeiner Anſichten und heiterm Erguſſe ſich hinreißen ließ, auch Witz und Humor ſein ernſtes Weſen belebten. Die Bekanntſchaft ward bald ſehr innig, da Leiſewitz von früheſter Jugend an Leſſing verehrt hatte (als angehender Student hatte er ihn ſchon in Wolfenbüttel beſucht) und dieſer ſeine ſchöne Begabung, ſein tüchtiges Streben und Weſen immer mehr ſchätzen lernte.

„Ein ſolcher junger Mann und ein ſolches erſtes Stück ſind gewiß aller Aufmerkſamkeit werth",

ſchrieb er dem Bruder, dem er Leiſewitz, als dieſer im Juni nach Berlin reiſte, beſtens empfahl. Auch an Engel, Mendelsſohn, Nicolai und Ramler gab er ihm warme Empfehlungsbriefe.

Leſſing hielt ſich damals ſehr viel zu Braunſchweig auf.

„Ich mache gewöhnlich meinen Weg zu Fuße hin und her", ſchreibt er der Freundin am 5. Juni, „und wenn ich nichts dabei eſſe, befinde ich mich außerordentlich wohl. Solche Kur iſt wenigſtens ſehr wohlfeil."

Auf einem Garten bei Braunſchweig wollte er Pyrmonter Brunnen trinken. In demſelben Briefe konnte er ſeiner eben von einer ſchweren Krankheit geneſenden Eva mittheilen, daß er endlich den Erbprinzen geſprochen und mit ihm zufrieden ſein könne.

„Eigentlich zwar hat er nichts mehr gethan, als was er mir gleich anfangs durch den Herrn von Kuntſch antragen ließ; allein ſeine übrigen Aeußerungen ſchienen doch ſo aufrichtig zu ſein, daß ich nicht wüßte, warum er mich zum Beſten haben und mit leeren Hoffnungen hinhalten ſollte."

Auch hatte er darauf gedeutet, daß er, wenn er zur

1776 Regierung komme (der Herzog hatte eben einen Schlaganfall erlitten), ihn zu mancherlei brauchen werde.

„Das glaube ich ihm denn wohl auch", bemerkt Lessing, „und allenfalls ist es freilich einerlei, ob ich mich hier oder anderswo mit Versprechungen speisen lasse."

Von Dresden machte man ihm noch immer keinen bestimmten Antrag, und anbieten konnte er sich nicht. Das Schlimmste war jetzt, daß er den Vorschuß von 1000 Thaler in Gold nicht vor Johannis, dem Beginn des Kammerjahres, erhielt, und so seine Schulden erst dann bezahlen konnte. Am 2. Juni war durch den Tod der hinterlassenen Tochter des Geheimerath von Börner ein herzogliches Haus leer geworden, auf das Lessing nach dem Versprechen einer freien Wohnung nächsten Anspruch hatte. Es lag an der Südostseite des Schlosses, zwischen diesem und dem sogenannten kleinen Schlosse. Der Herzog hatte Lessing auch den Hofrathstitel verliehen, obgleich er „sehr Deutsch herausgesagt, wie wenig er sich daraus mache". Am 17. theilte dieser dem Geheimerath Féronce seinen Beschluß mit, die Besoldung des Hofraths Lessing vom nächsten Kammerjahre an auf 909 Thaler (800 Thaler in Gold) zu erhöhen. Als Lessing Féronce die Quittung über den Vorschuß übersandte, der in den nächsten acht vierteljährlichen Terminen abgezogen werden sollte, schrieb er diesem bezüglich einer mißliebigen Bemerkung:

„Ich bin mit der ersten Einrichtung Sr. Durchlaucht des Erbprinzen vollkommen zufrieden, und es schmerzt mich äußerst, wenn in meinem letzten Schreiben an Ew. Excellenz sich etwas gefunden, woraus man abnehmen könne, daß ich fähig sei, durch Vorspiegelung meiner Bedürfnisse Se. Durchlaucht zu etwas zu vermögen, was Sie nicht zu thun gesonnen gewesen. Schon die Vermehrung von Gehalt habe ich nur in der Aussicht annehmen dürfen, die ich Sr. Durch-

laucht mit zu verstehen gegeben, daß die Zeit kommen könne, da ich 1776
brauchbar sein werde. Aber nun gar auf diese Hoffnung hin, die vielleicht auf immer nur eine bloße Möglichkeit zum Gegenstande behält, ein so beträchtliches Geschenk [die Niederschlagung des Vorschusses und den neuen Vorschuß] annehmen, das hieße die Gnade seines Herrn auf die schändlichste Weise mißbrauchen. Ich schweige von der Verlegenheit, in der ich mich selbst auf immer dabei befände."

Lessing mußte hier sich zum höfischen Tone verstehen, aber die Andeutung der Täuschung wies er mit Entschiedenheit zurück. Die rasche Rückzahlung des Vorschusses war jedenfalls für ihn sehr beschwerlich, da ihm bei derselben von seinem Gehalte diese zwei Jahre über nicht mehr als 300 Thaler in Gold blieben, wobei ganz sicher vorauszusehen, daß er bald wieder in neue Noth gerathen werde. Aber dies mochte dem Erbprinzen eben recht sein.

Von dem zur Bezahlung seiner Schulden erhaltenen Vorschusse sandte er sofort seiner kranken Mutter 10 Louisd'or mit der fröhlichen Nachricht, er sei in seinen Umständen so weit verbessert, daß er, wenn er in Zukunft seine Pflicht nicht besser beobachtete, keine Entschuldigung hätte. Aber der Schwester gab er einen „Ausputzer" wegen der Lieblosigkeit, mit welcher sie sich über Karl geäußert, weil dieser augenblicklich nicht im Stande war, der Mutter die bisherige Unterstützung zu schicken.

„Weil der arme Junge itzt nicht kann, muß er denn darum schlechter denken, als er sonst gedacht hat? Er will heiraten, und da thut er recht daran. Aber was erfordert eine solche Veränderung nicht! ... Wenn er nun todt wäre? Oder will ihn die Schwester lieber zu Tode kränken, weil er doch nicht helfen kann? Doch das will sie gewiß nicht, und so böse meint sie es nicht. Aber was will sie denn mit ihrem Nergeln und Schmähen?"

Leider war es ihm unmöglich, vor dem August nach Hamburg zu kommen. Er hatte nun (zu nichts anderm

1776 hatte er in seiner Mißstimmung gelangen können) den Druck des vierten Stückes der „Beiträge" begonnen, das nichts als fünf „Fragmente" des Unbekannten nebst Lessings „Gegensätzen" bringen sollte. Jetzt endlich war er voll entschlossen, mit den Bedenken seines Freidenkers hervorzurücken, um zu der von den Theologen vernachlässigten Untersuchung der christlichen Ueberlieferung anzuregen, wobei ihm schon das Zurückgehen auf das Christenthum der vier ersten Jahrhunderte vorschwebte. Die gedruckten Bogen der „Fragmente" sandte er an Reimarus, dem er seine baldige Ankunft in Hamburg meldete. Diesem, der wegen der Veröffentlichung bedenklich war, da sein Vater diese so bald nicht gewünscht hatte, schrieb er:

„Was geschehen soll, muß bald geschehen oder niemals; was hilft es, wenn der Pfeil erst dann abprallt, wenn das Ziel verrückt ist?"

Am 5. August kam er endlich mit Eschenburg in Hamburg an, wo er nach Evas Rath im Kaiserhofe auf dem Neß seine Wohnung nahm. Die Freundin wohnte mit ihrer Tochter und Fritz dem Kaiserhofe gegenüber auf zwei Zimmern. Mit ausschweifender Freude erwartete sie den Ersehnten, den sie in fünf Vierteljahren nicht gesehen hatte. Lessing lernte diesmal Schuback, den vortrefflichen Freund und Rathgeber seiner Eva, und dessen ihr außerordentlich gewogene Gattin kennen, bei der sie zu ihrer Erholung auf dem Landgute zu York im „alten Lande", zwischen Stade und Harburg, gewesen war. Diese Freunde waren die einzigen, welche in das Geheimniß ihrer Liebe eingeweiht wurden. Lessing versprach, baldmöglichst die Geliebte abzuholen, spätestens am 23. September, und in Wolfenbüttel alles zu ihrer Einrichtung zu besorgen, auch eine schon in Aussicht genommene Familienwohnung

zu miethen, da die ihm bestimmte zur Zeit noch nicht ge- 1776
räumt sein werde. Nahm ihn zu Hamburg auch Eva, die sich von der Gesellschaft zurückgezogen hatte, ganz besonders in Anspruch, so konnte er doch die vielen alten Freunde nicht ganz vernachlässigen. Die Verbindung mit Klopstock war freilich keineswegs sehr innig, nur in der Altdeutschen Dichtung fanden beide einen Vereinigungspunkt. In einer Gesellschaft bei Büsch traf er den fünfundzwanzigjährigen derben Mecklenburger Joh. Heinr. Voß, der damals noch in dem vor vier Monaten von Claudius verlassenen Wandsbeck wohnte. Der mit Klopstock und dem Göttingischen Bunde befreundete Herausgeber eines „Musenalmanachs" hatte sich schon als Dichter einen Namen verschafft, aber seine Studien galten jetzt besonders den Alten. Eben hatte er Platos „Apologie" übersetzt. Am 9. schrieb Voß seiner Braut:

„Lessing hat ein paar Augen, wie ich sie noch nie gesehen habe, recht ein paar Tigeraugen [in einem andern Briefe spricht er von „rechten Geieraugen"]; er sieht überhaupt sehr gut aus."

Den andern Tag besuchten Klopstock und Voß ihn im Gasthofe. Voß fand ihn herzlicher, als er ihn sich vorgestellt. Derselbe berichtet, wie sie Stunden lang zusammen auf dem Jungfernstieg gewandelt, aber Klopstock sei gegen Lessing zurückhaltend gewesen; doch zog dieser auch diesmal den Gast oft zu dessen Aerger in ein Fenster, um mit ihm literarische Angelegenheiten zu besprechen. Am 12. erwartete Voß Lessing und Eschenburg zu Wandsbeck; diese würden Klopstock begleiten, der dort eine Stelle zum Baden aufsuchen wollte, wenn ihnen „die empfindsamen Weiber nur Frieden ließen". Auch mit dem großthuerischen Zimmermann, der eben von Eutin kam, traf Lessing diesmal wieder zusammen.

Kurz vor seiner Abreise erhielt Eva die Nachricht, man

1776 hatte er in seiner Mißstimmung gelangen können) den Druck des vierten Stückes der „Beiträge" begonnen, das nichts als fünf „Fragmente" des Unbekannten nebst Lessings „Gegensätzen" bringen sollte. Jetzt endlich war er voll entschlossen, mit den Bedenken seines Freidenkers hervorzurücken, um zu der von den Theologen vernachlässigten Untersuchung der christlichen Ueberlieferung anzuregen, wobei ihm schon das Zurückgehen auf das Christenthum der vier ersten Jahrhunderte vorschwebte. Die gedruckten Bogen der „Fragmente" sandte er an Reimarus, dem er seine baldige Ankunft in Hamburg meldete. Diesem, der wegen der Veröffentlichung bedenklich war, da sein Vater diese so bald nicht gewünscht hatte, schrieb er:

„Was geschehen soll, muß bald geschehen oder niemals; was hilft es, wenn der Pfeil erst dann abprallt, wenn das Ziel verrückt ist?"

Am 5. August kam er endlich mit Eschenburg in Hamburg an, wo er nach Evas Rath im Kaisershofe auf dem Neß seine Wohnung nahm. Die Freundin wohnte mit ihrer Tochter und Fritz dem Kaisershofe gegenüber auf zwei Zimmern. Mit ausschweifender Freude erwartete sie den Ersehnten, den sie in fünf Vierteljahren nicht gesehen hatte. Lessing lernte diesmal Schuback, den vortrefflichen Freund und Rathgeber seiner Eva, und dessen ihr außerordentlich gewogene Gattin kennen, bei der sie zu ihrer Erholung auf dem Landgute zu York im „alten Lande", zwischen Stade und Harburg, gewesen war. Diese Freunde waren die einzigen, welche in das Geheimniß ihrer Liebe eingeweiht wurden. Lessing versprach, baldmöglichst die Geliebte abzuholen, spätestens am 23. September, und in Wolfenbüttel alles zu ihrer Einrichtung zu besorgen, auch eine schon in Aussicht genommene Familienwohnung

zu miethen, da die ihm bestimmte zur Zeit noch nicht ge- 1776
räumt sein werde. Nahm ihn zu Hamburg auch Eva, die sich von der Gesellschaft zurückgezogen hatte, ganz besonders in Anspruch, so konnte er doch die vielen alten Freunde nicht ganz vernachlässigen. Die Verbindung mit Klopstock war freilich keineswegs sehr innig, nur in der Altdeutschen Dichtung fanden beide einen Vereinigungspunkt. In einer Gesellschaft bei Büsch traf er den fünfundzwanzigjährigen derben Mecklenburger Joh. Heinr. Voß, der damals noch in dem vor vier Monaten von Claudius verlassenen Wandsbeck wohnte. Der mit Klopstock und dem Göttingischen Bunde befreundete Herausgeber eines „Musenalmanachs" hatte sich schon als Dichter einen Namen verschafft, aber seine Studien galten jetzt besonders den Alten. Eben hatte er Platos „Apologie" übersetzt. Am 9. schrieb Voß seiner Braut:

„Lessing hat ein paar Augen, wie ich sie noch nie gesehen habe, recht ein paar Tigeraugen [in einem andern Briefe spricht er von „rechten Geieraugen"]; er sieht überhaupt sehr gut aus."

Den andern Tag besuchten Klopstock und Voß ihn im Gasthofe. Voß fand ihn herzlicher, als er ihn sich vorgestellt. Derselbe berichtet, wie sie Stunden lang zusammen auf dem Jungfernstieg gewandelt, aber Klopstock sei gegen Lessing zurückhaltend gewesen; doch zog dieser auch diesmal den Gast oft zu dessen Aerger in ein Fenster, um mit ihm literarische Angelegenheiten zu besprechen. Am 12. erwartete Voß Lessing und Eschenburg zu Wandsbeck; diese würden Klopstock begleiten, der dort eine Stelle zum Baden aufsuchen wollte, wenn ihnen „die empfindsamen Weiber nur Frieden ließen". Auch mit dem großthuerischen Zimmermann, der eben von Eutin kam, traf Lessing diesmal wieder zusammen.

Kurz vor seiner Abreise erhielt Eva die Nachricht, man

1776 gedenke Leſſing unter günſtigen Bedingungen nach Mannheim zu ziehen; ſchon ſei der Buchhändler Hofkammerrath Schwan, der ſich ſehr für die Hebung der Deutſchen Literatur bemühte, auf dem Wege nach Wolfenbüttel, um ihn zu gewinnen. Ihre Erwartung war äußerſt geſpannt. Als Leſſing am 30. nach Braunſchweig zurückkehrte, vernahm er, dieſer werde erſt nächſter Tage ankommen. Den 5. September traf er ein. Leſſing ging auf ſeine Einladung ſofort nach Braunſchweig, nahm ihn aber am folgenden Tage mit nach Wolfenbüttel. Schwan brachte ihm das Diplom als ordentliches Mitglied der Mannheimer Akademie und trug ihm ein Jahrgehalt von 100 Louisd'or unter der Verpflichtung an, daß er wenigſtens alle zwei Jahre der öffentlichen Verſammlung gegen Entſchädigung der Reiſekoſten beiwohne und jährlich eine Abhandlung liefere, wobei man die Hoffnung äußerte, er werde bei ſeiner Anweſenheit in Mannheim ſeinen Rath in Betreff des dortigen neuen Nationaltheaters nicht vorenthalten. Schon im nächſten Januar oder Februar wollte er nach Mannheim kommen. Gern hätte ihn der Kurfürſt mit einem Gehalte von 2000 Gulden nach Mannheim gezogen, wenn er nicht vorausgeſehen, daß er ſeine bisherige Stellung nach der vor kurzem erfolgten Verbeſſerung nicht wohl verlaſſen könne. Leſſing unterließ nicht, dem Miniſter von Hompeſch ſeinen Dank für die unerwartete Ehre in kabinetsmäßigen Wendungen auszuſprechen. Seinen Herzog bat er um die Erlaubniß zur Annahme des Antrags. Dieſer bewilligte ſie ihm gern, auch den Urlaub zur Mannheimer Reiſe, mit dem bedeutſamen Zuſatze: „ſo weit derſelbe, wie vorauszuſehen, bei ſeinen jetzigen und ſeinen ihm dermaleins zu beſtimmenden Geſchäften ſtatthaben kann.“

Die nothwendigen Einrichtungen verzögerten Leſſings 1776
Reiſe nach Hamburg bis zum Oktober. Den dringenden Bitten der Frau Schuback, die Hochzeit auf ihrem Landgute in York zu halten, hatte er endlich nachgegeben, doch nur unter der Bedingung, daß außer dem Schwager ſeiner Eva nur Schubacks Verwandte dabei zugegen ſeien, dieſe auch ohne alle Umſtände begangen werde; er ſelbſt ließ ſich nicht einmal einen neuen Rock dazu machen, doch durfte er die von ſeiner künftigen Stieftochter Amalia für ihn angefertigten Beinkleider und Weſte nicht ablehnen. Selbſt Bruder Karl wurde nicht zur Hochzeit eingeladen, ja Leſſing verſchwieg dieſem ſeine bevorſtehende Heirat aus einer eigenen Scheu. Er miethete vorab monatweiſe den erſten, ganz möblirten Stock des Eva früher bezeichneten, in der Nachbarſchaft gelegenen Hauſes, worin er aber ſchwerlich mit wohnen könne. Das ihm beſtimmte Haus ſchien ihm, nachdem er es näher in Augenſchein genommen, zu klein und zu altväteriſch, weshalb er Eva vorſchlug, in die Stadt zu ziehen, wo ſehr gute und ſchöne Häuſer billig zu miethen ſeien; aber Eva wollte dieſe ſeine Dienſtwohnung, wäre ſie auch noch ſo klein und altväteriſch, mit keinem Palaſt in der Stadt vertauſchen, weil ſie dadurch die Erlaubniß verlieren würde, ihn in der gegenüberliegenden Bibliothek zu beſuchen. Sehr zur Unzeit kam ihm, trotz ſeiner Gaſtfreundlichkeit, während er ſeine neue Einrichtung eifrig betrieb, ein dreitägiger Beſuch Gleims mit ſeiner Nichte. Auch ſah er zu ſeinem Verdruſſe aus der Antwort von Hompeſch, daß dieſer mehr von ihm verlangte, als ihm Schwan geſagt, ja er drang auf ſein raſcheres Erſcheinen in Mannheim und gab ihm den Auftrag, ſechs Schauſpieler für beſtimmte Rollen ſchon auf den November zu ſchaffen,

1776 was in der kurzen Zeit und ohne jede genauere Anweisung kaum möglich war, wie Lessing dem Minister am 27. erklärte. Dennoch wandte er sich deswegen sogleich an Bruder Karl.

Am 5. Oktober reiste Lessing über Celle nach Buxtehude, wo Eva ihn nach York abholte. Dort fand am 8. in Schubacks Hause die Trauung durch den Pfarrer von Borstel statt. Nach kurzem Aufenthalte fuhren die nach so langem Harren glücklich Verbundenen, die drei Kinder, die fünfzehnjährige Amalia, Engelbert und Lessings Pathe Fritz, der eine elf, der andere acht Jahre alt, mit Lessings Bedientem in dem neu angekauften Reisewagen, Lessing und Gattin in ihrem Wienerwagen nach Wolfenbüttel, wo sie in den etwas beschränkten Räumen auf dem obern Stocke des am Schloßplatze, der Bibliothek gegenüber gelegenen Meißnerschen Hauses (des jetzigen Konsistoriums) sich bald wohnlich einrichteten. Der neunzehnjährige Sohn Theodor war noch in Landau, einer längern Kur wegen. So hatte sich Lessing endlich in seinem siebenundvierzigsten Jahre ein glückliches Daheim in der Liebe einer mit herzlicher Innigkeit und reiner Verehrung an ihm hängenden, durch zarte Weiblichkeit, entschlossenen Muth und klare Einsicht ausgezeichneten Frau gegründet, die ihm das Leben auf jede Weise erheiterte und verschönte: aber nur zu bald wurde ihm dieses herzige Glück grausam entrissen.

Zehntes Buch.

Letzter Kampf.

1.

In den wenigen ihm noch verliehenen Jahren 1776
sollte Leſſing trotz allen Unglücks die höchſten Triumphe im Felde der religiöſen Aufklärung und der geiſtigen Ausbildung feiern und zugleich der Deutſchen Bühne ein künſtleriſch vollendetes Werk von tiefſtem Gehalte und nachhaltigſter Wirkung liefern, dem keine Literatur ein gleiches an die Seite zu ſtellen hat. Bis zum letzten Hauche ſeines vor der Zeit gebrochenen, traurig hinſiechenden Lebens war er unermüdet beſtrebt, den durch die Herausgabe der „Fragmente“ angeregten Kampf durchzuführen; den herrſch- und ehrſüchtigen Zionswächter vernichtete er durch unabläſſige Scharmützel, die er mit einer ſcharfen und luſtigen Polemik ohne Gleichen lieferte; den Männern der Wiſſenſchaft gegenüber bewährte er neben der eingehendſten Kenntniß ſeinen in die Tiefe dringenden Geiſt, ja er leitete den Kampf auf ein höheres Gebiet, indem er es wagte,

1776 alle Religionen nur als zu ihrer Zeit und in ihrem Volke berechtigte Phasen des Glaubens an die unbegreifliche, über uns waltende Macht darzustellen, und er legte so den Grund zu einer Religionsgeschichte. Brachte auch dieser mit gleicher Einsicht und Tapferkeit geführte folgenreiche Streit ihm die schlimmsten, sein Leben verbitternden Beschwerden, entfremdete ihm viele, regte die Geistlichkeit und die unverständige Menge gegen ihn als Ketzer auf, so hingen doch manche Freunde dem edlen, der Wahrheit mit unerschütterlichem Muthe und ewig hellem Geiste nachspürenden Manne mit treuer Seele an, ja er gewann sich neue Verehrer und Bewunderer unter den Besten. Freilich wurden seine letzten Jahre neben der äußern Noth durch arges Körperleiden und Abnahme seines Geistes getrübt und gestört, doch bewahrte ihn sein Schicksal vor langem Krankenlager und völligem Schwinden seiner Geisteskraft.

Welch ein anderes Leben hatte ihm seine Verbindung mit Eva geschaffen! Statt der traurigen Einsamkeit im weiten Schlosse sah er sich in den beschränkten Räumen von einer herzlich geliebten, verständigen, stets für ihn besorgten Frau und ihren seit vielen Jahren an ihm als zweitem Vater hängenden Kindern umgeben, von denen besonders Malchen und sein Pathe Fritz ihm ans Herz gewachsen waren. Wie gern spielte und scherzte er mit den Kindern, wie herzlich erging er sich im trauten Familienkreise, wie lieblich wurde ihm hier jede Sorge von der Seele, jede Wolke von der Stirn gescheucht! Seiner Eva durfte er alles, was ihn drückte, frei vertrauen und ihres innigen Verständnisses, ihres einsichtigen und treuen Rathes versichert sein. Und wenn er sich unwohl fühlte, genoß er eine Pflege, wie er sie so lange vermißt hatte. So ver-

breitete sich bei aller Sorge, die ihm seine noch immer be- 1776
schränkte Lage (die neue Einrichtung hatte ihm viel gekostet) und das sich sonderbar anlassende Verhältniß zu Mannheim machten, eine große Heiterkeit über seine Seele, die ihm auch zu seinen Arbeiten die beste Stimmung gab. Hoffnungsvoll schaute er in die Zukunft, da sein Haushalt nun so ordentlich und vernünftig geführt werde, daß auch noch etwas übrig bleibe.

„Wir beide", schrieb er seinem verlobten Bruder Karl, „werden nicht eher gute Haushalter, bis wir es jemandem zu Gefallen thun."

Die für den vierten „Beitrag" bestimmten fünf neuen Fragmente lagen gedruckt vor: zwei waren allgemeinern Inhalts, „Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln" und „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können"; zwei bezogen sich auf das alte Testament, von denen eines über den Durchgang der Israeliten durch das Rothe Meer handelte, das andere bewies, daß die Bücher desselben keine Religionsoffenbarung seien; den Schluß bildete die entschiedenste Verdächtigung der Auferstehungsgeschichte. Die bedeutungsvollen, den „Fragmenten" beigefügten „Gegensätze" sind die Frucht der ersten Monate seines Eheglückes. Er wollte damit, wie er selbst bemerkte, „dem ersten panischen Schrecken steuern, der einen kleinmüthigen Leser befallen könnte", und einige Gedanken äußern, die sich ihm dabei aufgedrungen. Alle Einwürfe, die man gegen die Bibel machen könne, seien bisher noch nicht erhoben, viel weniger beantwortet worden; großentheils sei das eine so elend wie das andere geschehen. Nach seiner Ansicht sei der Verfasser der „Fragmente" dem Ideale eines echten Bestreiters der Religion nahe gekommen, und er wünsche nur, daß dieser bald einen Mann erwecken

1776 möchte, der dem Ideale eines echten Vertheidigers ebenso nahe komme. Aber die Religion selbst würde auch alsdann, wenn nichts Befriedigendes auf diese Angriffe zu erwiedern wäre, nicht leiden, da der Buchstabe nicht der Geist, die Bibel nicht die Religion sei; unmöglich beruhe auf den Schriften des Kanons der ganze Werth des Christenthums, das schon bestanden, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben, das sich so segensreich bewährt habe. Bei Besprechung des ersten „Fragments" wandte er sich nach seiner uns bekannten Anschauung gegen die neumodischen Theologen, die nur vom innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben predigten, bei denen die Offenbarung eben nichts offenbare. Ganz einverstanden erklärte er sich mit dem im zweiten „Fragmente" gelieferten Beweise der Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf gegründete Art glauben könnten; daraus folge aber keineswegs, daß es gar keine Offenbarung gebe, vielmehr habe die höchste Weisheit und Güte denjenigen Weg gewählt, auf welchem die meisten Menschen in der kürzesten Zeit des Genusses derselben theilhaft würden. Von dem Durchgang der Israeliten durch das Rothe Meer gab Lessing eine eigene Erklärung, die sich aber nach dem Grundtexte nicht halten läßt; freilich hätten die Orthodoxen die Pflicht, hier an einem Wunder festzuhalten. Bei Gelegenheit des vierten „Fragments" gab er die 53 ersten seiner im ganzen 100 Paragraphen enthaltenden „Erziehung des Menschengeschlechts", aus der er schon einige Gedanken wörtlich benutzt hatte. Er bemerkte dabei, die Handschrift dieses Aufsatzes, der die ersten Linien eines ausführlichen Buches enthalte, sei unter einem gewissen Kreise vor einiger Zeit herumgegangen. Die Indiskretion der Mittheilung wisse er zu verantworten; er

sei überzeugt von der Lauterkeit des Verfassers, der beim 1776
ersten Anblick viel heterodoxer scheine, als er wirklich sei. Der hier vorliegende, mit dem Erscheinen von Christus endende erste Theil ist gerade zum Zwecke dieser „Gegensätze" geschrieben, dagegen der noch herrlichere, auf dieser Grundlage beruhende zweite wohl erst später ausgeführt. Das alte Testament wurde hier als ein Elementarbuch für ein kindisches Volk aufgefaßt, das deshalb nur Anspielungen und Fingerzeige auf die Unsterblichkeit der Seele enthalte. Die Fassung dieses Aufsatzes war so knapp und spiegelhell, wie der Grundgedanke mit Sokratischer Einfachheit und leuchtender Klarheit entwickelt. In Bezug auf die im letzten „Fragment" nachgewiesenen Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte behauptete Lessing, diese beruhten auf Abweichungen nicht der Zeugen, sondern der Erzähler, wenigstens sei nicht nachzuweisen, daß wahre Widersprüche unter den Zeugen selbst vorhanden gewesen; wer solche leugne, könne sich darauf berufen, daß der große Proceß, welcher von den Aussagen der Zeugen abgehangen, gewonnen sei, da das Christenthum gesiegt habe.

Nur durch ein kurzes Unwohlsein und die traurigen Nachrichten von der schmerzlichen Krankheit der dem Tode sich entgegensehnenden Mutter wurde seine Heiterkeit getrübt. Auf dringende Bitte der Schwester schickte er dieser am 27. November „so viel, als er eben bei der Hand hatte"; mehr solle sie haben, sobald er von Mannheim zurück sei, wo er seine Pension erheben wolle. Er ahnte trotz des wunderlichen Benehmens von Hompesch nicht, daß man diese ihm unter der Hand eskamotiren werde. Auf seine entschiedene Ablehnung, zur Einrichtung des Theaters mit zu helfen, nahm dieser keine Rücksicht; der Zahlung der

1777 ihm als Lockspeise gezeigten Pension gedachte der edle Finanzminister mit keinem Worte. Am 13. hatte dieser ganz unverfroren geschrieben, da man in Mannheim auf seine mitwirkende Einsicht und Kenntniß rechne, wolle man ihm auch die zweckmäßigsten Mittel überlassen; deshalb möge er nach Gutbefinden mit den anzunehmenden Schauspielern abschließen. Weder von Vorschuß, noch von Reisekosten, noch von der Dauer des Vertrages war die Rede: Lessing sollte alles thun, ohne irgend einen Rückhalt, obgleich er ihm geradezu gesagt hatte, daß er zur Ausrichtung des Auftrags wenig im Stande sei. Mit möglichster Höflichkeit deutete er dem Minister jetzt sein Bedenken an, bestimmter sprach er es in einem Briefe an Schwan aus; bei seiner Anwesenheit in Mannheim hoffe er Hompesch zu überzeugen, daß er ihm nichts weiter auftragen könne, als wozu er sich verpflichtet habe. Da aber Seyler in Dresden ihm seinen Wunsch, nach Braunschweig oder Mannheim zu kommen, vertraut hatte, empfahl er diesen an Hompesch und Schwan. Noch im December wollte er nach Mannheim reisen, nachdem er seine Frau den Braunschweigischen Freunden vorgestellt hatte, doch die Vollendung seines vierten „Beitrags" hielt ihn in Wolfenbüttel zurück. Am 8. Januar schrieb er dem Bruder, künftige Woche reise er nach Mannheim, er wollte aber, daß er schon wieder zurück wäre; denn es schaudere ihn, wenn er nur daran denke, daß er sich wieder mit dem Theater werde bemengen müssen. Die Abreise verschob sich bis zum 17.

In Mannheim war die Bühne erst mit dem neuen Jahre, bezeichnend genug mit dem Lustspiele „Der Schein betrügt", eröffnet worden. Mit einem viel zu kleinen Personal spielte man dreimal die Woche. Lessing fand bei

Schwan die freundlichste Aufnahme; in dem bei ihm sich ver- 1777
sammelnden gebildeten Kreise traf er reiche Unterhaltung. Besonders nahe kam er dem durch seine Idyllen und Balladen bekannten frischen, schönen und kräftigen, aus großen und feurigen Augen ihn anschauenden, leidenschaftlich glühenden sechsundzwanzigjährigen Maler und Dichter Friedrich Müller aus Kreuznach, der bei Hofe eine Anstellung suchte. Dieser hatte auch auf Wunsch ein Gutachten über die Einrichtung des neuen Nationaltheaters abgegeben. Müller nahm Lessing mit begeisterter Seele auf. Er trug sich eben mit einer Dramatisirung von Fausts Leben, aus dem er bereits eine „Situation" hatte erscheinen lassen. Hierüber kam es zu eingehenden Gesprächen, wobei Lessing auch seiner eigenen beiden Entwürfe eines „Faust" gedachte. Hompesch empfing Lessing mit höfischer Artigkeit und ließ sich seine Vorschläge mittheilen. Man solle, meinte Lessing, Seyler und Frau, Großmann, Brandes und Frau, Borchers und Thering annehmen, dann auch etwa noch sieben bis acht der besten jetzigen Schauspieler beibehalten; die jungen Pfälzer, die man heranziehen wolle, möge man nicht allein probeweis verwenden, sondern auch zuweilen kleine Stücke spielen lassen. Das Theater solle unter der Aufsicht des Hofes stehen, doch könne man die ökonomische Verwaltung füglich Seyler übergeben. Sowohl für die Deutsche Akademie wie für das Deutsche Theater wäre es äußerst förderlich, wenn jene die künstlerische und sittliche Leitung der Bühne übernähme, die Stücke vorschlüge, die Rollen vertheilte, die richtige Deklamation und Aussprache überwachte; dazu solle man einen Ausschuß von sechs bis sieben Mitgliedern ernennen, dem er selbst auf Verlangen seine Meinung mitzutheilen bereit sei. Zu weiterer Mitwirkung könne er sich

1777 jetzt so wenig verpflichten, wie er es früher gethan habe, was dem Minister wohl bekannt sei. Dieser aber hielt den einzigen Mann auf unverantwortliche Weise hin; von der versprochenen Zahlung der 100 Louisd'or war keine Rede. Auch fehlte es nicht an Unschicklichkeiten. Bei einer Theatervorstellung, zu der man Lessing besonders eingeladen, hatte man ihn das Eintrittsgeld zahlen lassen. Als der Kassirer deshalb eine Rüge empfangen, schickte er Lessing mit Entschuldigung seinen Gulden zurück, den dieser lächelnd dem Boten schenkte, da er wußte, wer die Schuld trug. Gegen den Fremden hatte sich in Mannheim eine Pfälzische Partei gebildet, die sich seiner gern entledigt hätte; ihr Einfluß reichte bis zum Kurfürsten und dem Minister, der durch das schlechte Spiel des Hinhaltens von Lessing loszukommen suchte. Dieser, der endlich des Wartens müde ward, begab sich zu seinen Verwandten nach Heidelberg. Müller suchte vergebens die Erfüllung des Lessing gemachten Versprechens zu erwirken. Am 1. März schrieb Lessing diesem:

„Ich danke Ihnen für alle die freundschaftlichen Bemühungen recht herzlich. Aber Abwarten ist das einzige, was ich bei der Sache thun kann; denn ich will mich schlechterdings nicht aus meinem Vortheil geben und aus dem Gebetenen der Bittende werden. Der Minister weiß meine Lage, und einerlei Einmaleins haben wir auch. Ich bleibe bis Montag früh [den 3.] noch in Heidelberg; länger aber kann ich nicht bleiben. Geschieht indeß etwas, was mich von seinem Ernste mehr versichert, als ich zur Zeit noch sein kann, wohl gut: geschiehet nichts, auch gut. Und Sie werden sehen, es wird nichts geschehen.... Ist ihm denn auch kein Wort entfahren, Sie betreffend? O, wenn er sich auch darüber nicht ausgelassen hat, so glauben Sie nur gewiß, mein lieber Müller, daß wir es blos mit einem Finanzminister zu thun haben! Dergleichen Mann mag auch gut sein; er ist es nur nicht für uns."

Obgleich sich seine Abreise verzögerte, erhielt er doch

in Heidelberg keine Antwort. Die gegen ihn verschworene 1777
Partei hatte einige Aeußerungen erhorcht, die er bei seinen Verwandten und ihren Freunden gethan, und sie, wohl entstellt, zu Ohren des Kurfürsten gebracht, der dadurch noch mehr gegen ihn verstimmt wurde. Aber der Minister hätte bei gutem Willen dieser Verdächtigung entgegentreten sollen und als Ehrenmann den Kurfürsten an sein Versprechen erinnern müssen, das auch einen geringern Mann als einen Fürsten binde. Sonderbarer Weise hören wir gar nicht, daß der Minister den aus der Fremde berufenen großen Dramatiker dem Kurfürsten vorgestellt.

Als Lessing in höchstem Unwillen mit seinem wiederhergestellten Stiefsohne Theodor nach Wolfenbüttel zurückkehrte, empfing ihn die Kunde von dem am 7. erfolgten Tode seiner Mutter. Dieser schmerzte ihn um so tiefer, je mehr er sich bewußt war, wie wenig er zu ihrer Unterstützung in ihrer unverschuldeten Noth hatte beitragen können. Der hinterlassenen Schwester schrieb er:

„Die beste Art, über sie zu klagen, glaube ich, ist, dich nicht zu vergessen, die du ihr die letzten Jahre ihres Lebens so erträglich gemacht hast, indem du dich für uns alle deiner Pflicht aufgeopfert. Nimm indeß gegenwärtige Kleinigkeit, die du vielleicht zu den Kosten der Leichenbestattung noch wirst nöthig haben, und sei versichert, daß bald mehr folgen soll."

Um die versprochene Pension war er durch Hompesch's Wortbruch gekommen. Dessen Antwort traf nun endlich ein. Von den Lessing angetragenen und von ihm angenommenen 100 Louisd'or sagte er keine Silbe. Was gilt so vornehmen Herren Manneswort und Mannestreue! Der von Lessing erbetene freie Abzug seiner Frau, hieß es, stoße auf zu viele Schwierigkeiten; nicht einmal von Erstattung der Reisekosten war die Rede. Hompesch wiederholte nur

1777 seinen alten Antrag, den Lessing bereits abgelehnt hatte und, wie der Minister wußte, nicht annehmen konnte, gegen einen Gehalt von 2000 Gulden in Dienste des Kurfürsten zu treten, nach dem Bericht von Bruder Karl mit dem Charakter Regierungsrath und der Oberkuratel der Universität Heidelberg. Nähme er diesen Antrag nicht an, so würden seine auf ihn gebauten Schlösser zertrümmert, wagte Hompesch ihm zu sagen. Lessing erwiederte auf die einem so nichtswürdigen Betragen gebührende Weise. An Schwan schrieb er ein paar Tage später, der Brief des Ministers sei wieder „so weit ausseh end, so um den Brei geh end, kurz so ministerialisch", daß er wohl in Jahr und Tag keinen Brief von ihm erhalten würde, wollte er das Ende einer Sache abwarten, die vielleicht nie bestimmt gewesen, ein Ende zu haben. Das Nähere solle ihm Müller mittheilen.

„Es kann nicht fehlen", fügte er hinzu, „daß die meisten Stimmen in Mannheim itzt nicht gegen mich sein sollten, besonders da, wie ich höre, die beiden angekommenen Schauspieler so schlecht ausgefallen sind. Denn wie viele wissen so, wie Sie, daß ich diese Personen gar nicht als gut rekommandirt habe? Und der Herr von Hompesch darf meine Briefe nur noch einmal lesen, um meinen Geschmack nach diesen Leuten nicht zu beurtheilen. Sie sollten die Zahl nur voll machen helfen, zu einer Zeit, als ich ihm Schauspieler blasen sollte. Nur die Frau habe ich einmal spielen sehen, und da machte sie ihre Rolle so so. Wie aber ein mittelmäßiger Schauspieler, wenn er vor ein neues Publikum tritt, und besonders vor ein Publikum wie das Mannheimsche, elend scheinen kann, begreife ich sehr wohl. Ich begreife sogar, wie den Mannheimern wirklich gute Akteurs nur als sehr mittelmäßig vorkommen werden."

Hompesch wollte sich pfiffig aus dem Handel ziehen. Einleuchtend sei Lessings Bedenklichkeit, seine dermalige günstige Lage mit einer andern zu vertauschen, schrieb er am 7. April, wie patriotisch auch das Verlangen gewesen, einen Lessing für die Pfalz auf eine dauerhafte Art zu ge-

winnen. Ja er entblödete sich nicht, zu behaupten, Lessing 1777
habe eine stete Pension mit der Verbindlichkeit, jährlich nach Mannheim zu reisen, abgelehnt; dazu schob er ihm das Versprechen unter, wenigstens von Zeit zu Zeit Mannheim zu besuchen und dort „zur Beförderung der Wissenschaften und Künste das Gehörige beitragen" zu wollen. Der Kurfürst werde „gewiß nicht entstehen", ihn nicht allein schadlos zu halten, sondern auch seine Bemühungen auf eine Höchstderoselben würdige Weise zu erkennen. Ja er schloß damit, Lessing verliere durch den Wegfall der jährlichen Reise nicht, und werde in dieser Aeußerung des Ministers die aufrichtige Gesinnung eines Freundes nicht mißkennen. Zu gleicher Zeit ließ Hompesch ihm durch Müller schreiben, es käme nur auf ihn an, den Kurfürsten zu gewinnen, den blos Lessings Gleichgültigkeit verstimmt habe. Schriebe er nur das Geringste für die Akademie oder das Theater, so würde er fordern können und erhalten, was er nur wünschte, und vertraute er sich dann dem Minister, so sollte er sehen. Der Kurfürst böte nun einmal nicht gern an, wo er eine abschlägige Antwort befürchten müßte. Aber nicht allein hatte man Lessing das Wort gebrochen, auch den von ihm empfohlenen Seyler, der auf das Versprechen hin die Verbindung mit Dresden gelöst, hatte man betrogen, ihn mit seiner Truppe in Schaden und Noth gebracht. Seyler kam nach Wolfenbüttel und erhielt von Lessing einen Empfehlungsbrief an Freund Müller. Er hatte seinen Theaterdichter Klinger mitgebracht. Lessing besuchte Seyler, der ihn nicht zu Hause getroffen, im Gasthofe. Klinger, der sich hinter dem zugezogenen Bettvorhang versteckt hielt, hörte hier Lessings noch sehr gnädiges Urtheil über ihn, worauf er mit den Worten „Guten Morgen, Herr Hofrath!" den

1777 Kopf hervorsteckte. Daß Müller ihn mahnte, der Aufforderung des Ministers zu folgen, fand er unbegreiflich, da dieser im ähnlichen Falle nicht thun würde, was er ihm zumuthe. Müller hatte sich auch auf die freundliche Verbindung bezogen, in welcher Klopstock und Wieland, der sogar eine Oper für Mannheim versprochen, mit dem Hofe standen.

„Ihr Exempel [was sie dort thun, um „Fuß zu bekommen"] muß hier auf mich nichts wirken", erwiederte er. „Ob mein Exempel, wenn sie hören, wie man in Mannheim mir begegnet, nicht auf sie wirken wird, ist eine andere Frage."

Aber in Mannheim hatte man dafür gesorgt, daß die Sache auf die für Lessing ungünstigste Weise dargestellt, seiner Unart die Schuld zugeschrieben wurde. So sucht man begangenes Unrecht durch Verleumdung zu verdecken! Auch an Hompesch hatte Lessing Seyler einen Brief mitgegeben, worin es hieß, er möchte nicht gern auch noch so wenig durch eine bloße Empfehlung beigetragen haben, daß ehrliche Leute in Verlegenheit gesetzt würden, wovon sich die Großen, fügte er bitter hinzu, freilich keinen Begriff machen dürften. Müller gestand, daß eine große Kabale Lessing und Seyler verdrängt habe; ersterer möge sich deshalb unmittelbar an den Kurfürsten wenden. Dieser antwortete, er wäre, besonders Seylers wegen, wohl bereit, dem Kurfürsten einen Brief zu schreiben, wie er noch wenige erhalten, aber erst müsse er wissen, durch wen derselbe an seine Adresse gelangen solle. Auf der Post werde man ihn unterschlagen; Seyler habe seine eigene Eingabe nicht anbringen können, und Müller würde es nicht ohne Gefahr für seine eigene Anstellung thun. Möge Hompesch auch an Seylers Unglück unschuldig sein, gegen ihn habe er „von Anfang an als ein kleiner, kriechender Minister

agirt"; darüber solle er denn noch die Wahrheit von ihm 1777
hören. Er unterließ nicht in einem klassischen Briefe die schmählichen Winkelzüge des Ministers nach Gebühr zu brandmarken. Das erhaltene Koncept lautet:

„Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero letztes vom 7. April nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seylersche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte. Wahrlich bedürfte ich auch eines solchen Lichts recht sehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln lasse. Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber Ew. Excellenz für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemanden beschwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabei vorbehalten. Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs von Braunschweig, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich sagen? Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? ihm Schwans, Ew. Excellenz und alle andern gewechselten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen lassen, was er will? Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein; und ich besorge ganz ein anderes. Da zur Zeit so manches von dem Deutschen Theater geschrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Mannheimischen Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden, so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte. Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich jemand über

1777 meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publiko alles rein heraus. Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen, daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksale überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum Besten begegnen wollen oder können — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein. Verzeihen Ew. Excellenz meine Freimüthigkeit. Ich verharre in allem übrigen mit der vollkommensten Verehrung —."

Das war Deutsch gesprochen. Die leidige Geschichte endete damit, daß Seyler 1000 Thaler Schadenersatz und Lessing außer einem Geschenk zur Vergütung der Reisekosten ein mit Leder überzogenes Kästchen erhielt mit Schäfers Kupfermedaillen aller Pfälzischen Fürsten von Ludwig I. an. Lessing wird sich wohl den Dank erspart haben. Dieser hatte auch noch eine lustige Geschichte mit dem Musikintendanten Graf Portia und dem Operdirektor Savioli in Mannheim, die verlangten, Lessing solle das Reisegeld, das ein von ihm genannter Schauspieler genommen hatte, wieder einziehen, da derselbe ausgeblieben war.

Wir haben den Verlauf dieses Mannheimischen Trugspiels nicht unterbrechen wollen. Kehren wir zur Zeit von Lessings Heimkehr zurück, so fand er zu seiner Freude in einem Briefe der Frau Reiske eine Andeutung, daß diese sich über seinen Verlust beruhigt, wenn sie ihm auch nicht deutlich sagte, was sie gethan, daß sie einen jungen Mann an Kindesstatt angenommen. Wegen des Verkaufs der von Reiske gesammelten Handschriften rieth ihr Lessing. Den 28. März kam Bruder Theophilus zu erwünschtem Besuche. Am 3. April besuchte er mit ihm und seinem ältesten

Stiefsohne Braunschweig, wo er von Eschenburg freundlich 1777
aufgenommen ward. Auch die übrigen Freunde wurden begrüßt; leider war der längst hoffnungslose Zacharia während seines Mannheimischen Abenteuers gestorben. Gleich darauf kam der vierundzwanzigjährige Magister Ludwig Timotheus Spittler aus Stuttgart, der sich mit der ältern Kirchengeschichte eifrig beschäftigt hatte, nach Wolfenbüttel, um auf der Bibliothek zu arbeiten. Während seines fast dreiwöchentlichen Aufenthaltes wurde er mit Lessing sehr befreundet, der ihn oft, wie er bei den ihm willkommenen fremden Bibliotheksbesuchern zu thun pflegte, zu dem auf halb 1 festgesetzten Mittagsessen mit in sein Haus nahm.

„Es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten Wochen meines Lebens", schrieb dieser, als er Wolfenbüttel verlassen, an den frühern Klotzianer Prof. Meusel in Erfurt, „da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen ebenso völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hülfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgendwo anzutreffen als bei Lessing, so wärs bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mittheilt, welche mit ihr umzugehen das Glück haben. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht, und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Lessing war der liebenswürdigste Wirth, der das bescheidene Mahl, das er bot, durch herzliches Wohlwollen und heitere Unterhaltung würzte; wie er selbst leicht mit

1777 der gewöhnlichsten Kost zufrieden war, hoffte er dies auch von seinen Gästen.

„Wenn Ihr nicht reicht", rief er den Seinen zu, wenn er ihnen unerwartete Tischgäste zuführte, „so gebt nur Schinken und Eier!"

Auch ein Gläschen Wein bot er gern, ohne zu starkem Trinken zu reizen. In der Unterhaltung drängte er sich nicht vor, suchte nicht durch Witz zu glänzen, er wünschte nur alle in gute Stimmung zu setzen; auch die Kinder durften sich an der Unterhaltung betheiligen. Als Spittler nach Berlin reiste, empfahl er ihn seinem Bruder Karl als einen gleich gelehrten und bescheidenen Mann.

Durch einen glücklichen Zufall war unterdessen ein zwischen der Bibliothek und dem fürstlichen Brauhofe gelegenes Haus in den Besitz des Herzogs gekommen. Es war einstöckig, aber ziemlich geräumig, da es mit zwei Flügeln nach der Straße hin vorsprang; auch hatte es einen ansehnlichen Garten. Da das Börnersche Haus sich als baufällig erwies, so beschloß der Herzog dessen Abbruch und wies am 19. April das ihm jetzt zugefallene dem Bibliothekar auf Johannis zu, doch verzögerte sich die Räumung bis zum 1. Juli, wo dann auf des Herzogs Kosten die leider etwas zu leicht ausgeführte Wiederherstellung begann.

Trotz Mannheims und seiner nicht glänzenden Verhältnisse verlebte Lessing die angenehmsten Frühlings- und Sommermonate. Nach Braunschweig kam er meist nur, wenn er einen lieben Gast hinbringen wollte, wie im Juli Evas treueste Freundin Frau Schuback. Das Theater war ihm verhaßter als je. Als Nicolai ihm meldete, des Schauspielers Möller „Graf Waltron" finde jetzt in Berlin noch mehr Beifall als einst „Minna", erwiederte er:

„Das Ding [‚Minna‘] war zu seinen Zeiten recht gut. Was 1777
geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird?“

Emsig sammelte er Stoff zu seinen „Beiträgen“, von denen er jetzt zwölf Stücke zu liefern sich vorgesetzt hatte; Schmidt unterstützte ihn dabei durch fleißiges Abschreiben. Er wollte sich diese „ekle, undankbare und zeitzersplitternde Arbeit“ zunächst vom Halse schaffen. Am 1. August begann er mit großer Sorgfalt seine Sammlung über die Deutsche Sprache und Geschichte von den Minnesingern bis auf Luther, nach einer Mahnung in Klopstocks „Gelehrtenrepublik“. Dem Buchhändler Weygand bot er bald darauf eine Ausgabe von Trimbergs „Renner“, nach drei Handschriften der Bibliothek, und eine Sammlung „Volksgedichte“ an, die Priameln und Bilderreime enthalten sollte, zu deren Vollendung er aber nicht gelangte.

In diese glückliche Zeit fallen auch die zweite Hälfte der „Erziehung des Menschengeschlechts“, die zum Herrlichsten gehört, was die Philosophie der Geschichte geliefert, und die damit zusammenhängenden, mit Platonischer Kunst und Anmuth geistreich durchgeführten gehaltvollen fünf Gespräche über die Freimaurerei, „Ernst und Falk“. Mendelssohn, dem Lessing die letztern zuerst mittheilte, fand die Hauptidee so wichtig, daß er der versprochenen Ausführung mit großer Begierde entgegensah. Die Gespräche hatten diesem billigere Begriffe von dem Orden erregt, der ihm seit einiger Zeit fast verächtlich zu werden anfing. Die Loge, erklärt Lessing hier, verhält sich zur Freimaurerei wie die Kirche zum Glauben. Der Zweck der Freimaurerei ist Heilung der mit dem Wesen des Staates unvermeidlich verbundenen Uebel; echte Freimaurer sind

„Männer, die über die Vorurtheile der Völkerschaften hinweg sind

1777 und genau wissen, wo Patriotismus aufhört Tugend zu sein; Männer, welche dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, nicht glauben, daß alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr anerkennen; Männer, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebet".

Diese echte Freimaurerei, zu der er sich bekannte, ist ebenso alt als die bürgerliche Gesellschaft, wenn diese nicht gar ihr Sprößling ist; aber immer und überall hat sie sich nach der herrschenden Denkart richten müssen, und so gehört die jetzige Gestalt, selbst der Name Freimaurerei, erst dem Anfange des Jahrhunderts an. Auch seine geschichtlichen Aufstellungen sind richtig, mit Ausnahme der Herleitung des Namens von masony und der Anknüpfung an den Erbauer der Londoner Paulskirche.

Für Nicolai und Eschenburg suchte er in der Bibliothek nach manchem, dessen diese bedurften. Gern wäre er jetzt an die Fortsetzung seiner „Antiquarischen Briefe" gegangen, da er in Italien mehrere Anmerkungen gemacht, durch welche diese, wie er gegen Nicolai äußerte, erst ein Buch werden könnten. Ueber die Fortsetzung derselben wolle er eine Vorrede zu den beiden ersten Bänden schreiben, wenn Nicolai diese in einen Band in groß Oktav zusammendrucken lassen wolle; aber der ängstlich berechnende Verleger hatte noch 300 Exemplare des zweiten Theils auf Lager, und so ließ er den ersten allein neu drucken. In seinem Hause sah Lessing jetzt mit freudiger Spannung dem gegen Ende des Jahres seiner wartenden Vaterglück entgegen.

Lange dauerte es, ehe die Theologen auf die „Fragmente" eingingen, und schon gab sich Lessing dem Glauben

hin, diese hielten es für das Beste, zu schweigen. Da trat 1777
im September der Direktor des Hannoverschen Lyceums, Joh. Dan. Schumann, mit seiner Schrift „Ueber die Evidenz des Beweises für die christliche Religion" auf, worin er die Erfüllung der Messianischen Weissagungen und die Wunder des Heilandes und der Apostel als „Beweis des Geistes und der Kraft" nach dem Paulinischen Worte aufstellte. Lessing erwiederte darauf in ganz sachlicher Weise in dem Bogen „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft": die Erfüllung der Weissagungen und die Wunder Christi könnten nicht zum geringsten Glauben an die sonstigen Lehren desselben verbinden. Am Schlusse hatte er schon auf eine zweite Schrift hingewiesen, die rasch darauf, gleichfalls in einem Bogen, unter dem Titel „Das Testament Johannis", erschien. Diese beschuldigte in einem glücklich belebten, launig endenden Gespräche zwischen Lessing und einem Gegner die Verfechter des starren Glaubens, daß sie das Hauptgesetz der christlichen Lehre, die Liebe, verleugneten, da sie alle Andersgläubigen verdammten. In Braunschweig erschien gleich darauf eine Vertheidigung der Auferstehungsgeschichte gegen die „Fragmente"; der ungenannte Verfasser war der Superintendent Archidiakonus Joh. Heinr. Reß in Wolfenbüttel selbst. Der Druck von Lessings fast zehn Bogen starker Gegenschrift muß im November oder December schon begonnen haben. Er nannte sie „eine Duplik", weil er nicht blos sich, sondern auch die Evangelisten gegen den Ungenannten vertheidigte, den er, im Gegensatze zu *seinem* Ungenannten, als „Nachbar" bezeichnete. Er geht alle zehn Widersprüche durch, deren Widerlegung dieser versucht hatte, und zeigt, wie die vorausgesetzte Harmonie der Evangelisten den Vertheidiger zu

1777 den tollſten und unwürdigſten Auslegungen der einzelnen Evangeliſten verleitet habe. Der anfangs ruhige Ton wird immer ſpottender, bitterer und wärmer, da er ſich der ſchmählich mißhandelten Wahrheit annimmt, ſteigt aber oft zu hehrer Würde des Gedankens, in welcher Leſſings

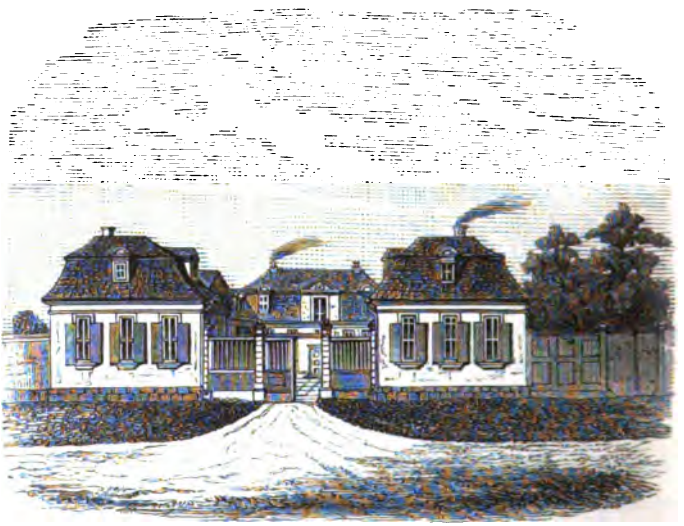


Abb. 41. Leſſings Wohnhaus in Wolfenbüttel.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung.

leuchtender Geiſt und ſein von der Macht des Göttlichen erfülltes Herz uns ſeelenhaft anwehen. Neben dieſen „Scharmützeln“ arbeitete er im November mit beſonderer Luſt an der Ausführung ſeiner „Neuen Hypotheſe über die Evangeliſten, als blos menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet“, die ihm ſchon ſeit vielen Jahren im Sinne lag.

Ende November bezog er die neue, „ſo geräumige

wie angenehme" Wohnung. Voll freudiger Hoffnung hielt 1777
er sich an seine theologischen Untersuchungen. Am 19. December versprach er dem Buchhändler Voß die „Neue Hypothese", eine Schrift von acht bis zehn Bogen, auf Anfang Februar. Den 22. kam Mendelssohn mit seiner Frau von Hannover, der sich des reinen Familienglückes des alten Freundes herzlich freute. Schon aus Lessings Briefen und allem, was er von ihm hörte, hatte er, wie er ihm selbst schrieb, die Ueberzeugung gewonnen, daß er jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage sei, die mit seiner Denkart besser stimme als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die er die letzten Jahre an ihm bemerkt. Bereits am 23. reiste Mendelssohn ab; er nahm Lessings Stiefsohn Theodor mit sich, der Militär werden und in Berlin sich überzeugen wollte, ob der Preußische Dienst ihm anstehe. Durch Eschenburg erhielt Lessing das am 17. December ausgegebene Stück der „Freiwilligen Beiträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit", der sogenannten „schwarzen Zeitung", worin Goeze ihm vorwarf, er gebe die Bibel preis, um die Religion, aber gewiß nicht die christliche, zu retten. Schon vorher hatte Goeze sich daselbst über „den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek" beklagt, der eine an ihn gerichtete bibliothekarische Frage unbeantwortet gelassen.

Am Weihnachtsabend erfolgte Evas äußerst schwere Niederkunft; der recht gesunde, muntere und hübsche Knabe starb nach vierundzwanzig Stunden. Die Mutter war so angegriffen, daß sie neun bis zehn Tage ohne Besinnung lag; nur ihren Gatten erkannte sie bei aller Geistesabwesenheit, so daß man ihn oft in der Nacht von ihrem Bette trieb, damit er ihr den immer gefürchteten letzten Augen-

1778 blick durch die Vorstellung, ihn verlassen zu müssen, nicht noch schwerer mache. Am 31. schrieb Lessing den tragischen Brief, dessen bezeichnendes Facsimile wir hier geben. Erst am 2. Januar hatte der Arzt gute Hoffnung.

„Wie ruhig ich dadurch geworden", schrieb Lessing den 3. an Eschenburg, „mögen Sie auch daraus abnehmen, daß ich schon wieder an meine theologische Scharmützel zu denken anfange, in deren Rücksicht ich Sie recht sehr bitte, mir sobald als möglich die bewußte schwarze Zeitung nochmals zu kommuniciren. Sie mit allen, die Ihnen angehören, befinden sich doch noch recht wohl?"

Eschenburg hatte im Oktober die Tochter seines Freundes Schmidt geheiratet. Den 5. konnte er dem Bruder melden, seit drei Tagen habe er zuverlässige Hoffnung, die Gattin zu erhalten, deren Umgang ihm jede Stunde auch in ihrer gegenwärtigen Lage immer unentbehrlicher werde. Aber diese Aussicht schwand rasch wieder, so daß er nur noch hoffen konnte, bald wieder hoffen zu dürfen.

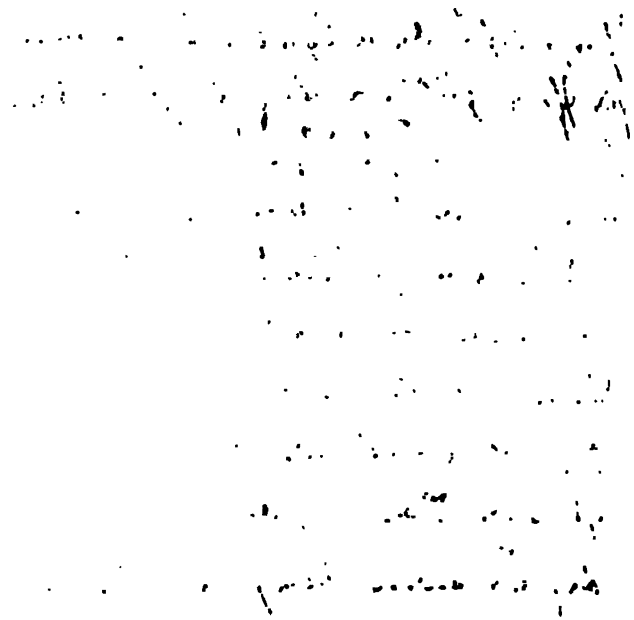
„Ich danke Ihnen für die Abschrift des Goezischen Artikels", schrieb er den 7. an Eschenburg. „Diese Materien sind itzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können. Schumanns Antwort [auf Lessings ersten Bogen] ist weit schlechter ausgefallen, als ich erwarten konnte. Ich weiß kaum, wie ich ihm wieder antworten soll, ohne ihn lächerlich zu machen, welches ich nicht möchte."

Der treffliche Anfang einer Antwort ist erhalten. Drei Tage später hatte er die Hälfte seiner Seele verloren.

„Meine Frau ist todt", meldete er am 10. Eschenburg, „und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und bin ganz leicht. Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde in Braunschweig Beileids versichert halten darf."

Dem Bruder Karl, der die Trauerkunde dem Sohne der Hingeschiedenen mittheilen mußte, schrieb er nach der Bestattung:

„Wenn du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts



als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter 1778
von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses [Mendelssohn] mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden! .... Lebe wohl und laß mich von dir und deiner lieben Frau bald eine Nachricht hören, wie ich dir von mir und meiner Frau zu geben hoffte, aber [hier erfaßt ihn wilde Bitterkeit] wirklich zu geben unstreitig nicht verdiente."

Den folgenden Tag schrieb er Eschenburg:

„Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln. Ein guter Vorrath vom Laudano literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen!"

So suchte er denn in wissenschaftlicher Thätigkeit und zunächst in dem begonnenen Kampfe seinen unersetzlichen Verlust zu vergessen; der Geist der Daheimgegangenen, in deren Sterbezimmer, links vom Eingange nach der Gartenseite, er von jetzt an arbeitete, umschwebte ihn; in der liebevollen Sorge für die von ihr hinterlassenen theuren Pfänder heiligte er ihr Andenken.

2.

Unverzagt führte Lessing den Kampf gegen die zahlreichen Gegner durch, und als der Herzog in Folge der Herausgabe eines neuen, schärfern „Fragments" den Verkauf seiner theologischen Schriften verbot, ihm die Censurfreiheit nahm, selbst den auswärtigen Druck untersagen wollte, wahrte er sein Recht, brachte Goeze zum Schweigen

1778 und feierte in der unsterblichen Schöpfung des „Nathan“ über seine beschränkten und böswilligen Gegner den edelsten Triumph. Aber der nachwirkende Schmerz über den Verlust seines höchsten Glückes, Sorgen und Aerger und die mächtige Anspannung seines Geistes zerrütteten seine Natur und legten den Grund zu der tödtlichen Krankheit, die ihn langsam hinraffen sollte.

An herzlicher Theilnahme der Freunde fehlte es Lessing auch in Wolfenbüttel nicht, besonders die Familien des Drosten von Döring und des Physikus Dr. Topp waren ihm geneigt, wogegen die Geistlichen, unter ihnen Goezens Freund, der Generalsuperintendent Knittel, und Lessings Gegner Reß, ihn als Feind der Kirche haßten und verschrieen. Die Vollendung der gegen letztern gerichteten „Duplik“ beschäftigte ihn zunächst. War auch der größte Theil derselben schon vor der Niederkunft der Gattin gedruckt, der Schluß, jedenfalls die Vollendung desselben im Druck, fällt erst nach ihrem Tode. Schmidt dankte Lessing am 28. Januar für die Schrift, zu deren Genuß er sich recht Zeit genommen; er bewunderte seine Geduld, seinen Scharfsinn, seine Offenherzigkeit und Klugheit, möchte aber doch nicht an seiner Stelle sein, da gewisse Herren in Folge ihrer Noth sich gegen ihn verbinden würden. Dieser arbeitete indessen rüstig an seiner „Neuen Hypothese“, die das erste Treffen seiner langsam vorrückenden Hauptarmee bilden sollte. Wie gern hätte er seine Freude darüber der Hingeschiedenen mitgetheilt, die auch die Vollendung seiner „Duplik“ nicht erlebt hatte.

„Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben“, äußerte er gegen Karl, „und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich

sich alles aus einer einzigen Bemerkung ergibt, die ich bei mir ge- 1778
macht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen."

Und wohl durfte er sich auf die Begründung seiner Vermuthung, die drei ersten Evangelien gingen auf ein Chaldäisch-Syrisches zurück, etwas zu Gute thun, da er der erste war, der einen so bedeutenden Fortschritt auf dieser Bahn machte; doch da er sie nicht zu Ende führte, wurde zwei Jahre nach seinem Tode Semler der erste Vertreter einer ähnlichen Ansicht. Ein kurzer Besuch bei den Freunden in Braunschweig und die Angelegenheiten seiner Stiefkinder hinderten ihn an der Vollendung. Leisewitz hatte eben durch seine Beförderung zum Landschaftssekretär größere Muße erhalten. Zu den alten Freunden hatten sich bei Lessings geselliger Natur manche neue gefunden. So verkehrte er auch mit Jüdischen Familien, mit denen er durch Mendelssohns Besuch in Verbindung gekommen, besonders mit der Familie Daveson oder Davidsohn. Ein zweiundzwanzigjähriger Sohn derselben, Alexander, der eben im Begriffe stand, einen Kunsthandel anzulegen, war ihm besonders zugethan. Lessing freute sich, bei ihm manches zu sehen.

Zunächst mußte er sich jetzt gegen Goeze wenden, der in den „Freiwilligen Beiträgen" den Herausgeber der „Fragmente" mit Nennung seines Namens angegriffen; er hatte ihm vorgeworfen, daß er die Achtung des Lesers für den Fragmentisten habe erschleichen wollen, er die christliche Religion für ein leeres Hirngespinnst oder gar für einen schädlichen Aberglauben halte, während doch die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar darauf beruhe. Lessing hatte leichtes Spiel gegen den polternden, sich in blindem Aerger überstürzenden, herrschsüchtigen Pastor, der, wie er ihm entgegenhalten durfte,

1778 „uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte".

Mit der ganzen Wucht seines Schwertes hieb er auf den Gegner, der gegen ihn als Feind der Kirche und des Staates hetzte, lustig los; diesen wissenschaftlich lendenlahmen Schreier galt es nur zu Paaren zu treiben und dem Spott der Welt bloß zu stellen, da er weder belehrt werden konnte noch mochte. Kurz hintereinander erschienen die beiden Bogen „Parabel", ein Meisterstück des Witzes und des Freimuthes, und die seine früher aufgestellten Sätze begründenden „Axiomata" (fünf Bogen), voll der schärfsten Hiebe und der lustigsten Verspottung, aber zugleich mit dem inhaltschweren Bekenntniß der Nothwendigkeit einer Reinigung des von den Anschwemmungen der Zeit überwucherten Christenthums. Die beiden, schon Mitte März erschienenen Schriften fallen in die Zeit traurigster Verstimmung, über die er sich durch solche, den hochmüthigen Gegner in seiner ärgsten Blöße zeigenden „Schnurren" und sein mannhaftes Eintreten für die Wahrheit hinwegzusetzen suchte. Doch den schönsten Trost bereiteten ihm die Kinder der Heimgegangenen, wenn sie ihn auch auf das schmerzlichste an das erinnerten, was sie und er selbst in ihr verloren hatten; für sie zu sorgen, sie zu erfreuen, selbst an ihren Spielen bis zu dem ihm beschwerlichen Klickern theilzunehmen, war sein Glück. Seinen Stiefsohn suchte er, da eben Krieg zwischen Preußen und Oestreich in Aussicht stand, durch Verwendung beim Erbprinzen und Herzog Ferdinand in Preußischen Dienst zu bringen.

Anfangs März hatte der frühere Rektor Masch eine „Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion"

gegen die „Fragmente" erscheinen lassen, die in den „Frei- 1778
willigen Beiträgen" günstig beurtheilt wurde. Da Lessing Goeze, dessen Organ jenes Blatt war, irrig für den Verfasser der Beurtheilung hielt und so voraussetzen mußte, alle Gegenschriften würden dort in gleicher Weise zu seinen Ungunsten besprochen werden, beschloß er, so oft Goeze gegen ihn losziehe, seinen Sottisen einen besondern Bogen entgegenzusetzen. Und so erschien denn sofort sein „Anti-Goeze. D. i. Nothgedrungene Beiträge zu den Freiwilligen Beiträgen des Herrn Pastor Goeze. Erster (Gott gebe letzter!)".

„Ueberschreien können Sie mich alle Tage, Sie wissen wo", hieß es hier. „Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht."

Lessing wies darauf hin, daß in der empfohlenen Schrift von Maschо dasselbe gelehrt werde, was Goeze bei ihm als eine Lästerung der Religion verdammt habe; auch ward dessen unlutherische Beschränkung der freien Bibelauslegung und seine Verhetzung bei dem Reichshofrath in Wien bespottet.

Statt sich durch Goezens Verdächtigung als Feind der Religion und des Staates einschüchtern zu lassen, rückte er nun mit einem noch viel stärkern „Fragment" heraus, und er ließ dieses nicht in den „Beiträgen", für die er anderes in Aussicht genommen, sondern für sich allein erscheinen, wodurch es bei weitem zugänglicher wurde als jene gelehrten Mittheilungen aus den Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek. Dem Freunde Reimarus, den freilich die ausgestreute Lüge, Lessing habe öffentlich seinen Vater als Fragmentisten genannt, in große Aufregung versetzte, zeigte er schon am 6. April den Druck eines neuen „Fragments" an, wozu ihn Maschos „albernes Geschwätz" über die Auf-

1778 erſtehungsgeſchichte zwinge. Goeze war indeſſen nicht unthätig geblieben. Am 7. ſchrieb er die Vorrede zu ſeinem „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Leſſings mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion und auf den einigen Lehrgrund derſelben, die heilige Schrift", welches außer den ſchon in den „Freiwilligen Beiträgen" erſchienenen Aufſätzen Beſprechungen der gegen die „Fragmente" und deren Herausgeber erſchienenen Schriften brachte. Leſſing, der die bitterböſe Schrift am Oſterabend, den 18. April, empfing, ſetzte ihr ſechs im Laufe von ſechs bis ſieben Wochen aufeinander folgende, unter ſich zuſammenhängende „Anti-Goezen" entgegen, in welchen er ihre Beſchuldigungen mit ſo guter Laune, ſo dramatiſcher Lebhaftigkeit, ſo treffender Schärfe und ſo leuchtender Klarheit zurückwies, daß ſie Goeze zum beſtverhöhnten Manne im ganzen Römiſch Deutſchen Reiche machten, aber freilich auch des Zionswächters Zorn und Verfolgungsſucht um ſo glühender entflammten. Zu Leſſings unendlicher Freude trat der gute Claudius in ſeiner drolligen „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiſer von China" für den von Goeze verfolgten und in ſo vielen Gegenſchriften angefallenen Freund ein. Dieſer ließ unterdeſſen ruhig an ſeinem letzten Fragment „Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger" fortdrucken, welches Jeſus für einen politiſch-religiöſen Schwärmer und Verſchwörer und die Jünger für Betrüger erklärte. Mit dieſem „Fragment" glaubte er herausrücken zu müſſen, um eine richtigere Beurtheilung des früher mitgetheilten über die Auferſtehungsgeſchichte zu ermöglichen, das aus der Mitte deſſelben (II. 10—32) genommen war. In der kurzen Vorrede hieß es, das Buch, von welchem er nur den kleinern Theil in Frag-

menten des ersten Entwurfs in Händen habe, existire 1778
an mehrern Orten und gehe aus einer Hand in die andere, wandere aus einer Provinz in die andere; die früher beabsichtigte Erklärung, daß Reimarus nicht der Verfasser sei, schien Lessing jetzt nicht an der Zeit. Daß er die umherschleichende Anklage veröffentlicht habe, damit sie widerlegt werden könne, gereiche ihm nicht zur Schande, meinte er; nur diejenigen müßten sich schämen, oder vielmehr derjenige (denn Goeze sei der einzige Theolog dieser Art), der von der christlichen Religion, trotz der Verheißung, die Pforten der Hölle sollten sie nicht zerstören, zugleich so stolz und so klein denke.

Eben war das neue „Fragment" ausgedruckt, als Lessing durch einen Besuch von Boie und Sturz äußerst erfreut ward. Sie wohnten bei ihm; auch in Braunschweig, wohin er sie begleitete, waren sie seine Gäste. Lessing, der sich sehr freundlich und vertraulich zeigte, ließ die werthen Freunde nichts von dem ihn drückenden Kummer merken. Kaum war das neue „Fragment" ausgedruckt, so folgten wieder zwei andere „Anti-Goezen", in welchen die lustige Verspottung des Licentiaten Wittenberg und seines mit Goeze verbündeten „Altonaer Postreuters" Lessings Witz in höchstem Glanze zeigte. Hier nahm er bereits auf das erste Heft der von Goeze ihm entgegengesetzten Widerlegung „Lessings Schwächen" Rücksicht. Goeze hatte sich nicht entblödet, hier der von dritter Hand empfangenen Nachricht zu gedenken, Lessing habe sich fest vorgenommen, keinem auswärtigen Gelehrten auf seine die Bibliothek betreffenden Fragen zu antworten. Das war eine amtliche Beleidigung in der nichtswürdigsten Form. Natürlich ging Lessing nicht auf alle Punkte ein; er rupfte nur den in

1778 zelotiſchem Eifer wider ihn ſalbadernden Paſtor, wo er ihm eine beſonders lächerliche Blöße bot, da dieſer im Grunde kaum irgendwo eine ſachliche Widerlegung verſucht hatte, auch eine wirkliche Vereinigung bei der Verſchiedenheit der Standpunkte unmöglich war. Hätte ſich Goeze auf den Glauben zurückgezogen, ſo wäre aller Streit zu Ende geweſen; dadurch, daß er auf Leſſings Ton einging und ihn ernſtlich zu widerlegen ſuchte, während er im Grunde ihm nichts als ſeinen Glauben entgegenſetzte, den er doch gerade begründen ſollte, machte er ſich unendlich lächerlich, was Leſſing in den wechſelndſten Formen mit einer Gewandtheit und Laune that, die den Gegner im Brillantfeuer ſeines tollen Glaubenseifers zeigte. Daneben ſuchte er den Verdacht, der alte Reimarus ſei der Fragmentiſt, da dieſer deſſen noch lebende Gattin und Kinder ſehr drückte, möglichſt abzuwehren, beſonders der Lüge entgegenzutreten, er ſelbſt habe dieſen als ſolchen genannt. Auch der zehnte und elfte „Anti-Goeze" erſchienen noch ohne allen Anſtand in der herzoglichen Buchhandlung des Waiſenhauſes.

Indeſſen hatte das letzte „Fragment" die Landesgeiſtlichkeit in ſolche Aufregung verſetzt, daß man das Konſiſtorium mit den dringendſten Mahnungen beſtürmte, ſolchen Angriffen auf das Chriſtenthum entgegenzutreten. Selbſt Jeruſalem wagte nicht für die Freiheit der Unterſuchung einzutreten. Da der Erbprinz abweſend, der Herzog ſo entkräftet war, daß er kaum noch unterſchreiben konnte, ſetzten es die Gegner leicht durch, daß im Namen des Herzogs dem Prof. Remer, als Vertreter der Waiſenhausbuchhandlung, unter dem 6. Juli verboten wurde, weiter etwas von Leſſing ohne vorhergegangene Cenſur zu drucken, auch Exemplare der beiden letzten Stücke der „Beiträge" und

der darauf bezüglichen Schriften auszugeben und mit dem 1778
Drucke des etwa noch unter der Presse Befindlichen fortzufahren. Den Brief erhielt Lessing Abends 7 Uhr, als er sich eben hingesetzt hatte, um seinen zwölften „Anti-Goeze" zu schreiben. In welche Stimmung er dadurch versetzt worden, hat er uns selbst geschildert.

„Das ist doch ärgerlich!" sagte er zu sich. „Wie wird der Mann triumphiren! Doch er mag triumphiren. Ich, ich will mich nicht ärgern, oder mich geschwind, geschwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde und mir den Schlaf nicht verderbe, um dessen Erhaltung ich besorgter bin als um alles in der Welt."

Es folgt jene herrliche Beschwichtigung seiner Irascibilität, bei der er seines guten Vaters gedachte. Ruhig las er dann weiter in des Gelasius „Geschichte der Nicäischen Kirchenversammlung".

„Ich wache auf", fährt er am andern Morgen fort, „und erwäge, daß das erste, was ich auf diesen Tag zu thun hätte, sein müßte, auf die gestrige schlimme Nachricht Gegenvorstellung zu thun. Aber dazu habe ich keine Lust, und es ist wohl ebenso gut, daß ich es noch einen Tag oder zwei anstehen lasse. Ich habe gestern Abend bei dem Gelasius noch etwas gelesen, das mich des Nachts ein paarmal geweckt hat, und das auch meinen wachen Kopf ganz anfüllt, das sobald keinem andern Gedanken Raum geben zu wollen scheint."

Das ist die wahre Ruhe des Weisen und Gewissensreinen. Gelesen hatte er, die ersten Christen hätten einen Philosophen so wenig für gefährlich gehalten, daß sie ihn zum Schiedsrichter gewählt.

Am 11. Juli wandte sich Lessing an den Herzog mit der Bitte, der Buchhandlung zu gestatten, seine anti-goezeschen Blätter weiter auszugeben, auch die Fortsetzung derselben ohne Censur zu drucken, da er von Goeze mit einer Wuth angegriffen worden, gegen welche alles, was er bisher ge-

1778 antwortet, nur Komplimente seien. Die bei Gestattung der Censurfreiheit gemachte Bedingung, nichts, was die Religion und die guten Sitten beleidigen könne, drucken zu lassen, habe er nur so verstehen können, daß er nichts als seine eigene Ansicht veröffentliche, was der Religion entgegen sei, und dies habe er treulich gehalten. Jeden auch noch so skrupulösen Theologen dürfe er auffordern, in seinen „Beiträgen" das Geringste zu zeigen, was ihn in den Verdacht der Heterodoxie bringen könnte. Aber noch ehe er darauf Antwort erhielt, unterschrieb der Herzog den 13. den an ihn gerichteten Befehl, die Handschrift des Ungenannten nebst den etwa davon genommenen Abschriften binnen acht Tagen einzuschicken, die Bewilligung der Censurfreiheit zurückzugeben und sich aller fernern Bekanntmachung der „Fragmente" und anderer ähnlichen Schriften zu enthalten, wobei ihm vorgeworfen wurde, er habe das in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht, indem er

„nicht nur gewisse ‚Fragmente eines Ungenannten', die Fürtrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion und die göttliche Offenbarung betreffend, in diese ‚Beiträge' mit eindrucken, sondern auch außer selbigen verschiedene andere zum Anstoß und öffentlichen Aergerniß gereichende Schriften, insbesondere ein ‚Fragment' eben dieses Ungenannten unter dem Titel ‚Vom Zweck Jesu und seiner Jünger', welches nichts Geringeres, als die christliche Religion aufs Schlüpfrige zu setzen, wo nicht völlig einzureißen zur Absicht zu haben scheinet, zum Vorschein kommen lassen".

Noch ehe er diesen Befehl erhielt, schrieb er an Eschenburg, er habe nichts gegen die Konfiskation des „Fragments" (wußte er ja, daß eben diese die weitere Verbreitung zur Folge habe), aber bestehe das Ministerium auf der Unterdrückung seiner antigoezeschen Schriften, so müsse er um seinen Abschied bitten; dies sei der Schluß vom Liede,

der auch sein Anmuthiges habe. Er selbst kam darauf nach 1778
Braunschweig. Am 20. sandte er dem Herzog die Handschrift der „Fragmente", wie er schrieb, „ohne Anstand und Murren"; die Ausfertigung der Censurfreiheit

„lege er mit den Empfindungen des Dankes wieder zu Füßen, innigst versichert, daß er durch den Gebrauch derselben mehr Gutes als Böses gestiftet habe, und sehr gleichgültig, ob dieses itzt und hier einige Theologen begreifen oder nicht".

Es war seltsam, wie er durch die Vorgabe, die „Fragmente" aus einer Handschrift der Bibliothek genommen zu haben, genöthigt war, die von Reimarus ihm überlassene Abschrift als herzogliches Eigenthum einzuschicken. Dabei wiederholte er die „höchst billige Bitte" wegen seiner eigenen Schriften. Die Konfiskation in Braunschweig könne ohnedies nichts helfen, weil er sofort zum Schaden der Waisenhausbuchhandlung diese Blätter nachdrucken lassen müsse, um sie auswärts fortsetzen zu können, welches ihm der „Koncipient der herzoglichen Rescripte" hoffentlich nicht in des Herzogs Namen werde untersagen wollen. Schon hatte er nach Hamburg die Handschrift des Bogens: „Gotth. Ephr. Lessings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg" zum Drucke gesandt. Goeze hatte in dem zweiten Hefte von „Lessings Schwächen" ihm die Erklärung abverlangt, „welche Religion Lessing durch die christliche Religion verstehe, und zu welcher er sich selbst bekenne". Dieser sah hierin keine Beziehung auf seinen eigenen Glauben, von dem auch gar nicht die Rede sein konnte, da es sich nur darum handelte, was er, wenn er von der christlichen Religion spreche, darunter verstehe. Demnach durfte er die Worte „und zu welcher er sich selbst bekenne" als weitere Er-

1778 antwortet, nur Komplimente seien. Die bei Gestattung der Censurfreiheit gemachte Bedingung, nichts, was die Religion und die guten Sitten beleidigen könne, drucken zu lassen, habe er nur so verstehen können, daß er nichts als seine eigene Ansicht veröffentliche, was der Religion entgegen sei, und dies habe er treulich gehalten. Jeden auch noch so skrupulösen Theologen dürfe er auffordern, in seinen „Beiträgen" das Geringste zu zeigen, was ihn in den Verdacht der Heterodoxie bringen könnte. Aber noch ehe er darauf Antwort erhielt, unterschrieb der Herzog den 13. den an ihn gerichteten Befehl, die Handschrift des Ungenannten nebst den etwa davon genommenen Abschriften binnen acht Tagen einzuschicken, die Bewilligung der Censurfreiheit zurückzugeben und sich aller fernern Bekanntmachung der „Fragmente" und anderer ähnlichen Schriften zu enthalten, wobei ihm vorgeworfen wurde, er habe das in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht, indem er

„nicht nur gewisse ‚Fragmente eines Ungenannten', die Fürtrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion und die göttliche Offenbarung betreffend, in diese ‚Beiträge' mit eindrucken, sondern auch außer selbigen verschiedene andere zum Anstoß und öffentlichen Aergerniß gereichende Schriften, insbesondere ein ‚Fragment' eben dieses Ungenannten unter dem Titel ‚Vom Zweck Jesu und seiner Jünger', welches nichts Geringeres, als die christliche Religion aufs Schlüpfrige zu setzen, wo nicht völlig einzureißen zur Absicht zu haben scheinet, zum Vorschein kommen lassen".

Noch ehe er diesen Befehl erhielt, schrieb er an Eschenburg, er habe nichts gegen die Konfiskation des „Fragments" (wußte er ja, daß eben diese die weitere Verbreitung zur Folge habe), aber bestehe das Ministerium auf der Unterdrückung seiner antigoezeschen Schriften, so müsse er um seinen Abschied bitten; dies sei der Schluß vom Liede,

der auch sein Anmuthiges habe. Er selbst kam darauf nach 1778
Braunschweig. Am 20. sandte er dem Herzog die Handschrift der „Fragmente", wie er schrieb, „ohne Anstand und Murren"; die Ausfertigung der Censurfreiheit

„lege er mit den Empfindungen des Dankes wieder zu Füßen, innigst versichert, daß er durch den Gebrauch derselben mehr Gutes als Böses gestiftet habe, und sehr gleichgültig, ob dieses itzt und hier einige Theologen begreifen oder nicht".

Es war seltsam, wie er durch die Vorgabe, die „Fragmente" aus einer Handschrift der Bibliothek genommen zu haben, genöthigt war, die von Reimarus ihm überlassene Abschrift als herzogliches Eigenthum einzuschicken. Dabei wiederholte er die „höchst billige Bitte" wegen seiner eigenen Schriften. Die Konfiskation in Braunschweig könne ohnedies nichts helfen, weil er sofort zum Schaden der Waisenhausbuchhandlung diese Blätter nachdrucken lassen müsse, um sie auswärts fortsetzen zu können, welches ihm der „Koncipient der herzoglichen Reskripte" hoffentlich nicht in des Herzogs Namen werde untersagen wollen. Schon hatte er nach Hamburg die Handschrift des Bogens: „Gotth. Ephr. Lessings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg" zum Drucke gesandt. Goeze hatte in dem zweiten Hefte von „Lessings Schwächen" ihm die Erklärung abverlangt, „welche Religion Lessing durch die christliche Religion verstehe, und zu welcher er sich selbst bekenne". Dieser sah hierin keine Beziehung auf seinen eigenen Glauben, von dem auch gar nicht die Rede sein konnte, da es sich nur darum handelte, was er, wenn er von der christlichen Religion spreche, darunter verstehe. Demnach durfte er die Worte „und zu welcher er sich selbst bekenne" als weitere Er-

1778 klärung der vorangehenden, „welche Religion er durch die christliche Religion verstehe", betrachten. Und so freute er sich denn, wie wir aus seinem Briefe an Elise Reimarus sehen, daß Goeze ihn nicht nach seinem Glauben gefragt. Hier hatte er nun die beste Gelegenheit, sich auf einen festen Punkt zurückzuziehen und durch diese Wendung den Herrn Hauptpastor, wie er gegen Karl äußert, „kaput zu machen". Dem Lutherischen Glaubenseiferer gegenüber hielt er sich an die Regula fidei; diese sei nach der Lehre der Kirchenväter der vier ersten Jahrhunderte der Fels, auf den die Kirche Christi erbaut worden, die Bibel ebenso wenig als Petrus und dessen Nachfolger. Dieses könne er dem gelehrtesten Patristiker gegenüber durchführen. Denselben, mit einem Paragraphen vermehrten Bogen sandte er nach Berlin zum Drucke. Eine Anklage von Seiten der evangelischen Reichsstände besorgte er nicht, noch weniger einen Beschluß des Wiener Reichshofraths, da in seiner Verdammung durch die Lutherischen Geistlichen zugleich die aller Katholiken läge. Jetzt hatte er den festen Punkt gewonnen, den Goezens Toben und Schmähen nicht zu erobern vermochte. Was kümmerte ihn dies, was fragte er darnach, daß in der Stadt Braunschweig und bei der Universität Helmstedt seine theologischen Schriften verboten und auf eine des Konsistoriums so würdige Weise widerlegt wurden?

Eine der glücklichsten Folgen seines Streites war es, daß die edle Elise Reimarus, die freilich Lessings von seiner Natur unzertrennliche leidenschaftliche Lebhaftigkeit ebenso wenig wie Eva billigte, sich als seine warme Freundin offenbarte, ohne irgend, wie man gemeint hat, einen Anspruch auf sein Herz zu machen, das der Hingeschiedenen

ewig treu blieb. Da in Hamburg am 28. Juli das Ge- 1778
rücht ging, Leſſing wolle Wolfenbüttel verlaſſen, fühlten ſie und alle ſeine Freunde ſich außerordentlich beunruhigt; ohne jemandes Wiſſen wandte Eliſe ſich am folgenden Tage an den Freund, dem ſie noch nie ein ſchriftliches Wort geſagt hatte. Den Gedanken, daß er Wolfenbüttel verlaſſe, könne ſie nicht denken, ohne damit ein Gefühl, „gleich Todtſchlag vorrückend", zu verbinden.

„Lieber Herr Leſſing, wenn es wahr iſt, daß Ihre ‚Anti-Goezen' verboten, Ihre ‚Fragmente' konfiscirt ſind, wenn alles wahr iſt, o, ſo gönnen Sie doch der Dummheit nicht auch den Sieg, daß Sie fliehen. Konfiskationen ſind von jeher ſtillſchweigende Zeugniſſe für die Wahrheit geweſen, und je mehr ſie gewaltthätig unterdrückt wird, je mehr gewinnt ſie Anhänger; aber das Reich der Lügen wächſt nur in der Abweſenheit des ehrlichen Mannes. Um alles daher, was Ihnen lieb iſt, nein, um Ihres ärgſten Feindes willen verlaſſen Sie Wolfenbüttel itzt nicht."

Abb. 42.
Margareta Eliſabeth Reimarus.
Nach einer gleichzeitigen Silhouette.

Außerordentlich erfreut über eine ſo herzliche Theilnahme, ſuchte Leſſing ſofort die „vortreffliche Freundin" durch Darlegung des Verhältniſſes zu beruhigen.

„Allerdings könnte es wohl dahin kommen", fügte er hinzu, „daß ich mich endlich gedrungen ſähe, meinen Abſchied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, ſchon zu ſeiner Zeit verantworten ſollten. Doch was wäre das auch mehr? Goeze und Kompagnie ſollten dabei ſo wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Waſſer dieſen Weg ableiten wollten, ihr Unternehmen wohl bedauern ſollten. Denn, im ganzen die Sache zu nehmen, ſtehe ich für meine Perſon ſo ſicher, als ich nur ſtehen kann; und den Spaß hoffe ich noch ſelbſt zu erleben, daß die meiſten Theologen auf meine Seite

1778 treten werden, um mit Verluſt eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten .... Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun, wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortſetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte. Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig iſt, welche Wendung mein Schickſal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit ſo armſeligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern."

Eliſe ließ nicht ab, ihm freundlich, wie es Eva gethan, zuzuſprechen. Nicht blos keinen unüberlegten, ſondern auch keinen überlegten Schritt ſolle er thun, der ihn von Wolfenbüttel entferne, da er dort mit der größten Bequemlichkeit das Reich der Dummheit beſtürmen könne. Wie ſehr ſie auch bedauere, daß er den Narren ihre drei Zahlpfennige in ein echt Goldſtück zu verwandeln geſucht, da noch ſo manch trefflich Stück auf dem Acker der Wahrheit von ihm urbar gemacht zu werden verdiene und erwarte, ſo müſſe er doch freilich auf der eingeſchlagenen Bahn bleiben, auf der er eben durch ſeine „Nöthige Antwort" eine ſo vortheilhafte Stellung eingenommen, aus der weder das gröbſte Geſchütz noch überlegene Mannſchaft ihn ſo leicht vertreiben möchten. Nur möge er, ſollte der Kampf länger dauern, ſollten unvorhergeſehene verdrießliche Händel ihm den Kopf warm machen, ſich nicht durch bittern Ueberdruß oder kalte Verachtung verleiten laſſen, zur Freude ſeiner Feinde den Abſchied zu fordern.

„Mich däucht, ich kenne manch Beiſpiel, wo treffliche Leute durch Lumpenverlegenheiten dieſer Art von ihrem wichtigern, beſten Zwecke, einem ruhigen, heitern Fortwirken zum Beſten der Menſchheit, abgeleitet worden."

Unterdeſſen war ihm die am 3. Auguſt vom Herzog unterzeichnete Erwiederung zugegangen, welche ihm aus-

drücklich auch den Wiederabdruck der antigoezeschen Blätter 1778
und jede Veröffentlichung ohne Genehmigung des Ministeriums „bei Vermeidung unangenehmer Verordnung" verbot, ihm natürlich auch ernstlich verwies, „daß er dem fürstlichen Konsistorio bei Ausübung der diesem Landeskollegio obliegenden theuren Pflichten einer Unbedachtsamkeit zu beschuldigen sich nicht zu viel sein lassen". Lessing erwiederte am 8., die Andeutung, weiter nichts ohne Genehmigung drucken zu lassen, solle sich doch wohl nur auf den Druck in den Braunschweigischen Landen beziehen.

„Sollte es auch von dem zu verstehen sein, was ich auswärts drucken zu lassen für nöthig erachte, so muß ich selbst anzeigen, daß ich mit beiliegendem Bogen (der ‚Nöthigen Antwort') bereits einen Befehl übertreten habe, dessen ich mich nicht versehen können. Dieser Bogen ist zu Berlin gedruckt [er trug auf dem Titel die den Ort der Abfassung bezeichnende Angabe ‚Wolfenbüttel'] und hat die verordnete Censur daselbst passiret. Da ich nun ein mehreres daselbst [gegen die von Goeze erwartete Antwort] drucken zu lassen im Begriffe bin, so flehe ich Ew. Durchlaucht unterthänigst, Höchstdero Ministerio zu befehlen, sich deutlicher über diesen Punkt zu erklären, als von welcher Erklärung allein die Möglichkeit abhängt, ob ich gehorchen kann oder nicht."

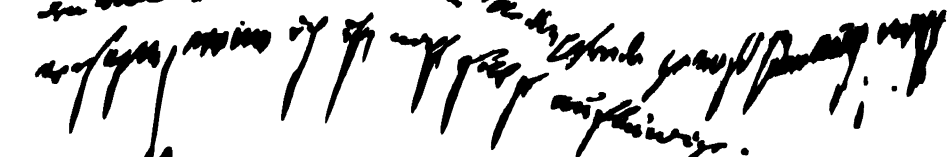
Den Verweis seines gnädigsten Herrn (dies erlaube ihm dessen unwandelbare Billigkeit hinzuzufügen) glaube er nicht verdient zu haben. Er bestand darauf, das Konsistorium habe unbedacht gehandelt, da es in die Konfiskation der „Fragmente" auch die Schriften, die einzig und allein die Widerlegung derselben beabsichtigten, eingeschlossen habe. Genehmige der Herzog auch dies, so gehorche er, weil es seine Pflicht sei, aber unmöglich könne er es auch für seine Pflicht halten, „zugleich die Klugheit und Billigkeit der Anzeigungen des Konsistorii in allen Stücken anzuerkennen". Während er der Antwort des Herzogs ge-

1778 spannt entgegensah, schrieb er an Elisen den seine tiefste Noth der einzigen Freundin vertrauenden Brief, den wir hier im Facsimile geben. Der Verdacht, von dem er spricht, bezieht sich auf die böswillige Voraussetzung, er mache sich das Vermögen seiner Stiefkinder zu Nutze, während er dasselbe anzugreifen sich scheute und den Verlegenheiten, in welche ihn seine „weitläufige und kostbare Wirthschaft" setzte, durch angestrengte Thätigkeit zu entgehen suchte. Der Kahn, den er nicht umstürzen will, ist seine Stellung in Wolfenbüttel.

Erst am 17. unterschrieb der Herzog die Entscheidung, die es nicht allein bei dem Verbot, irgendwo etwas in Religionssachen ohne Genehmigung erscheinen zu lassen, bewenden ließ, sondern ihm auch die Nennung von Wolfenbüttel auf seiner „Nöthigen Antwort" ernstlich verwies. Der Herzog hatte wenigstens in dem ihm vorgelegten Entwurfe den des Konsistoriums würdigen Zweifel an der Angabe gestrichen, daß der beigelegte Bogen in Berlin gedruckt sei. Von Lessing war es ein Meisterstreich, daß er seine neueste Abfertigung der Orthodoxen in des Herzogs Hände gespielt.

Unterdessen hatte er sich längst gefaßt, ja sich entschlossen, den Theologen durch eine Komödie einen ärgern Possen als durch zehn „Fragmente" zu spielen, und dabei nicht allein sich Geld zu verschaffen, dessen er dringend bedurfte, sondern auch in vollstem Glanze der Dichtung aufzutreten, zu welcher er sich berufen fühlte. In der Nacht vom 10. auf den 11. August kam ihm der Gedanke, endlich den Plan des „Nathan" mit Bezug auf die armselige theologische Unduldsamkeit auszuführen und das Stück auf Subskription erscheinen zu lassen. Gleich am nächsten Morgen

[illegible]



[illegible] aufbringen.

[illegible] Freundin! Und so bald sich der Hofgeistliche nur mit einer Sylbe gegen meine nöthige Anwesenheit regt: so haben Sie doch ja die Güte mir es zu schicken.

Dero

ganz ergebenster

L.

sandte er Karl eine vom 8. August, dem Tage seiner letzten 1778
Eingabe an den Herzog, datirte Ankündigung, die er auf einem Oktavblatt drucken lassen und verbreiten möge. Sie begann:

„Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist, so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm diese zu geben ich wohl keine unschicklichere Augenblicke hätte abwarten können als Augenblicke des Verdrusses, in welchem man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichten: die Welt, wie ich sie mir denke, ist eine ebenso natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht ebenso wirklich ist."

Von seinem Versuche, der von etwas ungewöhnlicher Art sei, gibt er nur den Titel „Nathan der Weise, in fünf Aufzügen"; der Inhalt sei einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig, und er werde alles thun, daß er mit dieser selbst zufrieden sei. Dazu müsse er aber den Weg der Subskription einschlagen, nicht aus Unzufriedenheit mit seinen bisherigen Buchhändlern, sondern aus andern Gründen. Daß seine bedrängte Lage ihn nöthige, auf eine reichere Einnahme zu denken, wollte er nicht aussprechen. So bitte er denn seine in Deutschland zerstreuten Freunde, sich der Sache anzunehmen. Weihnachten wünsche er die Zahl der Subskribenten zu wissen, da er dann den Druck anfangen wolle. Der Preis werde kaum einen Gulden, den Bogen zu einem Groschen gerechnet, betragen. Der Bruder ließ die Ankündigung auch in Zeitungen einrücken. Natürlich steckten die Gegner darüber die Köpfe zusammen und geriethen in Schrecken. Auch die nächsten Freunde glaubten,

1778 es werde über die Theologen hergehen. Der ruhige Mendelssohn rieth ihm davon ab. Dieser war noch immer der alte treue Freund; er hatte sich auch bereit erklärt, einen Brief an Lessing über das Verbot des Konsistoriums drucken zu lassen, während der weltkluge Nicolai sich scheu von ihm und seinem Bruder zurückhielt. In diesen Tagen sah Lessing zu Wolfenbüttel auch Freund Bode auf der in dem dortigen Schlosse tagenden Versammlung der vereinigten Altschottischen Logen, um die er bei seiner Ansicht von der Wirksamkeit sämmtlicher Logen sich nicht kümmerte.

Elise zeigte sich immer glänzender als warme, Lessings würdige Freundin. Als sie ihm am 26. August das dritte Stück von „Lessings Schwächen" sandte, bat sie ihn um Verzeihung, daß sie ohne Kenntniß seiner Lage ihn wiederholt mit ihrem Rathe gequält.

„Hätt' ich sie ganz gekannt, diese Lage! — und wüßt' ich, daß Losreißen aus Wolfenbüttel Sie in unabhängige Ruhe und Freiheit versetzen könnte, wer sollte eher als ich Ihnen zurufen: ‚Ziehen Sie in Gottes Namen!' Ach, es ist eine bitter bittere Erfahrung, daß der Mann von Absicht und entschlossen, mehr für andere als sich selbst zu thun, so oft nur fehlgeschlagene Hoffnungen und Geist entnervende Mühseligkeiten zum Lohn bekommt, da hergegen der nichtswürdigste Thor, wo er den Fuß hinsetzt, meistens gebahnte Wege findet! Und doch, welcher rechtschaffene Mann wünscht nicht lieber in des ersten Stelle zu bleiben! — Leben Sie wohl, theurer Freund. Der Himmel gebe Ihnen Muth und Heiterkeit, alles das aus sich selbst zu schaffen, was Ihnen an Freundes Zuspruch fehlt. Sehr oft sind Sie das Gespräch unseres kleinen Zirkels, und gäb' es nicht Bedenklichkeiten, so hätten Sie oft andere Briefe als diese leidigen. Unterdeß empfangen Sie unser aller gute Wünsche, die aufrichtigsten, die je waren."

Lessing ließ sich durch das Verbot nicht zurückhalten, das freilich nicht allein seine Schriften traf, sondern auch

die im Drucke begriffene Schrift von Reß gegen seine 1778
„Duplik". Reß wagte sogar bei der Bitte an das Konsistorium um Zurücknahme des Verbots den Verdacht einfließen zu lassen, Lessing habe diese Maßregel gegen ihn veranlaßt. So kleinlich beurtheilte er den edlen Vertreter des freien Wortes nach sich selbst. Dieser entwarf sofort eine Antwort auf die letzte Goezesche Auslassung, um sie in Hamburg, das er bald besuchen wollte, drucken zu lassen. Goeze hatte die großartige Unverschämtheit gehabt, gegen Lessing zu behaupten, alle christlichen Parteien hätten immer die Bibel als den einzigen Lehrgrund der christlichen Kirche angenommen; sämmtliche von Lessing aufgestellte Sätze hatte er durch eine Stelle des Irenäus niederschlagen wollen, die er offenbar mißverstanden. Lessing wies dies klar nach, berief sich dann weiter auf die Geschichte des Nicäischen Concils, mit der er sich, wie wir hörten, vor kurzem eifrig beschäftigt hatte. In dieser „ersten Folge" der „Nöthigen Antwort" hielt er sich wieder ganz an die Sache; die Zeit der „Schnurren" gegen den Patriarchen war vorüber, da man seine „Anti-Goezen" abgeschnitten hatte.

Am 12. September ging Lessing mit seiner Stieftochter Malchen wegen Familienangelegenheiten nach Hamburg, wo er nur acht Tage zu verweilen gedachte. Vor allem war er auf die Verwandten seiner Schwiegertochter, die Familie Schuback und deren Freunde angewiesen; aber am nächsten stand ihm jetzt Elise Reimarus, in deren weitem, höchst gebildetem Kreise er sich besonders behaglich fühlte. Sie betrieb eifrig die Sammlung von Subskribenten zum „Nathan". Auch die übrigen vertrauten Freunde, besonders Bode, wurden besucht, in Wandsbeck der dahin von Darmstadt zurückgekehrte Claudius und Voß, der eben den Ruf

1778 als Rektor nach Ottendorf erhalten hatte. Mit Klopstock, dem sein theologischer Kampf und seine ganze religiöse Richtung nicht zusagten, dürfte er sich wenig berührt haben. Eine ihm äußerst erfreuliche Bekanntschaft machte er an dem Pädagogen Campe, der auf den Wunsch von Schuback, Leisching und andern Hamburgern in einem Gartenhause im Billwerder Ausschlag am Hammerdeich eine auf wenige Zöglinge beschränkte Erziehungsanstalt angelegt hatte, bei welcher er durch seine vortreffliche Frau unterstützt wurde. Campes schon vor fünf Jahren erschienene, auf die Religion bezügliche „Philosophische Gespräche" und sein frisches, freies, gemüthliches Wesen zogen Lessing an. Mit ihm und Claudius fuhr er auch nach Wandsbeck zu Voß, der eben sein Haus geräumt hatte, um nach Ottendorf überzusiedeln. Auf Kisten und Kasten sitzend trank man in heiterster Laune den Kaffee. Voß wurde mit nach Hamburg genommen, wo die scheidende Familie noch einige Tage bei der Wittwe des Pastors Alberti ausruhen sollte. Von Lessings Besuch des Theaters und einem nähern Verkehr mit Schröder, hören wir nichts. Eine sehr gute und alte Handschrift des „Renner", die er fand, lieh er sich, um sie in Wolfenbüttel zu vergleichen.

Malchen war in der ersten Zeit von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen worden, und als sie auf der Genesung begriffen war, erkrankte Lessing selbst. Schon seit Evas Tode bemerkte man in seiner äußern Erscheinung eine auffallende Veränderung; ging er auch noch immer Nachmittags regelmäßig mit Döring um die Stadt spazieren und begann Morgens sehr früh, im Sommer um 5 Uhr, zu arbeiten, so zeigte sich doch eine gewisse Schwäche und Verstimmung seiner Natur sowohl in häufigem Unwohlsein

wie in der ihn selbst im geselligsten Kreise befallenden 1778
Schlafsucht. Die Sorge um die geliebte Stieftochter hatte ihn so angegriffen, daß er sich einige Zeit sehr schwach fühlte. Zu großer Freude gereichte ihm während dieser Zeit die Kunde von Karl, daß seine Frau ihn mit einem Knaben beschenkt und Theophilus Konrektor in Chemnitz geworden; doch vernahm er zugleich, die Schwester sei, statt diesen dorthin zu begleiten, nach Kamenz zurückgekehrt, was ihn besonders deshalb schmerzte, weil er selbst zu ihrer Unterstützung nichts beitragen konnte.

In Hamburg ließ Lessing nicht blos die schon genannte letzte Schrift gegen Goeze ohne Druckort erscheinen, sondern auch die drei ersten Gespräche „Ernst und Falk", letztere ohne seinen Namen, mit einer angeblichen „Vorrede eines Dritten" und einer Widmung an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, den Großmeister aller Deutschen Maurer. Auf dessen Wunsch waren das vierte und fünfte „Gespräch" weggeblieben, welche die Mißstände der Freimaurerlogen scharf trafen. Die „Gespräche", deren Verfasser nicht unbekannt blieb, erregten verdientes Aufsehen. Die „Erste Folge" der „Nöthigen Antwort" machte weitere unnöthig. Goeze verstummte, da er nicht weiter konnte, und suchte nun anderweitig den Zionswächter zu spielen. Sein Versuch, den kaiserlichen Gesandten zu einer Anklage Lessings zu veranlassen, war gescheitert.

Am 18. Oktober nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, widmete sich Lessing fast ausschließlich dem „Nathan". Drei Wochen später hatte er die zu seinem Zwecke, „dem Feinde in die andere Flanke zu fallen", nöthigen kleinen Veränderungen des Planes vollendet und das Stück so vollkommen fertig, wie je eines von ihm beim Beginne des

1778 Druckes gewesen, doch wollte er noch bis Weihnachten daran „flicken und poliren", es dann allmählich ins Reine schreiben und drucken lassen. Um aber bei der Ausarbeitung nicht durch Geldsorgen zum Nachtheil der Dichtung gestört zu werden, bat er den Bruder, ihm 300 Thaler, die er bis Ostern brauche, auf Wechsel zu verschaffen. Lessings alter Bekannter, Moses Wessely, erklärte sich aus freien Stücken dazu bereit, wenn er ihn darum ersuche. Am 1. December wurde der Anfang des in fünffüßigen Jamben geschriebenen Stückes an den Bruder gesandt, der ihn Ramler mittheilen möge; denn er wünschte um so mehr, dessen Gefühl für Sprachrichtigkeit und Wohlklang möge dem neuen Stücke, wie früher der „Minna", zu Gute kommen, als er lange nichts Dramatisches geschrieben hatte und die gewählte Versform ihm fast ganz neu war. Elise, gegen die Lessing bisher geschwiegen, erfreute ihn am 9. mit der Meldung, daß die Zahl ihrer Subskribenten 72 betrage. Auf ihre Frage nach seinem Befinden erwiederte er mit heiterer Laune, daran sei nicht viel gelegen, wenn er nur gesund bleibe. Ein bischen Verdruß habe er sogar mitunter gern, und der liebe Gott wisse wohl, was ihm gesund sei. In Bezug auf Elisens Bedauern, daß Goeze schweige, sogar den Irenäus im Stiche lasse, äußerte er lustig:

„Goeze, hat man mir geschrieben, wäre krank und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches gerade die zwei Stunden wären, die er sonst zu meiner Widerlegung bestimmt gehabt hätte. Wenn das ist, so will ich noch heute anfangen, um seine Genesung herzlich zu beten. Endlich lassen sich die großen Wespen doch auch aus dem Loche sterlen [aufstören]. Die Göttingische [die von Elisen erwähnte Beurtheilung von Leß in den ‚Anzeigen'] sumset nicht so arg, als sie zu stechen droht. Wir werdens ja sehen. Ich muß nur machen, daß ich mit meinem „Nathan" fertig werde. Um geschwind fertig zu

werden, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten; denn 1778
das wäre gar zu ungereimt. Sie wissen doch, daß ich Ihren ‚Cato' [ihre prosaische Uebersetzung des Addisonschen Stückes] habe. Von dem umständlich, sobald ich den Englischen wieder gelesen habe. Aber das kann ich wohl so bald nicht, wenn ich vors erste mit meinen Versen [die er dem Umgangston anzunähern suchte] zufrieden bleiben soll."

Am 21. ging er zu seiner Erholung und geschäftlicher Angelegenheiten wegen auf einige Tage nach Braunschweig. Dort hatte er sich seit kurzem zwei kleine Zimmer des ersten Stockes beim Wirthe Angott gemiethet (vgl. oben S. 498). Leider wurde ihm der Umgang mit den Freunden durch Geldsorgen getrübt, da er vergeblich auf die von Wessely versprochenen 300 Thaler wartete. So sah er sich denn genöthigt, 9 Louisd'or von Eschenburg und Leisewitz zu leihen. Bei der Rückkehr fand er zu seiner Freude das Geld, und so konnte er nicht allein den Freunden das Vorgestreckte zurücksenden, sondern auch die bedürftige Schwester mit 5 Louisd'or erfreuen, wobei er die Hoffnung aussprach, ehestens mehr zu schicken. Auch einen Brief Herders, von dem er früher zwei Anfragen, da er sie nicht erledigen konnte, unbeantwortet gelassen, fand er zu freudiger Beschämung. Dieser meldete ihm, daß er 26 Subskribenten (18 in Weimar und 8 in dem Lessing unholden Gotha) gesammelt.

„Wie sehr ich an Ihren ‚Fragmenten' und Streitigkeiten Antheil genommen, will und mag ich nicht sagen", äußerte er; „ich wünschte nichts als die Ausgabe des ganzen Werks, begreife auch nicht, wie es nicht Freunde und Feinde wünschen. Hat man dazu keine Hoffnung?"

Sofort erwiederte Lessing mit dem Ausdrucke vollster Verehrung und sandte ihm, da er ihn wegen seiner Volksgedichte befragt, einen Theil seiner Priameln und Bilderreime, zu deren Herausgabe er ebenso wenig kommen

1778 konnte, wie zur Vergleichung der Hamburgiſchen Handſchrift des „Renner“.

Wohlgemuth begann er das Jahr 1779, da es mit „Nathan“ glücklich vorwärts ging, deſſen Ankündigung ſo gewirkt hatte, daß ſich bereits 1000 Subſkribenten aus allen Gegenden Deutſchlands gemeldet hatten. Auch die theologiſchen Gegenſchriften ſtörten ihn nicht in ſeiner ihn ganz erfüllenden Dichtung. Zuweilen beſuchte er Braunſchweig, wo er bei Eſchenburg am 14. Januar den Weltreiſenden Joh. Georg Forſter kennen lernte, den er nach Wolfenbüttel einlud. „Nathan“ dehnte ſich bald ſo aus, daß er vorläufig auf das früher beabſichtigte Nachſpiel „Der Derwiſch“ verzichten mußte. Am 1. Februar begann er den vierten, einen Monat ſpäter den fünften Aufzug. Da ſetzte ihn Semlers „Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten“ in ärgſte Aufregung, nicht durch die ſachliche Widerlegung, ſondern durch den ſchal witzelnden Anhang: „Von dem Zwecke Herrn Leſſings und ſeines Ungenannten. Ein paar Fragmente eines Ungenannten aus meiner Bibliothek“, in welchem ſein aus dem Zuſammenhang geriſſenes Wort: „Dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöſcht werden ſoll“, zu einem erdichteten Geſpräch mißbraucht war, das darauf hinauslief, Leſſing ſei ein Narr, der nach Bedlam gehöre. Wenn ſchon die Unredlichkeit, mit der Semler den Mantel nach dem Winde drehte, und, erſchrocken über die Macht der durch ihn angeregten freien Forſchung, ſich gegen Bahrdt und den Ungenannten erhob, Leſſing anekelte, ſo ſetzte ihn dieſe Gemeinheit eines Deutſchen Profeſſors, der einem ihn bei weitem überſehenden Manne, dem verdienteſten Deutſchen Schriftſteller, ſo zu begegnen ſich erdreiſtete, in wilde Wuth.

GERMAN SEMINAR TAYLOR INSTITUTION OXFORD

„Ich ward über die impertinente Professorgans so erbittert" — 1779 schreibt er zwei Monate später, „daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen so nöthig ist, darüber verlor und schon Gefahr lief, den ganzen ‚Nathan' darüber zu vergessen."

Zu diesem Aerger kam, daß in Schlözers „Briefwechsel" nach einem Schwedischen Blatte berichtet wurde, Lessing habe unlängst in Hamburg Reimarus als Verfasser der „Fragmente" genannt.

„So gewiß Sie gegen uns keiner Vertheidigung eines solchen Gewäsches halber mehr bedürfen", schrieb die mit ihrer ganzen Familie dadurch aufgeregte Elise, „so frägt sich doch, ob es nicht itzt Zeit wäre, mit derjenigen Erklärung öffentlich hervorzurücken, davon Sie schon längst sagten, daß Sie solche in Ansehung des Verfassers thun wollten, und worum die ganze hier versammelte Gemeinde Sie denn inständig bittet, damit des ärgerlichen Geredes endlich ein Ende werde."

Aber Lessing mußte sich, um nicht dem Unmuthe zu erliegen, die „Fragmente" ganz aus dem Kopfe schlagen. Mitte April war „Nathan" endlich vollendet. Dessen langsam fortschreitender Druck machte ihn zuletzt sehr besorgt, da er fürchtete, das Stück könne nicht zur Ostermesse erscheinen, was ihn außer Stand gesetzt hätte, den an Wessely gegebenen Wechsel zur Zeit einzulösen. Bereits waren an 1200 Subskribenten gemeldet, und es liefen nun auch viele Bestellungen der Buchhändler ein, so daß Voß schon an eine zweite Auflage dachte. Zu Lessings Freude hatten nicht nur alte Bekannte, die er nicht aufgefordert, unter ihnen Weiße, sondern auch völlig Unbekannte, wie der Bibliothekar Reichard in Gotha, für ihn Subskribenten gesammelt. Sollte die Subskription genug einbringen, so wollte er den „Derwisch" für sich allein auf demselben Wege erscheinen lassen; denn für ganz mittelmäßige Vortheile mochte er sich nie wieder „auf fünf Monate zum

GERMAN SEMINAR LIBRARY TAYLOR INSTITUTION OXFORD

1779 nur wegen des Anhangs anzubinden, wolle übrigens die ohne Zweifel nicht ausbleibenden Angriffe der Orthodoxen wider dieſen abwarten. Gleich darauf gereichte ihm ein Beſuch des wider „das Ungeheuer" Goeze äußerſt erbitterten guten Gleim und ſeiner Nichte zu wahrer Freude. Dieſem vertraute er auch, daß er an ſein Trauerſpiel „Tod des Nero" zu gehen gedenke. Am 7. Mai beſuchte er Braunſchweig, um die von Leipzig erwarteten 1000 Exemplare des „Nathan" in Empfang zu nehmen, die erſt vier Tage ſpäter eintrafen. Leiſewitz, der ſogleich ein Exemplar erhielt, ſchrieb in ſein Tagebuch, er ſei Leſſings würdig, wäre er auch weniger Drama als Philoſophie in dramatiſcher Form. Viel begeiſterter hatte ſich Mendelsſohn ausgeſprochen, der „Nathan" als Leſſings beſtes Stück erkannte.

Die Abſendung der beſtellten Exemplare war eine ſaure Arbeit. Als Leſſing am 14. Eliſen die für ihre Subſkribenten beſtimmten ſandte, mußte er dieſer endlich auch auf ihre vor zwei Monaten empfangene Aufforderung antworten. Schon mehrfach hatte er ihr zu erwiedern begonnen, aber das Geſchriebene immer wieder weggeworfen, weil er in Folge des „Schubiacks" Semler ſo verſtimmt war, daß er ſogar meinte, am beſten wäre es, nun mit der Wahrheit herauszurücken und den Eſel durch das Geſtändniß zu beſchämen, daß der ehrwürdige Reimarus Verfaſſer der „Fragmente" ſei.

„Aber ich will es ihm ſchon indeß auf eine andere Weiſe eintränken und ihm ein Briefchen aus Bedlam ſchreiben, daß er an mich denken ſoll! Nur ein klein wenig Geduld! Mittlerweile wird ihm mein ‚Nathan' ſchon auch ein wenig einheizen."

Ueber das Stück wünſchte er ihr Urtheil und das ihrer ganzen Gemeinde.

„Nöthig hätt' ichs wohl, daß Sie ein wenig gut davon ur- 1779
theilten, um mich wieder mit mir selbst zufrieden zu machen; denn das bin ich so wenig, daß ich mir kaum manchmal die Möglichkeit vorstellen kann, wie ichs wieder werden soll."

Elisens begeistertes Lob gereichte ihm zu höchster Freude. Von einer Erklärung in Schlözers „Briefwechsel" stand diese jetzt selbst ab; sie wolle nichts mehr davon sagen, da sie wisse, er sei gewohnt, durch Thaten zu antworten.

Zunächst sollte die Erwiederung an Semler und Leß erfolgen, aber auch an ein Trauerspiel „Der fromme Samariter, in fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi" dachte er, worin der Levit und der Priester eine „gar brillante" Rolle spielen sollten. Elise bat ihn jetzt dringend, von der beabsichtigten Vertheidigung der „Fragmente" gegen Semler abzulassen, da der Ungenannte mehr Recht behalten werde als allen Semlers lieb zu vernehmen sein müsse; die Esel seien nicht werth, daß ein ehrlicher Mann sich ein sauer Stündchen um sie mache.

Fr. Jacobis eben erschienener, von Gefühl und sittlicher Einsicht zeugender „Woldemar" hatte auf Lessing so bedeutend gewirkt, daß er diesem, den er schon gelegentlich durch Bekannte hatte grüßen lassen, ein Exemplar seines „Nathan" zum Danke für die „unterrichtende und gefühlvolle Stunde" sandte, welche er ihm gemacht. Mit einem andern bedeutenden Schriftsteller der Zeit brachte ihn Herder in Verbindung. Dieser sandte ihm in Hamanns Namen dessen „Fragmente einer apokryphischen Sibylle über apokalyptische Mysterien", die freilich Lessings krystallhellen Geist ebenso wenig anmuthen konnten wie dessen übrige räthselhaft dunkle Schriften. Zugleich bat Herder für sich und den Freund um Mittheilung der ungedruckten Fort-

1779 setzung der Gespräche von „Ernst und Falk", die Hamann „mit Lust und Wollust" gelesen habe; auch an seinem Streite mit Goeze und besonders an seinem Glaubensbekenntnisse nehme dieser mit der „innigsten Begierde" Theil. Den „Nathan" pries Herder als ein „Manneswerk".

Ende Juni fühlte Lessing sich außerordentlich leidend. Als er am 22. Juli dem Bruder Karl seine Freude über die Beförderung zum Münzdirektor in Breslau aussprach, mußte er ihm melden, daß er lange krank gewesen, noch jetzt alle Tage ein paar Stunden im Bette zubringe. Raffte sich auch seine gute Natur zeitweilig von der ihn schon lange zerrüttenden Krankheit auf, die Kraft zu andauernder Arbeit und behaglichem Lebensgenusse versagte dem geistesstarken Manne. Manches wurde auch jetzt noch unternommen, nichts mehr vollendet.

3.

Zunehmende, auch den Geist hemmende Krankheit, ewige Geldnoth, der üble Ruf, in welchen man ihn, besonders nach dem „Nathan", bei dem niedern Volke in Wolfenbüttel und Braunschweig als Ketzer und gottlosen Menschen zu bringen wußte, mancherlei Verleumdungen, eine von den evangelischen Reichsständen drohende Anklage, der religiöse Rückschritt, endlich auch die von Friedrich dem Großen aus grober Unkenntniß und leidenschaftlichem Vorurtheil für Französische Bildung hervorgegangene Ungerechtigkeit gegen die Deutsche Literatur verbitterten Lessing die letzten anderthalb Jahre seines unter beständigen Kämpfen mit Aufgabe aller persönlichen Vortheile der geistigen Aufklärung geweihten Lebens; nur sein reines Familienglück und die Verbindung mit alten und neuen

Freunden erheiterten dem zu raſtloſem Forſchen und herz- 1779
licher Geſelligkeit gedrungenen, nach reiner Menſchlichkeit ſich ſehnenden Manne die langſam hinſchleichenden Leidenstage.

Sobald Leſſing ſich nur einigermaßen hergeſtellt fühlte, beſuchte er die Freunde in Braunſchweig, aber nach der Rückkehr ſtellte ſich die Schwäche wieder ein. Seinen etwas leidenſchaftlichen vierzehnjährigen Stiefſohn Engelbert übergab er dem Kantor Stegmann in Wolfenbüttel, ſeinen Liebling Fritz behielt er bei ſich; Theodor ging nach Wien wegen der Ordnung der Verlaſſenſchaft ſeiner Mutter, doch wollte er ſich auch umſehen, ob ſich ihm in Oeſtreich, wo ſeine Mutter ſo viele Freunde hatte, keine günſtigen Ausſichten eröffneten. Im Auguſt brachte die Meſſe Leſſing wieder zweimal nach Braunſchweig; das zweitemal, am 20., war er von einem ſeltſamen Gaſte, dem Livländer Könemann, begleitet, der in Rußland vergebens eine Hofmeiſterſtelle zu erhalten geſucht hatte. In übelm Anzuge, mit einem großen, wüſten, von ihm unzertrennlichen Hunde ſtellte ſich der eben von Berlin kommende Sonderling Leſſing vor. Schon ſeine Erwiederung, er ſei Philoſoph, zog dieſen um ſo mehr an, als ſein abgehärmtes Geſicht ſein Mitleid erregt hatte. Auf die Frage, womit er ihm dienen könne, zog er zwiſchen Rock und Weſte eine ſchmutzige Handſchrift heraus.

„Ich arbeite hier an einer Schrift über die höhere Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, die ich gern vollenden möchte", ſprach er; „aber ich habe weder Dach und Fach noch Brod. Geben Sie mir eine Kammer in Ihrem Hauſe und nothdürftig Brod, ich will mein Buch hier fertig ſchreiben."

Leſſing wies ihm ein Zimmer an und nahm ihn an ſeinen Tiſch, ja er ließ ihn auch nicht ohne Taſchengeld.

1779 In seiner Handschrift fand er einige gute Gedanken, doch fehlte dem Philosophen, wie er allgemein im Hause hieß, alle Gabe der Darstellung, selbst der richtige Ausdruck. Von Lessing auf die sprachliche Mangelhaftigkeit hingewiesen, erwiederte er ruhig, in der Vorrede könne man ja mit wenigen Worten darauf hindeuten, daß der Ausdruck vernachlässigt sei. Seine Ideen hielt er für neu und unzweifelhaft richtig; nicht wenig bildete er sich darauf ein, daß er nur spekulative Philosophie getrieben. Obgleich seine Ansichten wunderlich und verworren waren (er erklärte sich gegen alle Staatseinrichtungen), er durch sein linkisches, plumpes Betragen und seinen leidigen Hund, besonders am Tische, sehr unbequem fiel, behielt ihn Lessing längere Zeit bei sich. Gerade die Geschichte, wie er zu dem Hunde gekommen, und daß er trotz eigener Noth sich nicht von ihm trennen konnte, nahm Lessings Herz für ihn ein. Könemann hatte den Hund fast verschmachtet am Wege liegen gefunden und ihn durch einen der beiden Wecken, die er bei sich trug, wieder ins Leben gerufen.

„Er theilte redlich mit dem Hunde", sagte Lessing, „und so lange ich noch einen Weck habe, soll der Philosoph den halben haben."

Am 20. brachte er ihn nach Braunschweig, um die Messe anzusehen. Leisewitz traf ihn in Lessings Quartier. Am folgenden Tage bestellte Lessing diesen in das ihm vertraute Davesonsche Haus, den Langenhof. Dorthin brachte er den Philosophen mit. Auch Kuntsch stellte sich ein. Leisewitz wandte alle Mittel an, daß der Philosoph sich nicht lächerlich mache. Einige Wochen hielt sich Könemann in Wolfenbüttel auf, ohne mit seinem Buche viel weiter zu kommen; dann ging er, von Lessing empfohlen, nach Erfurt, wo er tolles Zeug machte.

Kurz nach der Rückkehr von Braunschweig fühlte sich 1779
Lessing äußerst angegriffen und zu allem unfähig. Trostreich waren ihm die herzlichen Briefe Campes und Jacobis über seinen „Nathan". Letzterer, der edle Gefühlsphilosoph, sprach seine ungeheuchelte Verehrung Lessings aus, der ihm nur zu groß sei, als daß er es wagen könnte, mit irgend etwas sich näher an ihn zu wagen.

„Was soll Ihnen meine Bewunderung, meine Liebe?" schrieb er. „Dennoch fühle ich ein Zutrauen zu Ihnen, fühle auch, daß ich selber einigen Werth habe; und da gibt es Aufwallungen, daß ich Ihnen nur so geradezu in die Arme laufen möchte. Aber der Unterschied zwischen einem, der sich nur im gemeinen Haufen durch etwas auszeichnet, seis auch nur durch etwas Vorzügliches unter den Edlern, und zwischen einem, der ein König ist unter den Geistern, dieser mächtige Unterschied tritt mir allemal auf den ersten Schritt in den Weg, und mein Muth ist dahin."

Unaussprechlich sehne er sich nach dem Frühjahr, wo er ihn in Wolfenbüttel sehen müsse; sollte ihm, wie er hoffe, das, was an ihm zu schätzen sei, Lessings Freundschaft gewinnen, so möchte er die Geister einiger Ideen in ihm beschwören und zur Sprache bringen, die ihm nicht genug antworteten. Bei dem großen Entzücken, in welches ihn „Nathan" gesetzt, konnte er doch nicht verbergen, daß er mit dem Schlusse nicht ganz zufrieden sei.

Erfreulich war ihm gleich darauf ein Besuch des Buchhändlers Ettinger aus Gotha, den er in seinem Hause gastlich aufnahm. Dieser erbot sich zum Verleger der ganzen Handschrift des Ungenannten, und als Lessing ihm den Neudruck von Paulis „Schimpf und Ernst" vorschlug, ging er gern darauf ein. Lessing wandte sich nach einiger Zeit mit der Frage an Elisen, ob sie den Druck der Handschrift der „Fragmente" gestatten wolle, was ihm außerordentlich

1779 lieb gewesen wäre; doch traf er hier, wie er gefürchtet hatte, auf die entschiedenste Ablehnung. Auch der Druck von Paulis Schrift kam nicht zu Stande. Einige Zeit befand er sich so wohl, daß er ein paar heitere Tage in Braunschweig verbrachte, wo er auch mit Jerusalem zusammenkam, und in Wolfenbüttel wegen Vertauschung von Büchern der Bibliothek mit dem Braunschweigischen Karolinum verhandeln konnte. Aber nur zu bald kehrten Verstimmung und Unfähigkeit zu jeder dauernden Arbeit zurück. Dabei drückte ihn äußere Noth. Als er der Schwester wieder 5 Louisd'or schickte, schrieb er, manchmal werde sie wohl mehr Geld besitzen, als er selbst im Hause habe. Erst im November raffte er sich wieder auf. Die Vertheidigung der „Fragmente" ließ er jetzt zur Seite und wandte sich zur Hauptfrage, dem Grunde der christlichen Ueberlieferung; er begann eine Schrift „Bibliolatrie" gegen Walchs „Kritische Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen", zu welcher er als Motto mit bloßer Aenderung der Anrede des Apollo in die des Heilands ein Wort des Euripides gewählt, das es als eine nicht unrühmliche Arbeit erklärte, vor dem Sitze göttlicher Eingebungen die Stelle zu fegen.

„Auch ich bin stolz auf diese geringe Arbeit", schrieb er; „denn ich weiß, wem zu Ehren ich es thue."

Die von Walch vermißten Gründe für seine Behauptung wolle er dem Manne vorlegen, den ganz Deutschland für den kompetentesten Richter in dieser Sache erkenne, und sich gegen dessen Einwürfe rechtfertigen, ja beweisen, daß man ihn gar nicht hätte anklagen dürfen. Verächtlich schob er Goeze zur Seite, der hämisch und klein genug sei, Händel anzuspinnen, welche durchzusetzen er weder

Herz noch Kraft habe. Seine Nebenstunden wandte Lessing 1779
den beiden dramatischen Plänen zu.

Unterdessen hielten die sogenannten Freunde der Religion kein Mittel für zu schlecht, um den Herausgeber der „Fragmente" zu verdächtigen. Ende Oktober brachte das Wiener „Diarium" das Gerücht, Lessing habe wegen der Herausgabe der „Fragmente" von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenk von 1000 Dukaten erhalten. Hatte man ja schon von einer andern Seite einen Juden, und zwar Mendelssohn, für den Verfasser derselben erklärt. War in der Mittheilung des „Diariums" mit großer Achtung Lessings gedacht, das Geschenk als Belohnung edlen Verdienstes und wahrer Gelehrsamkeit begrüßt worden, so brachte dasselbe gleich darauf eine „Berichtigung", welche auf das feierlichste alles zu Lessings Gunsten Gesagte widerrief, die „Fragmente" für „höchst anstößig wider die christliche Religion" und „höchst verabscheuenswürdig" erklärte, auch hervorhob, daß dieser „deswegen schon schwere Ahndungen empfunden" habe. Lessings eben in Wien anwesender Stiefsohn schrieb gegen diese Verleumdung in seinem eigenen Namen eine Erklärung, die er ihm zur Durchsicht und Verbesserung sandte; aber die Wiener Censur versagte die Erlaubniß zum Drucke. So ließ denn Theodor zu Regensburg, am Sitze des Reichstages, seine „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten oder Judas Iscarioth dem Zweiten" drucken, worin nicht allein die abgeschmackte Lüge zurückgewiesen, sondern auch über Lessings Absicht, Goezens leidenschaftliche Anklage und das Verbot der „Fragmente" den Fernstehenden Auskunft gegeben wurde. Weniger als durch dieses so ehrenrührige wie alberne Märchen wurde Lessing durch

1779 die „Zufälligen Altteutschen und Christlichen Betrachtungen über Herrn Lessings ‚Nathan der Weise'" von dem alten Arzte und Gottschedianer Tralles in Breslau verletzt, die sich gegen die Verächter des Christenthums wandten, aber auch sich an die Sprache und den Stil des Stückes in ergetzlicher Einfalt wagten. Freilich schrieb Lessing im ersten Aerger (hatten ja die beständigen Angriffe und sein Leiden seine Reizbarkeit gesteigert) seinem Bruder Karl, nur das hohe Alter rette Tralles von einem Tanze, den er sonst mit ihm verführen würde, aber der Mann war ihm doch zu unbedeutend; und so äußerte er ganz vergnügt gegen den Buchhändler Breitkopf in Leipzig, der ihm das Buch übersandt hatte:

„Haller, höre ich, soll es Mode gemacht haben, daß nun alle Doctores medicinae im Geruch der Heiligkeit sterben wollen. Sonst war es so nicht, und die Religion eines Arztes war noch weit verdächtiger als die Religion eines dramatischen Dichters. Was wir nicht alles erleben! Es fehlt nur noch, daß nächstens ein Doctor theologiae über die Dysenterie schreibt."

Da die in der „Bibliolatrie" eingeschlagene streng wissenschaftliche Darstellung Lessing bald zu schwerfällig schien, beschloß er, eine leichtere und lebhaftere Form zu wählen, welche ihm auch die Möglichkeit biete, in ähnlicher Weise die übrigen theologischen Gegner, so weit er es der Mühe werth halte, vorzunehmen. Am 12. December meldet er dem Bruder:

„Ich bin jetzt mit ‚Sogenannten Briefen an verschiedene Theologen, denen an meinen theologischen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt', beschäftigt. Die erste Verschickung enthält Briefe an den Dr. Walch in Göttingen, dessen ‚Kritische Untersuchung' ich vor allen Dingen beantworten muß. Die zweite wird Briefe an die Herren Leß und Reß enthalten u. s. w. Die erste wird zu Ostern ganz gewiß

erscheinen. Aber was du von der ‚Ankündigung' derselben sagen wirst, 1779
die du kurz nach dem neuen Jahre erhältst, soll mich wundern."

Die „Ankündigung", gleichfalls ein Sendschreiben an Walch, sollte über die Traditoren, die Auslieferer der christlichen Bücher an die Verfolger, handeln; vollendet wurde leider nur der Anfang über die zehnte Christenverfolgung, die erste, welche sich gegen die heiligen Bücher gewandt hatte. Ein starkes Fieber befiel ihn zu Weihnachten.

„Ich befinde mich seit einigen Tagen recht sehr übel", schreibt er den 29. an Eschenburg. „Es soll zwar nur ein Flußfieber sein. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heißen, die uns das Leben so unangenehm machen!"

Das lang sich hinziehende, entkräftende Fieber hinderte jede Arbeit, die ununterbrochene Thätigkeit und Heiterkeit des Geistes forderte. Um doch etwas zu thun und zu verdienen, ließ er für das sechste Stück der „Beiträge" des Theophilus Presbyter „Diversarum artium schedula" abdrucken, aus der er früher eine Stelle gegeben hatte; aber zu seinem Aerger schritt der Druck gar langsam fort. Da erschreckte ihn die durch Campe erhaltene Nachricht einer gefährlichen Erkrankung von Reimarus.

„Ich weiß nicht", schrieb er sofort den 22. Januar an Elisen, „welches Mitleid ich itzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich so nahe auch nicht angehen. Denn selbst bin ich doch auch eben nicht krank, sondern blos — nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch; denn den Augenblick ist es wieder da. Und das macht mir eine verdrießliche Arbeit [die ‚Briefe'] noch weit verdrießlicher, so daß es gar nicht aus der Stelle damit will, ob ich gleich keine Schrift mit gewaschenern und vollern Händen angefangen habe."

Herder hatte ihm seine ihn sehr berührende „Plastik" gesandt, aber zum Lesen derselben konnte er nicht kommen.

„Es juckt mich alle Tage darnach", schrieb er diesem, „und

1779 die „Zufälligen Altteutschen und Christlichen Betrachtungen über Herrn Lessings ‚Nathan der Weise'" von dem alten Arzte und Gottschedianer Tralles in Breslau verletzt, die sich gegen die Verächter des Christenthums wandten, aber auch sich an die Sprache und den Stil des Stückes in ergetzlicher Einfalt wagten. Freilich schrieb Lessing im ersten Aerger (hatten ja die beständigen Angriffe und sein Leiden seine Reizbarkeit gesteigert) seinem Bruder Karl, nur das hohe Alter rette Tralles von einem Tanze, den er sonst mit ihm verführen würde, aber der Mann war ihm doch zu unbedeutend; und so äußerte er ganz vergnügt gegen den Buchhändler Breitkopf in Leipzig, der ihm das Buch übersandt hatte:

„Haller, höre ich, soll es Mode gemacht haben, daß nun alle Doctores medicinae im Geruch der Heiligkeit sterben wollen. Sonst war es so nicht, und die Religion eines Arztes war noch weit verdächtiger als die Religion eines dramatischen Dichters. Was wir nicht alles erleben! Es fehlt nur noch, daß nächstens ein Doctor theologiae über die Dysenterie schreibt."

Da die in der „Bibliolatrie" eingeschlagene streng wissenschaftliche Darstellung Lessing bald zu schwerfällig schien, beschloß er, eine leichtere und lebhaftere Form zu wählen, welche ihm auch die Möglichkeit biete, in ähnlicher Weise die übrigen theologischen Gegner, so weit er es der Mühe werth halte, vorzunehmen. Am 12. December meldet er dem Bruder:

„Ich bin jetzt mit ‚Sogenannten Briefen an verschiedene Theologen, denen an meinen theologischen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt', beschäftigt. Die erste Verschickung enthält Briefe an den Dr. Walch in Göttingen, dessen ‚Kritische Untersuchung' ich vor allen Dingen beantworten muß. Die zweite wird Briefe an die Herren Leß und Reß enthalten u. s. w. Die erste wird zu Ostern ganz gewiß

erscheinen. Aber was du von der ‚Ankündigung' derselben sagen wirst, 1779
die du kurz nach dem neuen Jahre erhältst, soll mich wundern."

Die „Ankündigung", gleichfalls ein Sendschreiben an Walch, sollte über die Traditoren, die Auslieferer der christlichen Bücher an die Verfolger, handeln; vollendet wurde leider nur der Anfang über die zehnte Christenverfolgung, die erste, welche sich gegen die heiligen Bücher gewandt hatte. Ein starkes Fieber befiel ihn zu Weihnachten.

„Ich befinde mich seit einigen Tagen recht sehr übel", schreibt er den 29. an Eschenburg. „Es soll zwar nur ein Flußfieber sein. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heißen, die uns das Leben so unangenehm machen!"

Das lang sich hinziehende, entkräftende Fieber hinderte jede Arbeit, die ununterbrochene Thätigkeit und Heiterkeit des Geistes forderte. Um doch etwas zu thun und zu verdienen, ließ er für das sechste Stück der „Beiträge" des Theophilus Presbyter „Diversarum artium schedula" abdrucken, aus der er früher eine Stelle gegeben hatte; aber zu seinem Aerger schritt der Druck gar langsam fort. Da erschreckte ihn die durch Campe erhaltene Nachricht einer gefährlichen Erkrankung von Reimarus.

„Ich weiß nicht", schrieb er sofort den 22. Januar an Elisen, „welches Mitleid ich itzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich so nahe auch nicht angehen. Denn selbst bin ich doch auch eben nicht krank, sondern blos — nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch; denn den Augenblick ist es wieder da. Und das macht mir eine verdrießliche Arbeit [die ‚Briefe'] noch weit verdrießlicher, so daß es gar nicht aus der Stelle damit will, ob ich gleich keine Schrift mit gewaschenern und vollern Händen angefangen habe."

Herder hatte ihm seine ihn sehr berührende „Plastik" gesandt, aber zum Lesen derselben konnte er nicht kommen.

„Es juckt mich alle Tage darnach", schrieb er diesem, „und

1780 doch fürchte ich mich davor. Die Versatilität des Geistes verliert sich, glaube ich, von seinen Eigenschaften am ersten. Es kostet so viel Arbeit, mich umwälzen zu lassen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann. Und das kann ich itzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologischen Händeln ziehen soll."

Doch entschloß er sich, seine „Erziehung des Menschengeschlechts", von welcher er bisher nur den bis zur Erscheinung von Christus reichenden Theil als von einem andern herrührend in seinen „Gegensätzen" mitgetheilt hatte, als von ihm herausgegeben vollständig erscheinen zu lassen. Der Schleier war leicht zu durchschauen. Er selbst schloß die Vorrede mit den bedeutenden Worten:

„Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts; und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?"

Stutzig mußte manchen, der auch der herrlichen Hindeutung auf die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums zu folgen vermochte, die Schlußbemerkung zu Gunsten der Lehre von der Seelenwanderung machen, welche für Lessing nichts weniger als eine Grille, sondern das Höchste seiner sittlich religiösen Philosophie der Geschichte war, als solches auch von Herder erkannt und aufgegriffen ward. Selbst Elise, die, wie sie erklärte, keinen Philosophen kannte, der gleich Lessing Wahrheiten wie durch einen elektrischen Schlag fühlbar zu machen und durch Mark und Bein zu führen wisse, schrieb ihm, sie möchte dies Grillen nennen, wenn sie dürfte.

Neben diesem Höchsten, womit der Einundfünfzig- 1780
jährige die Welt beschenkte, kommt die gleichzeitig zur zweiten Ausgabe seiner Uebersetzung von Diderots „Theater" auf den Wunsch des Verlegers geschriebene kurze Vorrede kaum in Betracht. Hier bekennt er dankbar, daß Diderot einen großen Antheil an der Bildung seines Geschmacks gehabt, der ohne ihn vielleicht eine eigenere Richtung genommen haben würde, aber schwerlich eine, mit welcher sein Verstand zufriedener gewesen wäre.

Krankheit und Schwäche wollten nicht weichen. Am 25. Februar schrieb er an Karl:

„Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war; und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja; so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!"

Eine solche Hemmung war seinem rastlos schaffenden Geiste unerträglich. Aber schon eine Woche später finden wir ihn zu Braunschweig im Klub im Weinhause von Röncken dorf mit Kuntsch, Ebert, Leisewitz, selbst dem Abt Jerusalem u. a. Dort wurde über einen Monatsmittwochsklub, der sogleich, und einen großen Klub, der im Winter beginnen sollte, verhandelt. Lessing trat in beide. Nach der Rückkehr arbeitete er zunächst an seinen „Briefen" weiter; die Schrift des Theophilus war auch gedruckt, aber die Vorrede dazu konnte er nicht schreiben, weil er sich vergebens um den Anfang eines in Augsburg erscheinenden „Journals für Freunde der Religion und Literatur" be-

1780 mühte, der einen Aufsatz über seine Abhandlung vom Alter der Oelmalerei enthielt.

Der am 26. März erfolgte Tod des Herzogs brachte endlich den Erbprinzen zur Regierung. Eine der ersten Handlungen des neuen Regenten war es, daß er Lessings Freund Alexander Daveson verhaften ließ, weil er dessen Schuldforderungen an seinen in Gott ruhenden Vater für betrügerisch erklärte. Lessing, der von Davesons Unschuld überzeugt war und die von seinen Glaubensgenossen gegen ihn ins Werk gesetzten Ränke durchschaute, besuchte ihn während seiner Gefangenschaft, ja er nahm ihn nach seiner Freilassung eine Zeit lang in sein Haus auf, obgleich er wußte, daß Daveson durch eine scharfe Antwort, die er dem Herzog als Erbprinzen gegeben, diesen gereizt hatte: aber der Unglückliche erregte immer sein thätiges Mitleid.

Alle seine Nerven waren jetzt so herabgespannt, daß er weder lesen noch schreiben konnte. Alles ekle ihn, klagte er Elisen, und er lebe nur noch par raisonnement. Dazu kam, daß er trotz seiner noch immer bewiesenen Mildthätigkeit bei dem gemeinen Volke in Wolfenbüttel als Freigeist und Religionsspötter in übelm Rufe stand, sogar bei seiner eigenen Dienerschaft. Seine Magd sagte noch als steinalte Person, als sie wegen Lessings befragt wurde, er habe nichts gehabt, nichts gewußt (geglaubt) und nichts getaugt; so sehr hatten sich die durch gewisse Kreise gegen den Vorkämpfer geistiger Freiheit verbreiteten Verleumdungen beim Volke festgesetzt. Sein Bedienter, den seine Güte verzogen, war ein durchtriebener Schelm, der wohl auch seinen Herrn als Ketzer und Freigeist um so ruhiger betrügen zu dürfen glaubte. Ein abgedankter, dürftiger Fähndrich, dem Lessing bei seiner Durchreise eine milde Gabe gereicht, wagte es

jetzt, einen Brief an ihn zu richten, in welchem er ihm 1780
sein Unrecht gegen das Christenthum scharf vorhielt und ihn dringend zur Bekehrung ermahnte. Ja die Verleumdung schonte nicht den heiligen Kreis seines Hauses: man flüsterte sich zu, Lessing sei in seine Stieftochter Malchen verliebt und widersetze sich deshalb allen Werbungen, die das Glück ihrer Zukunft begründen könnten. Diese Verleumdung drang sogar zu Elisen, die ihrer gegen Lessing selbst gedachte, ja nicht ohne an eine gewisse Berechtigung der Anklage zu glauben. Aus Lessings Erwiederung vom 7. Mai ergibt sich nicht blos die himmelschreiende Ungerechtigkeit dieses Vorwurfs, sondern auch seine bitterste Mißstimmung. Er gestand Elisen, daß Malchens häusliche Tugenden ihm allein das Leben, das er fortführen müsse, noch erträglich machten, und er vor dem Augenblicke zittere, der sie von ihm nehmen würde, den er aber seines eigenen Nutzens wegen nicht verschieben wolle.

„Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können als ehedem, und der ich also zu entgehen mich auf das andere Ende werfen könnte, so daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen: als ein Landstreicher, und als ein weit ärgerer als ehedem, indem mich die Lust zum Studiren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrsucht alles über mich vermochten, gethan hat."

Man sieht, wie in diesem Augenblicke ein trüber Nebel ihm sein ganzes Leben umzieht.

„Schaffen Sie dem armen, guten Mädchen einen Mann", mahnt er die Freundin, „oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt [ihr Oheim in Hamburg], sie zu sich verlangt, oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg [Frau Schuback] sie bei sich zu haben wünscht, und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem

1780 Willen, sich keinem von diesen, und ich will es durchaus nicht sein, der sie nöthiget, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen oder ihre Zuflucht in ein Land [nach Heidelberg] zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurück wollte."

Zuletzt kommt er auf die Auffassung dieses Verhältnisses von Seiten des Publikums, in dessen Augen das Mädchen doch immer verlieren könnte.

„Denn was ich darin verlieren kann, will nicht viel sagen. Von mir ist es doch nur das Schlimmste zu glauben geneigt; und nun erst anzufangen, mich nach seinen Capricen zu richten, würde mir nur eine schwache Seite mehr geben. Also das Mädchen, dem ich so wohl will! Ach, meine Freundin! ein Mädchen ist bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines einzigen, nicht durch die Stimme des Publikums zu machen, und was die Augen dieses einzigen nicht sehen, das hören sie nicht. Wir sehen nur mit unsern Ohren, wenn wir für alle Liebe untauglich zu werden anfangen."

Lessing theilte der Freundin mit, daß er zufällig, „zur äußersten Kränkung seiner Eitelkeit", erfahren, Malchens Herz gehöre bereits einem andern, der aber so weit von ihr entfernt sei, daß sie im Taumel der Leidenschaften sich nicht erreichen könnten.

War er auch im Mai und Juni ein paarmal in Braunschweig, um sich im Umgange mit den Freunden zu erheitern, seine Gesundheit blieb so mißlich, daß er zu keiner frischen Thätigkeit gelangen konnte. Damals muß er den Besuch des mit Döring befreundeten, als Dichter bekannten einunddreißigjährigen Kanzleidirektors Leop. Friedr. Günther von Göckingk aus Elrich empfangen haben, den die offene Biederkeit des großen Mannes sehr erfreute. Auf seine Bitte um die Fortsetzung von „Ernst und Falk" gab er ihm den von einem andern vor kurzem wider seinen Willen herausgegebenen Abdruck, den er nur in einem Exemplar besaß; er hatte darin „einige Druckfehler berichtigt, auch noch

etwas wesentliches [wahrscheinlich die Anmerkungen zum 1780
fünften Gespräch] hinzugefügt". Sein dem Herzog Ferdinand gegebenes Wort, sie nicht drucken zu lassen, hatte er als ehrlicher Mann gehalten, auch die Freunde, denen er sie mittheilte, um Geheimhaltung gebeten. Wer der Herausgeber gewesen, der auch, wie Lessing selbst bei den ersten „Gesprächen" gethan, eine „Vorrede eines Dritten" hinzufügte, wissen wir nicht. Lessing ärgerte sich über die ganz unbefugte, dazu fehlerhafte Herausgabe.

In sehr unbehaglicher Stimmung traf ihn am 12. Juni Jacobis Meldung, er werde ihn im nächsten Monat zu Wolfenbüttel aufsuchen, von wo er in seiner Begleitung weiter zu reisen hoffe. Auch hatte er ihm mitgetheilt, daß er sich vor allem über die „Erziehung des Menschengeschlechts" mit ihm unterhalten wolle, in welcher ihm besonders § 73 nur vom Spinozistischen Standpunkte aus verständlich schien, was er freilich verschwieg. Sogleich lud ihn Lessing dringend ein, einige Tage in seinem Hause auszuruhen; ob es ihm möglich sein werde, eine weitere Reise mit ihm zu machen, wisse er nicht.

„Mein Wunsch wäre es allerdings. Aber ich wünsche, was ich wünsche, mit so vieler vorher empfindender Freude, daß meistentheils das Glück der Mühe überhoben zu sein glaubt, den Wunsch zu erfüllen."

Die Geldnoth ließ ihn nicht an eine größere Reise denken.

In dieser Zeit kam auch der sechsunddreißigjährige Breslauer Ernst Langer zur Benutzung der Bibliothek nach Wolfenbüttel. Lessing nahm den in alter und neuer Literatur bewanderten, streng christlichen, nüchtern verständigen Mann freundlich auf, ohne zu ahnen, daß dieser die Absicht hatte, nach seinem bald zu erwartenden Tode an seine

1780 Stelle zu treten. Als Hofmeister des jungen Sohnes des Kursächsischen Oberstallmeisters Graf von Lindenau war er Goethe in seinem letzten Halbjahre zu Leipzig, besonders während dessen Krankheit und Genesung, nahe getreten; später hatte er manche Reisen, wohl in Begleitung seines Zöglings und anderer Vornehmen, gemacht. Das Genietreiben haßte er bitter. Dem Herzog von Braunschweig war er durch dessen mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm Karl von Würtemberg in diesem Jahre vermählte Tochter bestens empfohlen, und er wußte sich durch seine Biegsamkeit bei diesem so beliebt zu machen, daß er, obgleich in seinem Lande und auswärts manche literarisch bedeutende Männer sich durch eine solche Anstellung geehrt gefühlt hätten, dem literarisch ganz unbekannten Manne insgeheim Lessings Stelle zusagte. Später äußerte der Herzog, auch Lessing selbst habe ihn dazu empfohlen, was kaum glaublich, mochte dieser auch sich günstig über ihn geäußert haben. Langer war demselben nichts weniger als geneigt; ohne eine Ahnung seines edlen und bedeutenden Wesens, hielt er ihn für einen schlechten Bibliothekar, obgleich er die bei der Berufung auf ihn gesetzte Hoffnung, er werde den Gelehrten die Bibliothek in vollster Weise zugänglich machen, nach Möglichkeit erfüllte; als Freigeist war er ihm zuwider, sein edles, über Fürstenwillkür erbittertes Unabhängigkeitsgefühl ein Greuel, doch wußte er seine Abneigung geschickt zu verbergen. Das hatte noch zu Lessings Mißgeschick gefehlt, daß ein solcher Schleicher sich sein Vertrauen gewann. Aber freilich führten sein Name und das Glück ihm auch manchen bedeutenden Mann zu, unter ihnen den berühmten Holländischen Arzt und Anatomen Petrus Camper. Lessing gereichte es zur Freude, seine Kenntniß durch die Unter-

haltung mit geiſt- und kenntnißvollen Männern zu er- 1780
weitern; nichts lag ihm ferner, als vor dieſen zu glänzen. Dies fand auch Camper, der bei Reimarus ſcherzte, Leſſing ſei ein verfluchter Kerl; dieſer habe ihn immer zum Reden gebracht, da er doch nur ihn habe ſehen und hören wollen.

Abb. 43. Friedrich Heinrich Jacobi.
Nach dem Gemälde von Eich in Düſſeldorf (1780) in der Gleimſchen Sammlung, wie alle andern nach jener Sammlung hier zuerſt gegebenen Abbildungen, mit Genehmigung der Verwaltung der Gleimſtiftung.

Am Nachmittag des 5. Juli kam Jacobi mit ſeiner jüngern Halbſchweſter Helene nach Wolfenbüttel, wo ſie ſich von Leſſing und Malchen der herzlichſten und gaſtlichſten Aufnahme zu erfreuen hatten. Der ſchlanke, feine, weltgewandte ſiebenunddreißigjährige Geheimerath Friedr.

1780 Heinr. Jacobi mit seinen herrlichen, gemüthvollen, blauen Augen, seinem geistreichen Wesen und seiner warmen Hingabe mußte auf den nach edlen Menschen sich sehnenden Lessing einen um so fesselndern Eindruck üben, als dieser sich von der Macht seines Geistes und seiner schönen Menschlichkeit angeweht fühlte. Jacobi war damals in großer Spannung, da er bei seinem Kurfürsten in Ungnade gefallen war, dem man seine auf das allgemeine Beste gerichteten Pläne verdächtigt hatte. Auch befand er sich in wilder Aufregung gegen Goethe, dem er es nicht verzeihen konnte, daß er in übermüthiger Laune den ihm widerwärtigen Schluß seines „Woldemar" verspottet und, wenn er auch gegen Bekannte sich deswegen entschuldigt, doch nicht ihm selbst seine herzliche Reue darüber ausgesprochen hatte. Die neuen Freunde ergingen sich in den lebhaftesten philosophischen, politischen und literarischen Gesprächen. Jacobi wünschte sich zunächst zu überzeugen, ob Lessing wirklich vom Spinozismus angesteckt sei, den er für Atheismus hielt. Hierzu legte er ihm das von Goethe vor fünf Jahren erhaltene Gedicht „Prometheus" mit der launigen Bemerkung vor, er möge, da er so manches Aergerniß gegeben, auch einmal eines nehmen. Aber Lessing hatte Gefallen an dem Gedichte, das insofern seinen eigenen Standpunkt aussprach, als er mit Spinoza annahm, das Streben jedes Wesens müsse darauf gerichtet sein, sich in seinem Sein und Wirken zu erhalten. Lessing zog es an, Jacobis Ansicht über Spinoza zu vernehmen, diesen seinen Widerwillen gegen alle absolute Philosophie, die nur zu ungereimten Lehren führe, und seine Ueberzeugung, daß das einzige Heil im Glauben liege, frei aussprechen zu lassen. Er selbst nahm sich eifrig des Pantheismus an und er-

klärte sich unfähig, den salto mortale zum Glauben zu 1780
machen. Die Gespräche führten immer wieder zu dem Jacobi vor allem am Herzen liegenden wahren Heile zurück, wogegen Lessing sich im Ernst und Scherz des richtig verstandenen, keineswegs, wie Jacobi behauptete, undenkbaren Pantheismus annahm. Jacobi theilte ihm auch Schriften seines auf dem Boden der Lockeschen Philosophie stehenden, der christlichen Offenbarung abholden Freundes Hemsterhuis mit. Auch über die persönliche Fortdauer der Seele unterhielten sie sich, die Lessing nicht unwahrscheinlich fand. Wir wissen, daß er der Seelenwanderung nicht abgeneigt war. Damals soll er Jacobi erklärt haben, er stimme darin und im ganzen System wesentlich mit Bonnet überein, dessen „Palingénésie philosophique" er eben wieder lese. In ihrer politischen Ansicht, in ihrem Hasse der wachsenden Fürstengewalt, welche die uralten Rechte der Landstände unterdrückte, kamen beide überein. Leider konnte Jacobi sich nicht enthalten, auch gegen Lessing, wie gegen alle, Goethe als einen „ausgemachten schlechten Kerl und einen Hasenfuß" zu verleumden. Wenn auch Lessing nicht ahnte, wie schmähliches Unrecht dieser seinem an wahrem Geistesadel hoch über ihm stehenden einstigen Freunde that, sein bissiger, verzerrender Haß gegen alles, was Goethe geleistet und gewirkt, mußte ihm wehe thun, wie wenig er auch dem leidenschaftlich Aufgeregten entgegentrat, worin dieser eine Billigung zu finden glaubte. Lessing hatte von Weimar aus Gutes von Goethe gehört und zu seiner Freude vernommen, wie hoch dieser den „Nathan" schätzte. Auch gegen Wieland suchte Jacobi, der mit ihm zerfallen war, Lessing aufzuregen, was ihm leichter gelang, da er längst mit Wielands Mißbrauch seiner Gabe unzufrieden und seine po-

1780 litiſche Anſicht ihm zuwider war; doch die vielen Schönheiten des im März erſchienenen „Oberon", der ihn „ganz mit Haut und Haaren" ergetzt hatte, ließ er ſich nicht ausreden. Auch über Nicolai äußerte er ſich gegen Jacobi. Launig bemerkte er, mit Beziehung auf eine Aeußerung Herders über ihn, dieſem liege weniger an Literatur, Philoſophie, Theologie und andern Dingen des menſchlichen Verſtandes als an einem guten Braten und einer Schnurre dazu, die ihn lachen machte, und wenn ſie ihn nicht leiden könnten, ſo ſollten ſie ihn bei Seite ſchaffen. Leſſing fühlte, wie alles bei Jacobi zuſammenhänge, wie ſein grundedles Weſen an eitler Selbſtgefälligkeit leide und es ihm an der männlichen Kraft des beherzten Wahrheitsforſchers fehle. Freilich war Leſſing Spinoziſt in dem großen Sinne wie Herder und Goethe, ohne ſich zu allen einzelnen Lehren deſſelben zu bekennen; er konnte ſich keinen Gott außer der Welt denken, und die edlen Grundzüge von Spinozas „Ethik" trafen mit ſeiner Ueberzeugung vollſtändig überein. Daß er nicht die chriſtliche Offenbarung für volle Wahrheit hielt, hatte ſeine „Erziehung des Menſchengeſchlechts" gezeigt, die deshalb auch Hamann ſo ſehr mißfiel. Aber Jacobi war gekommen, um ihm ſein Bekenntniß zu entlocken.

Dieſer machte damals auch Langers Bekanntſchaft, der bei Leſſing ein werther Gaſt war. Auch der Direktor Wolke vom Deſſauer Philanthropin traf bei Leſſing mit Jacobi zuſammen, den Wieland gegen das Philanthropin verſtimmt hatte. Am 9. begleitete Leſſing ſeine Gäſte nach Braunſchweig. Vergebens forderte er Jacobi auf, den von ihm für den bedeutendſten Weiſen gehaltenen Mendelsſohn in Berlin aufzuſuchen, das ihm, wie der edle Jude, zuwider war. Da er Leſſing am Abend der Abreiſe durch Zufall

nicht mehr sah, schickte er ihm in den Gasthof einige Zeilen, 1780
die aber schon zu spät kamen.

„Ich werde oft genug in Gedanken bei Ihnen sein", hatte er ihm geschrieben. „Und wie kann man denn sonst bei einander sein als in Gedanken? Reisen Sie glücklich und kommen Sie gesund und vergnügt wieder. Ich will indeß alles Mögliche anwenden, daß ich sodann weiter mit Ihnen reisen kann. Meinen besten Empfehl an Ihre Schwester."

Die lebendige Anschauung einer so merkwürdigen Natur wie die des auf den Glauben gestellten feinsinnigen und kenntnißreichen Jacobi, und sein geistiger Widerstreit waren für Lessing sehr anregend gewesen, mochte ihn auch Jacobis Reizbarkeit oft gestört haben, der dagegen Lessing wegen seiner vielen Kämpfe für streitsüchtig hielt, was ihm die Art, wie dieser oft durch Paradoxien das Gespräch zu beleben suchte, zu bestätigen schien. Auf seinen Wunsch hatte dieser ihm die neueste Schrift von Hemsterhuis, „Aristée ou de la divinité", zurückgelassen.

Lessing blieb noch einige Tage in Braunschweig. Bei Leisewitz fand er dessen Landsmann und Jugendfreund, den Arzt Albrecht Thaer, den dieser schon vor vier Jahren ihm einmal vorgestellt hatte, ohne daß sie sich näher gekommen wären. Beide versprachen, ihn den 17. in Wolfenbüttel zu besuchen.

„Wir haben uns doch auch recht verstanden?" schrieb Lessing deshalb an Eschenburg. „Sie, Herr Leisewitz und der Herr Doktor, den ich noch nicht zu nennen weiß, besuchen mich nicht allein morgen, sondern essen auch mit mir? Sie mündlich zu bitten, war mir bedenklich. Aber es Ihnen gar nicht merken zu lassen, daß ich darauf rechne, wäre ebenso gefährlich, wenn Sie etwa fänden, daß sich mit meiner Mahlzeit noch wohl gar eine andere vorläufig vertragen hätte."

Die beiden Freunde (denn Eschenburg konnte der Einladung nicht folgen) fanden Lessing noch beim Frisiren.

1780 Er begleitete sie in die Bibliothek, wo Langer war, auch andere sich einstellten. Thaer und Lessing gingen oben um die Galerie, während der an Schwindel leidende Leisewitz an der Thüre sitzen blieb. Dann ging es wieder zu Lessing, wohin auch der zu den Fremden eingeladene Langer kam.

„Wir waren einige Zeit auf dem Hofe und vor der Thür", lesen wir im Tagebuche von Leisewitz, „aßen im Gartensale. Die Konversation war sehr angenehm. Eine saillie von Lessing, Langer und mir holte die andere. Langer besitzt viele gründliche und angenehme Kenntnisse. Nach Tisch ward Kaffee getrunken und Taback geraucht [Lessing soll in Gesellschaft trocken mitgeraucht haben], theils im Garten, theils im Sale."

Am Morgen des 10. August kam Jacobi mit seiner Schwester und zwei Knaben, die ein Jahr lang bei Claudius in Wandsbeck gewesen waren, nach Braunschweig zurück.

„Ich schickte gleich einen Boten nach Wolfenbüttel", berichtet er. „Lessing hatte sich von selbst schon auf den Weg gemacht und überraschte uns bei Tische in dem Hause des lieben alten Schmidt, Eschenburgs Schwiegervater ... Schön ging uns der Rest des Tages hin. Beim Gutenachtgeben bat mich Lessing, ihn am folgenden Morgen in seinem Absteigequartier [bei Angott] zu besuchen, damit wir gewiß ungestört blieben. Ich fand ihn sehr bewegt. Er erzählte mir seine Lage, was er seit dem Streite über die ‚Fragmente' von Menschen erfahren habe, wie sein Gemüth davon angegriffen, das Leben ihm verekelt worden."

Seiner drückenden Schuldenlast zu gedenken scheute er sich. Auch zu philosophischen Gesprächen kam es. Vom „Aristée" war Lessing ganz bezaubert, so daß er ihn übersetzen wollte; er fand in ihm den reinen Spinozismus in einer schönen, den Geist desselben hebenden Hülle, was Jacobi nicht zugeben konnte, eben weil er die Spinozistische Lehre ganz anders als Lessing ansah. Bei der Vertiefung in ihre ernst gespannte Unterhaltung wurde es Lessing ein-

mal äußerſt unwohl, was er Jacobi verbarg, der den 1780
ſchrecklichen Ausdruck ſeines Geſichtes der Macht ſeiner Gründe zuſchrieb. Er ſprach ihm freundlich zu, ihn in Düſſeldorf zu beſuchen, wozu er ihn aber nicht beſtimmen konnte; dagegen erklärte er ſich um ſo leichter bereit, ihn auf wenige Tage zum alten Gleim in Halberſtadt zu begleiten, als Malchen auf einer Reiſe zu ihren Verwandten ſich befand. Abends gingen ſie zuſammen ins Theater. Nach demſelben war Jacobi zum Nachteſſen bei Jeruſalem. Leſſing hatte ihm verſprochen, mit ihm zu gehen, aber er mußte wegen Kopfſchmerzen ſich entſchuldigen. Jeruſalem, der beide zuſammen im Theater bemerkt hatte, war ungehalten, daß Jacobi den Freund nicht mitgebracht habe; dieſer ſei wohl in den Bann gethan, bemerkte er launig, aber man könne doch mit ihm eſſen. Am folgenden Morgen fuhr Leſſing beim köſtlichſten Wetter mit der Familie Jacobi nach Halberſtadt; man wurde ſehr heiter. Er geſtand Jacobi, daß ſchöne Gegenden ihm nicht den Genuß gewährten, den andere ihm davon rühmten.

„Einen angenehmen ſinnlichen Eindruck empfinde ich allerdings; mir iſt wohler hier, als es mir auf der Lüneburger Haide ſein würde. Doch ſelbſt auf der Lüneburger Haide hielte ich es beſſer aus als in einem ſchiefgebaueten Zimmer; in einem ſolchen kann ich ſchlechterdings nicht leben.“

Als Jacobis Schweſter ihn fragte, ob er wirklich gegen einen Freund, der ſich des Frühlings gefreut, den Wunſch geäußert, daß es in dieſem einmal roth ſtatt grün werde, bemerkte er lächelnd, es hätte ihm damit wohl Ernſt ſein können, wenn die Augen Roth ſo gut als Grün vertrügen.

Mit vollem Jubel begrüßten Gleim, deſſen Nichte und Neffe die Ankommenden. Leider befand ſich Jacobi ſo übel,

1780 daß er es selbst an den gewöhnlichen Artigkeiten gegen die Nichte fehlen ließ. Dabei ärgerte es Gleim, daß die beiden verehrten Männer, statt sich gemüthlich mit ihm zu unterhalten, ihn mit philosophischen Gesprächen langweilten, ja es fehlte nicht an ihm unverständlichen Scherzen auf die Spinozistische Lehre von der Gottheit. An dieser Unart trug wohl Jacobi mehr Schuld als Lessing. Noch ein halb Jahr später klagt Gleim gegen Herder, beide große Männer seien krank und milzsüchtig gewesen, so daß sie ihn nicht so erquickt, wie es sonst der Fall gewesen sein würde. Lessing wurde auch zuweilen von seiner Schlafsucht befallen. Im Gartenhause vor dem Gröperthore trugen sich Jacobi und Lessing, wie seine Gäste pflegten, auf den Tapetenwänden ein. Lessing schrieb nicht blos unter einen Lateinischen Spruch Jacobis über Glück und Unglück das pantheistische „Ἓν καὶ πᾶν“ („Eins und Alles“), sondern auch das Wort: „Dies in lite“ („Die Zeit liegt im Streite“). Bei Gleim hatten sie auch am Sonntage dessen Hausfreund, den Lessing schon früher bekannten Dichter Klamer Schmidt, getroffen.

Am vierten Tage verließen sie Halberstadt, das Lessing nie wieder sehen sollte. Von Braunschweig fuhr Jacobi sogleich nach Kassel. Lessing hatte ihm die beiden letzten Freimaurergespräche in der Handschrift gegeben; nur die Beilagen hielt er zurück, die er blos dann bekannt machen wollte, wenn man auf den Beweis seiner Entdeckung dringe, die ihm ganz eigen sei. Zu Braunschweig fand er die ihn in große Verlegenheit setzende Nachricht von Malchens Erkrankung. Ihr Brief ging ihm erst nach zwölf Tagen zu, was ihm um so schmerzlicher war, als er Malchen schon vorher auf Nachricht hatte warten lassen.

„Vergib mir, wenn ich dir Kummer gemacht habe", schrieb er 1780
sofort. „Diese kleine Reise [mit Jacobi] ist mir ausnehmend wohl bekommen, und es sollte mir ewig leid thun, wenn sie Ursache gewesen wäre, daß dir deine große nicht bekommen."

Jetzt wollte er seine „Sogenannten Briefe" so rasch fördern, daß der erste Band bald erscheinen könne, sodann mit der Nachweisung der Lehre der Kirchenväter in den vier ersten Jahrhunderten seine theologische Laufbahn schließen. Dazwischen aber beschäftigten ihn die von Nevelet herausgegebenen, in halbbarbarischem Latein geschriebenen Fabeln, über die er Aufschluß geben zu können glaubte, auch wohl seine zweite Entdeckung über die Fabeln der Minnesinger; denn beide sollten im fünften seiner „Beiträge" gedruckt werden. Daneben las er die kurz nach Jacobis Entfernung eingetroffene Schrift von Hemsterhuis „Sur les désirs", auf die er so begierig war, daß er die an Jacobi gerichtete Sendung erbrach und den übrigen Inhalt ihm nachsandte. Sie machte ihm „ungemeines Vergnügen", wenn die versuchte Erklärung der Liebe ihm auch nur eine andere Formel zu sein, die Sache nicht zu treffen schien. In Betreff der Bibliothek suchte er damals die Schenkung ihrer reichen Doubletten an die Helmstedter Universität abzuwenden, deren Umtausch mit Buchhändlern und Gelehrten zum Vortheil der Bibliothek der verstorbene Herzog gebilligt hatte. Eine solche Vermehrung des Fonds war um so erwünschter, als nach Abzug dessen, was jährlich an den Buchbinder für gelehrte Zeitungen und Schreibmaterialien zu zahlen war, selten 120 Thaler verwandt werden konnten.

Aber bei der Unruhe, an der er in Folge seiner Krankheit litt, hielt er es in Wolfenbüttel nicht lange aus; er fühlte das Bedürfniß einer längern Entfernung zu seiner

1780 Erfrischung und zugleich einer stärkenden Ruhe für seine leidenden Augen. Seine Seele zog ihn nach Hamburg, wohin ihn die dringendsten Einladungen seiner Freunde riefen. Aber zur Reise mußte er sich erst Geld verschaffen. Am 16. September nahm er von seinem Hamburgischen Freunde Knorre 200 Thaler in Gold auf Wechsel. Gleich darauf eilte er nach Braunschweig. Kurz vorher hatte ihn Langer verlassen, der wieder eine weitere Reise machte. In Braunschweig traf er seinen ins Bad reisenden Schwager, den Postmeister König. Mit ihm, dem Obersten Warnstedt u. a. war er am 19. im Röndendorfschen Hause. Dort sprach er auch den von seiner Thüringischen Reise zurückgekehrten Leisewitz. Dieser konnte ihn mit der Kunde erfreuen, daß Herder und Goethe mit der größten Verehrung von ihm gesprochen; der letztere, der ihm doch ungemein gefallen habe, schätze seinen „Nathan" und seine mit Heldenmuth geführten theologischen Streitigkeiten sehr hoch. So fand Jacobis Verleumdung Goethes durch einen unparteiischen Zeugen, der ihm so manches Gute von dem großen Manne zu erzählen wußte, ein glückliches Gegengewicht. Trotz der Ruhe und des erheiternden Umganges der Freunde wollte sich seine Gesundheit nicht bessern. In seiner Mißstimmung kam er nicht dazu, Göckingk auf seinen Plan eines großen Deutschen Journals zu antworten, das seinen Mitarbeitern einträglich werden sollte. Auch mit Klopstock, Voß und Campe hatte dieser sich deshalb in Verbindung gesetzt. Lessing konnte einem solchen Unternehmen nicht beitreten, da ihm das, was er sich selbst vorgesetzt hatte, schwer auflag; dazu waren ihm solche mehrköpfige Unternehmungen widerwärtig, da er von ihnen sich keinen Erfolg versprach. Ehe er nach Hamburg kam, mußte er noch Elisen seinen tiefen

Schmerz aussprechen, daß der älteste Sohn ihres Bruders, 1780
der auf der Reise nach Göttingen Wolfenbüttel und auch die Bibliothek besucht, nach ihm gar nicht gefragt habe.

„Gewisse Leute sagen, er habe einen Mann nicht besuchen wollen, der so viel Schande auf seinen seligen Großvater gebracht habe", äußerte er. „Es mag sehr nützlich sein, seinen christlichen guten Geruch lauter und rein zu erhalten; ob man aber in der Sorgfalt dafür auch nicht zu weit gehen könne, gebe ich der Tochter dieses seines Großvaters zu bedenken, die mich mit andern Augen ansieht, wenn sie ihre Briefe nicht ebenso will geschrieben haben, als dieser Großvater sein letztes und bestes Werk geschrieben haben soll [um es selbst zu widerlegen]."

Am 5. Oktober trat er die Reise nach Hamburg an, wo er am Nachmittag des 7. ankam. Noch am Morgen des 10. hatte er sich von der in der Nacht ausgestandenen Kälte nicht ganz erholt. Er wohnte diesmal bei Knorre.

„Bisher habe ich noch wenige von unsern Bekannten gesprochen", schrieb er den 10. an Malchen. „Die ich aber gesprochen habe, als Schubacks und Büschs, lassen dir alle viel Komplimente sagen, und das Neue ... verspare ich bis auf meine Rückkunft, die in der angesetzten Zeit gewiß erfolgt. Wenn ich anders so lange überhaupt in Hamburg bleibe, als ich mir vorgesetzt hatte. Denn ganz gesund werde ich hier doch nicht, und ich sehne mich schon gewaltig wieder in meine Ordnung."

Doch der Aufenthalt that ihm sehr gut, nur seine böse Schlafsucht wollte noch immer nicht weichen. Bald fühlte er sich so wohl, daß er, wie er den 18. an Malchen schrieb, sich einen „recht guten, fleißigen Winter" versprach. Drei Tage später berichtet Elise an Nicolai:

„Sei es, daß der Umgang mit lebendigen Freunden ihm doch besser bekommt als der mit den Todten [Büchern] oder selbst der Streit mit Feinden — er ist fast ganz der Alte. Was das sagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären."

Alle alten Freunde nahmen den Leidenden mit herzlichem Antheil auf, aber niemand stand ihm näher als diese edle Freundin, gegen welche er, besonders wenn er auf

1780 ihrem vertrauten Sopha saß, sich voll aussprach. Auch mit ihrem kenntnißreichen und scharfsinnigen Bruder, dessen ärztlichen Rath er in Anspruch nahm, kam es zu mancher anregenden Unterhaltung. Viele schöne Stunden genoß er in Campes Hause. Mit Klopstock fand er sich wohl noch weniger wie vor zwei Jahren zusammen, obgleich Göckingks „Journal" einen Gegenstand der Unterhaltung bilden konnte. Das Theater, das am Anfange des Jahres auch eine gelungene Aufführung seines „Philotas" gebracht und die Wintervorstellungen mit „Emilia" und einer Abschiedsrede Schröders geschlossen hatte, war seit Ostern an eine Gesellschaft übergegangen, an deren Spitze Etatsrath von Vogt, Postdirektor Bostel und Agent Greve standen. Schröder war nach einer großen Gastreise, auf welcher er in Berlin, Wien und Mannheim als Odoardo in der „Emilia" geglänzt hatte, am 21. August nach Hamburg zurückgekehrt. Dieser bewunderte Lessings „Nathan", der ganz aus seiner Seele geschrieben war, auch als Kunstwerk, und er las die Rollen des Nathan und Patriarchen, während die übrigen von tüchtigen Kräften vertreten waren, mit vollendeter Meisterschaft; an eine Darstellung auf der Bühne war in Hamburg nicht zu denken. Lessing erfreute sich wieder des großen Künstlers, mit dem er zum letztenmal am Abend des 12., wo er durch seine krankhafte Zerstreuung auffiel, persönlich verkehrt haben soll. Doch fühlte er sich so gestärkt, daß er, da der Theatervorstand nicht abließ, ihn um ein neues Stück zu bitten, für das man ihm, wie früher, 100 Dukaten bot, ein solches noch vor dem Schlusse des Jahres zu liefern versprach. Nicht ohne Sorgen sahen die Freunde ihn am 29. scheiden. Elise ließ sich von ihm das Wort geben, ihr wöchentlich über sein Be-

finden zu berichten. Am 1. November kam er nach Braun- 1780
schweig zurück, wo sich Leisewitz Abends im Klub viel mit ihm unterhielt.

Fand er sich auch nach der Rückkehr körperlich, besonders an den Augen, etwas besser, so verdarb doch die Wolfenbütteler Einsamkeit gleich wieder seine Stimmung, so daß er sich zu jeder längern Thätigkeit unfähig fühlte; dazu war er sehr reizbar, was er dem von Reimarus ihm verordneten Kräutertheе zuschrieb.

„So sehr ich nach Hause geeilt", heißt es in dem ersten Berichte an Elisen, „so ungern bin ich angekommen; denn das erste, was ich fand, war ich selbst. Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen gesund zu sein und zu arbeiten? ‚Freilich!' höre ich meine Freunde mir nachrufen; ‚denn ein Mann wie Sie kann alles, was er will.' Aber, lieben Freunde, wenn das nur etwas anderes hieße als: ‚kann alles, was er kann.' Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde, das, das ist die Frage. Was taugt zwar unversucht? — Nun denn, meine liebe Freundin, weil Sie mir es auch rathen, so sei es!"

Nachdem er sich ihrem und dem Campeschen Hause empfohlen, schließt er mit dem Seufzer:

„Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft nur einen einzigen hier hätte!"

Noch am 13. hatte er die freilich sehr kalte, keine heizbaren Räume bietende Bibliothek nicht besucht. „So sehr ekelt mir alles!" schrieb er denselben Tag an Eschenburg; doch hatte er gegen diesen vier Tage früher geäußert, er wolle nun, da der Verleger unmuthig werde, an die Vollendung der Abhandlung über den alten Fabulisten des Nevelet gehen, um den fünften der „Beiträge" abzuschließen; lag ja der sechste ohne die Vorrede gedruckt vor, konnte aber vor Vollendung des fünften nicht ausgegeben werden. Auch bat er Eschenburg, ihm noch einmal das unter Shakespeares

1780 Namen gehende Stück „The London Prodigal“ zu schicken, dessen sich Lenz 1777 im Aprilheft von Wielands „Merkur“ in einem gegen Eschenburg gerichteten Aufsatz wider Pope angenommen hatte. Lessing hatte sich damals von Eschenburg das Original geben lassen, von dem er früher einmal eine Bearbeitung liefern wollte.

„Ich soll und soll für das Hamburger Theater etwas machen“, vertraut er jetzt dem Freunde; „und da denke ich, daß ich mit meiner alten Absicht auf dieses Stück am ersten fertig werden will.“

Doch war er über den Plan, wie sehr er auch darüber gesonnen, noch nicht im Klaren. Im zweiten Wochenbericht an Elisen, den 15., schreibt er:

„Ich bin zur Zeit weder wohler noch schlimmer, als ich in meinen guten Stunden zu Hamburg war. Eine Kleinigkeit nur liegt mir auf dem Herzen. Ich fürchte, daß mit meiner Krankheit eine Metastasis [Versetzung] vorgegangen und sich die materia peccans [der Krankheitsstoff] völlig von dem Körper auf die Seele geworfen. Ich spreche mit der Schwester eines Arztes, den ich wohl im Vertrauen fragen möchte, ob er schon mehrere Erfahrungen von dem vorgeschriebenen Kränterthee habe, daß er so etwas zu bewirken pflege. Weil ich gern Weihnachten wieder nach Hamburg kommen möchte, so habe ich seit meiner Rückkunft auf nichts als auf das dramatische Stück gedacht, ohne das ich nicht kommen darf. Aber können Sie wohl glauben, wie weit ich schon damit bin? Weihnachten wird kommen, und ich bin noch nicht mit mir einig, ob es eine Komödie oder Tragödie werden soll. So vertutzt, so unentschlossen, so mißtrauisch in mich selbst bin ich in allem und jedem Stücke.“

Eine Woche später finden wir ihn zu seiner Erholung in Braunschweig. Hierher hatte unterdessen, wovon Lessing nichts wußte, der herzogliche Vertreter beim Reichstag die Aeußerung des Kursächsischen Gesandten gemeldet, die evangelischen Stände würden nächstens den Herzog auffordern, Lessing als Herausgeber und Verbreiter des letzten schänd-

lichen „Fragments" zu verdienter Strafe zu ziehen. Wunder- 1780
lich war es, daß, nachdem vor kurzem der Kaiser seinen Unwillen über die Unduldsamkeit Goezes scharf ausgesprochen und den Hamburgischen Senat genöthigt hatte, diesem über solchen Unfug einen ernsten Verweis zu ertheilen, die evangelischen Stände sich vermaßen, den Vorkämpfer christlicher Freiheit wegen Herausgabe jenes „Fragments", das eine wissenschaftliche Widerlegung forderte, zu belangen. Auch diese Probe der Deutschen evangelischen Freiheit sollte dem Dichter des „Nathan" nicht erspart bleiben. Als dieser am 22. bei Kuntsch mit Schmidt und Leisewitz zu Mittag speiste, wußte er davon noch nichts.

„Wir waren ungemein aufgeräumt", schreibt Leisewitz in seinem Tagebuche, „radotirten, lachten, philosophirten, seladisirten und verbanden diese beiden letzten Dinge in einem Diskurs über die Liebe. Ich behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse hinaus. Lessing war anderer Meinung."

Abends besuchten sie den Klub. Am andern Tage ließ der Herzog Lessing rufen. In freundschaftlicher und beruhigender Weise theilte er ihm mit, was er von Regensburg erfahren. Aber Lessing, der sich in seinem Rechte fühlte und gegen den Herzog aus Anlaß der Bibliotheksdoubletten verstimmt, überhaupt sehr reizbar war, bat sich als einzige Gnade aus, dieser möge als Reichsstand nach dem Beschlusse seines Ministeriums handeln und ihn selbst seine Sache vertreten lassen. Leisewitz, dem er dies Abends im Klub mittheilte, brachte ihn zum Geständniß, daß der Herzog, der gut gegen ihn gesinnt sei, mehr Entgegenkommen hätte erwarten dürfen. So gestand er denn auch Elisen, die mürrische Gleichgültigkeit, die er gegen den Herzog gezeigt, sei nicht an der Stelle gewesen, nur solle diese

1780 sich nicht einbilden, er wollte um alles in der Welt gern verfolgt sein.

„Meine Liebe, wie weit sind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernste von mir denken! Kann sein, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bei jenem Bastard eines großen Herrn vorging, der nicht sagen wollte, wer er sei, und sich lieber wollte unschuldig hängen lassen, nur um seinem Richter recht schwere Verantwortung bei seinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich auch wohl dabei trösten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: ‚Richter, seid ihr des Teufels, daß ihr unseres gnädigen Herrn Bastard wollt hängen lassen?' Und weiß ich denn etwa nicht, wessen großen Herrn lieber Bastard ich bin? Also nur frisch die Leiter hinan! und daß nur niemand besorge, als werde ich mich wohl gar aus Angst verschnappen."

Dieses Wort gilt auch noch seinen heutigen Gegnern, es gilt allen, die, wie Hamann mit Zustimmung Jacobis, meinten, Lessings Name werde der „Fragmente" wegen kaum ohne einen Flecken bleiben, er sei ein Feind des Christenthums gewesen, dessen Werth doch niemand mit lebendigerer Ueberzeugung anerkannte.

Zu seiner herzlichen Freude ließ ihm der Herzog, der die protestantische Freiheit in Regensburg würdig vertrat, ein bei den evangelischen Reichsständen eingegangenes „Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, besonders der evangelischen Kirche", zur Begutachtung zugehen. Ein Bruchstück derselben hat sich erhalten. Die „Religionsbewegungen", bemerkte er hier, seien nur eine Fermentation, wie sie durch die ganze Natur gehe, wo sie die nämliche Mischung der Bestandtheile finde.

„Der Einfluß des Papstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja, wenn man dieser verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal

ebenso weit hinter dem Papstthum sein, als sie jemals noch vor 1780
ihm gewesen."

Aeußerst empört wurde er, als man ihm ein „Proclama" der Jülich-Cleviſchen Kirchenſynode zuſchickte, das auf allen Kanzeln des Herzogthums mit Genehmigung der Regierung verleſen worden war, wonach, wer nicht dem Gottesdienſte beiwohne und jährlich zum Abendmahl gehe, auf Anzeige des Predigers außer der ordentlichen Kirchencenſur zu einer Geldbuße und bei fernerer Hartnäckigkeit zu Leibesſtrafe und Landesverweiſung verurtheilt werden ſollte.

„Gott! der Nichtswürdigen!" ſchrieb er an Jacobi. „Sie ſind es werth, daß ſie vom Papſtthum wieder unterdrückt und Sklaven einer grauſamen Inquiſition werden!"

In demſelben Briefe erwiederte er auf Jacobis Andeutung, wie kleinlich man ſich in München an ihm gerochen:

„Der Mann wie Sie hat bei mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er ſich nicht hätte mengen ſollen. Hängen Sie, lieber Jacobi, Ihren Kameralgeiſt ganz an Nagel und ſetzen ſich ruhig hin und vollführen Ihren ‚Woldemar'."

Doch Jacobi brachte es nicht über ſich, ſeiner Stelle zu entſagen. Seiner ſelbſt wegen war Leſſing beruhigt. Auf ſeinem Hauſe habe er ſo viele Blitzableiter, meinte er, und der Herzog ſei doch immer ein edler Mann, der keinen kleinen Streich an ſich kommen laſſe, und zugleich ſo ehrgeizig, daß er ſich von keinem etwas vorſchreiben laſſe; er dringe einen Schutz, der ihm Ehre machen könne, eher auf, als daß er ſich ihn abbetteln laſſe. Aber über der zeitweiligen Aufregung litt das verſprochene Drama Schiffbruch, doch hatte er ſich endlich für eine Komödie entſchieden, die er denn auch noch zu liefern hoffte. Der Druck des fünften Stückes der „Beiträge" war jetzt begonnen,

1780 ſchritt aber zu ſeinem Aerger nur langſam fort. Zu einer Antwort an den guten Göckingk, der ihn zum drittenmal mit ſeinem Journalplan bedrängt hatte, konnte er nicht gelangen, da er ihm nichts Förderliches zu ſchreiben hatte, am wenigſten ſeine Theilnahme zuſagen durfte.

Vor der Mitte December kam er wieder auf einige Tage nach Braunſchweig. Die Freunde bemerkten mit herzlichem Bedauern die Verſchlimmerung ſeines Zuſtandes. Er war äußerſt engbrüſtig, ſein Gang ſchleppend, ſeine Stimme ſchwach geworden, das Feuer ſeiner Augen erloſchen, die Zerſtreuung und Vergeßlichkeit ſeiner Gedanken traten öfter und auffallender hervor. Auch das Gedächtniß ſoll ihm zuweilen verſagt haben, ſo daß er ein falſches Wort brauchte, beim Schreiben Buchſtaben verwechſelte. Am 18. wohnte er einem von Kuntſch gegebenen Mittageſſen mit Eſchenburg, Ebert, Leiſewitz, Schmidt u. a. bei. Es ging luſtig her, unter anderm gerieth man ſehr in den Studentenhaß. Leſſing ſah ſich damals genöthigt, den Herzog um einen Vorſchuß von 600 Thaler zu bitten. Von ſeiner tiefen Verſtimmung zeugt der Brief, den er gleich nach der Rückkehr am 19. December an Mendelsſohn ſchrieb. Er empfahl dieſem ſeinen unglücklichen Freund, den jüngern Daveſon, dem man in Braunſchweig auf Verhetzung ſeiner Jüdiſchen Glaubensgenoſſen ſehr häßlich mitgeſpielt habe. Dieſer wünſche von ihm nur den kürzeſten und ſicherſten Weg nach dem Europäiſchen Lande zu erfahren, wo es weder Juden noch Chriſten gebe; ſobald er dort angelangt ſei, wolle er ſelbſt ihm ſogleich folgen. Zu welcher der von Sterne unterſchiedenen Klaſſen von Reiſenden er ihn rechnen ſolle, wiſſe er nicht; denn die der unglücklichen und unſchuldigen Reiſenden ſei unſchicklich benannt, da kein Un-

glücklicher ganz unschuldig sei, er es immer wohl an Klug- 1780
heit habe fehlen lassen. Er selbst „nutsche" noch immer an Mendelssohns köstlichem, ihm im Februar zugekommenen Briefe, worin dieser gerühmt hatte, Lessing gebe seinen Freunden so viele und zum Theil so herrliche gedruckte Beweise seines Daseins.

„Ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden soll", äußert er mit herzlicher Rührung in gedrücktester Stimmung. „Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungerig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin itzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Einen menschlich schönern Abschied hat wohl nie einer von dem Freunde seines Herzens genommen. Brennender Schmerz ergreift uns beim Gedanken, daß eben damals der große Preußenkönig Lessings unvergängliche Leistungen durch sein despotisches, weil auf völliger Unkenntniß beruhendes Wort verneinte, die Deutsche Literatur besitze keine des Volkes würdige Schöpfung. Da war es ein schlechter Trost, daß der „Kirchen- und Ketzer-Almanach aufs Jahr 1781" (der ungenannte Verfasser war Bahrdt, nicht ein Berliner Feldprediger Löffler, wie auch Lessing anfangs glaubte) ihn als einen Mann Gottes feierte, der den gerechtesten Anspruch auf einen der ersten Plätze in den Subsellien der christlichen Kirche habe, seinen „Be-

1780 rengarius" als Muſter kritiſcher Unterſuchung pries, die „Fragmente", als ob ſie von ihm ſelbſt wären, als das wahre Karthago für die chriſtliche Kirche, die „Erziehung des Menſchengeſchlechts", die ſeine Begierde nach Wahrheit nur gereizt, nicht befriedigt habe, als eine Melone für das große Publikum bezeichnete, das ſie mit Schalen und Kernen herunterfreſſe. Konnte er ja mit allen Urtheilen Bahrdts, wenn auch viele, wie das über Semler, ins Schwarze trafen, nichts weniger als einverſtanden ſein, und die am Schluſſe des Buches gegebenen „Anekdoten und Bemerkungen" deuteten auf einen traurigen Rückſchritt der Denk- und Religionsfreiheit. War ja auch der edle Kanzler La Roche wegen ſeiner ſcharf treffenden „Briefe über das Mönchsthum" und zugleich der freiſinnige Miniſter Hohenfeld vom Kurfürſten von Trier in Ungnaden entlaſſen worden. Verdüſterung des Geiſtes ſchien das Zeichen der Zeit geworden.

Mit welcher Wehmuth empfing Leſſing Jacobis herzliche Einladung, ſogleich mit Malchen nach Düſſeldorf zu kommen und das nächſte Jahr bei ihm zu bleiben! Wie ſchmerzlich mußte ihn das gute Wort ergreifen:

„Wahrhaftig, mein lieber Leſſing, Sie gehen in dem Wolfenbüttel zu Grunde, und das ſollen Sie mir nicht, beim großen Pan und bei allen Elementen!"

da er fühlte, daß es mit ihm raſch zu Ende gehe!

Der Herzog wies am 29. December die Hofkaſſe an, ihm den gewünſchten Vorſchuß von 600 Thaler zu leiſten, der in vierteljährigen Beträgen von 50 Thaler zurückgezahlt werden ſollte. Die Auszahlung erfolgte am 8. Januar. Unterdeſſen hatte die einfallende Kälte ihn äußerſt angegriffen, ſeine Augen waren faſt erblindet, er konnte

weder lesen noch schreiben. In traurigem Zustande traf 1781
ihn J. G. Jacobi, den er vor einem Monate in seiner alten guten Laune in einem Briefe an seinen Bruder dringend eingeladen hatte, bei ihm einzukehren, da „Dörings nicht zu Hause und alle Wirthshäuser in Wolfenbüttel, bis auf seines, wegen der Pest geschlossen" seien. Er hatte vor kurzem noch einmal den „Woldemar" gelesen, und er ließ Jacobi, es war sein letztes Wort an ihn, jetzt sagen, dieser sei ein vortreffliches Stück, das er, wenn er ihm traue, vollenden müsse, ohne daran etwas zu ändern; aber auch „Allwills Papiere" dürfe er nicht länger liegen lassen. Die eingehende feine Schilderung der Irrungen der Gefühle der Freundschaft und Liebe zog ihn an.

Sein vierwöchentliches Schweigen setzte die Hamburger Freunde in große Sorge. Elise bat ihn nach der Mitte Januar um baldige Beruhigung.

„Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank", antwortete er sofort am 21. „Wenn ich nur beschäftiget wäre, würde ich darum nicht an Sie schreiben? — Und kränker als jemals. Nicht, daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank sei es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin so gut wie blind. Ich habe daher auch den ‚Ketzer-Almanach' zwar gesehen, aber gelesen habe ich ihn noch nicht, bis auf einige Artikel, die ich mir habe vorlesen lassen .... Ich komme wieder auf meine Blindheit. — Aber ich schreibe Ihnen doch, werden Sie sagen — es ist ein außerordentlich heller Tag, und ich habe eine neue, herrliche Brille. Ihr Herr Bruder wird sich erinnern, daß ich ihm schon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchschen, wovon das eine sehr klein und versiegelt war und, wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten sein sollte. Dies habe ich noch in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieses jetzt probirte? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals besser ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück schicken, welches damals noch nicht sehr groß war. — Gott, wenn das

1781 auch wieder so werden soll! — Und wenn Sie vollends wüßten, wie lange ich über diesen Brief geschrieben!"

Trotz seines Leidens ging er auf Elisens heitern Ton ein, die unter anderm geschrieben hatte, auch die Oberalten hätten den „Ketzer-Almanach" gelesen, um sich bei Predigerwahlen darnach richten zu können, und Goeze predige, seit ihm der Verleger für seine Texte nur die Hälfte des bisherigen Honorars gebe, zur Ehre Gottes wider die „Fragmente", so daß ihm sein geistlicher Lohn ungekränkt bleibe.

„Ja, wenn die Oberalten alle übereins dächten!" erwiederte er. „So aber, wenn der eine einen Ketzer und der andere einen Orthodoxen aus diesem Almanach wählt und die engere Wahl immer dem guten Glücke überlassen bleibt, so wird Hamburg so bald noch nicht aufhören, sich von dieser Seite lächerlich zu machen. Endlich kömmt es mit allen auf eins hinaus. Texte schreiben alle und lassen sich alle so theuer als möglich bezahlen — und Texte sind Texte."

Das eintretende heitere Wetter that seinen Augen so wohl, daß er wieder lesen und das Nöthige besorgen konnte. Da zog es ihn denn gleich wieder zu den Braunschweiger Freunden, bei denen er auch während der am 5. Februar beginnenden Messe zu bleiben gedachte, da er sich zu jeder Arbeit unfähig fühlte. Er verließ Wolfenbüttel — um nie mehr dahin zurückzukehren. Am 28. war er im Klub, wo sich Leisewitz viel mit ihm unterhielt. Den 1. Februar schrieb er Malchen, er befinde sich leidlich. Zu dem Besuche, den sie am 3. erhalten werde, wolle er vorher einen Braten schicken, doch wünschte er zu wissen, welcher ihr am liebsten wäre. Auch möge sie ihm schreiben, was sie von der Messe brauche, damit er alles vorher bestellen und sie zusammen „mit Kommodität" zurückkehren könnten. Trotz mehrfacher Stickflußanfälle besuchte er häufig den Klub, wo er oft zu Mittag aß und die beste Unterhaltung fand. Wie immer,

hatte er den treuherzigen Lohnlakai Mackwitz, an dem der 1781
Name, wie er bemerkte, der einzige Witz war, zur Bedienung; denn seinen eigenen Bedienten brachte er nie mit. Der Hof ließ es an Freundlichkeiten nicht fehlen. Am Mittag des 12. speiste er in Hofuniform bei dem Herzog. Den folgenden Nachmittag befand er sich mit Ebert, Eschenburg, Jerusalem, Leisewitz und Schmidt im Klub, wo man sich lebhaft unterhielt. Leisewitz gab ihm Jerusalems etwas kahle und hofmännische Vertheidigung der Deutschen Literatur gegen Friedrich den Großen, die besonders auf die Verdienste von Winckelmann und Lessing hinwies. Den Abend war er bei der verwittweten Herzogin zu Gaste. Als er spät zu Davesons kam, wurde er von solcher Athemsnoth befallen, daß er eine Zeit lang die Sprache verlor. Man brachte ihn nach Hause. Er verbot zum Arzte zu schicken, da er sich wieder besser fühlte; auch sollte niemand bei ihm wachen. Die Nacht verbrachte er sehr unruhig. Am Morgen wollte er nach Wolfenbüttel. Daveson, der ihn beim Frisiren traf, konnte ihn nur mit Mühe bestimmen, den Leibmedicus Brückmann kommen zu lassen. Dieser, der den Zustand bedenklich fand, verordnete sofort einen Aderlaß und Zugpflaster. Malchen kam auf die Meldung des gefährlichen Anfalles herüber. Obgleich der Kranke Blut spie, faßte der Arzt gute Hoffnung, die auch seine Freunde theilten; der Kranke unterhielt sich scherzend mit Malchen, Daveson, dem Arzt und Leisewitz. Auch andere Bekannte kamen, unter ihnen der Arzt Hofrath Sommer. Der Hof ließ es an Nachfragen nicht fehlen.

Daß es mit ihm zu Ende gehe, verhehlte Lessing sich nicht; gelassen sah er dem Tod entgegen, nur seine Stiefkinder, besonders Malchen, bedauerte er. Wegen des Jen-

1781 ſeits war er unbeſorgt; hatte er ja auf Erden redlich gewirkt und viel gelitten und ſich dadurch einer höhern Entwicklung würdig und fähig gemacht. Zur Unterhaltung ließ er ſich vorleſen. Am folgenden Tage fühlte er ſich bedeutend beſſer, ja heiter; den größten Theil deſſelben

Abb. 44. Leſſings Todtenmaske.
Nach einem im Beſitz des Herrn Landgerichtsdirektor Leſſing in Berlin befindlichen Abdruck.

brachte er außer dem Bette zu und unterhielt ſich in ſeiner lebhaften Weiſe. Als er ſich Abends zu Bette legen ließ, überfiel ihn die Engbrüſtigkeit ſo heftig, daß er nach wenigen Minuten, ſich und den Umſtehenden unvermuthet, ſtarb. Es war am 15. Februar, Abends vor 9 Uhr, als der große Geiſt in dem weſtlichen Eckzimmer des erſten Stockes des Hauſes am Aegidienmarkte 12 (die beiden von

Leſſing bewohnten Zimmer ſind jetzt zu einem vereinigt) 1781
aus der zerrütteten Hülle ſchied. Er ſtarb in Folge der Bruſtwaſſerſucht, welche ſich durch Verknöcherung der die Rippen verbindenden Knorpel gebildet zu haben ſchien. Lunge und Eingeweide waren entzündet, das dick mit Fett bedeckte Netz mit dem Bauchfell zuſammengewachſen. Er hatte, wie Shakespeare, eben das zweiundfünfzigſte Lebensjahr vollendet.

Der Herzog befahl der Hofkaſſe ſofort, die zu einem „Begräbniß erſter Klaſſe" nöthigen Vorſchüſſe zu leiſten; von einer Beſtattung auf Koſten des Herzogs war nicht die Rede, nur begleitete ein Kommiſſar des Hofes den Leichenzug des herzoglichen Hofrathes. Bei der erſten Klaſſe fand die Beſtattung regelmäßig erſt am fünften Tage Mittags zwiſchen 12 und 1 Uhr ſtatt. In der Magnikirche, in deren Bereich das Sterbehaus lag, ward Sonntag den 18. die kirchliche Dankleiſtung gehalten. Am Begräbnißtag, den 20., wurde der eichene Sarg, von Wachslichtern umgeben, im Sterbehauſe aufgeſtellt. Den Trauerzug begleitete das Läuten ſämmtlicher Glocken der Kirche. Den Leichenwagen zogen vier von Dienern geführte Pferde; hinter ihm ſchritten ſechzehn Träger. Der Sitte gemäß gingen ihm die ſämmtlichen Schüler der Gemeinde unter Vortritt des Kantors voran. Das Leichengefolge war freilich nicht zahlreich, da viele ſich ſcheuten, dem als Freigeiſt verſchrieenen großen Deutſchen Schriftſteller das Ehrengeleit zu geben. In vier Kutſchen ſaßen außer dem Hofkommiſſar Graf von Marſchall, Kanzleidirektor von Hoym, Kuntſch, die Profeſſoren Ebert, Eſchenburg, Schmidt und Zimmermann, Hofrath Sommer, Leiſewitz und Angott; wenige andere Braunſchweiger ſchloſſen ſich zu Fuße an, unter ihnen ein Faktor

1781 und ein Kopist. Davesons Begleitung wird nicht erwähnt; er durfte wohl als Jude nicht folgen. War ja so in Braunschweig großes Geschrei, bei Lessings Tod seien Christen und Juden zugegen gewesen. Jerusalem hatte es nicht gewagt, dem Manne zu folgen, der seinem unglücklichen Sohne ein so schönes Denkmal gegründet hatte. Man sagte, er sei das erstemal, als er Lessing besuchen wollte, nicht zugelassen worden.

„Vielleicht geschah es, weil er ihn in der Reverende vermuthete", meinte Bruder Karl; „nachher, da er als Freund kam, ist er gewiß gut aufgenommen worden."

An der Mauer des Friedhofes der Gemeinde St. Magni wurde der Sarg in die Erde gesenkt. Ein Freund ließ an der Stelle eine Pappel und eine Akazie pflanzen; von einem Denkmal des Hofes — wurde gesprochen. Mochte auch der Pöbel sich einreden lassen, ja öffentlich behaupten dürfen, der Teufel habe Lessing geholt (ein Bäckermeister der Augustastraße soll den Seinigen das Anschauen des Zuges verboten und vor ihm alle Laden geschlossen haben), mochte auch das albernste Geschwätz bei der Kunde von seinem Tode sich verbreiten, ja bis zum Hofe dringen, die Besten der Nation erkannten mit innigem Schmerze, was die Welt an dem großen Manne verloren, der zugleich der edelste Mensch gewesen.

„Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist", schrieb Goethe an Frau von Stein. „Keine Viertelstunde vorher, eh' die Nachricht kam, macht' ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben."

Goethe hatte vor kurzem ein Gespräch über die Deutsche Literatur auf Veranlassung der Schrift des großen Preußenkönigs entworfen und noch ein anderes im Sinne, wobei er die hohen Verdienste Lessings sich lebhaft vergegen-

wärtigen mußte. Auch Klopstock bedauerte Lessings Tod, 1781
hatte aber für seinen einzigen Werth keinen Sinn. Die Bühnen von Berlin, Hamburg, Schwedt und Elrich begingen auf würdige Weise Lessings Todtenfeier, was man in Braunschweig nicht wagte; hatte ja der Herzog selbst die Aufnahme eines Gedichtes von Rektor Heusinger in Braunschweig auf Lessings Tod in die Zeitung verboten, worin Gott selbst, mit Bezug auf eine herrliche Aeußerung Lessings in der „Duplik", zu diesem sprach:

Die reine Wahrheit ist für mich; doch die,
Die so wie du sie suchen, finden sie
Bei mir; und dich zu überführen, komm,

was freilich dem Oberkonsistorium Gotteslästerung scheinen mußte.

Selten ist einem Hingeschiedenen ein solcher Ehrenkranz geflochten worden, wie er Herder in der herrlichen Darstellung von Lessings einzigem Wesen gelungen, die Wielands „Merkur" im Oktober desselben Jahres brachte. Schon vorher hatte Prof. Schütz in Jena begeisterte Vorlesungen über Lessings Genie und Schriften gehalten; es waren die ersten, die auf einer Deutschen Hochschule einen Deutschen Schriftsteller ehrten, und noch heute weht uns aus ihnen der frische Duft lebendiger Verehrung eines sinnigen Geistes wohlthuend entgegen. Das größte Verdienst aber erwarb sich um ihn (und wen sollte dies nicht mit inniger Freude erfüllen!) sein eigener Bruder Karl. Was man auch über einzelne Ungenauigkeiten und behagliche Ergießungen heiterer Laune und bittern Aergers sagen mag, sein Leben des Bruders war für die Zeit eine äußerst bedeutende Erscheinung, und läßt auch die Sorgfalt, welche Karl den Schriften und dem umfangreichen Nachlaß des großen Klassikers widmete,

1781 legt man den heutigen Maßstab an, sehr viel vermissen, eine gerechte Beurtheilung muß den ersten kühnen Schritt auf dieser Bahn mit um so höherm Dank anerkennen, als unser Schiller in den „Xenien" gegen ihn äußerst ungerecht war, da sein Spott den „liebloſen Bruder" streifte, der Lessings modernd Gebein nicht ruhen lasse. Höchst verdient war dagegen in denselben „Xenien" die unbarmherzige Geißelung der Anmaßung des sich Lessing gleich, ja über ihn stellenden, fast von ihm abgefallenen Nicolai, die auch Fichte später bitter strafte.

„Heiliger Schatten, vergib uns, daß wir in demselben Zusammenhang von dir redeten und ihm [Nicolai]", mit diesen Worten wendet sich Fichte in ‚Nicolais Leben und sonderbaren Meinungen' (1801) an Lessing. „Wenn auch keine deiner Behauptungen, wie du sie in Worte faßtest, die Probe halten, keines deiner Werke bestehen sollte, so bliebe doch dein Geist des Eindringens in das innere Mark der Wissenschaft, deine Ahnung einer Wahrheit, die da Wahrheit bleibt, dein tiefer, inniger Sinn, deine Freimüthigkeit, dein feuriger Haß gegen alle Oberflächlichkeit und leichtfertige Absprecherei unvertilgbar unter deiner Nation!"

Ja, unter Lessings Zeichen, seiner Wahrhaftigkeit, seiner Treue, seinem Freimuth, seiner Klarheit, seinem rastlosen Forschen und Ringen, seiner Herzlichkeit und edlen Menschheit, finden sich alle echten Deutschen, wie sich auch sonst ihre Anschauungen scheiden mögen, innig verbunden. In den Spiegel eines solchen selbstlos im Dienste der Wahrheit und Bildung durchgekämpften Lebens zu schauen, muß den Geist stärken, das Gemüth erbauen, das Herz erheben.

Register.

Abbt, Thom. 287. 340.
Abicht, Anna Maria 4.
Ackermann, Konr. Ernſt 181. 348. 350 f. 385. 411. 438.
— Soph. Charl. 181.
Addiſon, Joſ. 108. 599.
Aeſop 261. 481.
Agricola, Joh. Friedr. 95. 102. 175. 276. 376 f.
Albano 535.
Alberti, Joh. Guſt. 382 f. 421. 445 f. 448. 484.
— Johanna 596.
Alemann, Matteo 138.
Altenburg 195.
Amſterdam 199.
Anakreontiſche Gedichte 46 f. 52. 71 f.
Angott, Weinwirth in Braunſchweig 498. 599. 626. 645.
Anthelmy (Antelmi) d', Prof. in Paris 308.
Arcq d', Chevalier 202.
Arletius, Joh. Kasp. 289. 295.
Ariſtoteles 202. 209. 375. 384. 390 f. 393 f. 423 ff. 427.
Augsburg 615.
Auguſtino, Don, ſ. Montiano.
Ayrenhoff, Corn. Herm. von 513 ff.

Bahrdt, Karl Friedr. 450. 600. 639 f. 642.
Banks, Joſ. 392.
Bannier, Ant. 127 f.
Baſedow, Karl Bernh. 272 f. 382 f. 525.
Batteux, Charl. 174. 263 f.
Baumgarten, Alex. Gottlieb 128.
Bayle, Pierre 107. 119.
Beauſobre, Louis de 183.
Behn, Joh. Pet. 381.
Bekker, Balth. 115. 188.
Bel, Karl Andr. 414.
Belloy, Pierre Laurent Buyrette de 375.
Bender, Freiherr von, in Wien 433 f.
Bentinck, Charl. Soph., Gräfin von, geb. Gräfin von Aldenburg 191.
Berengar von Tours 465 f. 471 f.
Bergé, Andr. 321.

Bergeroth, Kupferſtecher 216.
Bergius, Hofrath und Landſchafts-einnehmer in Berlin 175.
Berlin 87—91. 94 f. 101—105. 110—114. 120—124. 128—131. 137 f. 150. 153 f. 164. 169 ff. 173—178. 180 f. 183 ff. 212 f. 215 f. 218 f. 231—234. 237 f. 249. 252. 256 ff. 264 f. 271. 275—278. 294. 298. 310 f. 314. 317 ff. 321 f. 334 ff. 339. 343 ff. 351. 357 f. 362. 485—488. 500 f. 525 ff. 539 f. 632. 647.
Bernard, Seidenfabrikant 151. 175.
Bernſtorff, Joh. Hartwich Ernſt, Graf von 484.
Billwerder 596.
Bindſeil, Buchdrucker in Wolfenbüttel 506.
Birckholz, Chriſtian Ernſt 57.
Biſchofswerda 24.
Blarer, Geſandtſchaftskaplan in Berlin 529.
Bock, Mich. Chriſtian 384.
Bode, Joh. Joach. Chriſtof 353 ff. 358. 369 f. 376. 379. 391. 395. 402. 408. 423. 455. 484. 527. 593. 595.
Bodmer, Joh. Jak. 110. 161. 170 f. 174. 228. 249. 265. 275. 281. 328.
Boie, Heinr. Chriſtian 382 ff. 411. 478 f. 583.
Boner, Ulr. 228.
Bonnet, Charl. 474.
Borchers, Dav. 385. 561.
Börner, Fräulein von 548. 570.
Boſe, Matth. 85.
Boſſi, Benigno 535.
Boſtel, Poſtdirektor in Hamburg 632.
Branconi, Marcheſa 441. 522.
Brandes, Joh. Chriſtian 296. 304. 321. 339 f. 399. 418. 538 f. 561.
— Eſther Charl. geb. Koch 304. 321. 339. 399. 418. 561.
— Charl. Wilh. Franziska, beider Tochter 321. 538.
Braſchi, Luigi, Herzog von Nemi 535.
Braunſchweig 196. 462. 465. 482. 490. 496—500. 506—512. 523. 540 f. 543—547. 552. 569 f. 579. 588. 599 f. 608. 610. 615. 624 f. 626—628. 633—639. 642—646.
— Anna Amalia, Prinzeſſin von. ſ. Weimar.
— Aug. Wilh., Herzog von 462.
— Ferdinand, Herzog von 482. 597. 619.
— Friedr. Aug., Prinz von 536.
— Karl, Herzog von 443. 447. 452 f. 459. 462. 471 f. 477. 497. 499. 504 f. 514. 517. 523. 536. 540. 542. 548. 552. 567. 570. 584—588. 590 ff. 616.
— Karl Wilh. Ferd., Erbprinz, ſpäter Herzog von 439—443. 446 ff. 450. 453. 459—462. 471. 474. 492. 499. 507—514. 522 f. 538—549. 585. 616. 620. 634 ff. 638. 640. 643. 645. 647.

— deſſen Frau 440.
— deſſen Tochter 620.
— Philipp. Charl., Herzogin von 269. 498 f. 529. 643.
— Max Jul. Leop., Prinz von 529—536.
Brawe, Joach. Wilh. von 205—208.
Breitenbauch, Georg Aug. von 175. 189.
Breitinger, Joh. Jak. 328.
Breitkopf, Joh. Gottlieb Imm. 612.
Brenkenhoff, Franz Balth. von 335.
— Leop. von 335. 340. 359. 361.
Breslau 279. 282—295. 297—300. 302—309. 313.
Bruck, Schauſpieler 67.
Brückmann, Urb. Friedr. Benedikt 643.
Brückner, Joh. Gottfr. 188. 296. 399.
Brühl, Heinrich, Reichsgraf von 192. 412.
Bubbers, Adolf Siegm. 350 f. 434.
Buddäus, Joh. Chriſtian Gotthelf, Dr. jur., Hofrath und Hiſtoriograph 306.
Burke, Edm. 225—228. 456.
Burmann, Pet. 338.
Büſch, Joh. Georg 381. 484. 551. 631. deſſen Frau 382. 631.

Cacault, Franc. 509 f.
Calau, Benj. 468.
Calderon, Don Pedro de la Barca 102.
Campe, Joach. Heinr., und deſſen Frau 450. 596. 609. 613. 630. 632 f.
Camper, Petrus 620 f.
Campi, Graf in Modena 535.
Canzler, Karl Chriſtian 537 f.
Cardanus, Hieron. 145. 603.
Carlowitz, Karl Leonh. von 34.
Carolo, Springer 418.
Caſanova, Franc. 477.
Cavaleriis, Giambattiſta de 477.
Caylus, Anne Claude Phil. de Tubières, Graf von 299. 328. 331. 401.
Cervantes, Saavedra Miguel de 100. 126 f.
Chladen, Mart. 6.
Chotek, Rud. Graf von 497. 504.
Chriſt, Joh. Friedr. 62 ff. 100. 191 f. 200. 326. 429.
Cichin, C. A. von 464. 475.
Claudius, Matth. 416 ff. 454. 458. 474. 484. 551. 582. 595 f.
— Rebekka 458.
Clodius, Chriſtian Aug. 383.
Cochläus, Joh. 144.
Coffey, Charl. 126.
Corneille, Pierre 374. 392 ff. 423. 425.
Cramer, Joh. Andr. 73. 253. 273.
— Joh. Heinr. 402.
Cranach, Ludw. 26.
Crébillon, Prosper Jolyet de 96. 125. 178. 375. 392.
Cronegk, Joh. Friedr. von 205. 221. 368 f.
Croze, Gaultier de la 322.
Cruſius, Chriſtian Aug. 208.

Dallwitz, Erdmuthe Salome, Gräfin von 178.
Dänemark, Christian VII., König von 123.
Daßdorf, Karl Wilh. 538.
Daveson, Alex. 579. 616. 638 f. dessen Eltern 579. 608. 643. 646.
Denina, Giacommaria Carlo 534.
Denstädt in Berlin und dessen Frau 174. 276.
Derling, Christian Gottfr. 224.
Destouches, Phil. Néricault 155. 376.
Diderot, Dénis 137. 274. 423 f.
Diedrich, Theaterdirektor 92.
Dietze, Joh. Andr. 341.
Dingley, Rob. 428.
Döbbelin, Theoph. 304. 307. 396 f. 496. 498. dessen Frau 496.
Dobreslaw, Baron von 103.
Dodsley, J. und Compagnie 377.
Dolce, Lodovico 328.
Döring, Joh. von 470. 578. 618. 641.
Dresden 192. 196 f. 312. 320. 330. 351. 527 f. 537 f. 548.
Dryden, John 237.
Dübner, Juwelier in Braunschweig 446.
Dubos (Du Bos), Jean Baptiste 184. 330.
Dulichius, Kasp. 16.
Dusch, Joh. Jak. 167. 241. 244. 251. 262. 265. 267 f. 270. 336. 368. 383. 403.
Eberhard, Joh. Aug. 335. 507.
Ebert, Joh. Arn. 73. 249. 385. 411. 439. 441 ff. 445 ff. 453. 459. 462. 479. 496. 499. 507. 511. 615. 638. 643. 647.
Eckhof, Konr. 181 f. 197 f. 234. 352. 368. 372 f. 385. 399. 401. 501. dessen Frau 181.
Edelmann, Joh. Christian 265.
Elrich 618. 647.
Engel, Joh. Jak. 401. 539 f.
England 201.
Ephraim, Heyne Veitel 282 f.
Erneſti, Joh. Aug. 63 f. 401. 466. 525.
Eschenburg, Joh. Joach. 383 f. 411. 496. 499. 501. 522. 545. 550 f. 569. 572. 575. 577. 586. 599. 613. 625. 633 f. 638. 643. 647. dessen Frau 576.
Ettinger, Karl Wilh. 609.
Euripides 390. 517. 610.
Ewald, Joh. Joach. 206 f. 223. 345.

Faber, Kammerrath 207.
Favart, Charl. Sim. 388 f.
Feller, Gottfr. 7. 14.
— Justine Salome, s. Lessing.
Ferguson, Adam 475.
Féronce, von, Geheimerath 544. 548.
Fichte, Joh. Gottlieb 648.
Firmian, Graf, in Mailand 530.
Forstenburg, Karl Graf von 522.
Förstel, Stadtschreiber 37.
Forster, Joh. Georg 600.
Frankfurt an der Oder 91 f. 182.

Freitagsklub in Berlin (der ſpätere Montagsklub) 174 f. 234. 276.
Friedländer, Jude 47.
Friderici, Valentin 2. 4.
Fuchs, Gottlieb 166.

Galiani, Ferd. 535.
Gärtner, Karl Chriſtian 42. 73. 449.
Garve, Chriſtian 291. 400. 435. 495. 525. deſſen Mutter 291. 303.
Gasc, de, H., und deſſen Frau 276.
Gebauer, Georg Chriſtian 259.
Gebler, Tob. Phil. von 513. 528. 530. 537. 540.
Gelaſius von Cyzicus 585.
Genua 533.
Gera 195.
Gellert, Chriſtian Fürchteg. 42. 74. 134. 186. 191. 202. 220. 295. 376. 400. 438.
Gerſtenberg, Heinr. Wilh. von 248. 373. 379. 384. 395. 398. 417. 435. 512.
Gesner, Joh. Matth. 92. 94. 336.
Geßner, Sal. 172.
Geyersberg, Graf von 188.
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. 47. 159. 164 ff. 172. 196. 206. 208. 214 f. 222—240. 245. 247. 255—259. 263 f. 335 f. 341. 346. 351. 355—358. 361. 383. 395. 468. 509. 514. 553. 627 f.
— Joh. Wilh. Ludw., deſſen Neffe 341. 627.
Gleim, Soph. Dor. (Gleminde), deſſen Nichte 341. 553. 627 f.
Goeckingk, Leop. Friedr. Günth. 470. 618 f. 630. 632. 638.
Goethe, Joh. Wolfg. 332. 401. 440 f. 515 ff. 519 f. 525. 539. 545 f. 620. 622 f. 630. 647 f.
Goeze, Joh. Melch. 421 f. 437 ff. 445. 555. 575 f. 586. 588. 597 ff. 610. 618 f. 635. 642.
Goltz, Freiherr von der 103.
Göttingen 92. 105. 340 f. 419.
Gottſched, Joh. Chriſtof 63. 75. 110. 126. 131. 134. 149. 156—160. 162. 166. 175. 179 f. 183. 191. 200. 202. 219 f. 222. 228 f. 245 f. 265—269. 271. 274. 348. 371. 420. 529.
— Louiſe Adelgunde Viktoria 267. 371. 376. 529.
Grabner, Theophilus 23. 38. 44. 47. 49 ff. 55.
Gräfe, Joh. Friedr. 449.
Graff, Ant. 488.
Grefe, Bürgermeiſter in Hamburg 382.
Greve, Pet. 632.
Grimm, Franz Melch. 101.
Gröningen 199.
Großmann, Guſt. Friedr. Wilh. 538. 561.
Grund, Joh. Friedr. 381.
Guasco, de, General 295.
Guichard, Karl Gottlieb, Oberſtlieutenant 322. 337. 342 ff.
Gumperz, Aar. Sal. 124. 150.
Günther, Joh. Chriſtian 36.

Haberkorn, Chriſtian Gottlieb 16. 20.
Hackert, Phil. 535.
Hagedorn, Chriſtian Ludw. von 538.
— Friedr. von 138. 147. 149. 166. 210. 315. 329 f. 335. 356 412 f.
Hahn, Eva, ſ. Leſſing.
— deren Bruder, Prof. 468. 480. deren Mutter 485.
Halberſtadt 196. 341. 627 f.
Halle 196. Halliſche Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften 115.
Haller, Albr. von 48. 123. 156. 159. 161. 170. 347. 612.
Hamann, Joh. Georg 394. 456. 605 f. 624. 636.
Hamburg 90. 197 f. 319. 348—355. 359—365. 367. 369 f. 372 f. 375 f. 379—382. 386 f. 395. 398. 401 f. 406. 408. 411. 422 f. 438. 443 f. 445 f. 451—454. 458 f. 465. 483—485. 488 f. 500 f. 550 f. 595 ff. 630 ff. 634. 641 f. 647.
Hamilton, Will. 535.
Hannover 90. 387. 419. 629.
Haugk, Skabine 37.
Hauſen, General von 200. 207. 345.
Hecht, Joh. Jul. 372. 379.
Heidelberg 516 f. 531. 562 ff. 618.
Heinecken, Karl Heinr. von 412.
Heinitz, Joh. Gottfr. 22. 36.
Heinze, Joh. Mich. 266.
Helms, Bibliothekdiener 464.
Helmſtedt 507. 589.
Hemſterhuis, Franz 623. 625 f. 629.
Hennings, Aug. 539.
Henſel, Frieder. Soph. 350. 352. 368. 372. 385. 501. ſ. Seyler.
Herder, Joh. Gottfr. 347. 415. 420 f. 433. 435. 453—458. 599. 605 f. 613 f. 624. 628. 630. 647.
Herz, Marcus 540.
Heufeld, Franz 371.
Heuſinger, Jak. Friedr. 470.
— Konrad 647.
Heydrich, Schauſpieler 67.
Heyne, Chriſtian Gottlob 192. 204. 337. 341. 356. 410. 413. 428. 430. 481.
Hiller, Joh. Adam 525.
Hillmann, Anna Dorothea, ſ. Leſſing.
— Gottfr. 4.
Hirſch, Abr. 104.
Hirſchel, Gabr. Benedix 296 f.
Hogarth, Will. 158.
Hohenfeld, Chriſtof Willib. v. 640.
Holberg, Ludw. von 68. 72.
Homer 46. 52.
Hompeſch, Joh. Wilh. von 552 ff. 559—568.
Horaz 52. 146. 424.
Hore, Joh. Gottfr. 33. 39. 41. 43 f. 46 f. 51. 55. 100.
Horſt, von der, Miniſter 335.
Hortleder, Regimentschirurg 18.
Hoyerswerda 23. 193 ff. 313.
Hoym, von, Kanzleidir. 470. 645.
Huarte, Juan 119 ff.

Hugo, Kloſterrath 464.
Hundertmark, Karl Friedr. 75.
Hurd, Rich. 424.
Hygin 390.

Icilius Quintus, ſ. Guichard.
Ilgner, Theaterdirektor 525.
Italien 408. 414. 418. 423. 529—536. 572.
Itzig, Jude 282 f.
Jacobi, Friedr. Heinr. 605. 609. 619. 621—628. 630. 636 f. 640 f.
— Helene 621. 626 f. deren Kinder Fritz und Georg 626.
— Joh. Georg 394. 499. 470. 641.
Jäſchke, Arzt 234.
Jenaiſche Deutſche Geſellſchaft 141. gelehrte Zeitung 97. 141.
Jeruſalem, Joh. Friedr. Wilh. 383. 439. 447. 470. 474. 522. 544. 584. 610. 615. 628. 643. 646.
— Karl Wilh. 470 f. 519. 522. 525 f. 543 f. 646.
Jöcher, Chriſtian Gottlieb 118 f. 137.
Jülich-Cleve, Herzogthum 637.

Kamenz (Stadt) 2 ff. 6—10. 14—16. 18 ff. 193. 196. 313. 537.
— Karl Gottlieb 37.
Kant, Imm. 456.
Kapp, Joh. Erhard 61.
Karſchin, Anna Luiſe 397.
Kaſſel 342. 351. 419.
Käſtner, Abr. Gotthelf 68. 75. 106. 126. 157. 340. 428.
Kaudenbach, Magiſter 33.
Kaunitz, Wenz. Ant., Fürſt von 398. 404. 435. 537.
Keith, Jak. 220.
Kies, Joh. 102. 164.
Kirnberger, Joh. Phil. 276. 488.
Kleefelder, Schauſpielerin 67.
Kleiſt, Ew. Chriſtian von 166 f. 187 f. 205—217. 222. 225—230. 234 ff. 239. 249. 255 f. 265. 279.
Klimm, Joh. Alb. 45—49.
Klinger, Friedr. Max. 545. 565.
Klopſtock, Ernſt 198.
— Friedr. Gottlieb 74. 109 f. 125. 134—137. 198 f. 245. 249. 253 f. 273. 342. 372 f. 378 f. 395. 398. 413. 417. 419. 435. 455. 484. 495. 524. 530. 551. 560. 571. 630. 632. 647.
— Marg. (Meta) 198. 253.
Kloſe, Sam. Benj. 286. 288 f. 301 f. 307.
Klotz, Chriſtian Adolf 24. 100. 336 ff. 342. 345 f. 382. 394. 401 ff. 420. 425 ff. 437. 442 ff. 449. 464. 490. 497. 512. 525.
— Joh. Chriſtian 24.
Klub in Braunſchweig 615. 635. 642 f.
Knittel, Franz Ant. 578.
Knorre, Otto Heinr. 380. 484 f. 630 f. deſſen Frau 380. 382. 435.
Koch, Eſther Charl., ſ. Brandes.
— Georg Heinr. Aug. 444. 449.
— Joh. 66. 82. 188 f. 192. 196. 201. 220.

Könemann, Livländer 607 f.
König, Amalia 550. 553. 556. 577. 580. 592. 595 ff. 617 f. 621. 627 ff. 631. 640. 642 ff.
— Engelbert 380. 443 f. 452. 532. 577. 580. 592.
— Engelbert jun. 554. 577. 580. 592. 606.
— Eva, ſ. Leſſing.
— Friedr. 443. 550. 554. 577. 580. 592.
— Friedr. Wilh. 555. 617. 630.
— Sam. 103 f. 115. 125. 130.
— Theod. 554. 563. 569. 575. 577. 580. 592. 607. 611.
Kopenhagen 413.
Krauſe, Chriſtian Gottfr. 175. 234. 276.
Kuntſch (Kuntzſch), von, Kammerherr 196. 446. 449. 451 f. 462. 496. 536—543. 547. 608. 615. 635. 638. 645.
Kurella, Dr. 525 f.

Lafontaine, Jean de 71. 88. 133.
Landsberger, Advokat 10.
— Joh. Soph., geb. Leſſing 4. 10.
Lanfranc, Benediktiner 465 f.
Lange, Joh. Chriſtof 10.
— Sam. Gotth. 116 f. 137—143. 240.
Lamettrie, Julien Offray de 108.
Langemack, L. F. 174 f. 276.
Langer, Ernſt 619 f. 624. 626. 630.
Langner, Münzrendant 290.
Laroche, Georg Mich. von 640.
Lavater, Joh. Kasp. 525.
Law, Will. 192.
Lehmann, Joh. Gottlob 129.
Leibniz, Gottfr. Wilh., Freiherr von 162 f. 182. 297. 447. 465. 507. 511. 515
Leipzig 60—79. 81—84. 185—192. 195 f. 200 f. 203—211. 213 f. 217—220. 226. 228—230. 314. 316. 399 ff. 524 f. 539 f.
Leiſching, Polykarp Aug. 373. 377. 416. 458. 596.
Leiſewitz, Joh. Ant. 545 ff. 579. 599. 608. 615. 625. 630. 633. 635. 638. 643 ff.
Leiſte, Chriſtian 470.
Lemnius, Sim. 117. 136.
Lenz, Jak. Mich. Reinhold 520. 525. 539. 545. 633.
Leß, Gottfr. 598. 605. 612.
Leſſing (Leßing), Name 2. Familie 2 f.
— Chriſtian, Bruder des Großvaters von L. 19.
— Chriſtian Gottlob, Oheim 4. 10. 18 f. 23. 37. deſſen Söhne 18.
— Chriſtiane Dor., Tante 4.
— Clemens, Pfarrer im ſächſiſchen Erzgebirge 2.
— Erdmann Sal. Traug., jüngſter Bruder († 1760 in Warſchau) 36. 178. 193. 252. 272.
— Friedr. Gottlieb, Oheim 4. 193.
— Joh. Gottfr., Vater 4—13. 18—24. 36 f. 43. 47. 77—80. 91—94. 105. 111. 128 ff. 144. 152. 176. 193. 196. 252. 272.

286. 288. 298 ff. 304. 306. 309—313. 320. 324 f. 340. 352. 387 f. 396. 413. 422. 466—470. 480. 585.

Leſſing, Juſtine Sal., geb. Feller, Frau von Joh. Gottfr. 7. 12 f. 79 f. 89—92. 193. 469. 473. 475. 480. 488. 499. 503. 517. 521 f. 537. 549. 559. 563.

— Gotthold Ephr. Geburt und Geburtshaus 9 f. Taufe, Name, Pathen 10. Konfirmation 24. Eintritt in St. Afra 24. Abgang nach Leipzig 60. Studiosus medicinae 81. Immatrikulation in Wittenberg 85. Flucht nach Berlin 86. Wieder in Wittenberg 114. Mitglied der Halliſchen Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften 97, der Jenaiſchen gelehrten Geſellſchaft 115. Magiſter der freien Künſte 115. Wieder in Berlin 121. In Leipzig 187. Reiſebegleiter Winklers 190. Nach Leipzig zurück 201. Wieder in Berlin 221. Außerordentliches Mitglied der Berliner Akademie 278. Gouvernementsſekretär in Breslau 279. Zum viertenmal in Berlin 316. Friedrichs Ablehnung 344. Dramaturg in Hamburg 363. Bibliothekar in Wolfenbüttel 461. Eintritt in den Freimaurerorden 484. Reiſe nach Wien und Italien 528. Gehaltserhöhung und Hofrathstitel 548. Mitglied der Mannheimer Akademie 582. Heirat 554. Tod der Gattin 576. Verbot ſeiner theologiſchen Schriften und Cenſurbeſchränkung 584—588. 590—593. Schwäche und Unwohlſein 596 f. 606 f. Drohende Klage der evangeliſchen Stände 634. Letzte Krankheit und Tod 638. 640—645. Beſtattung 645 f.

Werke.

Dramen und Entwürfe:

Alcibiades 302. Arabella 378. 384. Catilina von Crébillon (Ueberſetzung) 96. Damon 71 f. 76. 93. Derwiſch, der 600 f. 603. 615. Diderots Theater (Ueberſetzung) 274. 277. 615. Emilia Gal. (Virginia) 221. 225. 227. 247. 268. 357. 378. 486. 494—502. 505. 509. 526. 530. 540. 545. 632. Erbin, die glückliche, von Goldoni (Bearbeitung) 189. 191. Fatime 253. Fauſt 184. 189. 236. 248. 302. 357. 378. 449. 540. 561. Freigeiſt, der 97. 285. 296. 349. 372. Gefangenen, die, von Plautus (Ueberſetzung) 100. Gelehrte, der junge 48. 76 f. 93. 148. Giangir 82. Hannibal von Marivaux (Ueberſetzung) 76. Henzi 98 f. 137. 303. Juden, die 97 f. 152. 155. Jungfer, die alte 89. 93. 96. 121. Juſtin (nach Plautus) 86. Kleonnis 302. Kodrus 205. 207 f. Lon-

don-Prodigal, Bearbeitung des 632 ff. 637. Matwone von Epheſus 77. 384. 478. Minna von Barnhelm 303 ff. 308 f. 314. 317. 348. 352. 355. 359—364. 372. 378. 385 f. 396 f. 399. 401. 411. 418. 425. 438. 441. 458. 509. 570 f. Miſogyn, der 86. 197. 401. 411. Nathan der Weiſe 145. 540. 544 f. 578. 592 f. 595. 597 f. 600—603. 609. 612. 623. 630. 632. Nero, Tod des 604. 611. Palaion (Franzöſiſch) 102. Philoktet 378. Philotas 246 ff. 269. 632. Samariter, der fromme 605. 611. Sara Sampſon, Miß 163. 167 ff. 179—182. 192. 196. 205. 220 f. 241. 284. 303. 349. 372. 411. 494. Schatz, der, nach Plautus 349. 372. 401. Schlaftrunk, der 360 f. 378. 384. Spartacus 474. 486. Tarantula 96. Weiber ſind Weiber 86.

Gedichte.

Carlowitz, Oberſtlieutenant von, Dankgedicht an den 51 ff. Entgegnung 87. Epigramme, Lateiniſche 115. 134. 372. vgl. Sinngedichte. Eremite, der 88. Erzählungen 71. 81. 106. 307. 377. 493. Fabeln 81. 106. 133 f. 188. 205. 251. 260 f. Fragmente 135. 505. Geheimniß, das 493. Geſpenſter, die 482 f. Kleinigkeiten 86. 107. 211. 451. Leben, über das Glück eines kurzen 49. Lieder 47. 71 f. 133. 478. 482. Marpurg, Sendſchreiben an 95. 135. Mylius, Gedichte an 87. 129. Oden 133. 210. 493. 505. Prolog zu einem Trauerſpiel 181. Sinngedichte 106. 115. 125. 134 f. 472 ff. 476. Welten, Gedanken über die Mehrheit der 48 f. 136.

Proſa, auch Entwürfe und Ueberſetzungen:

Agrippina, über die ſogenannte in Dresden 477. Ahnenbilder, über die der Römer 401—406. 443. Albine (de Saint), der Schauſpieler (Ueberſetzung) 155. Anti-Goeze (1—11) 581 f. 585—587. Antwort, nöthige, und deren Folge 587 f. 591 f. 595. 597. Axiomata 180. Bannier, über die alte Mythologie (Ueberſetzung) 127 f. Bekker, die bezauberte Welt (Ueberſetzung) 165. Berengarius Turonenſis, Ankündigung des 465. Berichtigung, noch nähere des Märchens u. ſ. w. 611. Beweis des Geiſtes und der Kraft, über den 573. Bibliolatrie 610. 612. Briefe, antiquariſche 403—411. 423. 427—433. 436. 451. 472. 488. 572. Briefe, die neueſte Literatur betreffend 240—246. 248 f. 251—254. 265—275. 281. 286 f. 296. 299. 321. Briefe,

kritiſche 135—139. Briefe, ſogenannte, an Theologen 612 f. 615. 629. Burke, über das Erhabene und Schöne (Ueberſetzung) 225—228. 456. Cochläus, Rettung des 144. Desfouches, deſſen Leben (Ueberſetzung) 155. Deutſche Sprache und Geſchichte, Sammlung über die, von den Minneſingern bis Luther 571. Dramaturgie, Hamburgiſche 364—369. 371—377. 388—394. 419. 423—427. 495. 501. 509 f. Dubos, über die theatraliſchen Vorſtellungen der Alten (Ueberſetzung) 184. Duplik, eine 573. 578. Epigramm, zerſtreute Anmerkungen über das 472. 476—483. Ernſt und Falk 571 f. 597. 606. 618 f. 628 f. Evangeliſten, neue Hypotheſe über die E., als blos menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet 574 f. 578 f. Fabeln, proſaiſche 133 f. 251. 260 f. 263 f. 493. 522. Anmerkungen über die Fabel 188. 205. 210. 237. 251 f. 260 ff. 272. 308. 481. 505. Fragmente eines Ungenannten (Sam. Reimarus), Einleitung und Gegenſätze dazu 518. 550. 555. 557—559. 572 f. 581 ff. Friedrich der Große, Briefe an das Publikum (Ueberſetzung) 128. Vertheidigung desſelben (Ueberſetzung) 128. Gellert für das rührende Luſtſpiel (Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen) 154. Gleims Grenadierlieder, Ausgabe derſelben mit Vorbericht 233 ff. Heldenbuch, Unterſuchungen über das 228. Hogarths Zergliederung der Schönheit, Vorbericht dazu 158. Horaz, Rettung des 146 f. Huarte, über die Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften (Ueberſetzung) 119 f. Ineptus Religiosus, Rettung des 144 f. Jeruſalem, Vorrede zu deſſen Aufſätzen 543 f. Jöchers allgemeines Gelehrtenlexikon, Zuſätze zu 118 f. 137 f. Johannis, das Teſtament 573. Kanons, eine noch freiere Unterſuchung des 526 f. Kollektaneen 411. Lange, Vademecum für den Herrn Paſtor 139—143. Laokoon 299. 319. 321. 325—347. 355. 357. 367. 409 ff. 415. 420. 430. 433 ff. 451. 472. 490. Law, ernſthafte Ermunterung (Ueberſetzung) 192. Logau, Vorwort und Wörterbuch zu 237. 250. Marigny, Geſchichte der Araber (Ueberſetzung) 128. Menſchengeſchlechts, die Erziehung des 558 f. 571. 602. 614. 619. 624. 640. Minneſinger, über die Fabeln der 629. Mylius, vermiſchte Schriften von (Herausgabe und Vorbericht) 155 ff. Neueſte, das, aus dem Reiche des Witzes 105 f. 108 ff.

don-Prodigal, Bearbeitung des 632 ff. 637. Matrone von Ephesus 77. 384. 478. Minna von Barnhelm 303 ff. 308 f. 314. 317. 348. 352. 355. 359—364. 372. 378. 385 f. 396 f. 399. 401. 411. 418. 425. 438. 441. 458. 509. 570 f. Misogyn, der 86. 197. 401. 411. Nathan der Weise 145. 540. 544 f. 578. 592 f. 595. 597 f. 600—603. 609. 612. 623. 630. 632. Nero, Tod des 604. 611. Palaion (Französisch) 102. Philoktet 378. Philotas 246 ff. 269. 632. Samariter, der fromme 605. 611. Sara Sampson, Miß 163. 167 ff. 179—182. 192. 196. 205. 220 f. 241. 284. 303. 349. 372. 411. 494. Schatz, der, nach Plautus 349. 372. 401. Schlaftrunk, der 360 f. 378. 384. Spartacus 474. 486. Tarantula 96. Weiber sind Weiber 86.

Gedichte.

Carlowitz, Oberstlieutenant von, Dankgedicht an den 51 ff. Entgegnung 87. Epigramme, Lateinische 115. 134. 372. vgl. Sinngedichte. Eremite, der 88. Erzählungen 71. 81. 106. 307. 377. 493. Fabeln 81. 106. 135 f. 188. 205. 251. 260 f. Fragmente 155. 505. Geheimniß, das 493. Gespenster, die [illegible] Kleinigkeiten 86. 107. 21[illegible]

Leben, über das [illegible] Kurzen 49. Lieder [illegible] 478. 482. Mar[illegible] schreiben an 95. [illegible] Gedichte an 87. [illegible] 210. 495. 505. [illegible] Trauerspiel [illegible] 106. 115. 12[illegible] 476. Weiber, [illegible] die Mehrhe[illegible]

Prosa, auch [illegible] Ueber[illegible]

Agrippina, [illegible] Dresden [illegible] die der [illegible] Albine [illegible] spieler [illegible] Goeze [illegible] Antw[illegible], Folge [illegible] Axiom[illegible] die [illegible] setzung[illegible] Zauber[illegible] Verei[illegible] Kündi[illegible] gung, [illegible] ebens[illegible] Geist[illegible] den [illegible] Brie[illegible] 42[illegible] 4[illegible]

...9.
...4 f.
...9 f.
...nder
...501.
...81.
...L., f.
...3. 23.
...2. 305.
...333 ff.
... ff. 406.
...82. 486.
...03. 510.
...25. 530.
...9. 553 ff.
...578. 593.
...615. 647 f.
...Voß 526.
...owester 7. 14.
...9. 469. 473.
...17. 521. 549.
...99. 610.
...us in Schkeu-
...roßvater 2. 4 f.
...e Frauen, Anna
...Abicht, und Anna
...llmann 4.
...Oheim 4. 18. 23.
...dessen Frau, Rahel
...eb. Weidlich 193 f.
...hilus, Bruder 14.

16. 23. 43. 80. 111. 114. 120. 129 f. 252. 272. 300. 305 f. 313. 324. 387. 396. 413. 469. 485. 521 f. 530. 568. 597. 606.
Lessing, Theophilus Gottlob, Vetter 84. 193.
Leuschner, Joh. Christian 289.
Lieberkühn, Christian Gottlieb 214. 223 ff. 248.
Lichtenstein, Joh. Dietr. 507.
Lindenau, Heinr. Gottl. von, und dessen Sohn 620.
Lindner, Joh. Gotthelf 19. 24. dessen Frau, geb. Lessing 19.
Lippert, Phil. Dan. 402. 405. 430 f. 527 f.
Livorno 408. 533.
Locke, John 623.
Löffler, Josias Friedr. Christian 639.
Logau, Friedr. 237. 248. 288 f.
Lorenz, Christiane Friederike 75. deren Mutter 67.
Löwen, Joh. Friedr. 348 ff. 356. 367. 372 f. 383. dessen Frau 372 ff. 386.
Luther, Mart. 117. 571.

Mackwitz, Joh. Christian 643.
Maffei, Franc. Scip. Marchese di 389.
Magdeburg 197.
Mailand 531 f.
Mannheim 552 f. 559—568. 632.
Marchand, Theaterdirektor 365.
Marigny, Augier de 128.

Nevelet, über die Fabeln des 629. 633. Noverre, über die Tanzkunst und das Ballet (Uebersetzung) 391. Oelmalerei, über das Alter der, aus dem Theophilus Presbyter 517. 616. Parabel, eine 580. Plautus, Abhandlung von dessen Leben und Werken 98. Pope, ein Metaphysiker 162 f. 182 f. Recensionen in der Rüdigerschen Zeitung 99 f. in der Haude- und Spenerschen 107. in der Vossischen 107 f. 124 ff. 129. 136. 140. 149 f. 160 f. 166 f. 179. in Nicolais allgemeiner Bibliothek 223 ff. Reiskes Leben 544. Religionsbewegungen, über die jetzigen 637 f. Renner, Ausgabe des 571. 596. 600. Richardson, Sittenlehre (Uebersetzung) 204. Riccoboni, über die Schauspielkunst (Uebersetzung) 101. 179. Rollin, Römische Geschichte (Uebersetzung) 98. 100. 119. Schriften 132—138. 143—148. 179. Vermischte Schriften 451. 478. 482 f. 493. 502. 505. 514. 521. Schulreden 33—36. 52. 54. 57. Schumann, Antwort an 576. Semler, gegen 603 ff. Seneca, von den Lateinischen Tragödien des 161. 178. Sophokles' Leben 274. 277. 279. Thomson, Jak., dessen Leben (Uebersetzung) 155. Tod, wie die Alten den T. gebildet 436. 456. Traditoren, über die 613. Trauerspiel, über das 205. 209. Tscherning, Ausgabe des 250 f. Volksgedichte 571. 599. Voltaires kleine historische Schriften (Uebersetzung) 104. Weinerlich-Komische, Betrachtungen über das (Uebersetzung) 154. Winckelmanns Werke (Plan einer Ausgabe) 544. Wörterbuch, Deutsches 251. Yoriks Predigt 445 f. 448. Zwecke, von dem Z. Jesu und seiner Jünger, Herausgabe und Vorrede dieses Fragments 581 ff. 588.

Zeitschriften und Sammelwerke:

Beste, das, aus schlechten Büchern 163. Blinde, der 163. Beiträge zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek 503—507. 511. 514. 517 f. 520 f. 543. 550. 557—560. 571. 584—588. 613. 629. 633. 637 f. Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters 98. 100 f. Theatralische Bibliothek 154. 161. 167. 178 f. 184. 189. 202. 237.

Lessing, Eva Katharina König, geb. Hahn, später Lessings Gattin 380. 452 f. 459 ff. 465. 468 f. 473. 476. 478. 480—483. 485. 488—493. 495. 497 f. 502—505. 507—510. 512 f.

516—518. 522 f. 526—529. 531—534. 536 ff. 540 ff. 544 f. 547. 550—554. 556. 560. 569 f. 575. 588 ff. 616.
Leſſing, Gottlieb Benj., Bruder 23. 130. 176. 252. 298—301. 310. 325.
— Heinr. Aug. von 194.
— Joh. Chriſtian 19.
— Joh. Traug., Oheim 4. 18. 81.
— Joh. Soph., Tante von L., ſ. Landsberger.
— Karl Gotthelf, Bruder 13. 23. 43. 178. 288. 299. 302. 305. 309—313. 320. 324. 333 ff. 361 f. 371. 379 f. 395 ff. 406. 408. 432. 462. 472. 482. 486. 488. 490. 496 ff. 503. 510. 515 f. 519. 523. 525. 530. 534. 540. 545. 549. 553 ff. 560. 564. 570. 576. 578. 593. 597. 603. 606. 612. 615. 647 f. deſſen Frau, geb. Voß 526.
— Dor. Salome, Schweſter 7. 14. 23. 80. 193. 199. 469. 473. 475. 499. 503. 517. 521. 549. 559. 563. 597. 599. 610.
— Matth., Diakonus in Schkeuditz 2.
— Theophilus, Großvater 2. 4 f. 18. deſſen beide Frauen, Anna Maria, geb. Ubicht, und Anna Dor., geb. Hillmann 4.
— Theophilus, Oheim 4. 18. 23. 193 f. 313. deſſen Frau, Rahel Chriſtiane, geb. Weidlich 193 f.
— Joh. Theophilus, Bruder 14. 16. 23. 43. 80. 111. 114. 120. 129 f. 252. 272. 300. 305 f. 313. 324. 387. 396. 413. 469. 485. 521 f. 530. 568. 597. 606.
Leſſing, Theophilus Gottlob, Vetter 84. 193.
Leuſchner, Joh. Chriſtian 289.
Lieberkühn, Chriſtian Gottlieb 214. 223 ff. 248.
Lichtenſtein, Joh. Dietr. 507.
Lindenau, Heinr. Gottl. von, und deſſen Sohn 620.
Lindner, Joh. Gotthelf 19. 24. deſſen Frau, geb. Leſſing 19.
Lippert, Phil. Dan. 402. 405. 430 f. 527 f.
Livorno 408. 533.
Locke, John 623.
Löffler, Joſias Friedr. Chriſtian 639.
Logau, Friedr. 237. 248. 288 f.
Lorenz, Chriſtiane Friederike 75. deren Mutter 67.
Löwen, Joh. Friedr. 348 ff. 356. 367. 372 f. 383. deſſen Frau 372 ff. 386.
Luther, Mart. 117. 571.

Mackwitz, Joh. Chriſtian 643.
Maffei, Franc. Scip. Marcheſe di 389.
Magdeburg 197.
Mailand 531 f.
Mannheim 552 f. 559—568. 632.
Marchand, Theaterdirektor 365.
Marigny, Augier de 128.

Marivaux, Pierre Carlet de Chamblain de 76.
Marmontel, Jean Franc. 389.
Marperger, Bernh. Walt. 21.
Marpurg, Friedr. Wilh. 95. 102. 276.
Marschall, Graf von 645.
Martial 115. 483.
Martini, Aug. 20.
Masch, Friedr. Wilh. 580 f.
Matthieu, Maler 276.
Maupertuis, Pierre Louis Moreau de 104. 125. 162 f. 182 f.
Mauvillon, Jak. 501.
May, Maler, 318.
Mecour, Suf. 365. 374. 385.
Meier, Joh. Georg Friedr. 99. 116.
Meil, Joh. Wilh. 234. 276. 488.
Meinhard, Joh. Nic. 323. 359.
Meißen 21—58.
Meißner, Aug. Gottlieb 554.
Menander 86.
Mendelsohn, Moses 150 ff. 155. 161 ff. 175. 182—185. 189. 199. 201. 203. 214 f. 217 f. 220. 225. 229. 233. 242. 246. 264 f. 274—277. 283—298. 317—322. 331. 335. 340. 371. 377. 443. 471. 474 f. 486. 499. 510. 526. 547. 571. 575. 577. 594. 604. 624. 638 f. dessen Frau 575.
Metzler, Joh. Bened. 86.
Meusel, Joh. Georg 405 f. 569.
Meziere, Schauspielerin 197.
Meyne, J. H., Archivsekretär 464. 477.
Michaelis, Joh. Dav. 5. 72. 139. 142. 152. 155. 180. 340.
Milton, John 170.
Minckwitz, Hauptm. von 340.
Möbius, Georg 2.
Möller, Heinr. Ferd. 570.
Montiano, Don Augustino de M. y Luyando 155. 221.
Morgenbesser, Joh. Friedr. 305.
Möser, Justus 340. 376.
Mosheim, Joh. Lor. 21. 92. 253.
Müchler, Joh. Georg 176.
Müller, Friedr. 561. 564 ff.
— Joh. Heinr. Friedr. 513. 529.
— Joh. Sam. 332.
— Karl Wilh. 207.
— Dr., Sachwalter in Leipzig 305.
München 536. 637.
Münchhausen, Gerl. Adolf von 94.
Murr, Christof Gottlieb 346. 419.
Muzell-Stosch, Phil. 322. 528.
Mylius, Kasp. 4. dessen Frau, Anna Dor., geb. Lessing 19. deren Söhne: Christlieb 19 f. Christfried 19. Christhelf 19. 103. Söhne zweiter Ehe: Christhold 19. Christlob 19 f. 23. 36 f. 68. 70—75. 83—87. 98. 101. 110. 114. 123. 129 f. 149 f. 155 ff.

Nassau, Oberst von 18. 178.
Naumann, Christian Nik. 72. 97. 107 f. 131. 175. 185. 196.
— Gottlob 279.
Neapel 535 f.
Nepos, Cornelius 410. 430.

Neuber, Friederike Karol. 65 ff. 77. 83.
Neuburg, Kloſter 529.
Neuhoff-Elendſon, Schauſpielerin 304.
Neumann, Archidiakonus in Kamenz 306.
Neuſer, Adam 518.
Nibelungenlied 228.
Nicolai, Chriſtof Friedr. 169 ff. 175. 184. 199—209. 212. 214. 220—223. 228 f. 233 f. 237. 240—244. 249. 258. 264. 266. 274—277. 281. 286. 295 f. 299. 314. 317. 320 ff. 329. 335. 348. 359. 370. 377. 395. 399. 402. 405 f. 408. 414 ff. 420. 428—435. 443. 452. 462. 486. 488. 501. 509. 526 ff. 547. 570. 574. 593. 624. 631. 648.
— Gottlob Sam. 115 f. 141 ff. 170. 240.
Noël, Franz 302.

Oeſer, Adam Friedr. 399.
Oeſtreich, Joſeph II., Kaiſer von 398. 497. 529—532. 635.
— Maria Thereſia, Kaiſerin von 497. 506. 529 f.
Opitz, Mart. 250 f.
Oppian 223.
Orville, d', Miniſter 322.
Oſſenfelder, Heinr. Aug. 72 f. 83. 101. 108. 126.
Otway, Thom. 382.

Pahlmann (Balemann), Albr. 382.
Parent, Ant. 158.
Parma 535.
Pauli, Joh. 609 f.
Pavia 535.
Peile 293.
Pfalz, Karl Theod., Kurfürſt von der 516. 552. 562—566. 623.
Phädrus 134.
Philipp, Bruder (Marienleben) 529.
Pius VI. 535.
Planer, Joh. Andr. 5.
Platner, Friedr. 191. 401.
Plautus 46. 179.
Plinius der ältere 468.
Pope, Alex. 162 f. 182. 328. 634.
Portia, Nic. Graf von 568.
Potsdam 167 ff. 298 f.
Praun, Georg Septimus Andr. von 448. 464. 510. 542.
Prémontval, André Pierre le Guay de 123 f. 142. 162.
Preßburg 529.
Preußen, Friedrich der Große, König von 1. 200. 209. 212. 218 ff. 222. 228 f. 293 ff. 323 f. 344 f. 439 f. 513. 536. 639. 643.
Püſchel, Bürgermeiſter in Kamenz 37. 306. 324 f.
Putzkau 19. 24.
Pyrmont 340.

Quanz (Quantz), Joh. Joach. 175. 188. 276.
Quintus Icilius, ſ. Guichard.

Rabener, Gottfr. Wilh. 42. 73.
Rameyer, Kaufmann in Hamburg 382.
Ramler, Karl Wilh. 173 ff. 182. 184. 191. 216. 230. 233—238. 250. 255. 258. 263. 276. 285—290. 302. 307. 317. 336. 342. 348. 355. 360. 377. 395. 407. 418. 473. 476. 478. 482. 501. 509. 521. 527. 547.
Raspe, Rud. Erich 356. 419.
Regensburg 611.
Reggio 535.
Reich, Phil. Erasmus 190 f. 205.
— ſ. Reye.
Reichard, Otto 601.
Reichel, Joh. Nath. 99.
Reiffenſtein, Joh. Friedr. 535.
Reimarus, Eliſe (Margareta Eliſabeth) 381. 588—590. 592. 594 f. 598. 604 f. 609 f. 613 f. 616 ff. 631—634. 641 f.
— Herm. Dieter. 631.
— Herm. Sam. 380. 456 ff. 471. 474. 486. 518. 526. 550. 555—559. 581. 609. 621. 631. 639.
— Joh. Alb. Heinr. 381. 456. 484. 550. 581 f. 613. 632. 634. 641.
Reinhard, Adolf Friedr. 182.
Reiske, Erneſtine 481. 517 f. 568.
— Joh. Jak. 452. 473. 476. 480 f. 517. 544. 518.
Remer, Jul. Aug. 584.
Reß, Joh. Heinr. 573. 578. 595. 612.
Reventlow, Grafen von 478.
Reye (gewöhnlich Reich genannt) 319. 370 f. 379.
Richardſon, Sam. 163. 168. 180. 210.
Richier de Louvain 102. 104. 111 ff.
Riedel, Friedr. Juſt 394. 409 f. 419 f. 434. 442. 456. 464. 495 f. 513.
Röder, von 94.
Rom 408. 414. 418. 423. 535 f.
Romanus, Karl Franz 392 f. 423 f.
Rönckendorf, Weinwirth in Braunſchweig 615. 630.
Roſenberg, Georg Freiherr von 484.
Rouſſeau, Jean Jacques 108. 136. 371.
Rüdiger, Joh. Andr. 86—89. 98. 101. 105.

Saal, Juſt. Heinr. 191. 400. 525.
Sacchi, Ant. 535.
Sachſen, Auguſt, Kurfürſt von 24. 26.
— Friedr. Auguſt I., Kurfürſt von 538.
— Friedr. Chriſtian, Kurfürſt von, König von Polen 21. 33.
— Moritz, Kurfürſt von 24. 26.
Sack, Aug. Friedr. Wilh. 176. 211 f.
Sacken, Graf von 538.
Samſon, Jude 471.
Sanctorius, Joh. Donatus 292.
Saurin, Bern. Joſ. 474.
Savioli, Operndirektor 568.
Schäfer, Medailleur 568.

Schiller, Joh. Christof Friedr. 648.
Schlaberndorf, Gust. Freiherr von 343 f. 352.
Schlegel, Joh. Ad. 70. 73. 127.
— Joh. El. 170. 182. 371.
— Joh. Heinr. 68. 70.
Schliestädt, Heinr. Bernh. Schrader von 448. 508. 510.
Schlönbach, Feldprediger 306. 313.
Schlözer, Aug. Ludw. 601. 605.
Schloſſer, Joh. Ludw. 438.
Schmidt, Joh. Friedr. 364 f. 373. 380.
— Klamer Eberh. 628.
— Konr. Arn. 449. 462. 466. 484. 495 f. 517. 542. 571. 576. 578. 626. 635. 638. 643. 647. deſſen Tochter ſ. Eſchenburg.
Schmelz, Schauſpieler 397.
Schmieder, Diakonus in Kamenz 19.
— Joh. Soph., geb. Leſſing 19. ſ. Landsberg.
Schönaich, Chriſtof Otto, Freiherr von 108. 134. 158—161. 167. 170. 172. 267. 281. 336.
Schönborn, Gottlob Friedr. Ernſt 512.
Schönemann, Joh. Friedr. 92. 95. 182. 197. 234.
Schröder, Friedr. Ludw. 353. 401. 438. 500 f. 596. 632.
Schuback, Johannes 493. 550. 553 f. 595 f. 631. deſſen Frau 550. 553. 570. 595. 617. 631.
Schubert, Bürgermeiſter in Kamenz 56.
Schuch, Franz, 152 f. 180 ff. 220. 234. 248. 284. 302. 304. deſſen Frau 153. 181. deſſen älteſter Sohn Franz 304. 321. 339 f.
Schultheß, Joh. Georg 174.
Schulze (Schulz), Karol. 350. 353. deren Bruder 353.
Schumann, Joh. Dan. 573. 576.
Schütz, Chriſtian Gottfr. 647.
Schwalb, Aug. Gottfr. 381 f.
Schwan, Chriſtian Friedr. 552 f. 560 f. 564. 567.
Schwarz, Friedr. Imm. 115 f. 145.
Schwedt 647.
Schweidnitz 295.
Scultetus, Andr. 226.
Sellier, Joſ. von 85.
Semler, Joh. Sal. 422. 520. 579. 600 f. 603 ff.
Seyler, Abel 350 f. 373 f. 446. 538 f. 560 f. 565—568.
— Soph. Friederike 538. 561. ſ. Henſel.
Shaftesbury, Antony Aſhley-Cooper, Graf von 162 f.
Shakespeare, Will. 371. 456. 633.
Sommer, Joh. Chriſtof 643.
Sonnenfels, Joſ. von 444. 513.
Sophokles 269. 274.
Spence, Joſ. 299. 328.
Spiegel, Kammerherr von 342 f. 356.
Spilcker (nicht Spileker), Baron von 135.
Spittler, Ludw. Timoth. 569 f.

Reyer (gewöhnlich Reich genannt) 319. 370 f. 379.
Richardson, Sam. 163. 168. 180. 210.
Richier de Louvain 102. 104. 111 ff.
Riedel, friedr. Just 394. 409 f. 419 f. 434. 442. 456. 464 495 f. 515.
Röder, von 94.
Rom 408. 414. 418. 423. 535 f.
Romanus, Karl Franz 392 f. 423 f.
Röneckendorf, Weinwirth in Braunschweig 615. 630.
Rosenberg, Georg freiherr von 484.
Rousseau, Jean Jacques 108. 156. 371.
Rüdiger, Joh. Andr. 86—89. 98. 101. 105.

Saal, Just. Heinr. 191. 400. 525.
Sacchi, Ant. 535.
Sachsen, August, Kurfürst von 24. 26.
— friedr. August I., Kurfürst von 538.
— friedr. Christian, Kurfürst von, Königl von Polen 21. 33.
— Moritz, Kurfürst von 24. 26.
Sack, Aug. friedr. Wilh. 176. 211 f.
Sacken, Graf von 538.
Samson, Jude 471.
Sanctorius, Joh. Donatus 282.
Saurin, Bern. Jos. [illegible]
Savioli, Operndi[illegible]
Schäfer, Medail[illegible]

Schiller, Joh. Chriſtof Friedr. 648.
Schlaberndorf, Guſt. Freiherr von 343 f. 352.
Schlegel, Joh. Ad. 70. 73. 127.
— Joh. El. 170. 182. 371.
— Joh. Heinr. 68. 70.
Schlieſtädt, Heinr. Bernh. Schrader von 448. 508. 510.
Schlönbach, Feldprediger 306. 313.
Schlözer, Aug. Ludw. 601. 605.
Schloſſer, Joh. Ludw. 438.
Schmidt, Joh. Friedr. 364 f. 373. 380.
— Klamer Eberh. 628.
— Konr. Arn. 449. 462. 466. 484. 495 f. 517. 542. 571. 576. 578. 626. 635. 638. 643. 647. deſſen Tochter ſ. Eſchenburg.
Schmelz, Schauſpieler 397.
Schmieder, Diakonus in Kamenz 19.
— Joh. Soph., geb. Leſſing 19. ſ. Landsberg.
Schönaich, Chriſtof Otto, Freiherr von 108. 134. 158—161. 167. 170. 172. 267. 281. 336.
Schönborn, Gottlob Friedr. Ernſt 512.
Schönemann, Joh. Friedr. 92. 95. 182. 197. 254.
Schröder, Friedr. Ludw. 353. 401. 438. 500 f. 596. 632.
Schuback, Joh[illegible] 493
[illegible]
Schuch, Franz, 152 f. 180 ff. 220. 234. 248. 284. 302. 304. deſſen Frau 153. 181. deſſen älteſter Sohn Franz 304. 321. 339 f.
Schultheß, Joh. Georg 174.
Schulze (Schulz), Karol. 350. 353. deren Bruder 353.
Schumann, Joh. Dan. 573. 576.
Schütz, Chriſtian Gottfr. 647.
Schwalb, Aug. Gottfr. 381 f.
Schwan, Chriſtian Friedr. 552 f. 560 f. 564. 567.
Schwarz, Friedr. Jmm. 115 f. 145.
Schwedt 647.
Schweidnitz 295.
Scultetus, Andr. 226.
Sellier, Joſ. von 85.
Semler, Joh. Sal. 422. 520. 579. 600 f. 603 ff.
Seyler, Abel 350 f. 373 f. 446. 538 f. 560 f. 565—568.
— Soph. Friederike 538. 561. ſ. Henſel.
Shaftesbury, Antony Aſhley-Cooper, Graf von 162 f.
Shakespeare, Will. 371. 456. 633.
Sommer, Joh. Chriſtof 643.
Sonnenfels, Joſ. von 444. 513.
Sophokles 269. 274.
Spence, Joſ. 299. 328.
Spiegel, Kammerherr von 342 f. 356.
[illegible]pilcker (nicht Spileker), Baron von 135.
[illegible]ittler, Ludw. Timoth. 569 f.

Spinoza, Baruch 152. 162. 297. 309. 622. 624. 626. 628.
Starke, Joh. Christiane 526.
Stegmann, Kantor 607.
Stein, von, Hauptm. 319. 371.
Sterne, Lor. 404. 638.
Stolpen 4.
Stosch, Adjunkt bei der Bibliothek 212. 322. 324. 343.
Stosch-Muzell, s. Muzell-Stosch.
Straube, Gottlob Benj. 290. 340.
Stuart, Madame in Rom 536.
Sturz, Helfr. Pet. 373. 383. 435. 583.
Sulzer, Joh. Georg 110. 143. 164. 171—176. 182. 185. 211 ff. 233 f. 249 f. 265. 276. 308. 322 f. 486. 488. 490 ff. 495 f.
Süßmilch, Joh. Pet. 265. 276.
Swieten, Gerh. van 641.
— Gottfr. Freiherr van 490 f. 495. 527. 529. 537.
Swift, Jonath. 164.

Tauentzien, Bogislaus Friedr. von 209. 277. 279. 282 ff. 292—295. 364.
Teichen 295.
Teller, Wilh. Abrah. 512. 520. 526.
Terenz 46. 424.
Thaer, Albr. 625 f.
Theophilus, Presbyter 517. 613. 615.
Theophrast 46. 52.
Therbusch, Malerin 276.
Thering, Schauspieler 561.
Thomasius, Christian 7.
Thomson, Jam. 155.
Thümmel, Aug. Mor. von 308.
Tischbein, Joh. Ant. 428.
— Joh. Heinr. (?) 232.
Tillemann, Kaufmann 351.
Topp, Joh. Friedr. Jul. 478. 578.
Tottleben, General von 277 f.
Tralles, Balth. Ludw. 612.
Trimberg, Hugo von 571.
Tscherning, Andr. 250 f.
Turin 532 f.

Uz, Joh. Pet. 125. 167.

Valdesius, Alfonsus 144.
Venedig 532.
Villati, Leop. di 96.
Virgil 52. 136.
Vogt, Kaspar 632.
Vogt, Joh. 145.
Volkmann, Joh. Jak. 534.
Voltaire, Franc. Marie Arouet de 104. 111ff. 125. 131—134. 185. 222. 371. 374 f. 388 ff. 392 f.
Voß, Christian Friedr. 105. 170. 172. 175. 199. 216. 227. 230. 233. 276. 279. 314. 317. 324. 339. 380. 399. 402. 443. 452. 472. 485. 494 f. 520. 525 f. 575. dessen Sohn 534. dessen Tochter s. Lessing, Karl.
— Joh. Heinr. und dessen Gattin Erneſtine 551. 595 f. 630.

Wagner, Bürgermeister in Leipzig 4.

Wagner, Heinr. Leop. 539.
Walch, Chriſt. Wilh. Franz 610. 612 f.
Walther, Buchhändler in Dresden 538.
Wandsbeck 458. 551. 595 f. 626.
Warnſtedt, von, Oberſt 529. 543. 630.
Wehſe, Friedr. Traug. 49.
Weidlich, Rahel Chriſtiane, verehel. Leſſing 193 f.
Weidmann, Mor. Georg 190. 198.
Weimar 501. 623.
— Anna Amalia, Herzogin von 179.
Weiß, Fräulein aus Langenſalza 208.
Weiße, Chriſtian Fel. 67 f. 74. 77. 82 f. 126. 188. 190. 192. 195. 197 f. 207. 209 f. 214. 242. 269 f. 314 f. 330. 376. 392 f. 399 f. 418. 433. 438. 524 f. 601. deſſen Schweſter 195.
— Magiſter in Meißen 33—36. 39.
Werenfels, Sam. 101.
Weſſely, Moſ. 382. 598 ff.
Weygand, Chriſtian Friedr. 571.
Wieland, Chriſtof Mart. 125. 159. 171 f. 176. 191. 244. 259. 392. 442 f. 478 f. 505. 517. 523 f. 566. 623 f. 647.
Wien 90—93. 395. 398. 413. 423. 433 f. 490—493. 495 ff. 502—506. 528 ff. 537 f. 632.
Wilczek, Joh. Joſ., Graf von 497.
Winckelmann, Joh. Joach. 312. 315. 322 ff. 326—332. 335. 338. 343—346. 351 f. 358. 402. 404. 410. 414. 440 f. 535. 538. 544. 643.
Winkler, Chriſtian Gottfr. 190. 192. 195 f. 199—201. 209. 211 f. 216. 307—310.
Wiſſowatius, Andr. 511.
Wittenberg (Stadt) 84 ff. 114.
— Albr. 403. 426. 583.
Wolf, Prof. und Bibliothekar in Hamburg 422.
Wolfenbüttel 197. 278 f. 439. 441 f. 462—465. 470 f. 477—482. 490. 502—506. 509 f. 512. 516. 522 f. 542 f. 547 f. 552—554. 556 f. 559 f. 563. 569 f. 578. 588 ff. 592. 594. 597. 609 f. 616. 626. 629. 634. 639. 642 f.
Wolff, Chriſtian Freiherr von 62. 75.
Wolke, Chriſtian Heinr. 624.
Wolfram, Schauſpieler 78.
Würtemberg, Friedr. Eugen, Prinz von 278.
— Friedr. Wilh. Karl, Prinz von 620.
— deſſen Gattin, ſ. Braunſchweig.

Xenophon 271.

York, Landgut 550. 553 f.

Zachariä, Friedr. Wilh. 70. 73. 166. 269. 383. 449. 462. 496. 507. 546. 569.

Zimmermann, Eberh. Aug. Wilh. 645.
— Joh. Georg 278. 322. 488. 490. 501.
Zink, Barth. Joach. 381.
Zink, Soph. Maria, geb. Grund, deſſen Gattin 381.
Zinnendorf, Joh. Wilh. von 484. 488 f.
Zuyderſee 199.

Berichtigung.

S. 155 Z. 13 leſe man: Don Auguſtino de Montiano.

73743645

Erläuterungen
zu
Lessings Werken
von
Heinrich Düntzer.

Zweite Auflage.

1. 2. **Lessing als Dramatiker.** — 3. **Minna von Barnhelm.**
4. **Emilia Galotti.** — 5. 6. **Nathan der Weise.**

Preis eines Bändchens 1 M.

Goethes lyrische Gedichte erläutert von **Heinrich Düntzer.** Zweite Auflage. 3 Theile in 2 Bänden. 1877. 13 M. Elegant gebunden 15 M.

Goethes westöstlicher Divan erläutert v. **Heinrich Düntzer.** 3 M.

Goethes Faust erläutert von **Heinrich Düntzer.** I. II. Theil. Dritte Auflage. 1877. 1879. 3 M.

Goethes Dichtung und Wahrheit erläutert von **Heinrich Düntzer.** 1881. 3 M.

Klopstocks Oden erläutert v. **Heinrich Düntzer.** Zweite Auflage. 2 Theile in 1 Bde. 1878. 6 M. Elegant gebunden 7 M.

Schillers lyrische Gedichte erläutert von **Heinrich Düntzer.** Zweite Auflage. 3 Theile in 2 Bänden. 1877. 10 M. Elegant gebunden 12 M.

Uhlands Balladen und Romanzen erläutert von **Heinrich Düntzer.** 1879. 2 M.

Shakespeares dramatische Werke erläutert von **Robert Prölß.** 1. 2. Band à Band 4 M. Elegant gebunden à 5 M.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Erläuterungen
zu den
Deutschen Klassikern.
Herausgegeben von
Heinrich Düntzer.

Erschienen sind bisher folgende Bändchen:

1. Goethe, Hermann und Dorothea. 4. Auflage.
2. Wieland, Oberon. 2. Auflage.
3. Goethe, Leiden des jungen Werthers. 2. Auflage.
4. Goethe, Wilh. Meisters Lehrjahre. 2. Auflage.
5. 6. Schiller, Die Räuber. Neue Auflage.
7. 8. Schiller, Fiesko. Neue Auflage.
9. Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre. 2. Auflage.
10. Goethe, Wahlverwandtschaften. 2. Auflage.
11. Goethe, Götz von Berlichingen. 3. Auflage.
12. Goethe, Egmont. 2. Auflage.
13. Goethe, Clavigo und Stella. 2. Auflage.
14. Goethe, Iphigenie auf Tauris. 3. Auflage.
15. 16. Schiller, Kabale und Liebe. Neue Auflage.
17. Goethe, Tasso. 2. Auflage.
18. Goethe, Die natürliche Tochter. 2. Auflage.
19. Goethe, Faust. Erster Theil. 3. Auflage.
20. 21. Goethe, Faust. Zweiter Theil. 3. Auflage.
22. Herder, Cid. 2. Auflage.
23. Herder, Legenden. 2. Auflage.
24—29. Klopstock, Oden 1—6. 2. Auflage.
30. 31. Lessing, als Dramatiker. 2. Auflage.
32. Lessing, Minna von Barnhelm. 3. Auflage.
33. Lessing, Emilia Galotti. 2. Auflage.
34. 35. Lessing, Nathan der Weise. 2. Auflage.
36. 37. Schiller, als lyrischer Dichter (Gedichte 1. 2). 2. Auflage.
38—45. Schiller, Lyrische Gedichte. 3—10. 2. Auflage.
46. 47. Schiller, Wallenstein. 3. Auflage.
48. 49. Schiller, Maria Stuart. 2. Auflage.
50. 51. Schiller, Jungfrau von Orleans. 2. Auflage.
52. Schiller, Braut von Messina. 2. Auflage.
53. 54. Schiller, Wilhelm Tell. 2. Auflage.
55—57. Schiller, Don Karlos.
58. 59. Goethe, Erzählungen.
60. Goethe, Prometheus und Pandora.
61—63. Goethe, als lyrischer Dichter (Gedichte 1—3). 2. Auflage.
64—73. Goethe, Lyrische Gedichte 4—13. 2. Auflage.
74—76. Goethe, Westöstlicher Divan (Gedichte 14—16).
77. 78. Uhland, Balladen und Romanzen.
79. Goethe, Dichtung und Wahrheit. 1. Theil. Einleitung.
80. 81. Goethe, Dichtung und Wahrheit. 2. Theil. Erläuterung.
(Wird fortgesetzt.)

Die neuen Auflagen sind durchgehend verbessert und umgearbeitet.

Preis eines jeden Bändchens 1 Mark.

Bei Abnahme der ganzen Sammlung tritt der Subscriptionspreis von 75 Pf. à Bändchen ein.

Fues's Verlag (R. Reisland) in Leipzig.

Goethes Leben

von

Heinrich Düntzer.

Mit authentiſchen Illuſtrationen:

50 Holzſchnitte und 4 Beilagen (facſimilirte Autographieen).

1879. 42 Bogen in Octav.

Preis 8 M.; ſehr elegant gebunden 10 M.

Fues's Verlag (R. Reisland) in Leipzig.

Schillers Leben

von

Heinrich Düntzer.

Mit authentiſchen Illuſtrationen:

46 Holzſchnitte und 5 Beilagen (facſimilirte Autographieen).

1880. 36 Bogen in Octav.

Preis 7 M.; ſehr elegant gebunden 9 M.

Dieſe neue Biographie Schillers bildet ein Seitenſtück zu dem 1879 erſchienenen, mit ſo großem Beifall aufgenommenen Goethes Leben von demſelben Verfaſſer. Wie jene, ſo erhält auch ſie beſonderen Werth durch die vielen Illuſtrationen, die alle nach den authentiſchen Originalen neu angefertigt worden ſind, (Phantaſiebilder und Compoſitionen von Künſtlern ſind alſo ausgeſchloſſen), und durch geſchmackvolle reiche Ausſtattung, Velinpapier, Schwabacher Schrift und Kopfleiſten. Der Einband iſt ebenſo elegant wie dauerhaft.

H. C. Andersen's
Ausgewählte Werke.

Neu revidirt auf Grund
der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe.

Mit Portrait des Verfassers.

8. 1880. 8 Bände. 18 M.
Elegant gebund. in 4 Bände 22 M.

Einzeln-Ausgaben:

Nur ein Geiger. 3 M. Eleg. geb. 4 M.
Der Improvisator. 3 M. Eleg. geb. 4 M.
Sein oder Nichtsein. 2 M. 50 Pf. Eleg. geb. 3 M. 50 Pf.
Das Märchen meines Lebens. Mit Portrait. 3 M. Eleg. geb. 4 M.
Ausgewählte Geschichten u. Erzählungen. 2 M. Eleg. geb. 3 M.
Die beiden Baroneffen. 2 M. 50 Pf. Eleg. geb. 3 M. 50 Pf.
O. T. 2 M. 50 Pf. Eleg. geb. 3 M. 50 Pf.
Ausgewählte Märchen. Mit Portrait. 2 M. Eleg. geb. 3 M.

H. C. Andersen's sämmtliche Märchen. Einzige vollständige vom Verfasser besorgte deutsche Ausgabe. Mit 67 in den Text gedruckten und vorzüglichen Illustrationen auf Kupferdruckpapier nach Originalzeichnungen von **L. Hutschenreuter** und **V. Pertersen.**

Illustrirte Pracht-Ausgabe. Dreiundzwanzigste Auflage. 46 Bogen. 112 Märchen enthaltend. Mit 67 Holzschnitten und 12 Illustrationen. In reichstem Prachtband mit künstlerischer Deckenvergoldung. 7 M. 50 Pf.

Illustrirte Volks-Ausgabe. Vierundzwanzigste Auflage. 46 Bogen. 112 Märchen enthaltend. Mit 67 Holzschnitten und 1 Illustration. Elegant cartonnirt mit farbigem Umschlag. 4 M. 50 Pf.

H. C. Andersen's ausgewählte Märchen für die Jugend. Sechste Auflage. 15 Bogen. 33 Märchen enthaltend. Mit 4 Bildern in Oelfarbendruck nach Originalzeichnungen von **L. Hutschenreuter**, sowie zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. 2 M. 40 Pf.

H. C. Andersen's Bilderbuch ohne Bilder. Einzige vom Verfasser besorgte Original-Ausgabe. 16. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Cartonnirt 1 M. 50 Pf. Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 M. 50 Pf.

H. C. Andersen, Eines Dichters Bazar. 3. Auflage. 4 M.

H. C. Andersen, Gesammelte Historien. 2 M. Eleg. geb. 3 M.

H. C. Andersen, Der Glückspeter. Eine Erzählung. 1 M.

H. C. Andersen, Aus Herz und Welt. 3. Auflage. 3 M.

Henrik Hertz. König René's Tochter. Lyrisches Drama. Im Versmaße des Originals übersetzt von **F. A. Leo.** 13. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 M. 50 Pf.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem von **Ferdinand Schmidt.** Mit 42 Illustrationen. 1881. 2. Auflage. Cart. 2 M. 50 Pf.

Dorothea Sibylla, Herzogin von Liegnitz und Brieg. Lebensbild eines Brandenburgischen Fürstenkindes von **Ferdinand Schmidt.** 1881. Cart. 2 M. 50 Pf.

Palm, ein deutscher Bürger. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Dr. **Ludwig Eckardt.** 2 M.

Friedrich Schiller, Drama in 5 Aufzügen von Dr. **Ludwig Eckardt.** 2 M.

Sokrates, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Dr. **Ludwig Eckardt.** 3 M.

Weltbürger und Patriot. (Vom linken Rheinufer.) Trauerspiel in 5 Aufzügen von Dr. **Ludwig Eckardt.** 2 M.

Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache. Mit besonderer Rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche Literatur. Von Dr. **Fr. Aug. Brandstäter.** 1874. gr. 8. 5 M.

Das Wesen des deutschen Rhytmus. Beitrag zur deutschen Verslehre. Von **Rod. Benedix.** gr. 8. 2 M.

Zierden der englischen Literatur in biographischen Einzeldarstellungen. Frei bearbeitet von **Leopold Katscher.** 3 Bändchen. 1880. à 3 M.

1. **Oliver Goldsmith** von William Black. 2. **Daniel Defoe** von William Minto. 3. **William Thackeray** von Anthony Trollope.

Der zerbrochene Krug von **Heinrich von Kleist.** Für den Schulunterricht dargelegt v. Dr. **Christ. Semler.** 1879. gr. 8. 80 Pf.

Shakespeare's Hamlet. **Die Weltanschauung und der Styl des Dichters.** Von Dr. **Christian Semler.** 1879. gr. 8. 80 Pf.

Das Thema der Goethischen Poesie **und Torquato Tasso.** Für Haus und Schule dargelegt von Dr. **Christian Semler.** 1879. gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wallensteins Lager von **Friedrich von Schiller.** Eine Festrede v. Dr. **Christian Semler.** 1879. gr. 8. 60 Pf.

Anleitung dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen von Dr. **L. Eckardt.** (Der Schule und dem Hause.) 2. Auflage. 1 M. 50 Pf.

Einleitung in die Aesthetik von **Theodor Seemann.** 1 M. Gebunden 1 M. 50 Pf.

Die Nibelungen-Dramen seit 1850 **und deren Verhältniß zu Lied und Sage.** Von **Jos. Stammhammer.** 1878. gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Aus alter Zeit. Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit deutscher Literatur. Für Freunde des Mittelhochdeutschen herausgegeben von **Jean Bernard.** 1880. 4 M. Elegant gebunden 5 M.

Zwei Herzen und ein Schlag. Epische Dichtung von **Jean Bernard.** 1880. 1 M.

Magnus. Eine epische Dichtung von **Jean Bernard.** 1881. 4 M. Elegant gebunden 5 M.

Edelsteine aus Jean Paul's Levana. Ausgewählt von **Oscar Kayser.** Miniatur-Ausgabe. 1879. 1 M. 60 Pf. Eleg. geb. 2 M. 40 Pf.

Fünfzig Jahre deutscher Dichtung. Mit biographisch-kritischen Einleitungen. Herausgegeben von **Adolf Stern.** 2. Auflage. 1877. (12 M.) **Herabgesetzter Preis** 6 M. Elegant gebunden (13 M. 50 Pf.) **Herabgesetzter Preis** 7 M. 50 Pf.

Fünfzig Jahre deutscher Prosa. Herausgegeben v. **Adolf Stern.** 1873. (8 M.) **Herabgesetzter Preis** 4 M. Elegant geb. (9 M.) 5 M. 50 Pf.

Die deutschen Klassiker in der Schule. Eine Spruchsammlung von **Jean Bernard.** Elegant gebunden 2 M. 80 Pf.

König Fjalar von **J. L. Runeberg.** Epos aus der nordischen Vorzeit. Deutsch von **Ida Meves** geb. **Lappe.** 1877. Elegant cartonnirt 1 M. 60 Pf.

Dichtungen von **J. L. Runeberg.** 2 Bändchen (1. Fähnrich Stål. 2. Nadeschda). Cartonnirt à Bändchen 1 M.

Alice's Abenteuer im Wunderland von **Lewis Caroll.** Mit 21 Illustrat. Cart. 3 M.

Des Feldschers Erzählungen von **Z. Topelius.** Aus dem Schwedischen. Autorisirte Ausgabe. I. Cyclus. Gustav Adolph und der dreißigjährige Krieg. 1880. 3 M.

Die kleinen Wasserkinder. Ein Feenmärchen für ein kleines Landkind. Von **Charles Kingsley.** Deutsch von Eduard Prätorius. Autorisirte Ausgabe. 1879. 4 M. Elegant gebunden 5 M.

Zwei Brüder. Novelle von **Claude Tillier.** Deutsch v. Eduard Prätorius. 1879. 4 M. Elegant geb. 5 M.

Junges Blut. Geschichten von **Balduin Groller.** 1880. 8. 5 M. Elegant gebunden 6 M.

Aus drei Lebenskreisen. Novelle von **Burghardt v. Cramm.** 1874. 8. 4 M.

Gereimte deutsche Kaiser-Chronik von **Siegmey.** 1879. gr. 8. 2 M.

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.